

4 444

MARKINSON

# Dreißig Jahre in der Südsee



STRECKER u. SCHRÖDER VERLAG STUTTGART









Dreißig Jahre in der Südsee









*Hackmann*

Geboren 1844 in Augustenburg (Schleswig-Holstein)  
Gestorben am 24. Juli 1909 in Herbertshöhe (Neu-Pommern)

RICHARD PARKINSON

# Dreißig Jahre in der Südsee

Land und Leute,  
Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel  
und auf den deutschen  
Salomoinfeln

Mit 158 Abbildungen auf Tafeln und im Text  
und 4 Karten

Stuttgart 1926  
Verlag von Strecker und Schröder

*Przejazda  
Oceania.*

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5165604

Zweite Auflage  
Bearbeitet und herausgegeben von  
**Professor Dr. August Eichhorn**  
Leiter der Ozeanischen Abteilung am  
Staatlichen Museum für Völkertunde  
zu Berlin



444

Alle Rechte von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten  
Copyright by Strecker und Schröder in Stuttgart 1925

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart  
Einbandzeichnung von Karl Sigrift



## Aus dem Vorwort des Verfassers

Ein dreißigjähriger Aufenthalt auf verschiedenen Südseeinseln hat mich mit Land und Leuten vertraut gemacht. Von 1875 bis 1882 lernte ich von Samoa aus die umwohnenden Polynesier kennen, und nachdem ich mich auf der Gazellehalbinsel angesiedelt hatte und nach allen Seiten von Melanesiern umgeben war, habe ich mich bemüht, auf zahlreichen längeren Reisen und kleinen Ausflügen auch dies interessante Volk zu studieren.

Von vielen Seiten bin ich aufgefordert worden, die Bearbeitung meiner sämtlichen Beobachtungen und Erfahrungen in Angriff zu nehmen. Der verstorbene Geheimrat Bastian, mit dem ich im Jahre 1894 gelegentlich eines Besuches in Deutschland häufig längere Unterhaltungen pflog über Sitten und Gebräuche der Melanesier, hat mich zu jener Zeit bewogen, die Arbeit zu unternehmen.

Was ich dem Leser biete, wird manches Neue enthalten und manchen alten Irrtum beseitigen. Viele Sitten und Gebräuche schwinden durch den Einfluß der Europäer schnell dahin. Waffen und Gerät finden ihren Weg in heimische Museen, und moderne europäische Sachen treten an ihre Stelle. Schon jetzt kommen Eingeborene mit ihren Söhnen zu mir, um die in meiner Sammlung aufbewahrten alten Gegenstände den Nachkommen zu zeigen. Wenn weitere fünfundzwanzig Jahre ins Land gehen, dann wird man in den europäischen Museen für Völkerkunde den staunenden Eingeborenen von Neupommern oder Neumecklenburg die Gegenstände zeigen können, die ihre Vorfahren im Krieg und im Frieden handhabten, die aber den Nachkommen ebenso wunderbar erscheinen werden, wie dem heutigen Europäer die Steinärzte und Speerspitzen seiner Ahnen.

Die den Text begleitenden Abbildungen sind nach eigenen photographischen Aufnahmen hergestellt und werden zur Veranschaulichung des Inhaltes viel beitragen. Diejenigen, die ein weiteres Bildermaterial wünschen, finden ein solches in dem zweibändigen Papua-Album, das

ich zusammen mit meinem Freunde Herrn Geheimrat A. B. Meyer, Dresden, veröffentlicht habe.

Zum Schluß muß ich denjenigen meinen Dank aussprechen, die mir ihre Beobachtungen zur Verfügung gestellt und mich dadurch in den Stand gesetzt haben, die Schilderung der Eingeborenen, ihrer Sitten und Gebräuche zu vervollständigen. In erster Linie stehen die Herren Missionare der „Mission vom heiligen Herzen Jesu“, deren Mitteilungen und Aufzeichnungen mir mit der größten Bereitwilligkeit zur Durchsicht gegeben wurden. Den Firmen E. E. Forsayth und Hershheim & Co. habe ich ebenfalls zu danken für die vielen Gelegenheiten, die sie mir gaben, Land und Leute des Archipels auf den Fahrten ihrer Schiffe nach den verschiedenen Inseln kennenzulernen.

Bismarckarchipel 1906.

R. Parkinson

## Aus dem Vorwort des Herausgebers der ersten Auflage

Dieses Buch hätte keines Herausgebers bedurft, wenn nicht die weite Entfernung des Verfassers von der Heimat es ihm unmöglich gemacht hätte, die mit der Drucklegung verbundenen Arbeiten selbst zu übernehmen. Denn das Manuskript, das Herr Parkinson einschickte, war druckfertig. Sachliche Änderungen habe ich nirgends vorgenommen, auch da nicht, wo ich mit dem Verfasser nicht einverstanden bin. Das ist naturgemäß besonders bei theoretischen Erörterungen der Fall. So werden Herrn Parkinsons Theorien, zum Beispiel über den Ursprung der Geheimbünde, nicht überall die Zustimmung der Fachleute finden.

Der Hauptwert des Buches liegt in dem großen Tatsachenmaterial, das es enthält und das es zu einer wahren Fundgrube für den Ethnologen macht.

Herr Parkinson hat mit liebevollem Eifer während der ganzen dreißig Jahre seines Aufenthaltes in der Südsee das Leben der Eingeborenen studiert. Davon zeugen seine zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen und nicht minder die vielen schönen Stücke, die die deutschen Museen, vor allem die von Dresden und Berlin, seinem Sammeleifer verdanken.

Berlin, im September 1907.

B. Ankermann,

Direktorial-Assistent am Museum für Völkerkunde zu Berlin



## Vorwort zur zweiten Auflage

Dem Wunsche der Herren Verleger Streckler und Schröder, eine gekürzte Ausgabe von Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee, zu übernehmen, bin ich im Hinblick auf den unvergänglichen Wert dieses Buches als einer Quelle von Originalmaterial für die Völkerkunde gern nachgekommen. Da der Umfang der neuen Auflage herabzusetzen war, mußte natürlich neben der möglichsten Kürzung des geographischen und sprachlichen Teils auch der ethnographische Inhalt eine starke Einschränkung erleiden. Es hat mir wehe getan, um des beschränkten Raumes willen größere Teile von Parkinsons Forschungsergebnissen streichen zu müssen; hauptsächlich habe ich Kürzung da vorgenommen, wo Parkinson die ihm zur Verfügung gestellt gewesenen, ausführlichen Berichte der Missionare ausgiebigst benutzt gehabt hat. Die ausgezeichneten Arbeiten dieser Kenner der materiellen und geistigen Kultur der einzelnen Südseevölker sind inzwischen zum Teil als selbständige Abhandlungen erschienen und bieten in extenso die Ergebnisse, von denen Parkinson vordem nur Abschnitte veröffentlicht hatte. Ferner habe ich die Stellen, an denen Parkinson in sehr ausgedehntem Maße Übersetzungen aus Monographien anderer Verfasser, zum Beispiel aus Codrington, *The Melanesians*, gab, um seine eigenen Theorien zu stützen oder zu ergänzen, tunlichst weggelassen, da der Hauptwert von Parkinsons Arbeit in der Darbietung des von ihm selbst gesammelten Beobachtungsmaterials liegt, das ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der ozeanischen Völkerkunde sichert.

Deutschland hat zwar seit dem erstmaligen Erscheinen von Parkinsons Werk seine Besitzungen in der Südsee verloren; aber was deutsche Tatkraft, deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer in jenen vormals deutschen Besitzungen im Stillen Ozean geschaffen haben, dafür bleibt auch dieser gekürzte Parkinson ein beredter Zeuge, der in weiten Volkskreisen das Interesse für unsere ehemaligen Kolonien in Übersee wach erhalten und beleben wird.

Berlin, Herbst 1925.

Aug. Eichhorn

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
I. Entdeckungsgeschichte . . . . .	1
II. Neupommern mit den Französischen Inseln und Neulauenburg . .	28
1. Das Land . . . . .	28
2. Die Bewohner . . . . .	41
a) Die Eingeborenen des Nordostens der Gazellehalbinsel . . . . .	47
b) Die Baining . . . . .	91
c) Die Saull und Butam . . . . .	99
d) Die Stämme des mittleren Teiles von Neupommern . . . . .	101
e) Die Stämme des westlichen Neupommern und der Französischen Inseln . . . . .	118
III. Neumecklenburg und Neuhanover mit den vorgelagerten Inseln . .	130
1. Das Land . . . . .	130
2. Die Eingeborenen . . . . .	131
IV. Sankt Matthias und die benachbarten Inseln . . . . .	159
V. Die Admiralitätsinseln . . . . .	174
VI. Die westlichen Inseln . . . . .	209
Wuvulu und Aua . . . . .	209
Ninigo, Luf und Raniet . . . . .	217
VII. Die vormalig deutschen Salomoinseln nebst Niffan und Carteretinseln	226
VIII. Die östlichen Inseln (Nuguria, Tann und Rufumann) . . . . .	247
IX. Geheimbünde, Totemismus, Masken und Maskentänze . . . . .	273
X. Sagen und Märchen . . . . .	307
XI. Die Sprachen . . . . .	325
1. Die Sprache der Küstenbewohner der nördlichen Gazellehalbinsel . . . . .	325



	Seite
2. Die Neulauenburgsprache . . . . .	331
3. Die Bainingssprache . . . . .	332
4. Die Sprache der Sukka . . . . .	334
5. Die Rakanaissprache . . . . .	335
XII. Kultur- und Nutzpflanzen, Haus- und Jagdtiere . . . . .	337
Namen- und Sachregister . . . . .	348

## Verzeichnis der Abbildungen, Tafelbilder und Karten

	Abbildungen	
		Seite
1. Fragment einer Karte der westlichen Hemisphäre von Th. de Bry (1596) . . . . .		3
2. Teil einer Karte von Witfliet (1597) . . . . .		4
3. Teil einer Karte von Herrera (1601) . . . . .		5
4. Tasman's Karte . . . . .		7
5. Faksimile des Tagebuches von Tasman, mit dessen eigenhändiger Unterschrift . . . . .		11
6. Dampiers Karte . . . . .		13
7. Faksimile der Dampierschen Küstenaufnahme von Neupommern . . . . .		14
8. Dalrymples Karte . . . . .		17
9. Teil einer im Jahre 1785 zur Orientierung des Grafen de la Pérouse entworfenen Karte . . . . .		18
10. Karte von L. E. D. Fleurieu (1790) . . . . .		19
11. Schnabel des Kakala . . . . .		68
12. Ornament von einem Trochusarmring . . . . .		124
13. Befestigung der Widerhaken am Speer durch Umwicklung . . . . .		125
14. Steinbeißlinge von Willaumez . . . . .		127
15. Wahrscheinliche Gestalt Australiens am Anfang der Tertiärzeit. (Das heutige Australien ist im Umriß eingezeichnet.) . . . . .		129
16. Musikinstrument aus Neumecklenburg . . . . .		146
17. Ornamentierter Teil eines Speers aus Neuhannover . . . . .		147
18. Armring aus Trochusshale . . . . .		149
19. Bootsschnabel aus Süd-Neumecklenburg . . . . .		151
20. Apparat zum Haifischfang, Neumecklenburg . . . . .		153
21. Gesichtstatauierung in Siara . . . . .		155
22. Ornamente auf Speeren und Tanzstöcken . . . . .		165
23. Ornamente auf Speeren und Tanzstöcken (Pflanzenmotive, namentlich vom Kokoßblatt hergeleitet) . . . . .		167
24. Ornamente von Schöpfköpfeln, Wassergefäßen usw. der Admiraltätsinsulaner . . . . .		179
25. Holzschüssel von Wuvulu . . . . .		215
26. Ahnenbild des Pau-Pau, Nukumanu . . . . .		253
27. Ahnenbild des Loatu, Tauu . . . . .		255
28. Ruvettushaken aus Nukumanu . . . . .		257
29. Bootsschnabel aus Tauu . . . . .		258
30. Holzgefäße (Östliche Inseln) . . . . .		259
31. Stampfer (Östliche Inseln) . . . . .		260
32. Steinerner Mörserkeule, gefunden auf Uatom . . . . .		266

33. Steinschale, gefunden am Varzinberg (Gazellehalbinsel) . . . . .	267
34. Steinschale, gefunden in Nusa . . . . .	268
35. Steingefäß, gefunden in Nusa . . . . .	269
36. Maske aus Niffan . . . . .	299

### Tafelbilder

Bildnis des Verfassers, Titelbild	Nach Seite
1. Karte von Schouten und Le Maire . . . . .	16
2. „Heemskert“ und „Zeehaen“, die beiden Schiffe Tasmans . . . . .	16
3. Eingeborene aus Neumecklenburg . . . . .	16
4. „De Eendracht“, das Schiff Schoutens und Le Maires . . . . .	16
5. William Dampier . . . . .	16
6. Vulkan Kaije an der Blanchebucht (Neupommern) . . . . .	32
7. Grotte im gehobenen Korallenfels auf Nioko (Neulauenburg) . . . . .	32
8. Wasserfall im Karotal, Baining (Gazellehalbinsel) . . . . .	32
9. Landschaftsbild von der Insel Abeleng . . . . .	32
10. Weiber der Gazellehalbinsel . . . . .	48
11. Ausstellung einer Leiche (Gazellehalbinsel) . . . . .	48
12. Sentkreuzen (Gazellehalbinsel) . . . . .	48
13. Männer der Baining . . . . .	48
14. Weiber der Baining . . . . .	64
15. Jüngling aus der Umgegend von Mōwehafen mit deformiertem Kopf . . . . .	64
16. Mutter mit Kind (Gazellehalbinsel) . . . . .	64
17. Weiber in Trauer (Gazellehalbinsel) . . . . .	64
18. Knabe mit tiefen Narben auf der Stirn . . . . .	80
19. Expanierte Schädel von der Gazellehalbinsel . . . . .	80
20. Schmuckgegenstände von der Gazellehalbinsel . . . . .	80
21. Hölzerne Keulen (Gazellehalbinsel) . . . . .	80
22. Männer von den Lieblichen Inseln (Neupommern) . . . . .	80
23. Neuguinea-Ranutyp auf den Lieblichen Inseln . . . . .	96
24. Taroknollen tragende Bainingweiber . . . . .	96
25. Dorffzene im Baininglande . . . . .	96
26. Gruppe von Sulkamännern . . . . .	96
27. Gegenstände der Baining . . . . .	104
28. Weibergruppe von den Lieblichen Inseln . . . . .	104
29. Dorffzene in Nakanai (Gazellehalbinsel) . . . . .	104
30. Jüngling von Unea (Französische Inseln) . . . . .	104
31. Männer von Mōwehafen . . . . .	112
32. Schmuck- und Tanzgegenstände von den Französischen Inseln . . . . .	112
33. Dorf auf den Französischen Inseln (Naraga) . . . . .	112
34. Schmuckgegenstände von der Willaumezhalbinsel und der anliegenden Küste . . . . .	112
35. Schmuckgegenstände von der Südküste Neupommerns . . . . .	128
36. Holzkeulen der Sulka und O Mengen . . . . .	128
37. Keulen aus der Gegend zwischen Jacquinet- und Montaguebucht . . . . .	128
38. Schild der Sulka . . . . .	128
39. Schild der O Mengen . . . . .	144
40. Dreiteiliger Schild vom Südap . . . . .	144



	Nach Seite
41. Dorffzene auf den Lieblichen Inseln . . . . .	144
42. Dorffzene auf Rombius (Liebliche Inseln) . . . . .	144
43. Mädchen von Nord-Neumecklenburg . . . . .	152
44. Haus, in dem ein junges Mädchen vor der Ehe eingeschlossen wird . . . . .	152
45. Brustschmuck . . . . .	152
46. Speere von Sankt Matthias und Emirau . . . . .	152
47. Tanzstöcke der Weiber von Sankt Matthias . . . . .	160
48. Männer von Sankt Matthias . . . . .	160
49./50. Weiber von Sankt Matthias . . . . .	160
51. Zierkämme, Schmuckketten, Gürtel, Armring und Tanzstöcke von Sankt Matthias und Emirau . . . . .	160
52. Männergruppe von Squally Island . . . . .	176
53. Landschaftsbild von der Insel Lou . . . . .	176
54. Pfahldorf der Moanus auf Udrual (Admiralitätsinseln) . . . . .	176
55. Männerhaus in dem Dorfe der Natankor auf Lou . . . . .	176
56. Speere mit Obsidianspitzen (Admiralitätsinseln) . . . . .	176
57. Holzschüssel von den Admiralitätsinseln . . . . .	176
58. Holzschale in Gestalt eines Vogels (Admiralitätsinseln) . . . . .	192
59. Holzschale in Gestalt eines Hundes (Admiralitätsinseln) . . . . .	192
60. Tanzschurze von den Admiralitätsinseln . . . . .	192
61. Holztrommel in Menschengestalt (Admiralitätsinseln) . . . . .	192
62. Moanusweiber aus Lalobé mit ihren Kindern . . . . .	192
63. Natankorfrauen von der Insel Lou . . . . .	192
64. Natankordorf auf Lou . . . . .	208
65. Männer des Moanusstammes aus dem Dorfe Lalobé . . . . .	208
66. Eingeborene vom Natankorstamm auf der Insel Lou . . . . .	208
67. Männer von Wuvulu . . . . .	208
68. Waffen von Wuvulu und Aua . . . . .	224
69. Dorffzene auf Aua . . . . .	224
70. Segelboot von den Hermitinseln . . . . .	224
71. Ausleger und Brücke des Segelboots von den Hermitinseln . . . . .	224
72. Banniuhafen (Nordküste von Bougainville) . . . . .	232
73. Verbrennung einer Leiche in Kieta auf Bougainville . . . . .	232
74. Häuptlingschmuck aus Konuschneckenscheibchen . . . . .	232
75. Dorffzene am Ernst-Günther-Hafen (Nord-Bougainville) . . . . .	232
76. Steinbeile von den Salomoinselfn . . . . .	232
77. Steinbeilklingen von den Salomoinselfn . . . . .	232
78. Steinerner Stampfer von den Salomoinselfn . . . . .	232
79. Speer von den Salomoinselfn . . . . .	240
80. Weiber von Buka . . . . .	240
81. Dorffzene auf Niffan . . . . .	240
82. Tribacna-Muschelgeld von der Insel Niffan . . . . .	240
83. Holzkeulen aus Buka und Bougainville . . . . .	256
84. Mädchen von Nukumanu (Tasmaninselfn) . . . . .	256
85. Knaben von Nukumanu (Tasmaninselfn) . . . . .	256
86. Tatauierung eines Mannes von Nukumanu . . . . .	256
87. Tatauierung einer Frau von Nukumanu . . . . .	256
88. Weiber von den Greenwichinselfn . . . . .	272

89. Weber bei der Arbeit . . . . .	272
90. Duf-Duf-Tänzer auf dem Festplatz (Gazellehalbinsel) . . . . .	272
91. Der Duf-Duf präsentiert sich auf dem Wasser . . . . .	272
92. Der Duf-Duf bei der Landung . . . . .	272
93. Schädelmasken von der Gazellehalbinsel . . . . .	272
94. Dorffzene auf Nukumanu . . . . .	272
95. Weiber von Nukumanu . . . . .	288
96. Männergruppe aus Nukumanu . . . . .	288
97. Künstlich angelegte Taropflanzung auf Nukumanu . . . . .	288
98. Bemaltes Stück Rindenzug der Baining . . . . .	288
99./100. Verschiedene Muster von bemalten Rindenstoffen . . . . .	296
101. Tanzmaske vom Kap Orford . . . . .	296
102. Maske bei Beschneidungsfeften (Liebliche Inseln und Mövehafsen) . . . . .	296
103. Kniender Maskenträger von den Französischen Inseln . . . . .	296
104. Dorffzenerie auf Täu . . . . .	304
105. Die noch lebende Bevölkerung der Insel Täu . . . . .	304
106. Tatanuamaske (Neumecklenburg) . . . . .	304
107. Maske mit Ohren (Neumecklenburg) . . . . .	304
108. Maske (Neumecklenburg) . . . . .	304
109. Matuamaske, Vorder- und Seitenansicht . . . . .	304
110. Totof- oder Kulibu-Schnitzereien . . . . .	312
111. Schnitzereien zum Andenken Verstorbener von Neumecklenburg . . . . .	312
112. Kreidefiguren von Süd-Neumecklenburg . . . . .	312
113. Der Tubuan erweist einem Verstorbenen die letzte Ehre (Gazellehalbinsel) . . . . .	312
114. Tänzer, Geister darstellend (Gazellehalbinsel) . . . . .	312
115. Der Nabucha-Tanz der Baining . . . . .	320
116. Die Maske Sifu des Sultastammes (bei Kap Orford) . . . . .	320
117. Tanz bei einer Beschneidungsfeierlichkeit (Südküste von Neupommern) . . . . .	320
118. Maskenhaus in Labangerarum auf Neumecklenburg . . . . .	320
119. Turu-Schnitzereien von der Fischerinsel (Nordostküste von Neumecklenburg) . . . . .	336
120. Maskierte Männer aus Vihir (östlich von Neumecklenburg) . . . . .	336
121. Matafesén aus Nord-Bougainville . . . . .	344
122. Kokosnußpflanzung in Ralum (Nordküste der Gazellehalbinsel) . . . . .	344

#### Karten

Bismarckarchipel . . . . .	40
Neupommern . . . . .	72
Neumecklenburg . . . . .	136
Admiralitätsinseln . . . . .	185



## I. Entdeckungsgeschichte

Die Entdeckungstreisen, die im Stillen Ozean bald nach Anfang des sechzehnten Jahrhunderts unternommen wurden, sind höchstwahrscheinlich nicht die ersten dieser Art gewesen, aber es sind keine zuverlässigen Nachrichten über die früheren Seefahrten bis auf uns gekommen.

1497 hatte Vasco de Gama das Kap der Guten Hoffnung umschifft; damit war das Tor für maritime Entdeckungen geöffnet. Bereits im Jahre 1511 fand der Portugiese Francisco Serrano die Molukken. Sein Freund und Landsmann Fernando Magelhaens versuchte nach dem Tode Serranos die portugiesische Regierung zur Ausrüstung einer Expedition zu bewegen, um die reichen Inseln in Besitz zu nehmen. Von Portugal abgewiesen, wandte er sich an Spanien, wo man auf seine Vorschläge einging. Mittlerweile hatte Vasco Nuñez de Balboa am 25. September 1513 von den Höhen Dariens das unermessliche Meer erblickt, das später den Namen „Stiller Ozean“ erhielt, und Magelhaens vermutete, daß südlich von dem von Kolumbus entdeckten neuen Welttheile ein Seeweg nach dem Stillen Ozean und damit nach den Molukken führen müsse. Die Folge zeigte, daß seine Annahme richtig war. Durch die Magelhaensstraße segelnd, durchschiffte er vom 28. November 1520 bis zum 6. März 1521 den Stillen Ozean, und es ist wahrscheinlich, daß er auf dieser Reise das hohe Land von „Neuguinea“ sichtete, das heißt das hohe Gebirge der Insel Neumecklenburg, die zu jener Zeit und noch lange darauf als ein Teil Neuguineas angesehen wurde.

Alvaro de Saavedra, der im Jahre 1527 von Neuspanien durch den Stillen Ozean nach den Molukken fuhr, entdeckte abermals, was man zu jener Zeit Neuguinea nannte, und ankerte einen vollen Monat an der Küste.

Die Spanier hatten im Jahre 1529 ihre Ansprüche auf die Molukken nach langen Streitigkeiten an Portugal abgegeben, und erst im Jahre 1540 nahmen sie aufs neue ihre Reisen von Neuspanien durch den Stillen Ozean auf; diesmal in der Absicht, die von Magelhaens

entdeckten Philippineninseln zu besiedeln. Diese Unternehmungen stießen auf große Schwierigkeiten. Von Mexiko aus war es allerdings leicht, mit Hilfe des Äquatorialstromes und des Ostpassats den Weg nach Westen zurückzulegen, aber die Rückreise auf demselben Wege, gegen Strom und Wind, bereitete zahlreiche Widerwärtigkeiten. Auf diesen Fahrten ist die Ostküste des heutigen Neumecklenburg nicht nur gesichtet, sondern auch besucht worden, denn Abel Tasman behauptet, er habe auf alten spanischen Seekarten aus jener Zeit des „Cabo de Santa Maria“ mit anliegender Küste, die Ostspitze des heutigen Neumecklenburg, angegeben gesehen.

Erst im Jahre 1565 gelang es Andres Urdeneta, einen Weg durch den Stillen Ozean von Westen nach Osten in etwa 40° nördlicher Breite zu finden; er gebrauchte zur Überfahrt nach Acapulco hundertdreißig Tage. Dadurch war auf lange Zeit hin der Weg über den Ozean den Seefahrern vorgeschrieben.

Das große Ziel der Spanier war erreicht. Die Molukken, Philippinen und übrigen ostindischen Gewürzinseln konnten auf dem Wege durch den Stillen Ozean erreicht und mit dem Mutterlande verbunden werden; alle übrigen Teile des Ozeans, die nicht auf der Reiseroute nördlich vom Äquator lagen, blieben unberücksichtigt.

Die Portugiesen hatten auf den ostasiatischen Gewürzinseln ebenfalls ihr Ziel gefunden, und so geschah es, daß, trotzdem europäische Ansiedlungen auf der Ostküste Asiens und auf der Westküste Amerikas sich schnell mehrten — Ansiedlungen wie geschaffen, um von dort aus den unbekanntem Stillen Ozean zu erforschen —, die gesamten Fahrten sich dennoch längs eines ein für allemal festgelegten Reiseweges bewegten, was für neue Entdeckungen nicht günstig war.

Die Vizekönige in Neuspanien trieben jedoch auf eigene Hand Politik; sie waren von Abenteurern aus allen Ständen umlagert, deren Ehrgeiz und Habsucht auch in der neuen Welt keine Befriedigung gefunden, und die nun zu neuen Unternehmungen drängten, die zum Ruhm und zur Bereicherung der Teilnehmer beitragen sollten. Diesen Leuten war das auf allen Karten der damaligen Zeit verzeichnete große Südländ, die Terra Australis incognita, das Endziel aller Bestrebungen. Die öffentliche Meinung stattete dies unbekannt Land mit unermesslichen Reichthümern aus, obgleich niemand recht anzugeben wußte, wo das wunderbare Land lag.

Die „Terra Australis incognita“ der alten Kartographen beruht unzweifelhaft auf einer ungenauen Kenntniß des heutigen Australiens, aber es erhielt volle Wirklichkeit infolge einer Theorie der gelehrten Geographen jener Zeit, nach welcher den Landmassen auf der nörd-







verheimlichte man die ersten Reiseberichte Mendañas, und die späteren Berichterstatter Herrera und Figueroa gaben einen so unvollständigen und ungenauen Auszug, daß die Geographen jener Zeit die Salomoinseln bald weit nach Osten, bald viel zu weit nach Westen verlegten, und spätere Seefahrer, welche die Gruppe wirklich sichtigten, der Meinung waren, sie hätten neue, bisher unbekannte Inselgruppen entdeckt. Die französischen Geographen Buache, im Jahre 1781, und Fleurieu, im Jahre 1790, wiesen endlich nach, daß die von Engländern und Franzosen Ende des achtzehnten Jahrhunderts entdeckten Inseln die von Mendaña entdeckten Salomoinseln seien.

Mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts finden wir bereits die Macht und das Ansehen Spaniens im Niedergang. Die Niederländer hatten das spanische Joch abgeschüttelt und kamen bald zu

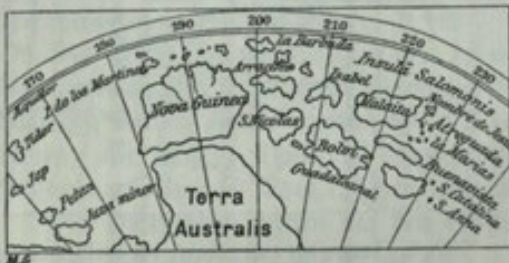


Abb. 2. Teil einer Karte von Witfliet (1597)

der Überzeugung, daß, wenn der Handel der verhassten Papisten beeinträchtigt werden könne, eine Möglichkeit vorhanden sei, die südlichen Provinzen der Niederlande wieder zu gewinnen. Geographie und Hydrographie wurden Gegenstand eingehender Studien,

und in der nautischen Schule des Peter Plancius zu Amsterdam wurde systematisch gelehrt, wie man von den spanischen und portugiesischen Besitzungen Besitz ergreifen könne. Im Jahre 1602 wurde die Holländisch-Ostindische Kompanie gegründet, und deren Schiffe rissen bald den Handel in Batavia, Bantam, Amboina, Banda und an anderen Plätzen an sich; bald regte sich jedoch in der Heimat die Opposition gegen die Kompanie, die den gesamten Handel zu monopolisieren suchte, und aus Entrüstung über das rücksichtslose Vorgehen rüsteten Willem Corneliszoon Schouten und Jacob Le Maire die Schiffe „De Eendracht“ und „Hoorn“ aus, mit denen sie im Jahre 1616 ihre Reise antraten.

Für die vormals deutschen Südseebesitzungen ist diese Reise der beiden Holländer von Belang, denn nachdem sie das Kap Hoorn umfahren hatten und die tropische Zone durchsegelten, entdeckten sie am 20. Juni niedriges Land, auf das man am 21. zusteuerte. Es waren drei oder vier kleine bewaldete Inseln. Zwei Kanus kamen längsseits, und Schouten wie Le Maire berichten, daß sie hier zum erstenmal

in der Südsee Bogen und Pfeile in den Händen der Eingeborenen bemerkten. Am 22. entdeckte man am Abend wiederum eine Anzahl von kleinen, niedrigen Inseln, die man Markeninseln benannte.

Am 24. Juni sichtete man drei niedrige Inseln im Südwesten; zwei davon waren etwa zwei Meilen lang, die dritte war klein, die Küste steil und ohne Ankerplatz. Man benannte diese Gruppe die „Groene Islanden“ (die Sir-Charles-Hardy-Inseln oder Niffan der heutigen Karten). Weiterfahrend entdeckte man weitere zwei Inseln, die wir heute als „Grüne Inseln“ bezeichnen (Pinepil und Esau).

Voraus war mittlerweile in West ein Viertel Nordwest eine hohe, gebirgige Insel in Sicht gekommen, und während der Nacht kreuzte man in dem insulfreien Zwischenraum, der nach den Angaben Le Maire's etwa fünfzehn Meilen (sechzig Seemeilen) betrug. Die hohe Insel wurde nach dem Kalenderheiligen des Tages, Sankt Jan, benannt.

Am Morgen des 25. sichtete man Land von gewaltiger Höhe; man steuerte ihm zu. Die angesegelte Küste war das heutige Neumecklenburg in der Gegend von Kap Santa Maria.



Abb. 3. Teil einer Karte von Herrera (1601)

Der Wind war nach wie vor Ostsüdost, und man konnte dicht an der Küste entlang segeln, fand jedoch keinen Ankerplatz. Die Boote, die man zum Loten aussetzte, wurden von Eingeborenen in ihren Kanus mit Schleudersteinen angegriffen, auch am folgenden Tage, so daß man gezwungen wurde, von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen. Zehn der Angreifer wurden getötet und drei ergriffen; außerdem wurden vier Kanus erbeutet und zerstört. Zwei der Gefangenen wurden gegen ein Lösegeld, bestehend aus einem Schwein und einem Bündel Bananen, wieder in Freiheit gesetzt. Das Journal fügt hinzu: „mehr schienen sie nicht wert zu sein“. Am folgenden Tage wurde ein Schwein gegen einige Eisennägel eingetauscht, und dadurch ein friedlicher Verkehr angebahnt, denn am 28. kam ein schönes, großes Kanu längsseits, und darin einundzwanzig Eingeborene, die das Schiff ungemein bewunderten; sie brachten Kalk und Betel, machten jedoch kein Anerbieten, den dritten Gefangenen loszulaufen, worauf man ihn laufen ließ.

Auf der Weiterreise entdeckte man die der Küste vorgelagerten Inseln, erkannte jedoch nicht den insularen Charakter des heutigen Neuhannover; ebenso passierte man östlich an den Admiralitätsinseln vorüber,



die man als „Hooch Landt“ bezeichnete; die vorgelagerten kleinen Inseln am Ostende und auf der Südseite bezeichnet Schouten als „Fünfundzwanzig Inseln“, während zeitgenössische Karten sie häufig als „Islas de la Magdalena“ aufführen.

Die unternehmenden Seefahrer richteten von hier ihren Kurs nach der Küste Neuguineas hinüber, und auf der weiteren Fahrt berührten sie keine neuen Inseln des Archipels.

Die weitere Erforschung des Archipels verdanken wir abermals den Holländern. Im Jahre 1642 rüstete der damalige holländische Gouverneur der ostindischen Besitzung, Anton van Diemen, zwei Schiffe aus, um das unbekannte Südländ zu suchen.

Die Schiffe der Expedition bestanden aus der Yacht „Heemskert“, dem Flaggenschiff, und dem „Zeehaen“. Das erstere hatte sechzig, das letztere fünfzig Mann Besatzung, die besten Seeleute, die zur Zeit in Batavia aufzutreiben waren. Die Verproviantierung war für zwölf bis achtzehn Monate berechnet.

Abel Jansz Tasman war Oberbefehlshaber; der Führer des „Heemskert“ war der Schiffer Jde T'Jerczoon Holman oder Holleman aus Zeven, in dem damaligen Großherzogtum Oldenburg. Der „Zeehaen“ wurde von Gerrit Janszoon aus Leiden geführt, und als Superlargo an Bord desselben Schiffes befand sich Isaaq Gilssemans, der wahrscheinliche Zeichner der Expedition. An Bord des „Heemskert“ fungierte Abraham Coomans als Sekretär Tasmans. Diese Personen bildeten mit den beiden ersten Steuerleuten den „Großen Rat“ der Expedition, mit Tasman als Vorsitzendem. Erster Steuermann des „Zeehaen“ war Hendrik Pieterfon, in der „Heemskert“ fungierte als solcher mit dem Titel „pilot-major“ Franz Jacobszoon Bisscher aus Vlissingen, ein Seefahrer, der im Dienste der Kompanie bereits zahlreiche bedeutende Reisen ausgeführt hatte.

Obgleich Tasman als Entdecker nicht den großen Spaniern und Portugiesen des vorhergehenden Jahrhunderts, noch den großen Engländern des folgenden Jahrhunderts gleichgestellt werden kann, so ist er doch unzweifelhaft die hervorragendste Persönlichkeit dieser Richtung im siebzehnten Jahrhundert.

Das Original seines Logbuches ist anscheinend verlorengegangen; eine Reinschrift, mit der eigenhändigen Unterschrift Tasmans, wird in den Staatsarchiven im Haag aufbewahrt und wurde im Jahre 1898 durch Frederik Muller & Co. in Amsterdam in einer vorzüglichen Facsimileausgabe weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Ein stark gekürzter Auszug dieses Journalen folgt nachstehend, soweit die Inseln im Bismarckarchipel in Betracht kommen; er umfaßt den Zeitraum vom 22. März bis zum 12. April 1643:



22. März. Mittags gewahrten wir voraus Land, ungefähr vier Meilen entfernt. Diese Inseln sind gegen dreißig an der Zahl, aber sehr klein, die größte nicht mehr als zwei Meilen in der Länge. Es sind die Inseln, die Le Maire in seiner Karte verzeichnet hat; sie sind etwa neunzig Meilen von der Küste Neuguineas entfernt. Wir haben sie die „Inseln von Onthong Sava“ benannt, wegen der großen Ähnlichkeit mit denselben.

23. März. Fröhlich Morgens setzten wir wieder Segel und steuerten westlich, wobei wir die am vorhergehenden Tage gesehenen kleinen Inseln im Süden hatten, etwa drei Meilen entfernt. Während der Nacht wurde beigestreut, weil wir befürchteten, auf die von Le Maire entdeckte Insel Marken aufzulaufen.

25. März. Gegen neun Uhr kam ein Boot von der Insel (Marken) längsseits, sieben Personen und etwa zwanzig Kokosnüsse enthaltend; von diesen vertauschten wir ein Duzend gegen drei Perlenfäden und vier mittelgroße Nägel; die Kokosnüsse schienen wildwachsende gewesen zu sein und waren von geringer Qualität. Die Leute schienen rau und wild, mit einer dunkleren Haut als diejenigen auf den Inseln, wo wir Erfrischungen eingenommen; sie waren ebenfalls weniger höflich und gingen völlig nackt, mit der Ausnahme einer anscheinend aus Baumwolle gefertigten Bedeckung ihrer Geschlechtsteile, kaum groß genug, um dieselben ganz zu verhüllen. Einige hatten kurzgeschorenes Haar, andere trugen es aufgebunden wie die Spitzbuben in der Mörderbucht\*. Einer von ihnen trug zwei Federn auf dem Kopfe, wie Hörner; ein anderer hatte einen Ring durch die Nase, wir konnten jedoch nicht feststellen, woraus derselbe hergestellt; ihr Boot war vorn wie hinten scharf zugespitzt wie die Flügel einer Möwe, aber nicht von eleganter Form und durch den Gebrauch stark mitgenommen; sie hatten Pfeile und zwei Bogen und schienen weder Perlen noch Nägel zu würdigen, vielmehr

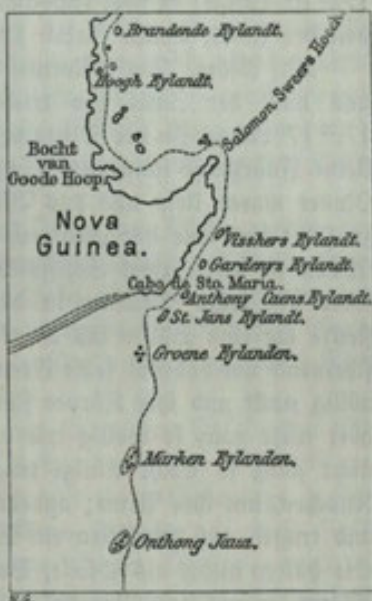


Abb. 4. Tasman's Karte

\* Moordenaers Bay in Neuseeland, wo Tasman's Boote von den Maoris überfallen worden waren.

dieselben gering zu schätzen. Der Wind kam jetzt aus Süden und half uns glücklicherweise außerhalb des Bereiches der Riffe zu kommen.

27. März. Mittagsbeobachtung  $4^{\circ} 1'$  Breite,  $173^{\circ} 36'$  Länge; mittags wird nach Westen gesteuert, um die östlich von der Neuguineaküste liegenden Inseln zu sichten und dann, bis zur Festlandküste gehend, diese besser kennenzulernen.

28. März. Mittagsbeobachtung  $4^{\circ} 11'$  Breite,  $172^{\circ} 32'$  Länge; gegen Mittag sichtigten wir Land voraus und waren mittags noch gegen vier Meilen davon entfernt. Diese Insel liegt in  $4^{\circ} 30'$  südlicher Breite und  $172^{\circ} 16'$  Länge; sie liegt sechsundvierzig Meilen West und West zu Nord von der Insel, welche Jakob Le Maire Marken benannt hat.

29. März. Am Morgen beobachteten wir, daß die Strömung uns nach der Insel hin trieb. Mittagsbeobachtung  $4^{\circ} 20'$  Breite,  $172^{\circ} 17'$  Länge. In der Mitte des Nachmittags kamen von der Insel zwei kleine Fahrzeuge längsseits; sie hatten zwei Flügel oder Ausleger, ihre Ruder waren klein und das Blatt dick, sie schienen uns schlecht gemacht zu sein; das eine der Fahrzeuge hatte sechs, das andere drei Insassen. Wenn sie etwa zwei Schiffslängen von uns entfernt waren, zerbrach einer der sechs Männer in dem einen Fahrzeug einen seiner Pfeile, steckte die eine Hälfte ins Haar und hielt die andere in der Hand, anscheinend um dadurch seine Freundschaft zu bekunden; diese Leute waren völlig nackt und ihre Körper schwarz mit krausem Haar wie die Raffern, aber nicht ganz so wollig wie das der letzteren, auch waren ihre Nasen nicht ganz so flach. Einige trugen weiße Armbänder, anscheinend aus Knochen, um ihre Arme; andere hatten das Gesicht mit Kalk beschmiert und trugen auf der Stirn ein Stück Baumrinde, etwa drei Finger breit. Sie hatten nichts als Pfeile, Bogen und Speere; wir riefen ihnen einige Worte zu aus dem Vokabular der Sprache von Neuguinea, sie schienen jedoch nur das Wort „lomas“ zu kennen, welches Kokosnuß bedeutet. Sie zeigten fortwährend nach dem Lande. Wir schenkten ihnen zwei Perlschnüre und zwei große Nägel, sowie ein altes Tischtuch, wofür sie uns im Tausch eine alte Kokosnuß gaben, alles, was sie bei sich hatten, worauf sie wieder ans Land ruderten. Wir trieben dicht ans Land. Am Ende der Hundewache gelang es uns, von der Insel freizukommen. Es sind zwei große Inseln und drei kleine. Le Maire hat sie die „Groene Eylanden“ (Grüne Inseln) benannt.

Im Westen gewahrten wir sehr hohes Land, welches eine Festlandküste zu sein schien.

1. April. A. D. 1643. Wir hatten die Küste von Neuguinea längsseits in  $4^{\circ} 30'$  südlicher Breite, an einer Stelle, welche die Spanier Cabo Santa Maria nennen. Mittagsbeobachtung  $4^{\circ} 30'$  Breite,  $171^{\circ} 2'$  Länge.



2. April. Wir versuchten unser möglichstes, längs der Küste zu segeln, welche hier von Sankt-Jans-Insel aus nach Nordwesten und Südosten läuft; nordwestlich von dieser ist noch eine weitere Insel, welche wir Anthony Caens-Insel\* benannten. Die Insel liegt genau nördlich von Cabo de Santa Maria. Mittagsbeobachtung  $4^{\circ} 9'$  Breite,  $170^{\circ} 41'$  Länge.

(Die folgenden Seiten enthalten Küstenansichten mit den Bemerkungen:) Angesichts der Küste von Noua Guinea, wenn man daran entlang segelt.

3. April. Morgens fühlten wir noch eine schwache Landbrise; unser Kurs war fortwährend Nordwest längs der Küste. Gegen neun Uhr gewahrten wir ein voll bemanntes Fahrzeug vom Strande kommend; das Fahrzeug war an beiden Enden gebogen wie ein Corre-Corre aus Ternate. Mittagsbeobachtung  $3^{\circ} 42'$  Breite,  $170^{\circ} 20'$  Länge; Kurs nordwestlich. Dies Land scheint sehr schön zu sein, das schlimmste war jedoch, daß wir nirgends Ankergrund fanden.

4. April. Wir segelten fortwährend längs der Küste, welche hier Nordwest  $\times$  West und Südost  $\times$  Ost verläuft. Es ist eine schöne Küste mit vielen Buchten. Wir passierten eine Insel etwa zwölf Meilen von Anthony Caens entfernt; beide liegen voneinander in Richtung Nordwest und Südost. Diese Insel haben wir Garde Neijs genannt. Mittags in  $3^{\circ} 22'$  Breite und  $169^{\circ} 50'$  Länge.

5. April. Gegen Mittag erreichten wir eine andere Insel, etwa zehn Meilen von Gardenys, in Richtung Westnordwest und Ostsüdost zueinander. Am Strande dieser Insel sahen wir einige Fahrzeuge, welche wohl dem Fischfang oblagen, aus welchem Grunde wir diese Insel Bisschers Eilandt (Fischerinsel) benannten. Gegen Mittag gewahrten wir voraus sechs Fahrzeuge. Die Leute darin schienen sehr scheu zu sein, und nach ihren Gebärden zu urteilen, in Furcht vor Schüssen; sie kamen nicht nahe genug, um festzustellen, ob sie bewaffnet waren. Sie waren sehr schwarz und völlig nackt, mit Ausnahme einiger Blätter als Bedeckung ihrer Geschlechtssteile. Einige hatten schwarze Haare, andere jedoch von einer anderen Farbe. Ihre Fahrzeuge hatten Ausleger, und jedes enthielt drei oder vier Personen, aber infolge der Entfernung war es uns nicht möglich, weitere Einzelheiten zu entdecken. Nachdem sie lange am Schiffe sich herumgetrieben, ruderten sie dem Strande zu, uns zurufend und wir darauf antwortend, obgleich wir uns gegenseitig nicht verstanden. Mittags in  $3^{\circ}$  Breite und  $169^{\circ} 17'$  Länge.

6. April. In der Mitte des Vormittags gewahrten wir wieder acht

---

\* Nach einem Mitglied des Rates von Indien.



oder neun Fahrzeuge von der vorgenannten Insel kommend; drei derselben ruderten nach dem „Zeehaen“ und fünf nach unserem Schiff. Einige enthielten drei, andere vier und einzelne fünf Personen. Als sie etwa zwei Steinwürfe von uns entfernt waren, stellten sie das Rudern ein und riefen uns zu.

Der Bootsmann nahm seinen Gürtel und hielt ihnen denselben zu, worauf eines der Fahrzeuge längseits kam. Wir gaben ihnen eine Perlenschnur, und der Bootsmann überreichte ihnen seinen Gürtel, wofür wir in Tausch nur ein Stück Mark eines Sagobaumes erhielten, das einzige, das sie mit sich führten. Wir riefen ihnen die Worte anicuw, oufi, pouacka usw. zu (Kokosnüsse, Bams, Schweine usw.), welche sie zu verstehen schienen, denn sie zeigten nach dem Ufer, als ob sie sagen wollten: dort sind sie. Sie ruderten dann schnell und regelmäßig dem Strande zu, da jedoch der Wind stärker wurde, sahen wir sie nicht wieder. Diese Eingeborenen sind dunkelbraun, fast so schwarz wie Raffern; ihre Haare haben verschiedene Farben, je nachdem sie dieselben mit Kalk pudern; ihre Gesichter sind mit roter Farbe beschmiert, die Stirn ausgenommen. Einige trugen einen dicken Knochen von der Stärke eines kleinen Finger durch die Nase. Übrigens trugen sie auf ihrem Körper nichts, mit Ausnahme einiger grüner Blätter vor den Geschlechtsstellen. Ihre Fahrzeuge waren neu, sorgfältig gemacht, vorn und hinten mit Holzschnitzereien verziert und mit einem Ausleger; ihre Ruder waren weder sehr lang, noch breit und am Ende zugespitzt.

(Die drei folgenden Seiten enthalten Ansichten der Küste von Neuguinea mit den Bemerkungen:)

Ansicht der Küste von Noua Guinea, wenn man von „Biffhers Insel“ nach Westen daran entlang segelt.

Ansicht der Küste von Noua Guinea bis zu dieser Bucht.

Ansicht der Küste von Noua Guinea oder Salmon Sweers hoeck\*.

Ansicht eines Fahrzeugs von Noua Guinea mit den dort wohnenden Eingeborenen.

Die Küste erstreckt sich ununterbrochen West  $\times$  Nord und Westnordwest. Mittags beobachteten wir  $2^{\circ} 35'$  Breite,  $168^{\circ} 25'$  Länge. Nachmittags sahen wir noch weiteres hohes Land in West  $\times$  Nord und West von dem vorgenannten Kap und schätzten dies Land gegen zehn Meilen von uns entfernt. Während der Nacht passierten wir eine tiefe Bucht.

8. April. Am Morgen erreichten wir die Westseite der Bucht und vier kleine niedrige Inseln; als wir an diesen vorüber waren, erreichten

---

\* Alle diese Bezeichnungen Tasman's sind auf den späteren Karten bis zu unserer Zeit herauf größtenteils falsch geschrieben.

wir abermals drei kleine Inseln, welche westlich von denen liegen, die wir am Mittag passiert hatten. Mittags beobachteten wir  $2^{\circ} 26'$  Breite,  $167^{\circ} 39'$  Länge. In Südwest  $\times$  West hatten wir ein niedriges Kap mit zwei kleinen Inseln in nördlicher Richtung. Von diesem Kap beginnt das Land allmählich nach Süden zu laufen. Gegen sechs Uhr abends hatten wir die zwei Inseln in Süd  $\times$  West, und das nächste sichtbare Land, sehr flach und niedrig, lag in Südwest  $\times$  Süd, ungefähr vier Meilen entfernt.

12. April. Bei drei Gläsern in der Tagewache fühlten wir ein so heftiges Erdbeben, daß keiner von unseren Leuten, obgleich noch so fest schlafend, in seiner Hängematte verblieb, sondern alle kamen schleunigst und in dem größten Erstaunen auf Deck, in dem Glauben, das Schiff

15. Dit morgen met den Jans den jeh mitter Vhaloup naar  
 Bot ingewaren. Dit dij gelottende gedachte voor  
 de vanden wijer Anen

Edum met schip Helmske eig datum als boeck  
 v. d. onderdanigen Jans alle  
 verplaghtige gedenken

Abeljanfman

Abb. 5. Facsimile des Tagebuches von Tasman, mit dessen eigenhändiger Unterschrift

wäre auf einen Felsen gelaufen. Wir hatten das Gefühl, als ob der Kiel über ein Korallenriff schleifte, aber als wir loteten, fanden wir keinen Grund. Später waren noch verschiedene Erdbebenstöße, aber keiner so stark wie der erste; erst hatten wir ruhiges Wetter, dann später heftigen Regen; Wind veränderlich, mitunter still. Versuchten möglichst nach Süden vorzudringen. Mittags  $3^{\circ} 45'$  Breite,  $167^{\circ} 1'$  Länge.

(Die drei folgenden Seiten enthalten Küstenansichten von Neuguinea und der Vulkaninsel.)

So viel aus Tasmans Journal.

Wenn es ihm am 14. April gelungen wäre, weiter nach Südwesten vorzudringen, so hätte er an diesem Tage oder bei demselben Kurs wenigstens am 15. die Straßen zwischen Neuguinea und Neupommern entdecken müssen. Von der Gegend aus gesehen, wo er sich am 14. befand, scheinen das westliche Neupommern, die Rootinsel und Neuguinea eine zusammenhängende Landmasse zu bilden.



Bis zum Ende des Jahrhunderts tritt nun eine längere Pause in den Entdeckungen ein. Engländer, Holländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen waren eifrig beschäftigt, sich gegenseitig die in Ostindien und in Amerika gewonnenen Schätze auf dem Wege nach der Heimat abzulapern. Eine Art von offiziellem Seeräubertum, welches einen leichten Gewinn versprach, blühte in großem Maßstabe, und für neue Forschungen fand man keine Zeit. Erst zu Ende des Jahrhunderts erwachte die Entdeckungslust abermals, diesmal in England, wo der kühne Seefahrer William Dampier durch die Veröffentlichung seiner Abenteuer in Amerika und Ostindien die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Graf Oxford, damaliger Lord der Admiralität, ernannte ihn zum Befehlshaber einer Südsee-Expedition. Dampier verließ am 26. Januar 1699 im Schiffe „Roebuck“ die englische Küste; wir finden ihn wieder auf der Westküste Australiens, die er bereits früher einmal besuchte. Von hier aus wendet er sich nach Timor und steuert dann nach Osten in 2 bis 2½° südlicher Breite. Etwa am hundertneunundvierzigsten Meridian steuert er südlicher, vermeidet dadurch das „Hooch Land“ von Schouten und Le Maire, trifft jedoch am 16. Februar 1700 auf Sankt Matthias und segelt nun zwischen dieser Insel und Squally Island hindurch nach dem heutigen Neuhannover hinüber. Auf seiner Karte verzeichnet er einen Teil der kleinen Inseln an der Nordküste von Neuhannover, kam aber so wenig wie seine Vorgänger zu der Überzeugung, daß Neuhannover eine selbständige Insel sei.

Sein Kurs führt ihn von nun an längs der Küste; er gerät dort etwa zwischen der heutigen Gardnerinsel und Gerrit-Denys-Insel mit Eingeborenen in Streit, die sein Schiff von ihren Kanus aus mit Schleudersteinen angreifen. Dampier benennt den Ort „Slinger's Bay“ und zieht es vor, weiter in See zu gehen; er entdeckt das Kap Saint George und ankert, nachdem er dasselbe umsegelt, in einer anscheinend tiefen Bucht, die sich nach Norden erstreckt; er benennt sie Saint George's Bay. Im nördlichen Winkel der Bucht gewahrt er mächtige Rauchwolken aus einem Krater emporsteigen (Vulkan auf der Mutterhalbinsel). Nach der von ihm entworfenen Karte muß er ebenfalls die heutigen Neulauenburginseln bemerkt haben.

William Dampier ist demnach der erste Europäer, der nachweisbar im Bismarckarchipel ankert.

Als Dampier seinen Ankerplatz verließ, führte ihn günstiger Wind wie günstige Strömung längs der Südküste von Neupommern; er findet die nach ihm benannte Dampierstraße, zwischen einer kleineren Insel, die er Sir George Rook's Island nennt, und der großen Hauptinsel, welcher er den Namen Nova Britannia gibt. Sein weiterer Kurs führt





Fünfundvierzig Jahre später, im Jahre 1767, taucht der Bismarck-archipel abermals aus seinem Dunkel hervor, um nochmals durch eine wichtige Entdeckung bereichert zu werden. Die englische Regierung hatte unter Kapitän Byron in den Jahren 1764/66 die erste jener aufsehenerregenden Entdeckungsfahrten in die Südsee ausgesandt, welcher bald darauf die Reise des Kapitän Wallis und die drei Reisen des berühmten James Cook folgten.

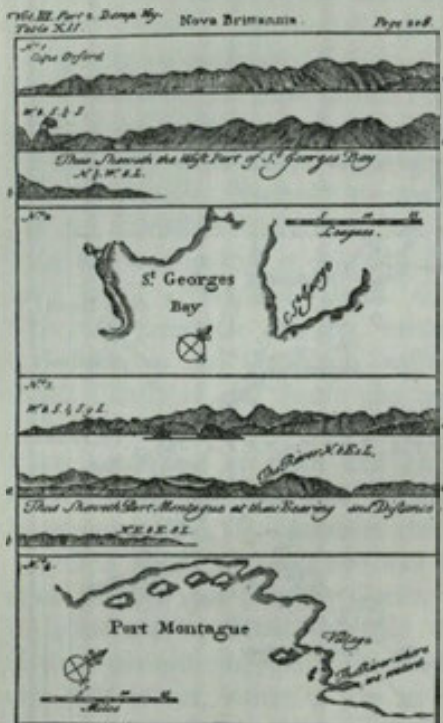


Abb. 7. Faksimile der Dampierschen Küstenaufnahme von Neupommern

Alle diese Fahrten sowie die fast gleichzeitigen Expeditionen der Franzosen Bougainville, Surville, La Perouse und D'Entrecasteaux vervollständigen unsere Kenntnis des Stillen Ozeans.

Zunächst ist für uns die Expedition unter Kapitän Wallis von Bedeutung. Er befehligte zwei Schiffe, die Fregatte „Dolphin“ und das viel kleinere Schiff „Swallow“, welches von dem Leutnant Philipp Carteret geführt wurde.

Die „Swallow“ war eine sogenannte „Sloop of war“ von vierzehn Kanonen mit neunzig Mann Besatzung und zweiundzwanzig Deckoffizieren. Sie war durchaus ungeeignet für die Fahrt, denn, wie Carteret selbst mitteilt, „sie war ein altes Schiff, bereits dreißig Jahr im Dienst und untauglich für eine längere Reise“. Daneben war die Aus-

rüstung mangelhaft, und selbst die notwendigsten Gegenstände fehlten. Am Ausgang der Magelhaenstraße verliert die schlechtsegelnde „Swallow“ die „Dolphin“ aus Sicht (11. April 1767), und der unerschrockene Carteret beschließt, die Reise allein fortzusetzen. Nur selten sieht er Land; am 24. August 1767 erblickt er die nach ihm benannten Carteretinseln. Seine Beschreibung stimmt auffallend mit den heutigen Zuständen: „Die Bewohner sind schwarz und wollhaarig wie die afrikanischen Neger; ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, und sie besitzen große Kanus, welche sie mittelst Segeln navigieren.“



Am folgenden Abend wird Niffan gesichtet, und am selben Tage entdeckt man im Süden hohes Land, welches Carteret in seinem Journal „Winchelsea's Island“, auf seiner Karte dagegen „Lord Anson's Island“ benennt. Dies ist die erste Nachricht über die nördlichste der Salomoinfeln, die Insel Buka. Am 26. sichtet man die Sankt-Johns-Insel und kurz darauf das hohe Land von Nova Britannia. Das Kap Saint George wird umsegelt, und am 27. August treiben Wind und Strömung das Schiff in Dampiers Saint George's Bay hinein; am 28. ist die Freude groß, als man unweit der kleinen Wallisinsel vor Anker gehen und das Schiff ausbessern kann. Hier verweilt man bis zum 7. September, an welchem Tage man nach dem Carterethafen segelt und zwischen einer mit Kokospalmen bestandenen kleinen Insel und der Hauptinsel ankert.

Am 9. September wird die Reise fortgesetzt; draußen findet man starken Wind aus Ostsüdost und einen starken Strom aus Südost, wodurch die „Swallow“ tiefer in Saint George's Bay hineingetrieben wird, und Carteret entdeckt, daß die vermeintliche Bucht in Wirklichkeit eine breite Straße ist, die er Saint George's Kanal benennt. Am Abend unterscheidet man die „Duke of York“-Inseln (heute Neulauenburg), die Carteret allerdings auf seiner Karte als „Man Island“ bezeichnet, und gewahrt drei hohe Berge, die „Mutter und Töchter“ benannt werden. Carteret berichtet: „Die Mutter ist der mittlere und höchste Berg, und dahinter erblicken wir gewaltige Rauchwolken.“ Die Nordspitze zu seiner Linken benennt er „Kap Stephens“ und das heutige Kap Gazelle, Kap Palliser. Unweit Kap Stephens entdeckt er ferner eine kleinere Insel, die er „Man Island“ benennt, auf seiner Karte jedoch ohne Namen läßt. Strom und Wind setzen ihn längs der Küste der neuentdeckten großen Insel, welche er Nova Hibernia benennt. Am 12. segelt er zwischen Nova Hibernia und einer kleinen Insel hindurch und belegt die letztere mit dem Namen Sandwich Island. Während einer Windstille erhält er hier Besuch von zehn Kanus mit etwa hundertfünfzig Eingeborenen. Diese sind scheu und wagen sich nicht an Bord; Carterets Beschreibung der Kanus und deren Insassen ist heute noch Wort für Wort zutreffend. Im Weitersegeln entdeckt man dann die Straße zwischen Neuirland und dem jetzt zum erstenmal als Insel aufgeführten Neuhannover; die Straße wird „Byron Straits“ genannt.

Am 13. früh sichtet man die bereits von Tasman gesehenen kleinen Inseln, die jetzt Portland Islands getauft werden, und am 14. hat man bereits die kleinen östlichen Inseln der Admiraltygruppe in Sicht. Die feindliche Haltung der Eingeborenen vereitelt eine genauere Untersuchung dieser Inseln, die Carteret mit dem heute noch gangbaren Namen bezeichnet.



Am 18. September abends sieht man abermals zwei kleine Inseln; man benennt sie Durourinseln und Maty Island (Matty ist eine spätere Verunstaltung).

Die Carteretschen Entdeckungen im Bismarckarchipel sind damit abgeschlossen.

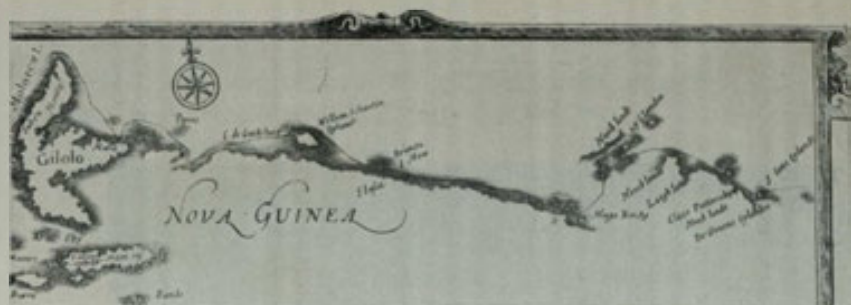
Gleichzeitig mit den Engländern waren auch die Franzosen in der Südsee tätig.

Am 15. Dezember 1766 war Louis Antoine de Bougainville auf Befehl des Königs mit zwei Schiffen, „La Boudeuse“ und „L’Etoile“ von Saint Malo aus in See gegangen. Nachdem er den Südrand der Louisiaden entdeckt hatte, steuerte er nördlich und sichtete am 28. Juni 1768 auf seiner Steuerbordseite die Küste einer langen und hohen Insel. Am 30. hatte er sich der Küste so weit genähert, daß er zu anlern suchte. Seine vorausgeschickten Boote wurden von zahlreichen, stark bemanneten Kanus gefolgt, aber nicht angegriffen. Voraus schien jedoch offenes Meer zu sein, und die beiden Schiffe verfolgten daher ihre eingeschlagene Richtung. Am 1. Juli wurden die Boote wieder zu Wasser gelassen, um einen Ankerplatz zu suchen, und von zehn Kanus mit etwa hundert Eingeborenen angegriffen. Die Insel wurde Choiseul benannt, und die durchsegelte Straße führt heute noch den Namen Bougainvilles.

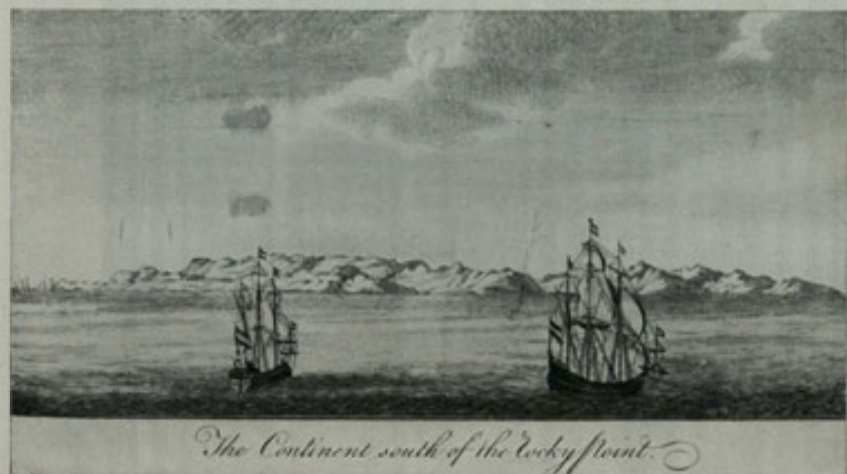
Nach Durchsegelung der Bougainvillestraße erblickte man im Westen eine langgezogene Küste, deren hohe Bergspitzen in den Wolken versteckt waren. Am 2. Juli abends war die Nordspitze von Choiseul noch in Sicht, aber am Morgen des 3. erblickte man nur allein die Küste des am Tage vorher entdeckten Landes, dessen Höhe erstaunlich war. Die Nordspitze der Insel wurde Kap l’Averdie genannt, die Insel selber nach ihrem Entdecker Bougainville.

Am 4. frühmorgens sichtete man weiter nach Westen gelegenes Land. Ich lasse in der Folge Bougainville reden:

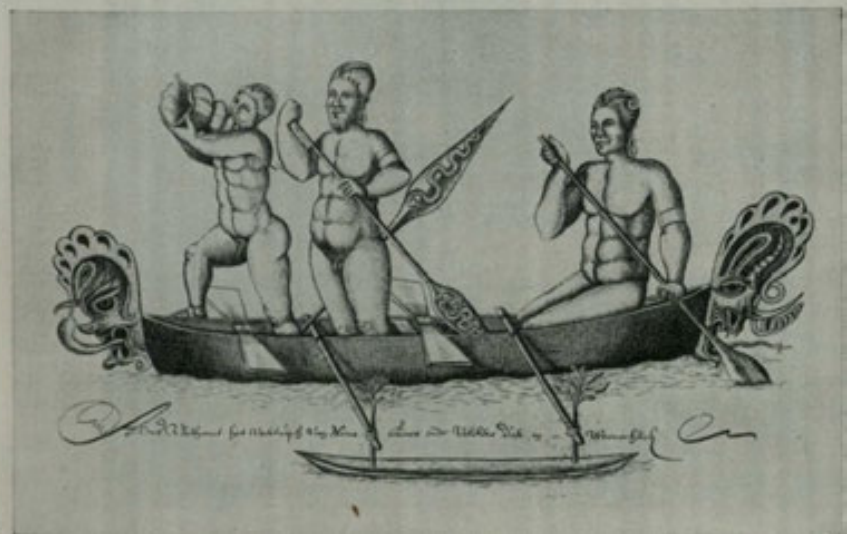
„Am Nachmittag stießen drei Kanus vom Lande ab, um unsere Schiffe zu rekonoszieren, jedes derselben hatte fünf bis sechs Neger als Insassen. Auf Schußweite herangekommen hielten sie an, und erst nach einer Stunde gelang es unseren fortgesetzten Einladungen, sie näher zu bringen. Einige ihnen zugeworfene, an Holzstückchen festgebundene Kleinigkeiten verstärkten ihr Zutrauen, so daß sie schließlich längsseite kamen und einige Kokosnüsse emporhielten, dabei Bouka, Bouka, Onellé rufend und fortwährend wiederholend; nach einiger Zeit taten wir dasselbe, und dies schien ihnen große Freude zu bereiten. Sie verweilten nicht lange am Schiff, sondern bedeuteten uns, daß sie an Land gehen würden, um Kokosnüsse zu holen; kaum jedoch waren diese verräterischen Leute zwanzig Schritte entfernt, als einer von ihnen



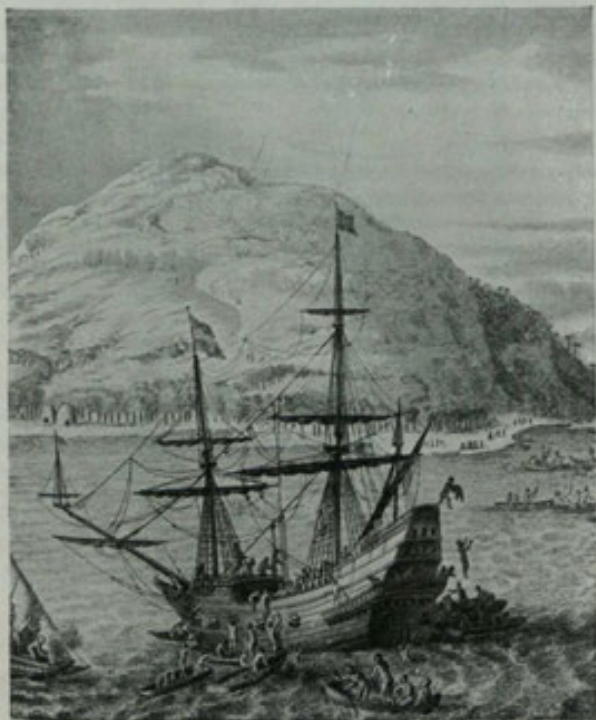
1. Karte von Schouten und Le Maire



*The Continent south of the Rocky point.*  
 2. „Heemskerck“ und „Zeehaen“, die beiden Schiffe Tasman's  
 (Nach einem alten Kupferstich)



3. Eingeborene aus Neumecklenburg  
 (Nach einer Zeichnung aus dem Tasman'schen Reisebericht)



4. „De Eendracht“, das Schiff Schoutens und Le Maire's  
(Nach einem alten Kupferstich)



5. William Dampier  
(Nach einem alten Stich)





wenn wir nach der großen Anzahl der Hütten und nach den zahlreichen Pflanzungen schließen dürfen.“

Während der Nacht wurde begedreht, aber am folgenden Morgen war die Insel Buka, dieselbe, die Carteret im Jahre vorher Winchelsea oder Lord Anson benannt, bereits weit im Osten und Südosten.

Am 5. Juli nachmittags wird das hohe Land von Neumecklenburg entdeckt, und am 6. wirft man Anker auf der Westseite unweit der Südspitze. Auf der Weiterreise sichtet er Squally Island und Sankt Matthias und entdeckt weiter nach Westen die Isles des Anachorettes



Abb. 9. Teil einer im Jahre 1785 zur Orientierung des Grafen de la Pérouse entworfenen Karte

und die Echiquierinseln. Der Verlauf seiner Reise führt ihn dann weiter längs der Küste von Neuguinea.

Im Jahre 1781 berührt das spanische Kriegsschiff „Princesa“ unter Kapitän Maurelle flüchtig die Ostküste von Neumecklenburg und die Admiraltyinseln und entdeckt weiterfahrend die Hermitinseln.

In diese Zeit fällt der bereits erwähnte Streit der Geographen über die Lage der Salomoinseln. Die Franzosen behaupteten die Wiederentdeckung der Gruppe durch ihre Seefahrer, wogegen die Engländer für ihre Landsleute den Ruhm in Anspruch nahmen, neues Land entdeckt zu haben, und die Salomoinseln, deren Existenz sich doch nicht ganz verleugnen ließ, nach Westen verschoben, nördlich von Neuguinea, wo sie die Entdeckungen Dampiers und Carterets mit denen Mendana's in Übereinstimmung zu bringen suchten.

Der Engländer Dalrymple war der Hauptvertreter dieser Theorie und begleitete zur besseren Erläuterung seine Beweischrift mit einer



Karte, die hier reproduziert ist, worauf er die Inseln des heutigen Bismarckarchipels und die Salomoinfeln auf ingenieure Weise zu einer Inselgruppe verband, die mit der Wirklichkeit allerdings nicht im geringsten übereinstimmte. Die Karten der Franzosen aus den Jahren 1785 und 1790 geben dagegen die Lage und Gestalt des Archipels und der nördlichen Salomoinfeln mit ziemlicher Genauigkeit an.

Eine Folge dieses Streites war die Ausrüstung einer weiteren französischen Expedition unter Graf de la Pérouse, welche 1785 die Heimat verließ. La Pérouse besuchte erst die Westküste Amerikas und

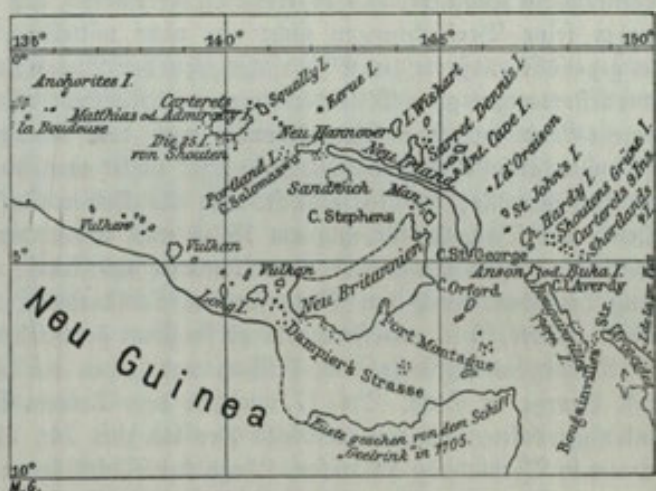


Abb. 10. Karte von L. E. D. Fleurieu (1790)

die Ostküste Asiens und traf im September 1787 in Australien ein, von wo aus er seine zweite große Reise antrat. Seit dem Februar 1788 blieb er jedoch verschollen, und auf Befehl Ludwigs XVI. wurden die beiden Schiffe „Recherche“ und „Esperance“ unter Oberbefehl von Bruny D'Entrecasteaux im Jahre 1791 hinausgeschickt, um den Verschollenen zu suchen. Dieser Expedition verdanken wir wertvolle Beiträge zur Kenntnis unseres Archipels.

Erwähnt muß hier noch werden, daß der englische Kommodore Hunter, dessen Schiff „Sirius“ 1790 auf der Norfolkinsel gestrandet war, und der mit dem holländischen Schiff „Waalshambd“ von Sydney nach Batavia reiste, am 23. Mai 1791 in den nach ihm Port Hunter benannten kleinen Hafen auf der Nordküste von Duke of York (Neulauenburg) einlief, um Wasser zu nehmen. Hunter sieht von Neulauenburg aus mächtige vulkanische Ausbrüche auf Neubritannien in der heutigen Blanchebucht. Auf der Weiterfahrt passiert die „Waalshambd“



die Admiralitätsinseln, und Hunter glaubt hier französische Uniformstücke bei den Eingeborenen zu entdecken, und ihre weiße Körperbemalung erschien dem Kommodore aus der Ferne als weißer Uniformbesatz der französischen Marinesoldaten, woraus er folgerte, daß La Pérouse hier gescheitert sei. Diese Vermutung äußerte Hunter nach seiner Ankunft in Batavia, von wo sie dem französischen Gouverneur auf Isle de France mitgeteilt wurde. Dieser sandte sofort eine Fregatte ab, um die Expedition des D'Entrecasteaux in Kapstadt zu benachrichtigen. Hunter befand sich bei Ankunft der beiden französischen Schiffe ebenfalls in Kapstadt, und es erscheint befremdend, daß er dem Befehlshaber seine Beobachtungen nicht nur nicht mitteilte, sondern Freunden gegenüber äußerte, er wisse nichts von der Angelegenheit.

Nichtsdestoweniger ging D'Entrecasteaux von Kapstadt direkt nach Van-Diemens-Land und über Neukaledonien nach dem Archipel, um Nachforschungen anzustellen. Am 10. Juli 1792 sichtet man das Südenende von Bougainville; am 14. erblickt man die kleinen Inseln am Nordwestende von Bougainville, und am 15. ist man unweit der Nordspitze von Bula. Kanus mit Eingeborenen kommen ans Schiff, und die Schilderung derselben durch den Naturforscher Labillardière, der die Expedition begleitete, ist so zutreffend, als ob sie heute geschrieben wäre.

Am 16. morgens passierte man Niffan, und gegen ein Uhr kam Kap Sankt George in Sicht. Am 17. wird in dem kleinen Carterethafen Anker geworfen, und man verbleibt hier bis zum 24., ohne mit Eingeborenen in Verbindung zu treten. Längs der Westküste von Neu-irland gehend, befindet man sich am 26. vor den kleinen Inseln zwischen Neu-irland und Neuhannover. Am 28. sichtet man endlich die östlichen Admiralitätsinseln; La Vandola wird am 29. angelaulen, und man verkehrt friedlich mit den Insulanern, die jedoch sehr diebisch sind; die Nordküste der Hauptinsel wird am 30. befahren, und am 1. August verliert man die Gruppe aus Sicht. Überall findet ein friedlicher Verkehr statt; Labillardière schildert die Eingeborenen zutreffend. Von dem vermißten La Pérouse entdeckt man jedoch keine Spur. Weitersegelnd tritt man mit den Bewohnern der Hermitinseln in Verbindung und steuert dann nach Neuguinea hinüber.

So verlief der erste Besuch der Expedition im Archipel. Nach einer Fahrt zwischen den Ostindischen Inseln, längs der Westküste Australiens, und nachdem eine Anzahl neuer Inseln besucht worden, nähert sich die Expedition zum zweitenmal dem Archipel, diesmal längs der Nordküste von Neuguinea.

Labillardière berichtet über diesen letzten Besuch:

„Am 30. Juni 1793 bei Tagesanbruch entdeckten wir in Nordwest

bis West einen sehr hohen Berg, dessen Seiten durch tiefe Längstäler gefurcht waren. Dies war das Kap König William. Später gewahrten wir die Westküste von Neubritannien und steuerten unter vollen Segeln darauf zu, um noch vor Einbruch der Nacht die Dampferstraße zu passieren.

Gegen Mittag (des 1. Juli) waren wir bereits ziemlich weit in die Dampferstraße hineingefahren, unsere Breite betrug  $5^{\circ} 83'$  südlich, unsere Länge  $146^{\circ} 24'$  östlich.

Die Küste Neubritanniens verlief in Richtung von Ost  $37^{\circ}$  südlich bis Ost  $61^{\circ}$  nördlich, unsere Entfernung vom Lande betrug gegen 2500 Toisen.

Die Insel (Tupinier), auf der Dampfer einen Vulkan beobachtete, lag in West  $38^{\circ}$  nördlich, etwa 7600 Toisen entfernt. Dieser Vulkan war jetzt erloschen; wir gewahrten jedoch in einer Entfernung von 5130 Toisen in West  $28^{\circ}$  nördlich eine kleine, konische Insel (Ritterinsel), die zu Dampfers Zeiten kein Zeichen unterirdischen Feuers verriet. Eine dichte Rauchsäule stieg zeitweilig aus dem Gipfel dieses Berges empor; gegen dreieinhalb Uhr wurden große Mengen einer feurigen Masse aus dem Krater emporgeschleudert; sie hüllten die Ostseite des Berges in Feuerschein und rollten den Abhang herab, bis sie in das Meer stürzten, wo sie das Wasser zum Kochen brachten und weiße Dampfwolken erzeugten.

Auf der Küste Neubritanniens gewahrten wir zahlreiche Eingeborene und mehrere Hütten, welche nach Art der Papua auf Steinen errichtet waren.

Vor Eintritt der Dunkelheit verließen wir die Straße.

Längs der Nordküste Neubritanniens steuernd, entdeckten wir mehrere kleine, bisher unbekannte Inseln.

Am 11. Juli steuerten wir dicht an den Portlandinseln vorüber.

Die östlichen Admiraltätsinseln sichteten wir am 12. nachmittags, und am 18. gegen Sonnenuntergang gewahrten wir die Anchorites in Südwest  $\times$  West.

Am 21. starb unser Kommandant D'Entrecasteaux an einem hartnäckigen Durchfall, der sich zwei Tage vorher eingestellt hatte. Schwache Störbutanfälle hatten ihn zeitweilig heimgesucht, jedoch waren wir weit entfernt, den schweren Verlust zu ahnen, der uns drohte."

Einige Namen der Teilnehmer dieser Expedition sind auf den heutigen Karten noch erhalten: so die Namen D'Entrecasteaux, Willaumez, Dumerite, Cretin, Biquel, Huon Kermadec, Riche, Duportail usw.

Die eigentlichen Entdeckungen im Bismarckarchipel sind mit dieser zweiten Fahrt des D'Entrecasteaux im Grunde abgeschlossen.



Nach der D'Entrecasteaux'schen Expedition sind es zunächst wieder die Franzosen, die sich im Archipel umsehen. Die Fregatte „Coquille“ unter Duperrey besucht im Jahre 1824 die nördlichen Salomoinfeln, Neuirland und Neubritannien. Dann finden wir im Jahre 1825 den französischen Admiral Dumont d'Urville auf seiner ersten Südsee-Expedition im Archipel, und abermals auf einer zweiten Expedition im Jahre 1838.

Die Engländer Sir Edward Belcher in der „Sulphur“ und Leutnant Kellet in der „Starling“ besuchen im Jahre 1840 Neuirland. In Carterethafen, wo sie mit ihren Schiffen ankern, trifft man zu jener Zeit bereits einen Eingeborenen, der ein wenig Englisch spricht. Dieser berichtet, daß ab und an Schiffe aus Australien die Küste berühren und daß bereits ein gewisser Handelsverkehr sich entwickelt hat. Von diesem Verkehr jener Zeit gibt uns ein Amerikaner namens Jacobs Kunde, der im Jahre 1834 mit dem Klipper „Margaret Dalley“ die Südsee besuchte, seine Mitteilungen jedoch erst 1844 veröffentlichte. Kapitän Morrell von der „Margaret Dalley“ hat sicherlich in seinem Verkehr mit den Eingeborenen weder grausamer noch humaner verfahren als seine Zeitgenossen; sein Verkehr besteht jedoch größtenteils in feindlichen Zusammenstößen, wobei die Eingeborenen stets den kürzeren ziehen.

Kapitän Keppel in dem englischen Kriegsschiff „Mäander“ passiert am 29. Dezember 1849 die Purdyinseln. Am 30. und 31. tritt er mit den Admiralitätsinsulanern in Verbindung, und obgleich er sie als aufgeregert und lärmend schildert, ist der Verkehr dennoch friedlich. Am 4. Januar 1850 passiert er die Sandwichinsel und segelt längs der Küste von Neuirland in der Absicht, den Hunterhafen zu besuchen. Dieser wird verfehlt, und man ankert am 6. Januar statt dessen unweit davon in dem Makadahafen. Vom 8. bis zum 12. verweilt der „Mäander“ in Carterethafen. Kapitän Keppel besucht mit einigen seiner Leute eine Dorfschaft nördlich vom Hafen und rühmt die sorgfältig angelegten und sauber gehaltenen Pflanzungen. Obgleich die Eingeborenen sich friedlich erweisen, muß man doch sehr vorsichtig sein. Einer der Offiziere, der auf Jagd gewesen, läßt sich von zwei Eingeborenen nach dem „Mäander“ bringen. Unterwegs versuchen sie ihm die Taschenuhr abzunehmen, und er schleudert den einen der Diebe ins Wasser, bedroht den zweiten mit dem Gewehrkolben und zwingt ihn, ihn an Bord zu fahren. Dieser kleine Vorfall ist so charakteristisch, daß man sich heute nicht wundern würde, wenn etwas Ähnliches sich ereignen sollte.

Das englische Kriegsschiff „Blanche“, Kapitän Simpson, entdeckt



im Jahre 1872 die Blanchebucht und ankert in dem inneren Winkel hinter Matupi in dem Simpsonhafen.

Zur selben Zeit haben Schiffe der in Samoa ansässigen Hamburger Firma Johann Casar Godeffroy & Sohn von den Karolinen aus gelegentlich den Archipel besucht, und die Firma beschließt, die Gruppe dem Handel zu eröffnen. Im Jahre 1873 werden die ersten Händler in Nogai am Fuß der Mutter, unweit des Kap Stephens und auf der Insel Matupi durch den Kapitän Levison in der Brigg „Isferbrook“ gelandet. Die Niederlassung in Nogai muß bereits nach vier Wochen wegen feindlicher Haltung der Eingeborenen verlassen werden. Im folgenden Jahre errichtet Levison die erste permanente deutsche Station in Nioko, Neulauenburg.

Das Jahr 1875 begrüßt zwei wissenschaftliche Expeditionen im Archipel.

Der „Challenger“, kommandiert von Sir George Nares, die wissenschaftliche Expedition geleitet von Sir Charles Wyville Thomson, stattet vom 3. bis 10. März 1875 einen Besuch in den Admiralitätsinseln ab. Das Schiff ankert zwischen kleinen Inseln am Nordwestende der Gruppe, und der Hafen trägt seither den Namen Nareshafen.

Die zweite wissenschaftliche Expedition ist eine deutsche, unternommen mit dem Kriegsschiff „Gazelle“, Kapitän Herr von Schleinitz. Sie besucht Teile von Neuhannover, Neuirland, der Gazellehalbinsel und der Insel Bougainville. Von jener Expedition rühren die zahlreichen deutschen Namen auf der Karte her, wie Bendemann, Dietert, Strauch, Rittmeyer, Steffen, Hüskler usw.

Dasselbe Jahr bringt auch christliche Missionare nach dem Archipel. Im Jahre 1852 war allerdings schon eine katholische Mission auf der Insel Rook gegründet, aber nach kurzem Bestehen wieder aufgegeben worden. Diesmal wurde von der Wesleyanischen Missionsgesellschaft eine permanente Niederlassung am Hunterhafen gegründet. Dort ankerte am 15. August 1875 das Missionschiff „John Wesley“, und der Missionar George Brown konnte bereits am 16. einen Bauplatz abstecken. Am 12. Oktober wird bereits die erste Zweigniederlassung in Nodup, am Fuß der Mutter auf der Gazellehalbinsel, gegründet, und einige Wochen später werden zwei farbige Katecheten auf der gegenüberliegenden Küste von Neuirland stationiert.

Eduard Harnsheim legt im Jahre 1876 eine Handelsstation auf Makaba an, verlegt sie jedoch einige Jahre später aus Gesundheitsrücksichten nach der kleinen Insel Matupi in der Blanchebucht.

Kriegsschiffe der verschiedenen Nationen sprechen von jetzt an häufig vor, namentlich die Schiffe des englischen australischen Geschwaders.

Das deutsche Kriegsschiff „Ariadne“, Kapitän B. von Werner, stattet im Jahre 1878 einen Besuch ab, und es folgen von nun an immer häufiger die Besuche der deutschen Kriegsschiffe auf der australischen Station, um den aufstrebenden deutschen Handel, wo es not tut, kräftig zu beschützen.

Die Insel Neumecklenburg wird im Jahre 1879 der Schauplatz einer der größten Schwindelunternehmungen des Jahrhunderts. In diesem Jahre gründet der Marquis de Ray in Frankreich die Kolonie „Nouvelle France“, welche alle Inseln im westlichen Stillen Ozean, die zu jener Zeit von keiner Macht reklamirt wurden, umfaßt. Das Schiff „Chandernagor“ bringt die ersten Ansiedler, die sich am Südostende von Neumecklenburg ansiedeln. Bis zum Jahre 1882 schleppt dies traurige Unternehmen seine Existenz weiter, dann platzt die große Seifenblase jählings, und die letzten der hintergangenen und um ihr Geld beschwindelten Ansiedler verlassen die ungastliche Küste. Dreizehn Millionen Franken sind von diesem Schwindelunternehmen verschlungen worden und zahlreiche Familien ins Verderben gestürzt.

Katholische Priester, welche die Expedition begleitet haben und im Laufe der Zeit den Schwindel durchschauen, siedeln nach der Gazellehalbinsel über, und Pater Lanuzel errichtet 1881 eine katholische Mission in Nodup, muß jedoch bereits im Jahre 1883 infolge Mißhelligkeiten mit den Eingeborenen, entstanden durch das Vorgehen eines australischen Anwerbeschiffes, seine Station verlassen. Die Gründung dieser Station führt jedoch dazu, daß die Missionsgesellschaft vom „Heiligen Herzen Jesu“ die Sache aufnimmt und fortsetzt.

Die erste Pflanzung im Bismarckarchipel wird im Dezember 1882 vom Verfasser in Kalum auf der Gazellehalbinsel angelegt, und im folgenden Jahre gründet E. Farrell in Zusammenhang damit die Handels- und Plantagenfirma, welche später unter dem Namen E. E. Forsayth einen bedeutenden Aufschwung nimmt.

Die auf verschiedenen Südseeinseln bestehenden Pflanzungen hatten in kleinem Maßstabe seit dem Jahre 1879 Arbeiter im Archipel angeworben. Die schnell emporblühenden Zuckerpflanzungen in Fidjchi und namentlich in Queensland brachten im Jahre 1883 zahlreiche Anwerbeschiffe nach den Inseln, die bis zur Proklamirung der deutschen Schutzherrschaft alljährlich wieder erschienen. Das Arbeiteranwerben trug nicht gerade zur Beruhigung der Eingeborenen bei. Viele derselben wurden gegen ihren Willen mit Gewalt nach den fernen Arbeitsplätzen geführt, und die Zeitungen der englischen Kolonien berichteten fortwährend nicht nur von Übergriffen und Gewalttätigkeiten der Anwerber, sondern auch von seiten der Eingeborenen, die gewöhnlich die Ermordung



der Weißen und die Wegnahme und Zerstörung der Schiffe herbeiführten. Das System drohte die beginnende Ansiedlung gänzlich zu richten, denn der Haß der Eingeborenen erstreckte sich allmählich auf alle Weißen, mochten diese nun Anwerber sein oder Händler und Pflanzler, die sich auf verschiedenen Küstenplätzen angesiedelt hatten. Kein Jahr verging, ohne eine Reihe von Ermordungen Weißer zu verzeichnen. Englische Kriegsschiffe, die zunächst wegen des Vorgehens englischer Untertanen Grund gehabt hätten, einzuschreiten, zeigten sich gegen Anwerber wie gegen Eingeborene sehr nachsichtig. Sydneyer Zeitungen aus jener Periode, obgleich sie sonst den Deutschen keineswegs freundlich gesinnt waren, wiesen daher mit Genugthuung auf das tatkräftige Einschreiten der deutschen Marine hin, die nicht nur deutsches Leben und Eigentum in jenen fernen Gegenden schützte, sondern auch auf Engländer und Angehörige anderer Nationen ihren Schutz ausdehnte, wo keine zuständige Behörde vorhanden war.

Infolge der oben geschilderten Zustände war die Aufmerksamkeit der europäischen Politik mittlerweile mehr und mehr auf die Südsee gerichtet worden. Australien und Neuseeland machten ihrer heimatischen Regierung verschiedentlich Vorschläge zur Besitzergreifung verschiedener Gruppen, wogegen sich die englischen Staatsmänner jener Zeit merkwürdigerweise abweisend verhielten. Ende der siebziger Jahre hatte sich auch in Deutschland das Interesse für überseeische Kolonien zu regen angefangen, und im Reichstag wurde als erster schüchtern Versuch der Regierung die Samoavorlage eingereicht, welche die Besitznahme der Samoainseln zum Ziele hat. England und Amerika sind zu jener Zeit ganz damit einverstanden, daß Deutschland die Oberhoheit über eine Inselgruppe erklärt, wo es nachweisbar die ausgedehntesten und größten Interessen hat. Wie viele Demütigungen, wie viele Verluste an Menschenleben, an Schiffen und an Territorium würden der deutschen Nation erspart worden sein, wenn zu jener Zeit die kurzfristige Politik einer Reichstagspartei, welche sich die prinzipielle Opposition gegen die Regierung in allen Fällen zum Leitmotiv ihres Handelns gemacht, nicht die Vorlage zu Fall gebracht hätte. Während der folgenden Jahre haben, wie es scheint, die deutschen Staatsmänner auf alle weiteren Versuche, Kolonien zu erwerben, verzichtet; erst im Jahre 1884 zeigt es sich, daß Fürst Bismarck die Angelegenheit zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben hat.

Am 19. August 1884 beauftragt die deutsche Regierung ihr Generalkonsulat in Sydney, im Neubritannienarchipel und in Neuguinea die deutsche Flagge hissen zu lassen. Im November trifft die deutsche Korvette „Elisabeth“, Kapitän Schering, von Sydney kommend, im Archipel



ein, und am 3. November 1884 wird die deutsche Flagge auf Matupi entfaltet; in den folgenden Tagen auf Mioko und auf verschiedenen Punkten der Gazellehalbinsel, worauf die beiden Schiffe „Elisabeth“ und „Hyäne“ eine Reise nach der Küste Neuguineas antreten, um auch diese für das Deutsche Reich in Besitz zu nehmen.

Das englische Kriegsschiff „Swinger“, welches zur Beobachtung der „Elisabeth“ im Archipel eingetroffen, bringt schleunigst die Nachricht von dem Geschehenen nach Australien. Am 6. November wird das englische Protektorat über die Südküste von Neuguinea proklamiert. Am 29. April 1885 findet zwischen Deutschland und England ein Notenaustausch über die Grenzregulierung statt, und am 6. April 1886 vereinigen sie sich durch Übereinkunft zu einer Abgrenzung der Machtbereiche im westlichen Stillen Ozean.

Infolge dieser Abgrenzung wird am 28. Oktober desselben Jahres auf Befehl und im Namen Seiner Majestät des Kaisers von Deutschland durch den Kommandanten des Kreuzers „Alder“, Kapitän von Wietersheim, auf der Insel Choiseul die deutsche Flagge entfaltet, und alle Inseln der Salomogruppe, welche nördlich der verabredeten Demarkationslinie liegen, als deutsches Schutzgebiet proklamiert. Dadurch werden die Inseln Isabel, Choiseul, die Shortlandgruppe, Bougainville und Buka, sowie verschiedene kleinere Gruppen, welche nördlich und nordöstlich davon liegen, dem Schutzgebiete einverleibt.

Am 17. März 1885 hat Seine Majestät der deutsche Kaiser einer deutschen Gesellschaft, die sich unter dem Namen „Neuguinea-Kompanie“ bereits am 26. Mai 1884 zu Berlin konstituiert hat und durch Dr. Finsch mit dem Dampfer „Samoa“ von Oktober 1884 bis Mai 1885 den Archipel und die Küste Neuguineas hat bereisen und darüber berichten lassen, einen kaiserlichen Schutzbrief verliehen, worin dieser Gesellschaft außer der Landeshoheit weitgehende Privilegien zugesichert werden. Der erste Landeshauptmann des Schutzgebietes, Admiral von Schleinitz, trifft am 10. Juni 1886 in Finschhafen ein.

Diese Vorgänge rufen allgemein die Erwartung wach, daß die in Besitz genommenen Landstrecken sich nun schnell entwickeln werden. Die Folge hat jedoch gezeigt, daß dies ein Irrtum war.

Im Bismarckarchipel (der neue offizielle Name des Neubritannien-Archipels) wurde zwar bald nach Ankunft des Landeshauptmannes ein kaiserlicher Richter eingesetzt, und die Kompanie installiert einen Stationsvorsteher zur Wahrnehmung ihrer Rechte. Bald jedoch erweist sich die Insel Kerawara in der Neulauenburg-Gruppe, die diesen Beamten als Sitz angewiesen ist, in jeder Hinsicht als Sitz der Verwaltung ungeeignet, und zögernd entschließt sich die Kompanie endlich im Jahre 1889

die Station nach der gegenüberliegenden Küste der Gazellehalbinsel zu verlegen. Am 3. Januar 1890 erwählt der Generaldirektor Arnold den Platz der zukünftigen Niederlassung und taufte sie bei dem ersten Spatenstich mit dem Namen Herbertshöhe. Im Februar desselben Jahres beginnt der Verfasser dieses Buches den Abbruch der Station auf Kerawara und ihre Verlegung nach Herbertshöhe. Gleichzeitig wird auch die dortige Pflanzung in Angriff genommen, die erste permanente Niederlassung der Kompanie im Bismarckarchipel.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser kurzen Skizze, die Vorgänge im Archipel zur Zeit der Oberhoheit der Neuguinea-Kompanie eingehend zu schildern. Diese war der ihr gestellten Aufgabe keineswegs gewachsen.

Als die Klagen über die Verwaltung des Archipels durch die Kompanie sich mehrten, wurden mit dem Deutschen Reiche Verhandlungen angeknüpft, die endlich nach vielen Schwierigkeiten dahin führten, daß das Reich am 1. April 1899 die Verwaltung übernahm. Der kaiserliche Schutzbrief vom 17. Mai 1885 wurde aufgehoben, und die Neuguinea-Kompanie erhielt als Schmerzensgeld die Abfindungssumme von vier Millionen Mark, zahlbar in zehn jährlichen Raten; außerdem wurden ihr in Kaiser-Wilhelms-Land ausgedehnte Land- und Minenprivilegien bewilligt.

Der erste kaiserliche Gouverneur, Herr von Bennigsen, erwählte nach seiner Ankunft Herbertshöhe als den zukünftigen Sitz der kaiserlichen Behörden wie der Verwaltung.

Als bald bestrebte man sich, den Sitz des Gouverneurs nach dem inneren Winkel der Blanchebucht, dem Simpsonhafen, zu verlegen. Von vielen Seiten werden gegen die Zweckmäßigkeit dieser Verlegung die verschiedensten Bedenken erhoben, namentlich wegen der Ungesundheit des Platzes und wegen des völligen Mangels an Hinterland.

Die Kartographie des Bismarckarchipels ist durch die Aufnahmen der Offiziere S. M. S. „Möwe“ in außerordentlicher Weise gefördert worden.

Zur Orientierung des Lesers sind diesem Werke eine Übersichtskarte und mehrere Spezialkarten beigegeben, die unter Zugrundelegung der Karte des Großen Deutschen Kolonialatlas von Sprigade und Moisel von Herrn Dr. M. Groll in Berlin gezeichnet sind.



## II. Neupommern

mit den Französischen Inseln und Neulauenburg

### 1. Das Land

Die Hauptinsel der Bismarckarchipels ist Neupommern (Neubritannien). Die ganze Länge dieser Insel beträgt annähernd fünfhundertsechzig Kilometer. Die Breite wechselt stark und ist durchschnittlich fünfzig bis sechzig Kilometer; die Landenge, die die Halbinsel mit der Hauptinsel verbindet, dürfte nicht viel über zwanzig Kilometer breit sein. Der Flächeninhalt der Insel (etwa fünfundzwanzigtausend Quadratkilometer) und der kleinen benachbarten Gruppen beträgt ungefähr vierunddreißigtausend Quadratkilometer.

Es scheinen hauptsächlich zwei geologische Formationen in dem Aufbau der Insel vorzuherrschen, nämlich das vulkanische Eruptivgestein und die Korallenformation; die letztere ist stellenweise durch die Kraft des Vulkanismus weit über das Meeresniveau emporgehoben. Die vulkanische Tätigkeit dauert noch immer fort. Erdbeben sind keine Seltenheit, obwohl sie wenig Anheil anrichten; sie sind jedoch stark genug, um bei ihrem Auftreten ein beängstigendes Gefühl zu erwecken. Die Hütten der Eingeborenen und die aus Holz errichteten Häuser der Ansiedler ächzen dann in allen Fugen und krachen und wackeln so bedenklich, daß das Aufrechtstehen zeitweilig recht schwierig wird, aber dennoch, infolge ihrer Bauart, fallen sie nicht ein.

Am bekanntesten ist uns der nördliche Teil der Insel, die Gasselhalbinsel, das heißt wir kennen ziemlich genau nur die Gegend, die östlich, nördlich und nordwestlich vom Bunakolor (Barzinberg) liegt. Seit einer Reihe von Jahren beginnt auch das den Westrand der Halbinsel bildende hohe Gebirge, das wir gewöhnlich als Baininggebirge bezeichnen, dank der dort angestellten Katholischen Mission, besser bekannt zu werden. Vielsach beschränkt sich unsere ganze Kenntnis auf den Küstenraum und die davorliegenden Inseln.

Die Ostküste der Gazellehalbinsel zeigt sich dem Beschauer vom Sankt-Georgs-Kanal aus als hohes, gebirgiges Land. Die Landenge, die die Verbindung mit der Hauptinsel bildet, ist bedeutend niedriger; sie besteht aus gehobenem Korallenkalk. Dieselbe Formation herrscht auch auf der Ostküste der Hauptinsel vor, landeinwärts durchbrochen von vulkanischem Gestein. Die Berge im Süden der Halbinsel sind durchweg bewaldet, die Formen abgerundet und die Abhänge nicht sehr steil, so daß sie für Pflanzungsanlagen wohl geeignet erscheinen. Zahlreiche größere und kleinere Wasserbäche durchfurchen die Täler, von denen einige tief ins Land hineinschneiden.

Sobald das Kap Palliser passiert ist, treten die Berge etwas zurück, und die Abhänge werden sanfter; das einförmige Dunkelgrün des Tropenwaldes wird durch kleinere und größere, hellgrün schimmernde Grasfelder unterbrochen, und je weiter wir nördlich gehen, desto mehr nehmen diese Grasfelder an Ausdehnung zu.

Nördlich von Kap Palliser liegt ein kleiner, versteckter Hafen, der Rügenhafen (Putput der Eingeborenen), den ich im Jahre 1884 auf einer Bootfahrt längs der Küste entdeckte. Die Einfahrt ist schmal; die Zweige der mächtigen Waldbäume, die sich zu beiden Seiten über die enge Rinne hinstrecken, streifen stellenweise mit ihrem Laub die Schiffswände. Dennoch ist in der Einfahrt nirgends unter dreizehn Meter Wassertiefe, und in dem Bassin, das sich am Ende dieser Einfahrt öffnet, findet bei elf bis zwölf Meter Tiefe eine größere Anzahl von Schiffen Raum zum Untern. Schiffe liegen hier völlig sicher. Die Ufer sind mit einer dichten tropischen Waldflora bestanden, nichts rührt und regt sich auf der Oberfläche des spiegelklaren Bassins; freischwimmende Kakabus begrüßen den Besucher, und Taubenscharen beleben die Kronen der Bäume. Weit und breit ringsum herrscht tiefer, stiller Waldfriede.

Etwa vier Kilometer nördlich vom Rügenhafen schneidet ein breites und tiefes Tal weit ins Land hinein. Hier mündet einer der größten Wasserläufe der Halbinsel, der Warangoi. Vor Jahren habe ich in Gesellschaft des Herrn Bischofs Couppé und des Landmessers Herrn Rocholl den Fluß von der Mündung bis zu einem Punkte, genau südlich vom Bunakolor, in Booten befahren. Wir legten diese Strecke in viertägiger Fahrt zurück, nicht ohne große Anstrengungen; bisweilen mußten die Boote über seichte Riesbänke geschleppt werden, dann sperrten gewaltige, umgestürzte Waldbäume den Weg von Ufer zu Ufer, eine Barriere bildend, über welche das aufgestaute Wasser schäumend und brausend stürzte; hin und wieder folgten freie Stellen mit tieferem Wasser, so daß man die Ruder gebrauchen konnte, aber auch dies ging



nur langsam und unter Aufbietung aller Kräfte, denn die Strömung war sehr stark. Der Fluß läuft in einem Bett, das, vielfach gewunden, bald zwischen steilen Ufern, die sich wie Bastionen vorschieben, bald durch schilfbewachsene Niederungen sich schlängelt. Hier und da wölben mächtige Bäume ein Laubdach über der Wasserfläche, oder es strecken schlankte Bambusrohre, zu mächtigen Beständen vereinigt, ihr feines, zierliches Laub weit über die Ufer hervor, und dazwischen leuchten die hellen, säulenartigen Stämme der imposanten Eucalyptusbäume (*Eucalyptus Naudiniana*), die für die Vegetation Neupommerns charakteristisch sind.

Die Szenerie ist großartig und wechselt bei jeder der zahlreichen Biegungen, so daß uns die vier Tage, während welcher wir flußauf vordrangen, schnell zu verlaufen schienen. Aber noch viel schneller verlief die Rückreise, denn die Strecke, die wir flußauf in viertägiger, harter Arbeit zurückgelegt hatten, durchfuhren wir flußab in vierstündiger Fahrt. In wilder Eile rasten unsere drei Boote den Fluß hinab, allein durch die starke Strömung getrieben, die durch einen wolkenbruchartigen Regen, der uns in unserem letzten Lager überraschte, noch erhöht wurde. Die Ruderer saßen müßig da, die ganze Arbeit fiel auf den Steuerer, der auf der rasenden Fahrt, bald an mächtigen Steinblöcken oder an Baumstümpfen vorbei oder hart an vorspringenden steilen Uferfelsen entlang, ein sicheres Auge und kräftige Arme bewahren mußte, um unsere zerbrechlichen Fahrzeuge glücklich flußab zu lenken. Wohl ein jeder von uns war froh, als das Brausen der Brandung verkündete, daß die Mündung des Warangoi in der Nähe und die wilde Fahrt zu Ende sei.

Von der Warangoimündung an macht die Landschaft einen zunehmend angenehmen und gefälligen Eindruck. Die Kolossbestände werden dichter, am Strande bilden sie stellenweise einen dichten Saum, und auf den Hügeln ragen ihre Wipfel über den Wald hervor; ausgedehnte, kultivierte Felder bekunden die Anwesenheit von Menschen, deren grasbedeckte Hütten am Strande wie auf dem Hochplateau und auf dessen Abhängen aus dem Grün hervorlugen.

Landein erhebt sich der Gipfel des etwa sechshundert Meter hohen Bunakor oder Barzinberges über das Gelände, und aufsteigende Rauchwolken, große Abholzungen sowie andere Zeichen bekunden, daß die Bevölkerung nicht gering ist.

Wir biegen um eine niedrige, bewaldete Ecke, Kap Gazelle, und vor uns breitet sich ein Teil der Nordküste der Gazellehalbinsel aus, im Hintergrunde die tiefe Blanchebucht, überragt von den Bergen der Mutterhalbinsel.

Im Kanal sind die Anzeichen einer Ansiedlung durch Weiße spärlich, von Kap Gazelle an aber mehren sie sich schnell. Hellschimmernde, wellblechgedeckte Wohn- und Lagerhäuser werden sichtbar, und um diese herum verraten ausgedehnte Lichtungen und beginnende Pflanzungen die Anwesenheit weißer Ansiedler. Vom Ufer an bis weit landeinwärts erstrecken sich die Palmenpflanzungen; schnurgerade, in regelmäßigen Abständen ziehen sich die Reihen der Kokospalmen über Berge und durch Täler, der Urwald und die Grasebenen sind längst verschwunden, und weit am Strande entlang wie landeinwärts gewahrt das Auge Palmenwipfel an Palmenwipfel. Die stattliche Niederlassung der Katholischen Mission vom „Heiligen Herzen Jesu“ mit einer doppel-türmigen Kapelle fällt zunächst ins Auge; sie ist von den Missionaren „Bunapope“ (Grund oder Wurzel des Papsttumes) benannt worden und bildet zugleich den Sitz des katholischen Bischofes für das Vikariat Neupommern.

In geringer Entfernung von der Missionsstation folgt die Pflanzung Herbertshöhe; daran schließen sich die weitläufigen Anlagen der großen Kalumpflanzung, die sich am Strande entlang gegen Schulze-Huf hin erstrecken, mit ihren verschiedenen Nebenstationen und Pflanzungsgebäuden.

Vor Herbertshöhe\* findet man fast immer eine größere oder kleinere Ansammlung von Schiffen; ein eigentlicher Hafen ist allerdings nicht vorhanden, jedoch ist die geräumige Reede ziemlich geschützt und bietet vorzüglichem Ankergrund mit mäßiger Tiefe.

Betreten wir das Land, so finden wir breite und gutgehaltene Fahrwege, die nicht ohne große Kosten teils von der Kaiserlich Deutschen Verwaltung, teils von den Pflanzungseigentümern angelegt worden sind. Diese Wege führen von Herbertshöhe landeinwärts und verbinden die einzelnen Pflanzungsstationen mit deren Zentralen wie untereinander; sie führen jedoch auch über das Pflanzungsgebiet hinaus, und das Wegesystem wird von Jahr zu Jahr weiter ausgebaut und vervollständigt.

Die eigentliche Blanchebucht beginnt etwa acht Kilometer westlich von Herbertshöhe. Sie ist im Westen und Süden von einem Hochplateau begrenzt; im Norden und Nordosten ist die Grenze die vulkanische Halbinsel mit den drei erloschenen Vulkanen Nordtochter (Savanumbattir oder Balnatoman), Mutter (Kombiu) und Südtochter (Turanguna). Am Fuß der Mutter erheben sich noch zwei weitere niedrige Krater, von denen der nördlichere ausgebrannt und bis

\* Dem vormaligen Sitz der Kaiserlich Deutschen Regierung.



auf den Grund mit Vegetation bedeckt ist, während der südliche mit seinem Nebenkrater Kaije noch immer sich in schwacher Tätigkeit befindet. Der eingefallene Kraterrand gestattet, in den Krater hineinzusehen; am Grunde desselben befindet sich in einer teichartigen Vertiefung eine Ansammlung von Wasser, und an den Seiten haben aufsteigende Schwefeldämpfe hie und da das Gestein mit gelben Schwefelkristallen überzogen.

Von dem Gipfel der etwa siebenhundertsiebzig Meter hohen Mutter, den man vom Strande aus in etwa dreistündigem Aufstieg erreichen kann, bietet sich dem Besucher eine Fernsicht von unvergleichlicher Schönheit. Im engeren Gesichtsfelde liegen die Seiten des Berges mit der gewaltigen, tiefen Abflusssrinne nach Norden und mit dem Gewirr von bewaldeten Schluchten und Abgründen; der oberste Gipfel selber, mit der flachen Mulde, dem Überrest des einstigen Kraters, ist mit hohem Gras bewachsen. Im Süden blicken wir in die oben beschriebenen kleineren Krater hinein und auf die bewaldete, etwa fünfhundertdreißig Meter hohe Südtochter.

Aus den klaren Fluten der Blanchebucht erhebt sich die kleine, flache Insel Matupi, und zwischen dem Grün der Kokospalmen blinken die Wellblechdächer der Hernsheim'schen Handelsniederlassung hervor. Die Schiffe, die in dem kleinen, sicheren Hafen von Matupi vor Anker liegen, scheinen kleine Boote zu sein. Über Matupi hinaus öffnet sich das weite Becken der Blanchebucht mit seinem dunkelblauen Wasser, aus dem zwei isolierte Felsmassen emporragen, die infolge ihrer Form den Namen die „Bienenkörbe“ erhalten haben. Unweit des gegenüberliegenden Ufers, in der südlichen Hälfte des Bassins, bemerken wir eine flache Insel, etwa so groß wie die Insel Matupi; es ist dies die im Jahre 1878, gleichzeitig mit dem Ausbruch des Kaije, aus der Meeresstiefe emporgehobene Vulkaninsel, heute auch bereits mit Vegetation bedeckt. Von unserem Standpunkt aus gesehen, macht die Blanchebucht durchaus den Eindruck eines früheren mächtigen Kraters mit einer Öffnung nach Osten, durch welche das Meer hineingebrochen ist.

Weiter südlich schweifend, erblickt das Auge das weite Hochplateau der nördlichen Gazellehalbinsel, aus dem der Bunakokor als isolierter Keil emporsteigt. Namentlich dieser Teil der Halbinsel macht, von unserem hohen Standpunkt aus gesehen, den Eindruck eines englischen Parks in allergrößtem Stil, mit grünen Rasenflächen, vereinzelt Bäumen, kleinen und großen Baumgruppen und ausgedehnten Wäldern. Im Süden und Westen ist dieser Riesenpark von hohen, bläulich-schimmernden Bergen eingefasst, dem Baininggebirge.

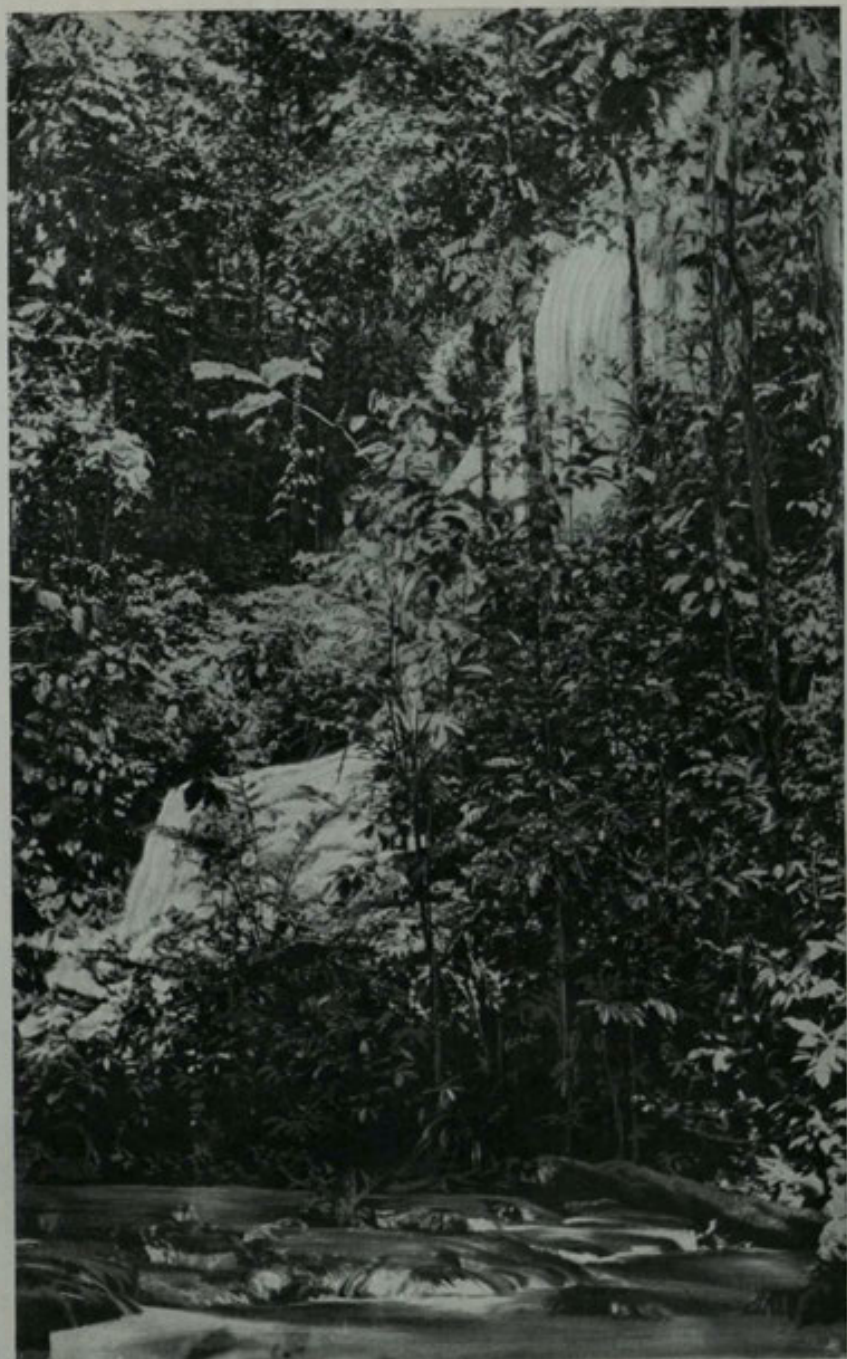


6. Vulkan Kaije an der Blanchebucht (Neupommern)





7. Grotte im gehobenen Korallenfels auf Nioko (Neulauenburg)



8. Wasserfall im Karotal, Vaining (Gazellehalbinsel)





9. Landschaftsbild von der Insel Uveleng. Gehobene Korallenbänke

Doch damit sind die landschaftlichen Schönheiten noch nicht erschöpft. Wenden wir uns nach Osten, so liegen vor uns die beiden kleinen Crednerinseln (Balakwor und Nanuk), auch wohl wegen der zeitweilig dort sich aufhaltenden Tauben die große und die kleine Taubensinsel genannt. Ein wenig weiter erblicken wir die gesamte Neulauenburg-Gruppe wie aus der Vogelperspektive; darüber hinweg, jenseits des Sankt-Georgs-Kanals, als großartiger Hintergrund einer großartigen Landschaft, erheben sich die mächtigen Berge von Neumecklenburg.

Abermals wechselt das Bild, wenn wir gen Westen schauen. Zu unseren Füßen liegt die ganze Nordküste der Halbinsel mit den davorliegenden Inseln, deren bedeutendste der erloschene, wild zerklüftete Krater Latom oder Watom (Maninsel) ist. Ausgedehnte Kokosbestände erstrecken sich vom Strande bis zu dem Plateau hinauf, und dazwischen verraten die aufsteigenden Rauchsäulen die Anwesenheit einer dichten Bevölkerung. Regelmäßiger Plantagenbau ist in dieser Gegend erst im Entstehen. Die weite Bucht, welche weiter nach Westen ins Land einschneidet, ist der Weberhafen; daran schließt sich eine prachtvolle, bewaldete, gut bewässerte Ebene, die sich bis hinter den Bunakolor hinzieht, begrenzt von den sanft ansteigenden Vorbergen des Baininggebirges. Diese Ebene wird voraussichtlich mit der Zeit von hoher, wirtschaftlicher Bedeutung werden, denn der Boden ist hier besser und tiefgrundiger als auf dem Bimssteinplateau nördlich vom Bunakolor, wo eigentlich nur Kokospalmen mit Erfolg angebaut werden können.

Hinter der Ebene schließt das hohe, zerklüftete Baininggebirge die Fernsicht ab.

Die vorstehende Schilderung gibt einen schwachen Begriff von der herrlichen Aussicht. In der wunderbaren Vereinigung von Land und Meer kenne ich nur eine Fernsicht, welche damit gleichgestellt werden kann, diejenige vom Gipfel des Vesuv. Doch die wundervolle Durchsichtigkeit der Luft erhöht den Reiz der Fernsicht; in einer Entfernung, wo sich die Gegenstände, vom Vesuv aus gesehen, bereits in unbestimmte Umrisse verlieren, gewahren wir von der Mutter aus bei günstiger Beleuchtung noch haarscharf die federbuschähnlichen Kronen der Palmen auf entfernten Höhen oder die Stämme der Waldbäume an den steil abfallenden Berghängen.

Im Westen des Weberhafens nähern sich die Bainingberge immer mehr dem Strande. Hier liegen die beiden Inselchen Masawa und Masikonápuka; sie waren vor nicht langer Zeit eine Art von Burgen, von wo aus die Bewohner ihre Raubzüge, namentlich nach den Bainingbergen machten, theils um Sklaven einzufangen, die dann



weiter nach dem Osten hin verhandelt wurden, teils um Virua, das heißt Menschenfleisch zu erbeuten. Diese Zustände sind jetzt infolge des Einflusses der Katholischen Mission und der Verwaltung im Aussterben begriffen.

Die Bainingberge sind bis zum Gipfel bewaldet. Aus dem Waldesgrün schimmern Wasserfälle hervor; der bedeutendste der Wasserläufe, der Toriu (Holmesfluß) mündet etwa fünfundfünfzig Kilometer südöstlich von Kap Lambert ins Meer. Hier hat die Katholische Mission eine Dampf Sägemühle angelegt.

Von der Mündung des Toriu an treten die Berge allmählich zurück, und die Richtung des Gebirges nimmt einen mehr östlichen Lauf.

Die Seefahrt längs der Küste ist infolge der vielen Korallenriffe und Sandbänke eine recht gefährliche. Ankerplätze sind hier und da vorhanden, aber nur ein einziger guter Hafen bietet vorzüglichen Schutz. Dies ist der Powellhafen (Tava na tangir), etwas nördlich von der Landenge. Er ist tief und geräumig und gegen alle Winde geschützt; im inneren Winkel mündet ein recht bedeutendes Flüsschen, das eine Strecke landein mit Booten befahrbar ist. Die Ufer des Hafens sind allerdings sumpfig und mit ausgedehnten Mangrovewäldern bestanden.

Wenn ich im vorhergehenden die Gazellehalbinsel eingehender beschrieben habe, so hat das darin seinen Grund, daß dieser Teil von Neupommern vorderhand der wichtigste ist, ja ich möchte sagen, der wichtigste Teil des ganzen Bismarckarchipels. Die Gazellehalbinsel blüht von Jahr zu Jahr wirtschaftlich empor und wird noch auf lange Jahre hin in dieser Richtung ihre Bedeutung behaupten. Durch ihre zentrale Lage ist sie vorzüglich geeignet, als Ausgangspunkt für kulturelle Unternehmungen in anderen Teilen des Archipels zu dienen, und ihre Häfen bilden wichtige Stützpunkte der Schifffahrt. Da der Archipel auf dem direkten Wege zwischen Australien und Ostasien gelegen ist, so wählen von Jahr zu Jahr immer mehr Schiffe diesen näheren Weg, statt durch die gefährliche, an Riffen und anderen Schifffahrtshindernissen reiche Torresstraße zu gehen.

Die Pflanzungen der Gazellehalbinsel bauen fast ausschließlich die Kokospalme. Der wenig tiefgründige Humus, der die großen Bimssteinauffschüttungen früherer vulkanischer Ausbrüche bedeckt, genügt nicht für andere Kulturpflanzen, die einen tiefen, schweren Boden erfordern, zum Beispiel Kakao und Kaffee. Diese finden einen ihnen zusagenden Boden auf den östlichen und südlichen Abhängen und in den Tälern des Baininggebirges, wie in der ausgedehnten Landschaft, welche sich vom Weberhafen bis hinter den Bunatokor erstreckt. In diesen Gegenden harren viele Tausende von Hektaren einer lohnenden Kultur.

Von geringerer Bedeutung scheint der südlich an die Gazellehalbinsel anschließende Teil Neupommerns zu sein, wenigstens soweit unsere jetzige Bekanntschaft mit dieser Gegend uns zu einem Urteil darüber berechtigt. Dieser Teil, etwa von derselben Flächen- ausdehnung wie die Gazellehalbinsel und mit dieser durch eine hügelige Landenge verbunden, bildet, wenn die auf der Nordwestecke liegende Duportailinsel hinzugezogen wird, ungefähr ein Quadrat von etwa achtzig Kilometer Seitenlänge. Im Südwesten hängt dieser Teil der Insel durch eine zweite Einschnürung mit dem Westteil von Neupommern zusammen. Die ganze Ost-, Nord- und Südseite fällt steil zum Meere ab und hat keine unbedingt sicheren Ankerplätze. In der Jacquotbucht im Süden findet man während der Nordwestsaison gute Liegeplätze, während der Zeit der Südostwinde ist der Hafen jedoch nur teilweise geschützt.

Der ganze zentrale Teil dieser Abteilung besteht aus einem hohen Gebirge, das fast überall bis an den Strand herantritt, höchstens im Nordosten einige flache oder sanft ansteigende Ebenen aufweisend. Der Westrand besteht aus einer Reihe mehr oder weniger hoher Vulkane, deren drei höchste Spitzen sich auf der Nordwestecke befinden, die Vulkane Nordsohn (Solau), etwa sechshundert Meter hoch, Vater (Ulavun), etwa zweitausend Meter hoch, und Südsohn (Bamus), etwa sechzehnhundert Meter hoch. Auch die davorliegende Insel Duportail (Namisoko oder Lolobau) ist vulkanisch. Der Solau ist erloschen, dagegen sind Ulavun und Bamus, sowie ein Krater auf Namisoko noch immer in Tätigkeit. Zeitweilig finden starke Ausbrüche statt, deren Feuerschein in der Nacht auf weite Strecken sichtbar ist. Im Jahre 1898 habe ich südwestlich von der Sandwichinsel\* einen solchen Ausbruch deutlich wahrnehmen können, das heißt in einer Entfernung von etwa zweihundertzehn Kilometer von dem Ausbruchsort. Im folgenden Jahre war infolge eines Ausbruchs des Ulavun ein breiter Schlammstreifen sichtbar, der vom Gipfel bis zu der Strandebene hinabreichte; in dem unteren, bewaldeten Gürtel des Berges gewährte man die Verheerungen dieses Ausbruchs am deutlichsten; kahle, abgestorbene Baumstämme ragten aus dem bereits eingetrockneten Schlammbett hervor, und dazwischen türmten sich mächtige Gesteinstrümmer, abgebrochene Baumstämme usw. zu unübersteigbaren Barrieren.

Das nördliche Ufer nach der Offenen Bucht hin wird von den Bewohnern des Nordens der Gazellehalbinsel Nakanai genannt. Hier lagen vor Jahren einige jämmerliche Dörfer, die im Jahre 1900 jedoch verschwunden waren.

\* In der Westküste des nördlichen Neumecklenburg.



Wirtschaftlich scheint von diesem Teil der Insel nicht Großes erwartet werden zu können.

Das folgende Gebiet Neupommerns zwischen den Buchten Jacquinet und Montague im Süden und dem Kap Duas und der Kommandeurbuchte im Norden zeigt gebirgiges Land; nur auf der Nordseite sind größere ebene und sanft ansteigende Strecken von vorzüglicher Bodenbeschaffenheit, größtenteils am Strande durch einen Saum von Mangrovewäldern eingefasst.

Wir haben jetzt den großen nach Westen streichenden Teil der Insel erreicht mit der nach Norden sich erstreckenden Willaumezhalbinsel. Das Innere dieses wichtigen und interessanten Landstriches ist uns so gut wie gar nicht bekannt.

Der Küste vorgelagert sind hier eine Anzahl von kleinen Inseln, die fast durchgehends eine Terrassenbildung aufweisen. Sie bestehen aus Korallenkalk. Ähnliche Terrassen sind auch auf der Küste der Hauptinsel bemerkbar, jedoch vielfach von Flußläufen und Tälern unterbrochen, so daß sie hier nicht so deutlich erscheinen wie auf den kleinen Inseln. Die Terrassen wie deren steil abfallende Wände bedeckt eine üppige Baumvegetation.

Ein wenig westlich von dem sogenannten Südkap (Kap Balli), nördlich von den zwei kleinen Kofinseln (Uveleng), liegt ein vorzüglicher Hafen mit mehreren Eingängen, der von S. N. S. „Möwe“ näher untersucht wurde und seit jener Zeit den Namen Möwehafen führt. Er wird gebildet durch drei terrassenförmig ansteigende Inseln, welche der Küste so vorgelagert sind, daß zwischen Küste und Inseln mit den angrenzenden Korallenriffen ein großes Bassin gebildet wird, welches Schiffen aller Größe einen durchaus sicheren und gegen alle Winde geschützten Ankerplatz bietet.

Im Jahre 1896 unternahm ich vom Möwehafen aus einen kleinen Ausflug, der mich einige Kilometer landeinwärts führte. Auf einem etwas steil ansteigenden Pfad kam ich mit meinen Begleitern in einer Höhe von etwa fünfundsiebzig Meter auf eine Hochebene, die Anzeichen ausgedehnter alter Kulturen durch Eingeborene aufwies. Ein wohlbetretener, breiter Pfad führte landein, und diesem nachgehend, trafen wir bald große Taropflanzungen. Die in den Pflanzungen arbeitenden Eingeborenen flohen bei unserem Anblick zunächst eiligst in das schützende Dickicht, jedoch gelang es uns nach einiger Mühe, die Beherztesten aus ihrem Versteck hervorzulocken. Nachdem der erste Verkehr angeknüpft war, gesellten sich bald noch weitere Eingeborene zu uns, so daß wir von etwa zwanzig derselben umringt waren, anscheinend den in den Pflanzungen arbeitenden Männern. Sie führten uns zu einem

aus zwei Hütten bestehenden kleinen Gehöft, das mit einer doppelten Palisadenwand aus Holzstämmen umgeben war. Sie bedeuteten uns, daß sie teils auf den Inseln im Hafen, teils auf der Hochebene daheim wären, und nach einiger Zeit hörten wir landeinwärts die Trommel-signale, ein Zeichen, daß dort eine Ansiedlung war. Diese zu erreichen, gelang uns indessen nicht. Der Boden war überall von vorzüglicher Güte, wovon die in den Pflanzungen gezogenen großen Taroknollen genügendes Zeugnis ablegten. Der Möwehafen scheint mir danach auch als Ausgangspunkt für Agrikulturanlagen sehr geeignet zu sein.

Zwischen Möwehafen und Kap Merkus (Mulus) sind verschiedene gute Ankerplätze vorhanden. Hier münden auch eine Anzahl recht bedeutender Wasserläufe; namentlich ist der Puliefluß, der unweit von Kap Merkus sich ins Meer ergießt, von entschiedener Wichtigkeit, weil er, im Gegensatz zu der allgemeinen Regel bei den hiesigen Flüssen, keine Barre vor der Mündung besitzt; diese weist 5 bis 6 Meter Wassertiefe auf.

Der Wald auf beiden Flußufeln ist zwar dicht, darf aber nicht mit dem fast undurchdringlichen Urwald und dessen Baumriesen verglichen werden. Eine Abholzung würde weder bedeutende Schwierigkeiten noch Kosten machen, und der Boden muß meiner Meinung nach für jegliche tropische Agrikultur geeignet sein.

Südwestlich von Kap Merkus liegt eine kleine bewohnte Inselgruppe, „Liebliche Inseln“ der Karten. Sie sind ziemlich dicht mit Palmen bestanden, und die Firma E. E. Forsayth unterhält hier eine Station nebst Pflanzung, namentlich zu dem Zweck, mit den Eingeborenen der Umgebung in freundschaftliche Beziehungen zu treten und diese zu bewegen, sich als Pflanzungsarbeiter zu verbinden. Dies Unternehmen ist allmählich mit Erfolg gekrönt worden.

Die Westspitze Neupommerns wird von zwei hohen Vulkanen, den Bergen Below und Hunstein, überragt. Diese beiden Vulkane, von denen der erstgenannte noch tätig ist, bilden mit einer Anzahl kleinerer, teils tätiger, teils erloschener Vulkane den Kern des ganzen Westendes der Insel.

Am 18. März 1888 war diese Gegend der Schauplatz eines zerstörenden Naturereignisses. An diesem Tage ergoß sich frühmorgens eine Flutwelle über die Küste und pflanzte sich längs derselben so schnell fort, daß man bereits kurz nach sieben Uhr morgens im äußersten Norden der Insel in der Blanchebucht der Gazellehalbinsel ihre Anwesenheit spürte. Sie hatte sich sowohl nördlich wie südlich von Neupommern fortbewegt; die nördlich verlaufende Welle erreichte die Blanchebucht zuerst, die längs der Südküste laufende nicht ganz zehn Minuten später. In der inneren Ecke der Blanchebucht erreichten die vereinigten Wellen gegen



zwei Meter Höhe, und es entstand etwa zwei Stunden lang ein fortwährendes Heranfluten und Zurückweichen des Meeres; am Westende von Neupommern stellte man durch Messungen fest, daß die Welle gegen zwölf Meter Höhe erreicht habe.

Später wurde nachgewiesen, daß die Flutwelle durch eine Explosion der in der Dampferstraße liegenden vulkanischen Ritterinsel veranlaßt worden war.

Die Welle zerstörte einen großen Teil der Flachküste der Insel. Weite Strecken wurden vollständig verheert, und stellenweise wurde die Küste in einer Breite von einem Kilometer total rasiert und mit übereinandergestürzten Bäumen, abgebrochenen Korallenfelsen, Seesand und faulenden Seetieren bedeckt. Zahlreiche Dörfer der Eingeborenen wurden fortgeschwemmt, und ein großer Teil der Bewohner muß bei der Plöghlichkeit der Katastrophe das Leben verloren haben.

Auch zwei Europäer, die Herren von Below und Hunstein, nebst einer Anzahl ihrer farbigen Begleiter fanden bei diesem Naturereignis ihren Tod. Sie waren von einer Inlanderpedition zurückgekehrt und kampierten an jenem Morgen am Strande, die Ankunft des Dampfers abwartend, der sie nach Finschhafen zurückbringen sollte.

Vom Westende der Insel erstreckt sich nun am Nordufer entlang eine breite Ebene bis ganz in die Nähe der Willaumezhalbinsel hin. Die Küste hat verschiedene tiefe Einbuchtungen sowie einige recht gute Häfen und zahlreiche mehr oder weniger bedeutende Flüsse. Diese sind zwar sämtlich durch Barren gegen eine Befahrung durch größere Schiffe geschlossen, kleinere Fahrzeuge vermögen jedoch weit flußauf zu gehen.

An einigen Stellen ist das Gebirge im Innern von unbedeutender Höhe, so daß Nord- und Südufer der Insel ohne große Schwierigkeiten und Kosten durch ein Wegesystem verbunden werden könnten. Solches Wegesystem, etwa von der Niederung des unweit von Kap Merkus auf der Südseite mündenden Flusses ausgehend, würde auf der ganzen Länge durch kulturfähige Landstrecken führen, und die Produkte könnten nach den Ausfuhrplätzen am Flußufer transportiert werden.

Als ein Teil des westlichen Neupommerns erstreckt sich die Willaumezhalbinsel, mit der Hauptinsel im Süden durch eine breite Basis verbunden, nach Norden, so daß ihre Länge von Norden nach Süden etwa fünfundsechzig Kilometer beträgt. Bis zum Jahre 1889 verzeichneten die Karten an dieser Stelle eine Anzahl hoher vulkanischer Inseln; Herr von Schleinitz, der diese Küste untersuchte, wies aber nach, daß, was man bisher als Inseln angesehen, in der That hohe Berge seien, die durch niedriges Land verbunden waren. Keiner davon — es sind Krater — ist heute noch in Tätigkeit.

Auf der Ostseite der Halbinsel bietet der geräumige Hannamhafen einen sicheren Unterplatz. Die erloschenen Vulkane formieren einen weiten Halbkreis rings um denselben. Heute ist hier idyllische Ruhe; die Flanken der Feuerspeier haben sich im Laufe der Jahre zum Teil bis zum Gipfel hinauf mit Wald überzogen, aber daß noch heute das unterirdische Feuer sich in Tätigkeit befindet, das gewahrt man im Nordwestwinkel des Hannamhafens.

Belegentlich einer Rekognoszierung S. N. S. „Möwe“ im Jahre 1900 wurden gegen Abend im inneren Winkel des Hafens weiße Dampf- wolken entdeckt, welche in regelmäßigen Zeiträumen über die Baum- kronen emporstiegen. Da die allgemeine Aufmerksamkeit wachgerufen war, wurde daher am folgenden Morgen in aller Frühe eine Exkursion nach dem interessanten Ort unternommen.

Schon am Strande brodelten kleine, kochende Wasserstrahlen aus dem Sandboden, und hinter einer schmalen Sandbarriere hatte sich ein kleiner Sumpf aus heißem Schlamm und Wasser gebildet. Diesen Sumpf umgehend, gelangte man an einen etwa zehn Meter hohen Wall aus aufgetürmten Sinterblöcken; dahinter lag in einem ringsum bewaldeten Kessel ein etwa zweihundertfünfzig Meter langes und hundertfünfzig Meter breites, vegetationsloses Sinterfeld, aus dem mehrere Geiser ihr kochendes Wasser und ihre Dampfäulen in die Luft schleuderten. Der größere Geiser arbeitete in Zwischenräumen von etwa zwei Minuten etwa eine Minute lang und spie bedeutende Wassermengen hoch empor; unweit dieses Geisers befindet sich ein kleinerer, der in gleichen Zwischen- räumen das Wasser ein Meter hoch spritzt.

Es war aufs höchste interessant, in den Schlund des größeren Geisers hinabzuschauen. Wenn der Wasserstrahl im Zusammensinken begriffen war, konnte man bis hart an den Rand der unregelmäßigen, weiten Öffnung treten. Wasser wie Dampf verschwanden ebenso plötzlich, wie sie emporgeschleudert worden; schließlich blieb noch ein kleines Dampf- wölkchen auf dem Grunde des Schlundes, wo kochendes Wasser schäumend und brodelnd über mächtige Sinterblöcke stürzte. Dies dauerte wenige Sekunden, dann gurgelte und rauschte es plötzlich in der Tiefe, das kochende Wasser brach wieder gewaltsam aus allen Spalten hervor, Dampfäulen wallten auf und verhüllten alles, was weiter innerhalb des Schlundes vorging, und inmitten der Dampf- wolke erhob sich ein etwa eineinhalb Meter dicker Wasserstrahl, der etwa fünf Meter hoch stieg und dann sich in unzählige Tropfen verteilte, die als Wassergarbe etwa zehn Meter hoch geschleudert wurden.

Hinter diesen beiden Geisern, weiter zurück auf dem Sinterfeld, liegt der dritte, sehr große Geiser, der aber keine Wasser- säule empor sandte.



Auf dem Felde befinden sich noch eine Anzahl kleiner heißer Quellen, Solfataren und Schlammvulkane mit brodelnder grauer Schlammmasse.

Das emporgeschleuderte kochende Wasser hatte einen starken Salzgehalt mit einem ausgeprägt säuerlichen Beigeschmack.

Dass der unterirdische Herd sehr tief liegen muß, dafür ist der das Sinterfeld einschließende Wald ein Beweis. Mächtige Waldbäume wuchsen bis an den Rand des Feldes heran und streckten ihre grünen Zweige weit über dasselbe, zum Beweis, daß die Bodenwärme hier eine normale sein muß, da sonst alle Vegetation abgestorben sein würde.

Dieses Geiserfeld ist wahrscheinlich der geringe Rest einer einstmaligen, mächtigeren Geisertätigkeit, denn ringsherum bis zu einer Höhe von hundert Meter, fanden sich Sinterblöcke in allen Größen und Zersetzungsgraden, und an einer Stelle eine Erdart, welche Porzellanerde war.

Obgleich zwischen den Vulkanen größere Niederungen vorhanden sind und eine Anpflanzung wohl lohnend sein würde, so kann die Halbinsel infolge ihrer Bodengestaltung dennoch nie der Schauplatz großer Unternehmungen werden. Die zahlreichen Vulkane in ihrer unheimlichen Ruhe machen keinen vertrauenerweckenden Eindruck.

\*

Etwa achtzig Kilometer nordwestlich von der äußersten Spitze der Willaumezhalbinsel liegt eine kleine Inselgruppe, die auf den Karten als Französische Inseln (French Islands) bezeichnet ist.

Sämtliche Inseln bestehen teils aus gehobenen Korallenformationen, zum größten Teil jedoch aus vulkanischem Gestein. Auf der sogenannten Nordinsel sind heiße Quellen vorhanden und ein nicht unbedeutender Geiser; nach Aussagen der Eingeborenen soll er zeitweilig einen Wasserstrahl bis zehn Meter hoch emporzuschleudern. Die Eingeborenen haben sich das kochende Wasser dieser Sprudelquelle nutzbar gemacht dadurch, daß sie es zum Garmachen ihrer Nahrungsmittel benutzen; man sieht sie daher fast zu allen Tageszeiten von Leuten umlagert.

Durch eine Pockenepidemie, die im Jahre 1897 die Küste von Neuguinea verheerte und auch nach Neupommern und einzelnen kleineren Inseln sich ausdehnte, sind zahlreiche Eingeborene dieser Inselgruppe zugrunde gegangen. Die Seuche wurde nach den Französischen Inseln von der Willaumezhalbinsel eingeschleppt und hauste hier stellenweise in schrecklicher Weise.

\*





# Karte des Bismarckarchipels







Die Neulauenburg-Gruppe (früher Duke of York) besteht aus mehreren kleineren und einer größeren Insel im Sankt-Georgs-Kanal. Sie sind aus gehobenen Korallenformationen, die namentlich im Norden und Westen Steilküsten bilden, aufgebaut. Eine wiederholte Hebung, unterbrochen von Senkungsperioden, läßt sich stellenweise deutlich nachweisen, und wir dürfen daraus schließen, daß dies auch auf den umliegenden Inseln stattfand.

Südlich von der Hauptinsel Neulauenburg liegt eine Anzahl kleinerer Inseln, von denen drei den vortrefflichen Miokohafen bilden, der, gegen alle Winde geschützt, einen völlig sicheren Ankerplatz bildet. Zwei benützbarere Einfahrten, die Levinson- und die Nordwestdurchfahrt, führen in den Hafen und erlauben es den Segelschiffen, je nach dem herrschenden Wind durch die eine oder die andere Straße den Hafen zu erreichen oder zu verlassen.

Wie von Mioko aus in früheren Zeiten sich der Handel entwickelte, so war der unweit der Nordwestecke von Neulauenburg liegende Hunterhafen der Ausgangspunkt der ersten christlichen Mission, die dort bis zum Jahre 1900 ihren Hauptsitz hatte. Seitdem ist sie jedoch nach der Insel Ulu am Miokohafen verzogen und gründete da unter Leitung eines weißen Missionars eine höhere Schule zur Ausbildung eingeborener Missionslehrer.

Trotz der frühen Besiedlung durch Weiße, trotz eines vorzüglichen Hafens und eines fruchtbaren Bodens hat der Plantagenbau erst im Jahre 1901 angefangen, diese Gruppen zu verwerten. Die Katholische Mission hat das Südennde der Hauptinsel von der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft erworben und dort eine Pflanzung angelegt; die Methodistenmission kultiviert Ulu, und die Insel Rabolon gehört einem Privatmann, der sie unter Palmenkultur gebracht hat.

## 2. Die Bewohner

So wie die Insel Neupommern sich geographisch in verschiedene Hauptabteilungen zerlegen läßt, so läßt sie sich auch ethnographisch in mehrere Provinzen einteilen. Es gibt zu denken, wenn diese ethnographischen Provinzen fast genau mit den geographischen Hauptabteilungen zusammenfallen, und unstreitig darf man auf einen ursächlichen Zusammenhang schließen. Die Oberfläche Neupommerns wie die Umrisse der Insel haben durch vulkanische Kräfte von Zeit zu Zeit große Veränderungen erlitten, und diese haben auf die Bevölkerung zurückgewirkt; sie haben Stämme versprengt, Barrieren zwischen einzelnen

aufgerichtet, andere wieder durch Brücken verbunden. Diese Veränderungen sind teilweise nicht langsam und stetig erfolgt, sondern ruckweise und sprunghaft, an einzelnen Stellen plötzlich in Gestalt gewaltiger vulkanischer Ausbrüche. Alles dies hat im Laufe der Jahrtausende der Bevölkerung seinen Stempel aufgedrückt.

Der nördliche Teil der Insel, die Gazellehalbinsel, besteht aus zwei Hauptteilen, dem Baininggebirge mit dessen Ausläufern und dem Nordostplateau, voneinander geschieden durch eine von Weberhafen an tief ins Land einschneidende Senkung. Diese Einsenkung erstreckt sich im Grunde durch die ganze Gazellehalbinsel hindurch. Das Nordostplateau besteht aus aufgeschüttetem vulkanischen Material: Bimstein, Asche, Obsidianblöcken, Lavabruchstücken usw. Diese Aufschüttung ist nicht auf einmal in einer Katastrophe entstanden, denn man gewahrt deutlich die Schichtung der Lagerungen nach verschiedenen Perioden; daneben müssen jedoch bedeutende Hebungen und Senkungen abwechselnd stattgefunden haben, weil viele der Schichten unzweifelhaft unter der Meeresfläche abgelagert wurden, dann nach einer Hebung von Auswurfsmassen der Vulkane bedeckt wurden, um abermals ins Meer zurückzusinken.

Vor diesen gewaltigen Katastrophen war die Gazellehalbinsel unzweifelhaft von einem und demselben Volksstamm bewohnt. Die vulkanische Tätigkeit begrub einen Teil der damaligen Oberfläche unter mächtigen Aufschüttungen oder senkte andere Teile unter die Meeresfläche. Wer nicht ums Leben kam, ergriff die Flucht und fand in solchen Gegenden Rettung, die außerhalb des Bereiches der vulkanischen Tätigkeit waren. Solche Gegend war das heutige Baininggebirge.

Hier finden wir daher noch heute die Nachkommen der Urbewohner der Gazellehalbinsel, die in ihrer Abgeschlossenheit wohl im großen und ganzen ihre ursprünglichen Eigentümlichkeiten und ihre Sprache bewahrt haben. Von den Nachbarn im Nordosten werden sie Baining genannt. Sie kennen kein Tabu (Muschelgeld), haben keinen Duk-Duk und sind keine Seefahrer. Sie fertigen Steinkulen an mit einem Steinknauf, eine Fertigkeit, die wir erst in einigen Gegenden von Neuguinea wiederfinden. Auch körperlich sind sie von ihren Nachbarn verschieden durch ihren gedrungenen Körperbau; geistig stehen sie ihnen bedeutend nach und gehören in dieser Beziehung wohl zu den am tiefsten stehenden Stämmen des Archipels. Bis in die allerneueste Zeit waren sie Gegenstand systematisch organisierter Sklavenjagden mit dazu gehörenden Kannibalenfesten.

Woher stammen nun die Bewohner der nordöstlichen Gazellehalbinsel? Es scheint nicht schwer, diese Frage mit einiger Sicherheit zu beantworten.



Etwa in der Mitte zwischen Gazellehalbinsel und Neumecklenburg liegt die kleine Neulauenburg-Gruppe, gebildet aus gehobenen Korallenbänken. Sie ist meiner Ansicht nach bereits zur Zeit der großen vulkanischen Ausbrüche, deren Überschüttungen nicht bis hierhin reichten, bewohnt gewesen, und zwar von einem Stamm, der aus dem gegenüberliegenden Neumecklenburg eingewandert war. Die jetzigen Neulauenburger stehen heute noch in regem Verkehr mit dem gegenüberliegenden Neumecklenburg und sind in Sprache und Sitten mit den dortigen Eingeborenen nahe verwandt. Zum großen Teil von der Neulauenburg-Gruppe aus haben die Neumecklenburger ihre Züge allmählich nach den Küsten der gegenüberliegenden Gazellehalbinsel ausgelehnt, und, als sie diese mit der Zeit für Niederlassungen geeignet fanden, sich dort fest angesiedelt.

Die ursprünglichen Bewohner, die Baining, die sich im Gebirge festgesetzt hatten, leisteten den Eindringlingen keinen Widerstand; zwischen Küste und Gebirge lag zu der Zeit noch eine durch vulkanische Aufschüttungen in eine Wüste verwandelte Gegend, die erst in späteren Zeiten für Ansiedlung und Anbau geeignet wurde. Es ist daher leicht zu begreifen, daß die Einwanderer sich auf der allmählich immer mehr wirtbar werdenden Küste ungehindert festsetzen konnten.

Diesen ersten Pionieren schlossen sich nach und nach stammverwandte Landsleute aus Neumecklenburg an, und eine Folge davon ist, daß die heutigen Bewohner des Nordostteiles der Gazellehalbinsel die Nachkömmlinge dieser Einwanderer, den Bewohnern der Südhälfte von Neumecklenburg in vielen Beziehungen äußerst ähnlich sind. Am Sankt-Georgs-Kanal und in den Dörfern am Abhang der „Mutter“ betrachten sich noch heute die Bewohner als Verwandte der Bevölkerung auf dem ihm gegenüberliegenden Neumecklenburg.

Es würde zu weit führen, hier alle Ähnlichkeiten der Süd-Neumecklenburger und der Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel aufzuführen. Als Beispiel will ich die Sprachverwandtschaft nennen. Hunderte von Wörtern sind in beiden Gegenden dieselben. Die Wesleyanische Mission, die seit 1875 Niederlassungen sowohl in Neumecklenburg wie auf Neulauenburg und auf der Gazellehalbinsel unterhält, lehrte in den ersten fünfzehn Jahren an allen drei Plätzen in den dortigen Mundarten. Während dieser Periode wurde es jedoch den Leitern der Mission klar, daß sie es nur mit einer einzigen Sprache zu tun hätten, gespalten in verschiedene nicht sehr abweichende Dialekte. Die Mission hat daher in der Neuzeit den Dialekt der Gazellehalbinsel sowohl auf Neulauenburg als in Süd-Neumecklenburg als allgemeine Sprache eingeführt und findet darin keine Schwierigkeit.

So wie sich im Laufe der Zeit die Unterschiede in der Sprache ausbildeten, nachdem eine Zufuhr von neuen Ansiedlern aufhörte, so entwickelten sich auch andere Eigentümlichkeiten. Wenn wir heute im südlichen Neumedlenburg solche beobachten, die den nahe verwandten Bewohnern der Gazellehalbinsel fehlen, so mag dafür der Grund sein, daß von Nord-Neumedlenburg wie von den nordwestlichen Salomoninseln aus sich Einflüsse dort geltend machten, nachdem bereits die Auswanderung nach der Gazellehalbinsel im großen und ganzen aufgehört hatte.

Langsam verbreiteten sich die Einwanderer auf der Gazellehalbinsel vom Strande aus landeinwärts. Während sie mit der Zeit bis zum Berge Bunakor (Barzin) gelangten, hatten auch die Urbewohner, von ihren Gebirgszufluchtstätten vordrängend, wieder einen Teil ihrer alten Wohnplätze in Besitz genommen, und es entspann sich nun der Kampf zwischen den beiden Volksstämmen, der heute noch fort dauert. Die Eindringlinge bewohnen die Küste bis etwa zwölf Seemeilen südlich vom Kap Gazelle, sowie die ganze Nordküste bis Weberhafen; landeinwärts gehen sie nicht weit über den Barzinberg hinaus. Einige nach Westen vorgeschobene Kolonien bilden die, westlich vom Weberhafen liegenden kleinen Inseln Masava und Masikonáputa, deren Bewohner erst in den letzten vierzig Jahren sich auf der gegenüberliegenden Küste festgesetzt haben und heute dort einen schmalen Küstenfaum behaupten. Die Eingeborenen dieser vorgeschobenen Posten sowie ihre Stammesverwandten am Weberhafen, Kap Livuan, und auf den Inseln Urara und Uatom sind von jeher unternehmende Seefahrer gewesen und haben seit vielen Jahren, lange vor der Entdeckung Neupommerns durch die Europäer, die Verbindung vermittelt mit den weiter nach Süden, in der Gegend der drei Bullane (Vater mit den zwei Söhnen) wohnenden Eingeborenen, von wo sie die von ihren Landsleuten so hochgeschätzten Nassaschnecken mitbrachten, die auf der Hochebene einen besonderen Wert als Geld haben. Durch diesen Verkehr haben diese nach Westen vorgeschobenen Kolonisten manches von den weiter südlich lebenden Eingeborenen angenommen, doch ist die gegenseitige Beeinflussung nur eine geringe gewesen.

Die Baining, die das Gebirge am Westrand der Gazellehalbinsel bewohnen und die ich die Nordbaining nennen will, ebenso wie die Baining, die das Gebirge auf der Südhälfte der Halbinsel innehaben, gehören demselben Stamme an. Am Ufer des Saint-Georgs-Kanals bin ich mit den letztgenannten in Verbindung getreten, das heißt wir haben uns aus einiger Entfernung gegenseitig angeschrien, weil die Eingeborenen zu furchtsam waren, um meine Annäherung ab-



zuwarten. Sie hatten Speere und Schleudern in den Händen und einen mit bunten Mustern bemalten Lendenschurz aus Rindenzweig zwischen den Beinen durchgezogen, während die Nordbaining, und vor Ankunft der Weißen auch die übrigen Bewohner der Halbinsel, wenigstens die Männer, keinerlei Bekleidung aufweisen können. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß diese Südbaining mit den weiter im Süden der Hauptinsel wohnenden Eingeborenen in Verbindung stehen oder standen und von dort verschiedene Eigentümlichkeiten annahmen, wie zum Beispiel die Bekleidung. Sie sind jedoch wiederum von denselben darin verschieden, daß sie, wie die Nordbaining, keine Boote haben, also keine Seefahrer sind, auch besitzen sie keine Schilde. Ich bin daher zu der Ansicht geneigt, daß sie als sehr nahe Stammesverwandte der Nordbaining anzusehen sind. Herr Pater Rascher\*, dem wir so viele wertvolle Mitteilungen über die Baining verdanken, teilt mir mit, daß er am Kap Buller und Kap Bogengang (Sankt-Georgs-Kanal) mit den Südbaining zusammentraf und keine Schwierigkeit fand, sich mit ihnen zu unterhalten, ein weiterer Beweis dafür, daß die Südbaining und Nordwestbaining einem und demselben Stamme angehören. Auch südwestlich vom Barzin ist der Pater mit den Südbaining in Verbindung getreten und stellt deren Zugehörigkeit zu den Nordbaining fest.

In verschiedenen Mitteilungen über Eingeborene auf der Gazellehalbinsel findet man einen Stamm erwähnt, der im Inneren der Halbinsel südwestlich vom Bunakolor wohnt und der mit dem Namen Taulil bezeichnet wird. Die Taulil werden sowohl von den Baining wie von den Nordostbewohnern bekriegt und sind im Aussterben begriffen. Ein ihnen verwandter Stamm, die Butam, ist seit einigen Jahren ganz vernichtet. Sie sind versprengte Stämme der Bevölkerung, die heute noch am Sankt-Georgs-Kanal sitzt und die auch aus Neumecklenburg einwanderte, allerdings aus dem südlicheren Teile der Insel, der heute noch von den nördlicher gelegenen Distrikten sprachlich verschieden ist. Die später nachdringenden Einwanderer vertrieben die Butam und Taulil aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen und rieben zunächst die ersteren auf. Der noch lebende Rest des Taulilstammes zählt etwa dreihundert Seelen.

Südlich von der Gazellehalbinsel, und mit dieser durch eine verhältnismäßig schmale Landenge verbunden, erstreckt sich das Gebirgsland, das eine Reihe von zum Teil noch tätigen Vulkanen am Westrand zeigt.

Wir treffen in diesem Gebirgsland einen Stamm, der wenig mit

---

\* Pater Matthäus Rascher wurde mit vier anderen Missionaren und fünf Schwestern des „Ordens vom heiligen Herzen Jesu“ am 13. August 1904 von den Eingeborenen Neupommerns auf der Missionsstation Sankt Paul erschlagen.

den Nachbarstämmen im Norden gemein hat und geistig auf einer höheren Stufe steht. Er besitzt vorzüglich gearbeitete Keulen, theils mit runden oder eiförmigen Knäufen, theils mit einem Schlagende in Form einer Ananas; daneben finden wir hier eine Keule von eigenartiger Gestalt, von der Powell\* eine sehr schlechte Abbildung gibt, und die nirgends in der Umgegend, weder im Bismarckarchipel, nach Neuguinea, ihresgleichen hat. Dann finden wir hier eigentümliche Maskentänze und Masken der mannigfaltigsten Form, welche allerdings mit dem Duk-Duk entfernte Ähnlichkeiten aufweisen. Weiter besitzt dieser Stamm sorgfältig gebaute große Boote mit kunstvoller Bemalung. Seine Verwandtschaft mit den Südbainig ist nur sehr gering.

Nach Westen hin, über Jacquinothucht hinaus bis nach Montaguebucht findet eine Vermischung mit den Stämmen auf der gegenüberliegenden Nordküste der Insel statt, die sich zum Beispiel in der hier gebräuchlichen Art von Schilden kundgibt, welche stark an Willaumezhalbinsel und Nakanai erinnern, im ganzen ist jedoch der Einfluß der Bewohner des Hochgebirges vorherrschend.

Je weiter wir von Montaguebucht aus nach Westen vorgehen, desto klarer wird es uns, daß dieser ganze westliche Teil der Insel von einem Volksstamm bewohnt ist, der in naher Verwandtschaft zu der Küstenbevölkerung von Neuguinea steht. Von Kap Roebuck bis über Möwehafen hinaus, etwa bis Kap Merkus, sitzt allerdings ein Stamm, der anscheinend sehr von den Nachbarn abweicht. Man deformiert nämlich in dieser Gegend den Schädel, so daß er eine zurückfliehende, stark konische Form erhält. Der Gebrauch ist jedoch nicht allgemein, und Eingeborene dieser Gegend ohne deformierten Schädel haben die größte Ähnlichkeit mit den weiter westlich lebenden Nachbarn wie mit den Eingeborenen auf der Neuguineaküste, der Rookinsel gegenüber. Verkehr findet noch heutigentages statt zwischen den Leuten um Finschhafen herum, den Samiinselleuten und den Eingeborenen der Rookinsel und den Eingeborenen Neupommerns bis östlich von Möwehafen. Ich habe Samiboote mit Töpferwaren in der Gegend des Südklapp und Rookboote auf den Lieblichen Inseln angetroffen.

Auf der Nordseite der Insel ist die Verwandtschaft mit Neuguinea noch weit augenfälliger. Der Stamm ist auf der Nordküste weiter nach Osten vorgedrungen als auf der Südküste; er bevölkert die ganze Strandregion bis nach der Offenen Bucht hin, an welcher er seine letzten, vorgeschobenen Kolonien angelegt hat; auch die Einwohner der Insel Duportail sowie der Frenchinseln gehören demselben Stamm an.

\* Wanderings in a wild country. London 1884.



Ganz am westlichen Ende der Insel ist die Übereinstimmung der dortigen Bewohner mit denen der gegenüberliegenden Küste von Neuguinea am deutlichsten. Es besteht über Rookinsel ein gegenseitiger Verkehr, und in Sitten wie in Sprache, sowie im Typus der Eingeborenen herrscht die größte Ähnlichkeit.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, daß wir demnach auf der Insel Neupommern vier Stämme unterscheiden können, nämlich:

1. Die Nordostbewohner der Gazellehalbinsel, die mit der größten Wahrscheinlichkeit aus dem südlichen Neumecklenburg eingewandert sind;

2. die Baining, die Urbewohner der Gazellehalbinsel, die durch vulkanische Ereignisse in die Berge im Westen und Süden der Halbinsel zurückgedrängt wurden;

3. die Stämme auf der südlich von der Gazellehalbinsel liegenden Erweiterung der Hauptinsel und

4. die mit den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste von Neuguinea eng verwandten Stämme, die den ganzen Westteil der Insel einnehmen und auf der Südküste sich durch deformierte Schädel vor den übrigen Stammesgenossen auszeichnen.

Die Verschiedenheiten zwischen den aufgeführten Stämmen lassen sich leicht dadurch erklären, daß sie lange Zeit isoliert voneinander lebten. Die wohl verhältnismäßig jüngere Einwanderung aus Neumecklenburg erklärt hinlänglich den Unterschied zwischen den Eingewanderten und den Baining. Sie waren vorher durch einen breiten Meeresarm voneinander geschieden, und wenn ein Verkehr stattfand, konnte dieser nur einseitig sein, da die Baining zu jener Zeit wohl ebensowenig Boote besaßen wie jetzt.

Der Unterschied der Baining von den Bewohnern des südlich von der heutigen Gazellehalbinsel gelegenen Berglandes läßt sich ebenso erklären. Die verhältnismäßig niedrige Landenge, die heute beide Teile verbindet, besteht aus gehobenen Korallenformationen, und wo heute eine Landenge ist, existierte wohl früher eine Straße, die das Baininghochland von dem Südhochland schied. Eine ähnliche Trennung mag vorhanden gewesen sein zwischen dem Südhochland und dem großen Westteil der Insel.

#### a) Die Eingeborenen des Nordostens der Gazellehalbinsel

In der nun folgenden Schilderung der Bewohner, ihrer Sitten und Gebräuche folge ich der vorher aufgestellten Gliederung der Stämme, wonach sich deutlich geschiedene ethnographische Provinzen abgrenzen

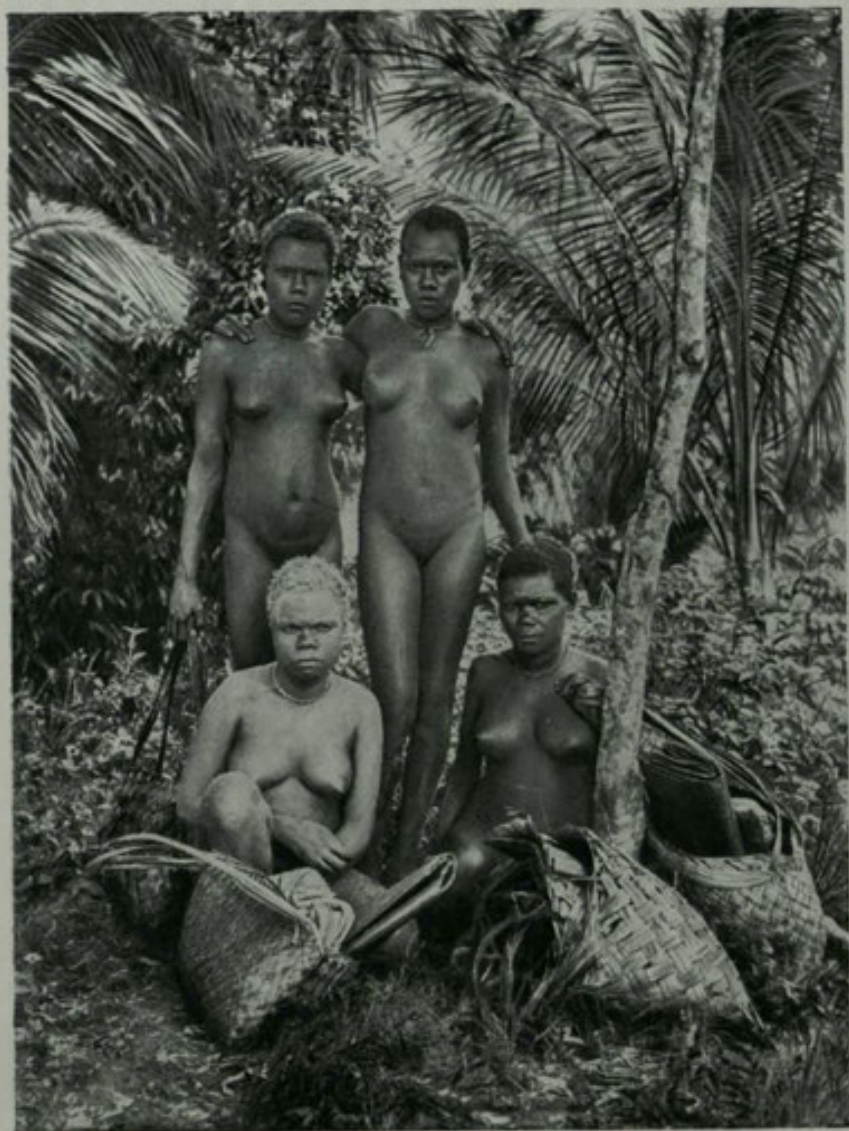
lassen. Die erste dieser Provinzen umfaßt demnach das Gebiet der Gazellehalbinsel, soweit es von den aus Neumecklenburg eingewanderten Stämmen bewohnt ist.

Ich muß jedoch im voraus bemerken: Es lassen sich von Landschaft zu Landschaft Besonderheiten in Brauch und Sitte der Bevölkerung verfolgen, aber eine gemeinsame Grundlage ist nicht zu verkennen.

Das ganze Gebiet zerfällt in eine Anzahl kleinerer und größerer Landschaften, jede in der Regel mit einem besonderen Namen. Innerhalb dieser Landschaften liegen nun die einzelnen Niederlassungen (qunan), gewöhnlich nur aus einer kleinen Anzahl von Hütten bestehend, selten mehr als zehn. Hier wohnt eine Familie im engeren Sinne. Vergrößert sich die Familie, so trennen sich einzelne Glieder ab und errichten ein neues qunan. So entsteht eine Kolonie, in welcher eine bestimmte Sippe überwiegt. Selten enthält eine Landschaft mehrere Sippen nebeneinander.

Innerhalb der einzelnen Sippen, niuruna, sind stets einzelne Bevorzugte, die als Häupter und Regenten betrachtet werden. Die höchste Würde ist die des a gala (g = ng), dies heißt wortgetreu „der Große“. Es kommen jedoch Fälle vor, in denen die Mitglieder der Sippe den a gala einfach absetzen, weil er sich seinem Amte nicht gewachsen zeigt, namentlich das Familienvermögen schlecht verwaltet. Sein Nachfolger ist dann stets der nächstberechtigte Bruder oder der nächste Neffe im Weiberstamm. Diese sind auch im Todesfalle seine Erben. Der a gala ist der eigentliche Häuptling und übt dessen Rechte aus, soweit dadurch der Vorteil oder der Nutzen der ganzen Sippe bedingt ist. Er kauft die Weiber für die jungen Leute, die nachher durch Arbeitsleistung seine Auslagen decken müssen. Er ist der Schatzmeister der ganzen Sippe, und in seinem Hause wird das Stammesvermögen an Muschelgeld — Tabu — aufbewahrt. Ist er ein unternehmender Mann, dann hält er seine Leute zum Anlegen großer Pflanzungen an. Es ist dabei Sitte, daß er ihren Unterhalt aus dem Stammesvermögen bestreitet. Die verausgabte Summe mit einem bestimmten Zuschlag wird jedoch nach Verlauf der Ernte wieder an ihn verabfolgt, um im Tabuhause deponiert zu werden. Ist die Sippe groß, und sind ihm große Mengen an Tabu anvertraut, so entsteht daraus für ihn eine recht bedeutende Mühe. Die großen Taburollen sind leicht zu unterscheiden, daneben sind jedoch zahlreiche kleinere und größere Bündelchen und Körbchen, welche einem Uneingeweihten alle gleich scheinen, jedoch alle verschiedene Eigentümer haben, die dem a gala bekannt sein müssen. In der Handhabung macht er jedoch niemals einen Irrtum, obgleich seinem Gedächtnis nicht selten schwierige Aufgaben zugemutet werden. Sein Recht auf Grund





10. Weiber der Gazellehalbinsel



11. Ausstellung einer Leiche (Gazellehalbinsel)





12. Sentreufen (Gazellehalbinsel)



13. Männer der Baining



und Boden des Stammes ist nicht größer als das eines beliebigen Stammesmitgliedes, er kann jedoch Grundstücke des Stammes veräußern, muß aber vorher mit den Eigentümern sich beraten, eventuell deren Einwilligung einholen. Den Kaufpreis händigt er den Eigentümern nach Abschluß des Kaufes ein oder legt ihn zu dem Schatz der Sippe. Da der a gala in der Regel ein Finanzgenie ist, so erwirbt er mit dem ihm anvertrauten Gelde nicht selten für eigene Rechnung ein recht ansehnliches Vermögen und wird dann auch als uviana, reicher Mann, bezeichnet.

Neben dem a gala ist die Würde des luluai die bedeutendste. Der luluai ist der Anführer des Stammes im Kriege. Nicht selten sind die Würden des a gala und des luluai in einer Person verbunden, aber die Bezeichnung erhält ein jeder, der sich im Kriege auszeichnet und dem die übrigen Stammesmitglieder gegebenenfalls gerne Gefolgschaft leisten, weil ihnen sein Mut und seine Tüchtigkeit bekannt sind. Wenn der a gala älter wird und nicht mehr geeignet ist, seine Leute im Kampfe anzuführen, so beruft er einen oder mehrere seiner luluai, die nun für ihn den Oberbefehl übernehmen. Dafür genießt dieser nun besondere Vorrechte. So darf er zum Beispiel von dem auf Kriegszügen erbeuteten Muschelgeld einen größeren Anteil zurückbehalten, und er kann überhaupt sein eigenes Vermögen im eigenen Hause aufbewahren und nach Belieben verwalten. Der luluai hat daher die Möglichkeit, mit der Zeit ein uviana zu werden, wodurch ihm auch die Würde eines a gala erreichbar wird.

Äußere Kennzeichen der vorgenannten Würden gibt es nicht.

Alle Angelegenheiten des Stammes werden in Versammlungen beraten. Entweder wird im voraus ein bestimmter Tag sowie ein bestimmter Ort festgesetzt, oder es werden, falls die Sache dringlich ist, die Männer durch Signale auf der Holztrommel zusammengerufen; die Krieger versammeln sich erstaunlich schnell. Der Zweck der Versammlung wird nun den Anwesenden bekannt gemacht, und ein jeder kann seine Meinung äußern. Nicht selten gibt es hier heftige Debatten, und wenn die Angelegenheit nicht gerade sehr dringlich ist, geht man auch wohl unverrichteter Sache auseinander. Ist jedoch die Sache von großer Bedeutung, droht zum Beispiel ein Überfall oder ist ein Stammesmitglied getötet oder eine Frau geraubt worden, dann ist mit erstaunlicher Schnelligkeit der Entschluß gefaßt, und man schreitet sofort zur Ausführung. Setzen wir voraus, daß ein Überfall droht. In diesem Falle bringt man, wenn man sich nicht stark genug fühlt, den Angriff zurückzuweisen, sofort das Muschelgeld in Sicherheit. Männer und Weiber beladen sich stillschweigend mit den Schätzen des Stammes und



bringen diese entweder zu einem befreundeten Nachbarstamm, oder, wenn dies schon zu spät sein sollte, verscharren sie das Geld auf einem im voraus festgesetzten entlegenen Platz im Walde. Die waffenfähigen Männer unter Anführung der luluai legen sich in den Hinterhalt oder ziehen dem Feinde entgegen, um mit ihm womöglich auf freiem Felde handgemein zu werden.

Ist die Veranlassung zu einer solchen Mobilmachung nicht von ganz besonderer Bedeutung, so ernennen die beiderseitigen Parteien aus benachbarten Stämmen ihre Vermittler, und diese bringen nun die Sache dadurch zum Abschluß, daß sie den Fall eingehend besprechen und eine Zahlung von Muschelgeld an die geschädigte Partei festsetzen. Höchst selten widersehen sich die Verurteilten diesem Urteil. Nach Zahlung des Sühnegeldes treten die alten Männer der beiden Parteien zusammen, tauschen Kalk und Betelnüsse aus, und damit ist dann der Friede wiederhergestellt. In einzelnen Fällen, so zum Beispiel wenn ein Stammesmitglied von einem anderen Stamm erschlagen oder gar verspeist worden ist, läßt sich der Friede nicht so leicht herstellen. Die Ehre des Stammes erfordert in gewissen Fällen, daß die Tat gerächt wird, und der Kriegszustand dauert, bis dem anderen Stamme in gleicher Münze heimgezahlt wurde. Ist dieser dann auf weitere Vergeltung bedacht, so können diese Fehden sich auf lange Zeit erstrecken. Wenn auf beiden Seiten das Bedürfnis zu einem Friedensschluß vorhanden ist, so ist es Sache der Vermittler, diesen anzubahnen; jede Partei zahlt der anderen eine Buße für die während der Kriegszeit erschlagenen Stammesmitglieder; nach erfolgter Zahlung werden Betelnüsse ausgetauscht und gelaut, und der Friede ist nun ein dauernder.

Es kann nun auch vorkommen, daß ein Stamm sich zu schwach fühlt, um das an ihm verübte Unrecht zu rächen. In diesem Falle hat sich ein ganz eigentümlicher Gebrauch gebildet, der allerdings jetzt allmählich dem Einfluß der Weißen weichen muß. Dieser Gebrauch besteht darin, daß man einer völlig unbeteiligten Person einen Schaden an ihrem Eigentum zufügt und sie dadurch zwingt, bei dem ursprünglichen Übeltäter Genugthuung zu suchen. Dieser Gebrauch wird kamara genannt. Als ich Anfang der achtziger Jahre mich in Neupommern ansiedelte, war dieser Gebrauch allgemein anerkannt. Selten jedoch ging man dabei bis zur Tötung; ich weiß allerdings einen solchen Fall, aber derselbe wurde schnell dadurch zu Ende geführt, daß die eigenen Stammesmitglieder den Mann, der diesen Gebrauch in zu weitem Sinne ausgedeutet hatte, erschlugen. Dagegen wurde die kamara immer ausgeübt, wenn ein Stamm einen anderen am Eigentum geschädigt hatte und nicht schnell genug bei der Hand war, die gebührende Sühne zu leisten.



So wie der *a gala* das Haupt des Stammes ist, so ist jeder verheiratete Eingeborene, mag er nun eine oder mehrere Frauen haben, deren absoluter Herr. Die Frau ist sein Eigentum und muß für ihn arbeiten; wird dies Eigentumsrecht durch eine dritte Person geschädigt, so ist der Mann berechtigt, von dieser den üblichen Schadenersatz zu fordern. Ehebruch wird nicht immer mit dem Tode bestraft, dagegen stets die Blutschande, worunter nicht nur der geschlechtliche Umgang zwischen leiblichen Geschwistern verstanden wird, sondern namentlich auch zwischen Personen, die dasselbe Stammeszeichen, dasselbe Totem haben. Das Recht des Mannes geht jedoch nicht so weit, daß er in diesen Fällen der Vollstrecker der Todesstrafe ist; dies Recht steht allein dem Bruder der Ehebrecherin oder ihrem Onkel mütterlicherseits zu. In früheren Zeiten wurde von diesem Recht fast immer Gebrauch gemacht, unter dem Einfluß der Ansiedler, der Missionsgesellschaften und der Behörden nimmt die Sitte jedoch ab; seitdem mehren sich Ausschreitungen der Weiber. Ehebruch ist daher im Zunehmen begriffen.

Für die getötete Frau wird dem Ehemann von dem Vollzieher der Strafe eine Entschädigung an Muschelgeld gezahlt, gewöhnlich der bei der Eheschließung erlegte Kaufpreis.

Die Frau bleibt auch nach der geschlossenen Ehe immer noch ein Mitglied ihrer Familie, zu der sie wieder zurückkehren kann, wenn die Ehe durch den Tod des Mannes aufgelöst wird; in diesem Falle wird sie von den Verwandten wieder verkauft, wenn sich ein Liebhaber finden sollte. Aber auch zu Lebzeiten des Mannes kehrt sie häufig zu ihrer Familie zurück und verbleibt dort längere oder kürzere Zeit; tritt auf Vereinbarung der Eheleute eine freiwillige Trennung ein, so zahlt die Familie dem Ehemanne den Kaufpreis zurück, und die Ehe ist dadurch gelöst. Solche Trennungen sind recht häufig und mehren sich in der Neuzeit.

Dennoch gibt es ungemein viele Fälle, in denen die Ehe eine dauernde Verbindung fürs ganze Leben wird. Kleine Zwistigkeiten zwischen den Eheleuten gehören allerdings zur Regel, und die sich beleidigt oder benachteiligt fühlende Frau geht dann, um ihrem Zorn Ausdruck zu geben, zu ihren Verwandten; aber solche kleine Ehezwiste sind, wenn kein ernster Grund vorhanden, nicht von langer Dauer; die Frau kommt nach einigen Tagen, wenn der Zorn verraucht ist, wieder zurück, oder der Mann lenkt ein und sendet kleine Geschenke, um seinerseits den guten Willen zu zeigen.

Es ist recht häufig, daß der *a gala* bereits die im frühesten Kindesalter stehenden Mädchen durch eine Anzahlung kauft, um sie dann später im heiratsfähigen Alter an diesen oder jenen seiner jungen Leute

gegen Rückzahlung aller entstandenen Kosten zu verheiraten. Die Regel ist, daß der junge Mann nicht selbst die Frau erwählt, sondern daß diese ihm von seinen Eltern, seinem Onkel mütterlicherseits oder seinen Verwandten gewählt wird. Erst im reiferen Jünglingsalter kann es vorkommen, daß der Betreffende eine auf gegenseitige Neigung gegründete Ehe schließt; gewöhnlich geht dieser Neigungsehe eine Wahl-ehe voraus, die dann erst getrennt werden muß, ehe die Ehe aus Zuneigung stattfinden kann.

Die Ehe eines ganz jungen Paares, oder richtiger die Verlobung, geht unter bestimmten Ceremonien vor sich.

Mutter und Vater, an deren Statt auch wohl der Onkel, gehen zu den Eltern des Mädchens und übergeben seinem Vater etwa zehn Klasten Tabu, die von diesem an die Verwandten des Mädchens verteilt werden. Das Mädchen geht nun mit den Käufern nach deren Gehöft, und der Vater oder Onkel verteilt hier abermals Tabu an die Leute, die ihn begleiteten. Die Eltern des Mädchens bezeichnen dann einen bestimmten Tag zu einem Besuch bei den Eltern oder dem Onkel des Knaben. Sie bringen bei dieser Gelegenheit zubereitete Speisen, die die andere Partei an sich nimmt und mit Tabu bezahlt. Sie nehmen jedoch dafür wiederum zubereitete Speisen als Gegengeschenk an, wofür sie eine Gegenleistung in Tabu erlegen. Während der nun folgenden Schmauserei wird ein Tag bestimmt, an dem der junge Mann, der bei diesen Ceremonien nicht gegenwärtig sein darf, den zukünftigen Schwiegereltern vorgeführt wird. Zu dieser Vorführung üben die männlichen Verwandten des Jünglings einen Tanz ein, und die weiblichen Verwandten tun dasselbe auf der Seite der Braut. An dem bestimmten Tage führen die Männer zunächst ihren Tanz auf, darauf folgt die Schaustellung der Weiber; der Jüngling und seine Begleiter bilden die Zuschauer. Die Eltern der Braut bringen darauf dem zukünftigen Schwiegersohn ein Geschenk von etwa zehn Klastern Tabu, und die Eltern oder der Onkel des Jünglings machen den Eltern oder dem Onkel des Mädchens ein gleiches Geschenk.

Damit ist gewissermaßen die Verlobung des jungen Paares eingeleitet. Wenn beide Parteien noch im Kindesalter sind, wie dies häufig vorkommt, so bleibt das Mädchen bis zum heiratsfähigen Alter bei den Eltern oder Verwandten und der Knabe oder Jüngling bei den Seinen. Obgleich beide wissen, daß sie in späteren Jahren als Mann und Frau zusammenleben werden, so tun sie doch bei etwaiger Begegnung, als ob sie sich niemals vorher gesehen, ja es ist ihnen verboten, sich gegenseitig an- oder nachzuschauen oder anderen gegenüber die zukünftige Verbindung zu erwähnen.



Ist das Mädchen alt genug, um zu heiraten, dann schickt die Mutter des Jünglings eine ältere Frau nach dem Gehöft der Schwieger\* tochter und läßt diese herbeiholen. Die abgesandte Frau hält das herbeigeführte Mädchen an der Hand und wirft den anwesenden Jüngling mit Betelnüssen, wobei sie ausruft: Hier sind die Betelnüsse der Soundso! Die übrigen anwesenden Männer heben die Betelnüsse auf und verzehren sie. Der Zweck dieser Ceremonie ist, die Bekanntschaft der beiden Parteien einzuleiten und es ihnen möglich zu machen, von nun an bei etwaigen Begegnungen sich anzusehen.

Hat die Bekanntschaft der beiden jungen Leute stattgefunden, so bringen die Verwandten eine weitere Annäherung zustande. Zu dem Ende ergreifen die jungen Männer auf Veranlassung der Weiber den Bräutigam und bringen ihn in der Nacht nach dem Gehöft seines Vaters oder Onkels: die Weiber bringen gleichzeitig die Braut nach demselben Gehöft mit einem Geschenk an den Bräutigam, bestehend aus zwei Klaftern Tabu; die Männer erwidern dies Geschenk, indem sie im Namen des Bräutigams der Braut dasselbe Maß an Tabu übermitteln; manchmal überreicht der Bräutigam in Person der Braut das Geschenk. Nach diesem Austausch von Geschenken bleibt die Braut im Hause der Schwiegereltern; der Bräutigam begibt sich nach dem Junggesellenhaus. Zwei oder drei Tage später besucht der Bräutigam, von einem seiner Freunde begleitet, abermals die Braut, und diese setzt ihnen Essen vor; diese Ceremonie wird von Tag zu Tag wiederholt, um Braut und Bräutigam aneinander zu gewöhnen. Gefällt dem jungen Herrn seine Zukünftige nicht, so zeigt er dies dadurch, daß er die angebotenen Geschenke verschmäht und das vorgefetzte Essen nicht anrührt; die Braut zeigt ihre Abneigung gegen den Bräutigam dadurch, daß sie nur gezwungen dem jungen Manne Betelnüsse oder Essen darreicht. Als schließliche Probe wird an einem bestimmten Tage vor der Hütte ein Feuer gemacht. Braut und Bräutigam sitzen am Feuer sich gegenüber. Kehrt die Braut dem Bräutigam das Gesicht zu, so ist dies ein Zeichen des Einverständnisses; wendet sie das Gesicht ab, so deutet sie dadurch ihren Widerwillen an. Der Bräutigam drückt seinen Widerwillen dadurch aus, daß er entweder ganz fern bleibt oder einen jungen Mann absendet, der für ihn als Sprecher auftritt. Doch läßt man sich selten sofort durch diese Widersetzlichkeit einschüchtern; die Weiber müssen zureden und beschwichtigen, und wenn auch dies nicht hilft, dann greift man zu allerhand Zaubermitteln, um die gegenseitige Neigung hervorzurufen. Kommt es jedoch nicht zu einer Einigung, dann treten die beteiligten Parteien zusammen und erstatten sich gegenseitig das ausgelegte Muschelgeld. Mit dieser Ceremonie ist die Sache zu Ende.

Ist jedoch das junge Paar einverstanden, so bringt der Bräutigam dem jungen Mädchen bei ihren täglichen Zusammenkünften kleine Geschenke, die es in ihrem Tragkörbchen verpackt, oder er begleitet es zur Feldarbeit und arbeitet zusammen mit ihm in der Pflanzung. Wenn dieser Verkehr einige Wochen ange dauert hat und keine Gefahr vorhanden ist, daß durch einseitige oder gegenseitige Abneigung die geplante Verbindung vereitelt werden wird, dann beginnt der Bräutigam eine Hütte zu errichten und wird dabei von seiner Verwandtschaft unterstützt. Wenn das Haus fertig ist, bringen die Verwandten einen oder zwei Kaster Tabu und übergeben diese dem jungen Paar.

Am Abend geht das junge Paar zum erstenmal in die zukünftige Wohnhütte, und damit ist die Ehe für abgeschlossen erklärt. Weitere Zeremonien finden nicht mehr statt.

War die Braut bereits früher verheiratet, so muß, ehe sie eine andere Ehe eingehen kann, die Trennung der Ehe herbeigeführt werden dadurch, daß der Kaufpreis dem ersten Manne oder seinen Verwandten zurückgezahlt wird. Der neue Liebhaber zahlt den ausbedungenen Preis an die Verwandten der Frau; es findet eine kleine Schmauserei statt, und die Frau folgt dem Manne nach seiner Hütte ohne weitere Zeremonien.

Polygamie ist erlaubt, jedoch nicht allgemein üblich. In der Regel sind es nur die reicheren Leute, die sich den Luxus der Vielweiberei leisten. Man betrachtet die Sache mehr von der Geschäftsseite, da die Auslagen, die mit der Haltung mehrerer Weiber verknüpft sind, dadurch reichlich aufgewogen werden, daß sie für den Mann in den Pflanzungen arbeiten müssen. Eine der Frauen bleibt jedoch gewissermaßen die Favoritin, und ihrer Eifersucht gelingt es nicht selten, den Nebenfrauen und dem Herrn Gemahl das Leben so sauer zu machen, daß er wohl oder übel des häuslichen Friedens wegen zur Monogamie zurückkehrt. Die einzelnen Weiber haben getrennte Hütten; unter den Kindern der verschiedenen Frauen besteht kein Unterschied.

Ein Überbleibsel des in Melanesien weit verbreiteten Totemismus finden wir auch hier. Er kommt nicht dadurch zum Ausdruck, daß gewisse Tiere oder andere Gegenstände als Totemzeichen gebraucht werden; man hat aber die beiden Bezeichnungen tavevet und tadiat, die wörtlich „wir“ und „sie“ bedeuten und die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe ausdrücken sollen. Alle, die derselben Abstammung sind, nennen sich untereinander tavevet, mögen sie nun in der weiblichen oder in der männlichen Linie miteinander verwandt sein; für sie sind alle anderen tadiat. Verwandte, die dieselbe Abstammung mütterlicherseits haben, dürfen sich niemals heiraten.

Sobald ein Eingeborener zu einer Familie in das Verhältnis eines



Schwiegersohnes tritt, entstehen für beide Parteien ganz besondere Vorschriften in den gegenseitigen Beziehungen. Eine Verletzung dieser eigentümlichen Regeln wird als ein schwerer Bruch des Herkömmlichen angesehen und dementsprechend bestraft. Der Schwiegersohn und die Schwiegereltern reden sich als nimuan an, sie nennen sich nie bei ihrem gewöhnlichen Namen. Dies geht so weit, daß wenn zum Beispiel der Schwiegervater tokapiaka = to-Brotfrucht, oder tolama = to-Kolosnuß, zwei nicht ungewöhnliche Namen, heißt, der nimuan die Brotfrucht hinfort nicht als kapiaka und die Kolosnuß nicht als lama bezeichnet, sondern andere Benennungen gebraucht. Die nimuan dürfen sich zwar gegenseitig Betelnüsse anbieten und miteinander kauen, es ist ihnen jedoch streng verboten, miteinander zu essen oder zu sehen, wie die eine oder die andere Partei, die Schwiegereltern oder der Schwiegersohn, die Mahlzeit einnimmt. Ebenso ist es dem Schwiegersohn verboten, das Gehöft seiner Schwiegereltern zu betreten. Die Schwiegertochter steht nach der vollzogenen Ehe genau in demselben Verhältnis zu ihren Schwiegereltern.

Auch auf die Schwäger erstreckt sich ein Teil dieser Vorschriften. Sie dürfen einander nicht beim Namen nennen und nicht gemeinsam in einem Hause schlafen. Dagegen können sie sich gegenseitig in ihren Gehöften besuchen und Mahlzeiten miteinander einnehmen. Nach der Verheiratung ist es der Schwester nicht mehr erlaubt, mit ihrem Bruder zu verkehren oder zu sprechen, sie spricht auch niemals seinen Namen aus, sondern bezeichnet ihn mit einem anderen Wort.

Die Ehe kann aus irgendeiner geringfügigen Veranlassung leicht dadurch gelöst werden, daß die Familie der Frau dem Manne das Kaufgeld zurückgibt; daneben gibt es recht viele Beispiele von Ehen, die nur durch den Tod der einen oder der anderen Partei ein Ende nehmen. Manche dieser Ehen können auch nach unseren zivilisierten Begriffen als mustergültig hingestellt werden. Die Frau, die während der Ehe ein an Lasten sehr reiches Dasein führen muß, bleibt dem Manne treu, zieht die Kinder groß, arbeitet in den Feldern, trägt schwere Lasten zu Markte und müht sich von morgens bis abends fortwährend zum Besten ihres Mannes ab. Sie ist nicht wenig stolz, wenn durch ihr Schaffen der Gemahl imstande ist Muschelgeld zurückzulegen, und der Mann zeigt sich seinerseits dafür dankbar, indem er der Frau einen Teil des verdienten Muschelgeldes als Eigentum übergibt oder vererbt. Dies so erworbene Geld geht nicht ins Tabuhaus des Familienoberhauptes, der überhaupt nicht darüber zu verfügen hat, sondern die Frau bewahrt es in dem Tabuhaus ihrer eigenen Familie, und wenn sie stirbt, fällt es an diese oder an ihre Kinder.

Die Geburt eines Kindes ist immer eine wichtige Angelegenheit. Fühlt die Schwangere die ersten Wehen, dann werden schnell die Freundinnen und namentlich die alten, erfahrenen Weiber herbeigerufen, um ihr bei der Geburt beizustehen. Die Schwangere kniet nieder und hält mit den Händen einen der Hauspfosten umklammert; hinter ihr nimmt die helfende ältere Frau Platz. Mit beiden Händen streicht sie von beiden Seiten in Richtung nach unten über den Bauch der Schwangeren, dadurch die Leibesfrucht nach unten drückend. Selten verläuft eine Entbindung ungünstig für die junge Mutter.

Bei der ersten Geburt, namentlich wenn die Frau einem Häuptlinge oder Begüterten gehört, geht es jedoch nicht ohne Tabugeschenke und andere Feierlichkeiten ab. Einige Zeit vor der Geburt bringen Verwandte und Freunde dem zukünftigen Vater Geschenke aller Art, in der Neuzeit namentlich die von den Europäern eingehandelten Gegenstände. Fühlt die Frau sich ihrer Entbindung nahe, dann versammeln sich die weiblichen Verwandten der Ehegatten im Behöft, das heißt diejenigen, die verheiratet sind und Kinder haben. Die Gebärende liegt im Freien auf einer Kokosmatte. Damit die Geburt gut verlaufe und nicht durch böse Geister und böswilligen Zauber beeinflusst werde, darf selbstredend der Zauberer nicht fehlen, und mit dem größten Ernst und würdiger Miene waltet er seines Amtes. Aus seinem Körbchen holt er einen kleinen Beutel voll gebranntem Korallenkalk, murmelt darüber seine Zauberformeln und nimmt zwischen Daumen und Vorderfinger ein wenig davon, um es nach verschiedenen Richtungen in die Luft zu blasen. Etwa in der Nähe sich aufhaltende böse Geister werden dadurch verscheucht. Der Kalkbeutel wird dann den Weibern überliefert, und diese reiben den Körper der Gebärenden mit dem heiligen Inhalt ein, wodurch alle etwaigen Zaubermittel, die ihr von böswilliger Seite gegeben sind, um die Geburt zu erschweren, ihre Macht verlieren. Da jedoch der bezauberte Kalk allein nicht imstande ist, alle bösen Geister zu vertreiben, so schwenkt der Zauberer nach allen Richtungen zauberkräftige Pflanzenbüschel, wobei die besonders kräftig wirkende grün-gelb-rot gestreifte Drazänenart nicht fehlen darf, ebensowenig wie die schnell hergemurmelten Beschwörungsformeln. Alles, was die gebärende Frau trinkt oder isst, wird ebenfalls vor dem Gebrauch entzaubert.

Nach der Geburt des Kindes wird dieses einer der Mitfrauen des Mannes überreicht; ist eine solche nicht vorhanden, dann tritt die nächste weibliche Verwandte der jungen Mutter an deren Stelle. Ist das Neugeborene ein Knabe, so stimmen die sämtlichen Weiber den weithin schallenden Ruf Hüh! Hüh! an, ist es ein Mädchen, so schreien sie Huh! Huh! Dieser Ruf lockt nun alle verheirateten Weiber herbei,



Mädchen müssen jedoch außerhalb der Umzäunung bleiben und dürfen das Gehöft nicht betreten. Mittlerweile hat die nächste Verwandte der Wöchnerin mit einer scharfen Muschel oder mit einem scharfen Bambusstreifen die Nabelschnur durchschnitten und bestreicht die Wunde mit dem Saft der Blätter der *Erythrina indica*. Nach der Geburt wird die Mutter von den Weibern in die Hütte getragen. Der Gatte beschenkt die hilfreichen Weiber mit Tabu.

Hat die Geburt am frühen Morgen oder Vormittag stattgefunden, so eilen die Verwandten der jungen Mutter herbei, um dem Vater ein Geschenk an Tabu zu überreichen; dasselbe besteht aus einem Stück von ein bis fünf Meter Länge. Fand die Geburt am Nachmittage oder Abend statt, dann erfolgt die Besenkung am folgenden Tage. An dem darauffolgenden Tage zeigt sich der Gatte erkenntlich, indem er an alle Verwandten der Frau Betelnüsse, Pfeffer und kleinere Stückchen Tabu verteilt. Das neugeborene Kind wird jetzt hervorgeholt und von allen Seiten bewundert. Mittlerweile hat man ein kleines Häuflein von wohlriechenden und zauberkräftigen Kräutern aufgeschichtet und in Brand gesteckt. Daneben liegt, wenn das Kind ein Knabe ist, alles Gerät, das er im künftigen Leben gebrauchen wird, die Keule, der Federspeer, Schleuder und Stein, Bambusmesser, Grabstock usw.; ist das Kind ein Mädchen, so legt man einen Regenmantel, ein Körbchen mit Betel und Urekanüssen, ein Stückchen Tabu und ein Bambusmesser hin. Das Kräuterhäuflein wird angezündet, und eine Frau schwenkt das Kindlein durch den Rauch und spricht: „Werde stark! erwirb viel Tabu! wirf den Speer und schleudere den Stein!“ Ist das Kind ein Mädchen, so lauten die Worte: „Werde groß, werde stark zur Arbeit, damit du die Felder bestellen kannst!“ Ein Zauberer darf dabei natürlich nicht fehlen, er hält seine Hände in den Rauch und faßt zwischen den Fingern ein wenig Asche, berührt damit Augen, Ohren, Schläfe, Nase und Mund des Kindes, wodurch dasselbe fortan gegen böse Geister und bösen Zauber gefeit ist. Bei derselben Gelegenheit wird dem Kinde ein Name gegeben. In der Regel wählt der Vater den Namen eines Verwandten oder Freundes und gibt demselben dafür ein Stück Tabu. Kommt er aber dem besonderen Wunsch eines Nachbarn oder einer Nachbarin nach, seinen Sprößling nach ihm oder ihr zu benennen, dann gibt dieser dem Kinde ein kleines Tabugeschenk. In der Namenverleihung ist man nicht wählerisch, irgendein Gegenstand aus den drei Naturreichen wird erwählt, irgendeine Handlung, die gerade vorgenommen wurde, irgendein Ereignis, das mit der Geburt zusammenfällt. Etwa am zehnten Tage, wenn der Nabel geheilt ist, wird dem Kinde der Kopf rasirt und mit Kalk eingerieben. Bei dieser Gelegenheit ver-

sammeln sich diejenigen, welche vor der Geburt des Kindes dem Vater ein Geschenk machten, und erhalten nun eine Vergütung in Gestalt von Muschelgeld. Es wird dabei Betel verteilt, und das Neugeborene wird bewundert.

Die Erstgeburt, sei es ein Knabe oder ein Mädchen, wird von dem nächsten Verwandten des Vaters während der folgenden vier bis sechs Monate mit allen möglichen Leckerbissen versehen; die besten Caro- und Yamknollen, die besten Fische, die feinsten Speisen werden dem Säugling täglich zum Geschenk gebracht. Aber auch dafür zahlt der Vater nach der abgelaufenen Frist mit Muschelgeld und Betel.

Die vorbeschriebenen Feierlichkeiten finden nur bei Erstgeburten statt, alle anderen Entbindungen verlaufen unter geringeren Ceremonien.

Die junge Mutter ist sonst recht stolz auf ihren Säugling; sie führt ihr Neugeborenes überall mit. Ein viereckiges Stück Rindenzeug wird zusammengefaltet, über Brust und Schulter gelegt und auf dem Rücken zusammengeknötet. In die Falten wird der Säugling eingehüllt, so daß nur ein Teil des Köpfchens hervorschaut und ein Beinchen oder zwei hervorbaumeln. Außer dieser Last trägt die Mutter jedoch noch wie gewöhnlich die mit schweren Lasten gefüllten Körbe mittels einer Tragschnur über dem Kopf. Reinlichkeit ist nicht eine Nothwendigkeit; kommt die Mutter gelegentlich an den Strand oder an eine Quelle, so werden einige Handvoll Wasser über das Kind geschüttet und der ärgste Schmutz abgewaschen. Wo Wasser schwer zugänglich ist, müssen einige Tropfen aus der Urinschale für die tägliche Toilette ausreichen.

Die Mutter säugt das Kind so lange, bis es laufen kann. Daneben werden Caro, Yam, Bananen usw., die von der Mutter vorgelaut und zu kleinen Klößchen geformt werden, dem Kinde in den Mund geschoben. Diese Diät bekommt den Säuglingen, wenn sie überhaupt gesund sind, wohl. Der Vater gibt sich nicht viel mit den kleinen Kindern ab. Wächst das Kind heran, so folgt es etwa bis zum sechsten oder achten Jahre der Mutter oder, wenn ein Knabe, dem Vater, je älter es wird, desto mehr dem letzteren. Dann aber siedelt der Knabe meistens nach dem Gehöfte des Onkels über, wenn ein solcher vorhanden ist, und gehört von nun an eigentlich diesem. Die Mädchen folgen der Mutter bis zu ihrer Verheirathung; sie müssen schon als kleine Kinder in den Pflanzungen behilflich sein und tragen mit dem achten oder zehnten Jahr bereits schwere Lasten auf dem Rücken. Die Knaben helfen dem Onkel in seinen Pflanzungen; sie befeißigen sich von Jugend an, die älteren Leute in Mienen und Gebärden wie im Betragen nachzuahmen, und ein kindlicher Frohsinn oder kindliche Ausgelassenheit ist ihnen im Grund fremd.



Ein vierzehn- oder fünfzehnjähriger Knabe ist bereits ein völlig erwachsener Mann in seinem ganzen Auftreten und Betragen.

Bei dem Tode eines Eingeborenen gibt es nicht minder zahlreiche Feierlichkeiten, deren Umfang sich jedoch nach der Stellung richtet, die der Verstorbene einnahm. Häuptlinge oder solche, welche den Rang eines solchen haben, erhalten nach dem Tode die höchsten Ehren, die man zu verleihen imstande ist, wodurch dem Geiste des Verstorbenen in der Nachwelt eine geachtete Stellung gesichert wird. Frauen und Kinder werden mit geringerem Aufwand beerdigt.

Im nachstehenden schildere ich die Bestattung eines a gala. Der Betreffende war ein sehr betagter Mann, der in weitem Umkreise großes Ansehen genoss. Er war bereits lange Zeit krank gewesen, und als es mit ihm zum Sterben ging, wurde die große Holztrommel (garamut) geschlagen und das Signal von Gehßt zu Gehßt fortgepflanzt. Von allen Seiten strömten die Verwandten zusammen; die nächsten Angehörigen setzten sich in der Hütte rings um den Sterbenden, hielten seine Hände, betasteten seinen Körper und murmelten Trostworte. Draußen vor der Hütte stimmten die Weiber ein lautes Klagegeheul an; der Rest der Versammelten hockte auf dem Boden, laute Betelwürfe und unterhielt sich im Flüsterton.

Nachdem dies einige Stunden gedauert hatte und der Tod eingetreten war, wurde dies Ereignis sofort der Umgegend durch Trommelsignale bekanntgemacht. Der Leichnam wurde auf Kokosblattmatten in der Hütte ausgestreckt. Der Tod war am Nachmittage eingetreten; es wurde beschlossen, die Leiche am folgenden Nachmittage zu beerdigen. Während der Nacht tönten ununterbrochen die Trommeln sowie das Klagegeheul der Weiber.

Am folgenden Morgen wurde vor der Hütte ein niedriger aufrechtstehender Rahmen angebracht, den man mit Kokosblättern und buntem Laub dekorierte. Der Leichnam wurde ins Freie getragen und mit dem Rücken gegen das vorerwähnte Gerüst in sitzende Stellung gebracht; Weiber und Männer der Verwandtschaft traten nun heran, um ihn nach herkömmlicher Art zu schmücken. Gesicht und Körper wurden mit schwarzer, roter und weißer Farbe bemalt; den Kopf zierte ein großer Federbusch aus weißen Kaladusefiedern und ein Stirnband; um den Hals wurde ein breites Halsband aus Ruskuszähnen gebunden; Armbänder und sonstiger Schmuck wurden der Leiche angelegt und bunte Drazänenblätter sowie andere stark riechende Kräuter ringsherum gestreut. Die Daumen der ausgestreckten Arme, sowie die beiden großen Zehen der ausgestreckten Beine wurden dann mittels einer feinen Schnur miteinander verbunden.

Während dies vor sich ging, hatte man die Pflanzungen des Verstorbenen zerstört, Taro- und Yamspflanzen ausgerissen, Bananenstauden abgeschlagen und eine Anzahl junger Kokospalmen gefällt.

Fortwährend erschallte indessen das Klagegeheul der Weiber. Jeder neu ankommende Trupp erhob ein herzerschütterndes Wehegeschrei und stimmte eine Klage an, worin der Verstorbene angerufen, sein Hinscheiden bedauert und sein Lob in allen Tonarten gesungen wurde.

Die Männer hatten unterdessen aus dem Tabuhaus des Verstorbenen, der ein sehr reicher Mann war, die Taburollen hervorgeholt und diese neben der Leiche und auf dem Gerüst hinter derselben aufgestellt, so daß der Tote noch einmal von allen Schätzen des Stammes umgeben war. Nun ertönte auch der laute Schrei des Tubuan\* aus dem Walde, ein ebensolcher Schrei ertönt aus einer anderen Richtung, es ist als ob der Wald damit angefüllt ist, und hüpfend und springend kommt nun eine Anzahl der verummumten Gestalten aus dem Gebüsch hervor. Dieses Schweigen herrscht unterdessen ringsum, auch das Klagegeheul ist erstorben. Mit mächtigen Sprüngen umtanzen die Tubuan die Leiche; mit den langstieligen Ärten hauen sie in den Erdboden, in umstehende Baumstämme und verschwinden dann plötzlich ins Gebüsch. Jetzt setzt die Trommel wiederum ein, und das Klagen beginnt aufs neue. Plötzlich hört man jedoch abermals den Ruf der Tubuan, und dieselben kommen zum zweitenmal zum Vorschein, tanzen unter Trommelbegleitung vor der Leiche und setzen sich dann um dieselbe auf den Erdboden nieder.

Der nächste männliche Verwandte bringt nun eine Rolle Tabu herbei, öffnet dieselbe und legt sie zu den Füßen der Leiche. Die Tubuan erheben sich darauf, führen nochmals einen kurzen Tanz auf und stellen sich dann in Reihe der Leiche gegenüber. Ein Verwandter des Toten hebt jetzt die geöffnete Taburolle auf und verteilt das Muschelgeld an die Tubuan, die dann dasselbe aufheben, nochmals vor der Leiche tanzen und im Walde verschwinden.

Zuweilen wird auch das Kanu als Sarg gebraucht und der Leichnam darin beerdigt. Die Regel ist Bestattung in der Erde.

Die Verwandten heben das Grab aus; es ist gegen anderthalb Meter tief und der Körperlänge des Verstorbenen entsprechend; man macht dasselbe entweder in der Hütte des Verstorbenen oder auch vor derselben.

Die Leiche wird nun vollends geschmückt, das heißt man schüttet Kalk mit roter Erde gemischt über sie, bindet Stücke Tabu um den

\* Näheres über den Tubuan im Abschnitt „Geheimbünde“.



Sals, um Arme und Beine, legt auch wohl eine größere Menge davon neben die Leiche und begräbt sie damit. Dann wird der Tote in Matten eingehüllt und mit Lianen umschnürt. Inzwischen erhebt sich ein ohrenzerreißendes Klagegeheul, in das namentlich alle Weiber mit der ganzen Kraft ihrer Lungen einstimmen. Die Männer heben dann die Leiche auf, bringen sie zum Grabe, und zwei springen hinein, um den Toten in Empfang zu nehmen und in die Gruft zu betten. Alle Männer vereinigen sich nun mit den Weibern zu einem betäubenden Klagegeheul, stürzen über das Grab, anscheinend um dem Toten darin zu folgen; Angehörige reißen sie zurück; andere scharren mit Händen und Füßen die Erde ins Grab, und erst wenn der wilde Knäuel sich entwirrt, gewahrt man, daß es gefüllt worden ist.

Nun setzen sich die Versammelten ringsum, stärken sich durch Betelkauen und erwarten in der größten Seelenruhe die nächste Ehrung des Verstorbenen, nämlich die Verteilung von Muschelgeld. Ist der Verstorbene ein *uviana* von großem Reichtum, dann werden große Mengen Muschelgeld an die Anwesenden verteilt. Je mehr zur Verteilung kommt, um so größer ist sein Ruhm.

Von der Versenkung der Leiche bis zum folgenden Morgen wird eine ununterbrochene Musik auf den großen Holztrommeln unterhalten. Diese hat den Zweck, dem Geist das Eintreten in *Tingenataberan* zu erleichtern. *Tingenataberan* ist ein Platz, weit im Osten, wohin die abgeschiedenen Seelen gehen. Sobald der Tote beerdigt ist, erhebt sich der Geist, *Tulungiana*; er kann jedoch erst bei Sonnenaufgang in *Tingenataberan* eintreten, und die Trommeln müssen ununterbrochen ertönen, um den herumirrenden Geist auf seinem Wege zu stärken. Gespannt richten sich beim Aufgehen der Sonne aller Blicke nach Osten; steht vor dem aufgehenden Gestirn eine Wolke, dann ist dies ein Zeichen, daß der Geist in *Tingenataberan* eingetreten. Dort ist alles im Überfluß, *Tabu*, buntblättrige *Drazänen*, laut tönende Trommeln und fortwährende Tänze und Schmausereien. Vor dem Eintritt in *Tingenataberan* wird die Seele von dem Geiste *Solumean* befragt: „Wo ist dein *Tabu*, wo sind die Armringe, die man dir ins Grab gegeben? Wieviel *Tabu* wurde bei deinem Tode verteilt?“ Fällt die Antwort befriedigend aus, so steht dem Eintritt nichts entgegen; ist sie jedoch nicht genügend, so wird die Seele nach *Sakupia* verwiesen, und der Geist reißt ihr die Hinterbacken ab, damit sie lahm wird. *Sakupia* ist ein trostloser Ort, ohne Festlichkeiten und Tänze, ohne Überfluß irgendeiner Art.

Am *Sankt-Georgs-Kanal* wurden früher die Reichen und Angesehenen im Meere versenkt. Die Leiche wurde unter Wehklagen und Geschrei in ein *Kanu* gelegt und aufs Meer hinausgeführt, um dann mit dem

Kanu versenkt zu werden. Dieser Gebrauch ist jetzt sehr stark im Aussterben begriffen.

Als Zeichen der Trauer bemalt man den Körper mit einem Gemisch von Ruß und Öl. Nahe Verwandte schwärzen den ganzen Körper und erneuern von Tag zu Tag die Trauerfarbe; je weiter entfernt der Verwandtschaftsgrad, desto geringer ist das zur Schau getragene Trauerzeichen. Auch die Dauer der Trauerzeit ist eine verschiedene. Nahe Verwandte trauern ein Jahr lang und darüber, entferntere Verwandte nur wenige Wochen oder Tage. Die Weiber haben ein besonderes Trauerzeichen, wodurch sie sich ungemein garstig machen; sie beschmieren den Kopf mit einer dicken Salbe aus Öl, Ruß und Erde und formen nun damit die einzelnen Haarlocken zu etwa talergroßen, flachen Schmutzplatten, die schuppenförmig übereinander angeordnet werden.

Die Totenklagen sind zum größten Teil nur Schaustellungen, zum Teil sind sie echt, namentlich bei den Frauen.

Angesehenen Leuten bereitet man nach Verlauf von einem oder von mehreren Jahren eine besondere Ehrung, indem man den Schädel des Verstorbenen ausgräbt, rot und weiß bemalt und mit einem Federbusch geschmückt auf ein eigens hergerichtetes Gerüst stellt. Der Tubuan und der Duk-Duk spielen dabei eine hervorragende Rolle; sie führen Tänze auf und veranstalten Festlichkeiten, und an einem bestimmten Tage strömt die Nachbarschaft herbei, um von den Verwandten Geschenke zu erhalten, teils Tabu, teils Schweine, Hühner oder Feldfrüchte. Bei dieser Gelegenheit wird das Stammeseigentum an Tabu auf einem geschmückten Bambusgerüst öffentlich ausgestellt; neben den Geldrollen liegen aufgehäuft die Schweine, Hühner und Feldfrüchte, die als Geschenke bestimmt sind.

In früheren Zeiten soll es gebräuchlich gewesen sein, zusammen mit der Leiche des Häuptlings einen oder mehrere Sklaven oder einige seiner Frauen lebendig zu begraben. Die zugrunde liegende Idee ist, daß die Seelen der Geopferten dem Toten im Jenseits dienen sollen.

\*

Überall, wo sich das Volk der Nordost-Gazellehalbinsel angesiedelt hat, benutzte es heute als Geld eine Seeschnecke, deren obere Wölbung durchschlagen ist, so daß die einzelnen Stücke auf Rotangstreifen aufgereiht werden können. Dieses Geld heißt auf der Gazellehalbinsel Tabu, auf Neulauenburg Diwarra. Die Seeschnecke, aus der dies Geld angefertigt wird, ist meistens die Varietät *camelus* von *Nassa callosa*. Die Verwendung dieser Schnecke, teils als Münze, teils als Schmuck, ist in Neupommern allgemein.



Das Tabu der Gazellehalbinsel ist für viele der Besitzer mit geheimnisvollem Dunkel umgeben; dagegen wissen die Eingeborenen auf der Nordküste und am Weberhafen recht gut, woher das Muschelgeld kommt. Alljährlich nach Eintritt des Südostwindes rüsten diese ihre Kanus aus, die eine mehrmonatige Reise nach den Gegenden am Fuße der Vulkane „Vater“ und „Südsohn“ unternehmen; manchmal erstrecken sich diese Unternehmungsreisen bis zur Willaumezhalbinsel. Hier handeln sie die Nassaschnecken ein, fischen sie auch wohl selber in den feichten Buchten mit morastigem Boden, in dem die Schnecken sich aufhalten.

Diese Fahrten sind nicht ausschließlich Handelsunternehmungen; sie tragen häufig den Charakter von Raubzügen. Daß der gegenseitige Verkehr nicht immer freundschaftlich ist, davon zeugt manche Speerwunde der Heimlehrenden oder der „Todesfall“ während der Reise.

Wenn große Mengen Tabu an einem Orte sich anhäufen, so werden daraus radförmige Rollen angefertigt, welche zeitweilig bis zu 500 Klaftern (ein Klastern = 320 einzelne Schnecken) und noch mehr Tabu enthalten; sie werden in der Regel mit trockenen Pandanusblättern umwickelt und mit einer festen Hülle aus Rotangstreifen umflochten. Solche Rollen sind das Grundkapital der Familie, der sie gehören.

In einigen Gegenden, zum Beispiel am Sanct-Georgs-Kanal, verwahrt man das Muschelgeld nicht in Rollen, sondern gebündelt in Körben.

Kleinere Summen bis zu fünfzig Klaftern bewahrt man in Körben, teils völlig aufgezogen, teils in Stücken von der verschiedensten Länge.

Im täglichen Verkehr führt der Mann oder die Frau je nach Umständen einen kleinen Bedarf an Tabu mit sich, gewissermaßen das Taschengeld.

Bei Zahlung größerer Beträge rechnet man nur nach Klaftern. Man sucht sich dann dadurch zu übervorteilen, daß die Zahler einen kurzarmigen Mann, die Empfänger aber einen recht langarmigen auswählen.

Es gibt nichts in der Welt, woran das Herz eines Eingeborenen mehr hängt, als am Tabu.

Das Tabu vertritt bei den Eingeborenen die Stelle unserer Münze. Im Handel und Wandel des täglichen Lebens ist es der Wertmesser, und auf den Märkten feilscht und handelt man über den Wert der angebotenen Ware ganz wie auf unseren Märkten in Europa. Ist zum Beispiel die Zufuhr an Taro, an Yam, an Fischen usw. groß, so fällt der Preis, ist die Zufuhr gering, so steigt der Preis. Feststehend sind alle Zahlungen in Tabu, sobald es eine Geldvergütung für eine be-

stimmte Arbeitsleistung, für einen geleisteten bestimmten Dienst, für eine Ehrenbezeugung betrifft, dagegen schwanken wieder die Beträge, wenn es sich um Zahlungen handelt, welche den Charakter einer Strafzahlung oder Sühne tragen. Wie es in unseren Strafgesetzbüchern heißt: „Mit Geldstrafe von . . . Mark bis . . . Mark wird bestraft usw.“, so ist auch bei den Eingeborenen je nach der Größe der Schuld die Höhe der Tabuzahlung bemessen.

Ein Eingeborener gibt nicht gerne Tabu fort, wenn er nicht die Aussicht hat, es in irgendeiner Weise und womöglich mit Zinsen wieder zurückzuerhalten. Die anscheinende Freigebigkeit bei gewissen Festen beruht in der Regel nur auf schlauer Berechnung, und wer viel Geld hat, besitzt zahlreiche Mittel, es zu vermehren. Das Ankaufen von jungen Mädchen als spätere Frauen für die jungen Männer, die liberalen Schmäuse und Festlichkeiten zur Zeit der Duf-Duf und Ingiätgebräuche sind alle darauf berechnet, einen Geldgewinn zu erzielen.

Auf der Neulauenburg-Gruppe fertigt man eine Geldsorte an, die unter dem Namen Pele bekannt ist. Im dortigen Verkehr wird es als Geld nicht verwendet, es ist jedoch das Medium, mittels dessen man von den Eingeborenen der Gazellehalbinsel Tabu, hier Diwarra genannt, eintauscht. Auf der Gazellehalbinsel selber wird das Pele nie als eigentliches Geld benutzt; man verwendet es teilweise zur Anfertigung gewisser Schmucksachen, der größte Teil geht jedoch von der Gazellehalbinsel nach Nakanai, wo das Pele sehr hoch geschätzt wird und wo man es als Tauschmittel verwendet, um dagegen die auf der Gazellehalbinsel so hoch bewertete Tabuschnecke (Nassa) einzuhandeln. Das Pele besteht aus kleinen kreisrunden Muschelscheibchen, etwa vier Millimeter im Durchmesser. Die Anfertigung ist Sache der Weiber. Zunächst zerschlägt man die Schnecken oder Muscheln in geeignete kleine Stücken. Diese werden dann mittels eines Steinchens soweit bearbeitet, daß sie die gewünschte Scheibenform annähernd annehmen. Mit dem Drillbohrer bohrt man dann in der Mitte der Scheibe ein kleines Loch. Unebenheiten auf den beiden Flächen werden durch Reiben des Plättchens auf einem Stein mit Sand und Wasser entfernt und die Scheibchen dann auf einer gedrehten Faserschnur aufgereiht. In früheren Zeiten schliiff man die Ränder der Plättchen nach dem Aufreihen nochmals sorgfältig ab, so daß sie völlig glatt waren. Ältere Schnüre unterscheiden sich daher von den neueren dadurch, daß sie sich glatt anfühlen, während das neuere Fabrikat meistens rauh ist. Die einzelnen Peleschnüre werden in der Regel zu Bündeln von je zehn Stück zusammengeknotet und kommen so in den Handel. Die Länge der Schnüre ist verschieden.





14. Weiber der Vainings



15. Jüngling aus der Umgegend von Mōwehafen mit deformiertem Kopfe





16. Mutter mit Kind (Gazellehalbinsel)



17. Weiber in Trauer (Gambiehalbinsel)



Bei dem Aufreihen der einzelnen Scheiben bemüht man sich, solche von einer Farbe zusammen aufzureihen, und nach den Farben unterscheidet man dunkelviolette, weißliche und rötlich orangefarbene Schnüre. Diese letzteren haben einen etwas höheren Wert, weil sie seltener sind; das weiße und das dunkelviolette Pele hat gleichen Wert.

Das ganze Sinnen und Trachten der Eingeborenen zielt darauf, Muschelgeld zu erwerben. Keine Dienstleistung, sei sie noch so gering, darf unbezahlt bleiben.

Häufig kommt Verleihen von Muschelgeld vor; oft werden recht hohe Zinsen berechnet, bis fünfzig vom Hundert. Statt der zehn geborgten Längen Tabu sind dann fünfzehn an den Verleiher zurückzugeben. Die Zeitdauer der Verleihung spielt dabei keine Rolle.

Nun einige Angaben, wie die Eingeborenen ihre Lebensmittel gewinnen. Bei den Küstenbewohnern steht an erster Stelle der Fischfang. Hier spielt eine nicht unbedeutende Rolle, besonders an der Nordküste der Gazellehalbinsel, der Fischfang durch Reusen.

Die Reusen schwimmen entweder an der Oberfläche des Meeres, fest verankert am Meeresgrund, oder werden in die Tiefe versenkt. Die erstere, a wup, hat in ihrer fertigen Gestalt die Form eines großen Ballons und ist an einem Ende etwas weiter als an dem anderen. Als Material benützt man Bambus, der in Streifen zerlegt wird. Die Anfertigung erfordert eine bedeutende Geschicklichkeit und Geduld.

Zu einer jeden Reuse gehören verschiedene Nebenteile, nämlich das Floß oder die Boje, woran die Reuse befestigt wird, das Ankertau und der Anker. Das Floß (oder die Boje) besteht entweder aus einem Bündel fest verschnürter Bambusrohre oder aus einem Holzfloß, in der Regel hergestellt aus dem inneren Holz des Brotfruchtbaumes, das von den Bohrmuscheln nicht angegriffen wird (Tafelbild 12).

Die Ankertäue werden aus umeinander gewundenen Rotanglängen hergestellt; manchmal sind sie bis dreihundert Meter lang, wenn die Reuse in tiefem Wasser verankert werden soll.

Der Anker ist ein konisches Korbgeflecht, das mit Korallenblöcken angefüllt wird.

An dem Ort, der zum Auslegen der Reuse bestimmt ist, befestigt man das Ankertau am Anker und versenkt ihn vorsichtig. Sobald er den Meeresboden erreicht, befestigt man das obere Ende des Taus an der

Boje, und nun verbindet man mit dieser die Reuse. Um den Standort der Reuse kenntlich zu machen, wird auf der Boje noch ein aufrechtstehendes junges Bäumchen oder ein Stab mit einem Reisigbündel angebracht. Vom Lande aus hält der Eigentümer gute Wacht, um zu erspähen, wenn Fische in seine Reuse hineingehen.

Die Weiber dürfen mit der Anfertigung der Fischereigeräte nichts zu tun haben, es sei denn, daß man ihnen erlaubt, die schweren Rotangrollen, woraus die Ankertaue angefertigt werden, aus dem Innern des Landes ans Meeresufer zu tragen. Die fertige Fischreuse mit dem Zubehör auch nur zu berühren, ist ihnen verboten, weil dies ein ungünstiges Resultat herbeiführen und jeglichen Fang vereiteln würde. Vor der Versenkung ist Reuse nebst Zubehör der Gegenstand von allerlei Zauberei, die zum Zweck hat, einen guten Fang herbeizuführen; unter Hermurmeln von Zauberformeln bemalt man sie mit roter Ockererde, die mit dem Saft eines besonders zauberkräftigen Baumes zu einem Brei angerührt ist. Zauberkräftige Kräuter werden außerdem in die Reuse gesteckt, und bei dem Auslegen murmelt ein zauberfähiger Mann über das Meer und über den ganzen Fangapparat heilbringende Zaubersprüche. Den Fischerplätzen am Strande darf sich auf keinen Fall das unreine Schwein nähern, ebenso müssen die Anfertiger der Geräte sich der Berührung eines Schweines und des Genusses von Schweinefleisch enthalten, weil dies den Erfolg der Fischer gänzlich vereiteln würde.

Der Fischfang wird außer durch Reusen noch auf sehr vielfältige Art betrieben.

Zum Fang des Fisches tatalai, der sich zu gewissen Jahreszeiten in großen Schwärmen dicht am Strande in seichtem Wasser aufhält, bedient man sich langer, aus Koloßblättern geflochtener Körbe, welche von Männern, die bis zum Bauch ins Wasser waten und nebeneinander stehen, dicht über der Meeresfläche gehalten werden. Ein oder zwei weitere Männern scheuchen nun die Fische auf, und diese springen in die Körbe.

Netzfisherei ist überall bekannt, und die Eingeborenen haben eine große Fertigkeit in der Herstellung der Netze. Vorsichtig sucht man die Fische von der hohen See abzuschneiden, indem man sie mit dem Netze umstellt.

Aus den Stachelranken der Rotangpflanze werden kleine trichterartige Behälter angefertigt. Die Ranken sind so gestellt, daß sie ihre scharfen Widerhaken nach innen lehnen. Auf dem Grunde des Trichters befestigt man ein Stückchen Köder und legt nun den Apparat zwischen Steinen auf das Riff. Die Fische, die mit dem Kopf in den Trichter geraten, werden von den Haken gefaßt und können nicht entkommen.



Der Fischspeer mit zwei oder mehreren Zinken ist bekannt, wird jedoch nicht in großem Umfange verwendet. Auch die Angelfischerei ist nicht bedeutend; heute bedient man sich dabei des europäischen Salens.

Stellenweise umfriedigt man in seichtem Wasser große Strecken mit Koksblättern; in gewissen Abständen läßt man weite Öffnungen frei, die dann nach einiger Zeit geschlossen werden. Die zur Zeit der höchsten Flut hineingeratene Fische sind dann bei dem tiefsten Ebbe-stand leicht zu fangen.

Auch das Vergiften von Fischen oder richtiger deren Betäuben ist bekannt. Man zerstampft die Wurzel einer gewissen Schlingpflanze und füllt damit den Bauch kleinerer, vorher gefangener Fische. Diese werden alsdann in kleinen Abständen versenkt, und die großen Fische, welche den Köder verschlucken, verfallen in eine Betäubung, welche sie an die Oberfläche des Meeres bringt, wo sie dem Fischer eine leichte Beute werden.

Alle Fischerei ist Arbeit der Männer; die Frauen durften sich früher mit dem Fischfang und mit der Anfertigung der verschiedenen Geräte nicht befassen.

Schildkrötenfang wird überall betrieben. Gewöhnlich begibt sich eine größere Anzahl von Fahrzeugen auf einmal auf die Jagd, und die Ausrüstung derselben mit Nahrungsmitteln ist die Aufgabe der Weiber. Diese rüsten auch ein jedes Fahrzeug mit viereckigen Pandanusmatten aus, aus denen die Männer im Notfall schnell ein schützendes Dach herstellen können. Die Männer richten die für die Expedition nötigen Netze her; dieselben sind zwanzig bis dreißig Meter lang und einen bis eineinhalb Meter tief. Der untere Rand ist mit Steinen und Schnecken als Senker beschwert, und durch die obere Maschenreihe ist ein dickes Tau gezogen. Die Jagdgründe für den Schildkrötenfang sind unbewohnte, sandige Strandgegenden, die sich über weite Strecken ausdehnen. Nach einem alten Herkommen ist der Jagdgrund zwischen den Teilnehmern der verschiedenen Distrikte verteilt. Der Fang wird stets in verhältnismäßig flachem Wasser oder auf dem Riff, wo die Schildkröte durch Tauchen nicht entkommen kann, betrieben. Wird eine Schildkröte gesichtet, die ihrer Lage wegen am besten mit Hilfe des Netzes gefangen werden kann, so läßt man dieses ins Wasser und sucht in der größten Stille das Tier damit zu umgeben. Ist dies gelungen, so zieht man das Netz schnell enger und enger, und die im Wasser stehenden Eingeborenen ergreifen die Beute und heben dieselbe mit Hilfe ihrer Kameraden ins Fahrzeug. Durch vorsichtiges Heranschleichen überrascht man auch wohl die in dem flachen Gewässer äsenden

Tiere, stürzt sich auf dieselben und bringt sie, wie vorher geschildert, in Sicherheit. Schildkröten, die auf hoher See angetroffen werden, erlegt man in der Regel durch einen geschickten Speerwurf. Sehr leicht ist der Fang der Tiere während der Zeit der Begattung; die Fischer schwimmen einfach an sie heran, fassen sie und werfen sie in das Fahrzeug. Sehr viele Schildkröten werden auch am Strande gefangen, wo man sie beim Eierlegen überrascht. Man fängt sowohl die beiden Chelonearten wie die Lederschildkröte. Das Fleisch der beiden ersteren ist sehr wohlschmeckend und die Schale der *Chelone imbricata* ein wertvoller Handelsartikel.

Wenn man eine genügende Anzahl von Schildkröten erbeutet hat, kehrt die Jagdpartie nach der Heimat zurück. Die lebenden Schildkröten werden an Vorder- wie Hinterflossen gefesselt, und für denjenigen Teil

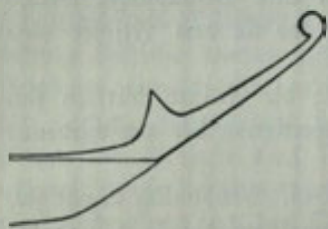


Abb. 11. Schnabel des Kakala

des Fanges, der erst später einmal geschlachtet werden soll, umzäunt man kleine Plätze in seichtem Wasser und legt die gefesselten Tiere hinein.

Der Bau der Fahrzeuge ist auf der Gazellehalbinsel gewissermaßen ein Monopol der Eingeborenen der kleinen Insel Uatom (Maninsel). Die von dort bezogenen Fahrzeuge sind durch die an beiden Enden angebrachten Schnäbel kenntlich. Aus Neulauenburg werden ebenfalls Fahrzeuge eingehandelt, die jedoch minderwertig sind. Der eigentliche Körper des Fahrzeuges ist in der Regel aus dem Holze des iting hergestellt, das zwar weich und daher leicht bearbeitbar, jedoch im Seewasser recht dauerhaft ist und nicht leicht Sprünge bekommt. Kleine Fehler im Holze, die Wasser in das Fahrzeug hineinlassen, werden mit dem zerstoßenen Kern des tita gedichtet. An beiden Enden ist ein Schnabel befestigt, der schräg emporragt. Die eine Art der aus Neulauenburg bezogenen Fahrzeuge hat zwar einen längeren Schnabel, aber nicht die kürzere dahinterstehende Spitze; bei der anderen Art (Abb. 11) ist der Schnabel kürzer und halenförmig nach innen gebogen. Diese drei verschiedenen Arten der Fahrzeuge sind daher nach der Form ihrer Schnäbel leicht zu unterscheiden. Die Größe ist natürlich sehr verschieden; es gibt kleine Fahrzeuge für eine Person und solche für zwölf oder sechzehn hintereinander sitzende Personen, während die Breite selten groß genug ist, um zwei Menschen nebeneinander sitzen zu lassen.

Die Ausleger mit dem Schwimmer sind stets auf der linken Seite des Fahrzeuges angebracht; sie reichen, weil immer mehrere davon



vorhanden sind, von Bord zu Bord und nach der einen Seite über den Bordrand hinaus. Sie sind je nach der Größe des Kanus in verschiedener Anzahl vorhanden, die geringste Zahl ist zwei, eine größere als sechs sieht man selten. Am äußeren Ende sind die Ausleger gegabelt, damit man sie besser und fester an die kleinen Hölzer, welche vom Schwimmer emporstehen und als Verbindungsstücke dienen, befestigen kann. Der Schwimmer ist ein Stück leichtes Holz, etwa von vier Fünftel der Länge des Fahrzeuges.

Längs der beiden Bordränder, von vorne bis hinten, legt man einen dicken Rotang und verschnürt ihn durch dünne Rotangstreifen mit den Wänden des Fahrzeuges. Als Sitzbretter dienen Holzbrettchen, ein wenig breiter als die Weite des Kanus.

Neue Kanus schmückt man häufig durch lange weiße Daunenschnüre, die vom Fahrzeug über den Ausleger hingespant sind, eine Verzierung, die auch angelegt wird, wenn der Tubuan sich auf dem Wasser präsentiert.

Das Fahrzeug nimmt den Eigentümer sehr in Anspruch. Nach jedesmaligem Gebrauch wird es auf den Strand gezogen und entweder unter ein dichtes Schutdach gebracht oder mit Kokosmatten überdeckt, um es gegen Sonnenstrahlen zu schützen. Vorher wird es noch innen wie außen mit einem dicken Kaltbrei übertüncht. Damit der feuchte Boden dem Schiffskörper keinen Schaden zufügt, hebt man das Fahrzeug nebst Schwimmer auf zwei oder drei Gabelstützen.

Die Fortbewegung der Kanus geschieht größtenteils mittelst schaufelförmiger Ruder, wo genannt.

Die ärztlichen Kenntnisse der Eingeborenen der Gazellehalbinsel sind nicht unbedeutend. Es fällt schwer, eigentliche Heilmittel von den so vielfach angewendeten Zaubermitteln zu unterscheiden; für gewisse Krankheiten sind allerlei mehr oder minder wirksame Medicinen bekannt, die fast ausschließlich aus dem Pflanzenreich stammen. Die ärztliche Kenntnis an und für sich steht nicht in einem hohen Ruf, dagegen genießt der Inhaber solcher Kenntnisse eine besondere Achtung und gewinnt Bedeutung durch die vermeintliche Inspiration durch Geister. Die anatomischen Kenntnisse der Eingeborenen sind, wohl infolge des Kannibalismus, recht beträchtlich; man darf behaupten, daß ihre Kenntnisse in dieser Beziehung die eines gebildeten Durchschnittseuropäers bei weitem übertreffen. Sie können genau die Lage der einzelnen inneren Körpertheile angeben und sind imstande zu beurteilen, ob Leber, Lunge, Magen usw. in Mitleidenschaft gezogen sind.

Die chirurgischen Kenntnisse der Eingeborenen erreichen in der Behandlung von Schädelbrüchen, die durch Schleudersteine verursacht sind, unstreitig ihren Höhepunkt. Ist ein Eingeborener im Kampfe durch einen Schleuderstein betäubt worden, so schleppt man den Bewußtlosen unverzüglich vom Kampfplatze fort und bringt ihn zu einem Manne, der mit der Behandlung derartiger Wunden vertraut ist. Dieser stellt zunächst die Natur der Verwundung fest; hat der Schleuderstein die Schläfe eingedrückt, so erklärt er von vornherein die Verwundung als tödlich und nimmt keine Operation vor. Ist dagegen das Stirnbein eingedrückt, so schreitet er unverzüglich zur Trepanation. Seine Instrumente sind die denkbar einfachsten, ein Obsidiansplitter, ein scharfer Haifischzahn oder eine geschärfte Muschelschale. Vor der Operation wäscht er seine niemals sehr sauberen Hände mit dem Wasser einer Kokosnuß, die voll Wasser ist, aber noch keinen Kern angefest hat; mit demselben Wasser wird auch die Wunde sorgfältig gewaschen. Mit einem der vorher genannten Schneideinstrumente macht nun der Operateur einen langen Schnitt quer über die Quetschung bis auf den Schädelknochen. Zwei Gehilfen ziehen mittelst eines dünnen Rotangfadens, der an einer Haarlocke befestigt ist, die vom Schädelknochen abgelöste Scalpdecke langsam und vorsichtig zurück, bis der Operateur den ganzen verletzten Teil des Schädelknochens bloßgelegt hat. Die nächste Arbeit besteht in der Entfernung der Knochensplitter. Mit einem geschärften Stückchen Kokoschale werden die einzelnen Splitter sorgfältig ausgehoben, bis das Gehirn sichtbar wird. Der Operateur betrachtet dies nun sorgfältig; findet er, daß das Gehirn eine leise, pulsierende Bewegung hat, so ist er sehr befriedigt und verspricht eine schnelle Heilung; gewahrt er jedoch keine Bewegung, dann ist ihm dies ein Zeichen, daß Knochensplitter in das Gehirn eingedrungen sind; er beginnt dann nach den verborgenen Splittern zu suchen. Zu dem Ende hebt er die Gehirnfalten sorgfältig auseinander, bis er dazwischen verborgene Splitter findet und entfernt.

Das nächste Stadium der Operation besteht darin, daß der Operateur mit einem scharfen Gegenstand, Obsidiansplitter oder geschärfte Muschelschale, die entstandene Öffnung in der Schädeldecke an den Rändern abschabt, so daß alle scharfen Ecken entfernt werden, bis das Loch rund oder elliptisch ist; dabei wird sorgfältig darauf geachtet, daß die abgeschabten Teile nicht in die Hirnhöhle geraten. Das in der Schädeldecke gemachte Loch wird mit einem Stückchen Baststoff oder mit einem Stückchen Herzblatt einer bestimmten Banane, das erst einige Augenblicke über Kohlenfeuer gehalten wird, überdeckt. Dann werden die Scalplappen langsam und sorgfältig über den Schädel gezogen und



in ihre ursprüngliche Lage gebracht. Die Kopfhaare rings um die Wunde werden nun abgeschnitten und das Ganze zum Schluß sorgsam mit dem Kokošnußwasser gewaschen. Um die Skalpplatten in ihrer Lage zu erhalten und dadurch die Heilung zu befördern, wird der Oberkopf mit einem enganliegenden weitmäschigen Geflecht aus Rotangstreifen überzogen.

Der Operateur greift nun zu Zaubermitteln, welche einzig eine wirkliche Heilung herbeiführen können. Sie werden in die Luft geblasen, dem Operierten um den Hals gehängt oder sonst irgendwo am Körper befestigt. In den allermeisten Fällen ist die Operation eine erfolgreiche. Ein alter Eingeborener rechnete mir einunddreißig Fälle auf, in welchen er die Operation unternommen; von diesen waren dreiundzwanzig Operierte am Leben geblieben, viele davon sind mir vorgestellt worden. Einer derselben ist zweimal trepaniert worden; die erste Wunde erhielt er als Jüngling, die zweite als Erwachsener.

Auch auf Neulauenburg und der ganzen südlichen Hälfte von Neumecklenburg, sowie auf den vorgelagerten Inseln Gerrit Denys und Caens ist die Trepanation bekannt. Die Operation wird auch hier von Männern ausgeführt; man ist jedoch in der ärztlichen Praxis noch weiter fortgeschritten, indem man dort auch bei gewissen Krankheiten zur Trepanation schreitet, um dem Kranken Linderung zu verschaffen, namentlich bei Epilepsie und bei andauernden schweren Kopfschmerzen. In diesen Fällen macht man einen Einschnitt in die Kopfhaut und legt den Stirnknochen bloß. Der letztere wird dann mit einer geschärften Muschel so lange geschabt, bis eine Furche und endlich ein Spalt im Stirnknochen entsteht; die Kopfhaut wird dann wieder darüber gezogen, heilkräftige Kräuter darauf gelegt, und nach kurzer Zeit, etwa zehn Tagen, ist die Wunde wieder zugeheilt. Um ihre Kinder gegen Kopfschmerzen und Epilepsie während ihrer ganzen Lebensdauer zu schützen, unterläßt eine vorsorgliche Mutter nicht, ihren Kindern den Stirnknochen durch Schaben zu öffnen, bis ein feiner Spalt sichtbar wird, etwa ein Zentimeter lang und einen halben Millimeter breit. Die operierten Kinder ziehen an der Hand ihrer Mutter nach vollendeter Operation von dannen. Die Narben sind im späteren Leben sehr sichtbar (Tafelbild 18).

Auch bei Knochenbrüchen weiß sich der Eingeborene der Gazellehalbinsel zu helfen. Die Knochenenden werden aneinandergesügt und einige Bambuslatten als Schienen angelegt. Unterarmbrüche und namentlich Brüche des Unterschenkels behandelt man auch operativ, indem man einen tiefen Schnitt bis zu den gebrochenen Knochen macht und dann die Bruchstellen möglichst offenlegt. Dann schabt der Zauberarzt aus einer bestimmten Bambusart einen Splitter zurecht, etwa sechs Zentimeter lang und einen bis eineinhalb Zentimeter breit; diesen Splitter

zwängt er durch die Wunde bis auf den Knochen hinab und zieht die Fleischlappen darüber hin, worauf das gebrochene Glied fest unwickelt wird. Nach zwei Wochen etwa entfernt er dann den Bambussplitter, und die Wunde heilt wie jede andere.

Die Blutentziehung ist auf allen Inseln des Archipels eine beliebte Operation, welche von jedem Eingeborenen ausgeübt wird, als Heilmittel gegen irgendwelche Schmerzen. Stirn, Rücken und Brust, häufig auch die übrigen Theile des Körpers sind oft durch die zahlreichen Narben von Einschnitten bedeckt. Mit wahrhaft stoischer Ruhe unterwirft sich ein Melanesier dieser immerhin recht schmerzlichen Operation, da nicht selten fünfzig bis hundert solcher Einschnitte, einen halben bis einen Zentimeter lang und etwa zwei Millimeter tief, gemacht werden. Blutlachen verraten den Ort der Operation. Die Wunden werden, nachdem Blut in reichem Maße abgezapft ist, mit gebranntem Korallentalk eingerieben; Heilung erfolgt nach wenigen Tagen.

Gegen innere Krankheiten ist dagegen die Zauberei das einzige Mittel; hilft diese nicht, so helfen überhaupt keine anderen Mittel. Alljährlich fordern Lungenerkrankheiten zahlreiche Opfer; in Fällen von Epidemien ist die Zahl der Todesfälle eine erschreckende, namentlich bei Dysenterie. Blattern können ganze Distrikte vollständig dezimieren, und den Eingeborenen ist dies so wohl bekannt, daß man an manchen Orten bei dem Auftreten der ersten Symptome die Kranken tötet, um dadurch eine Weiterverbreitung der Seuche zu verhindern.

Zu den Heilmitteln der Weißen hat der Eingeborene im ganzen nicht viel Vertrauen, wohl aber zum Operationsmesser. Es ist erstaunlich, mit welcher Geduld und ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen oder einen Muskel zu verziehen die Eingeborenen sich den schmerzhaftesten Operationen unterwerfen.

Wenn auch in einzelnen Fällen die ärztliche Kenntniß der Eingeborenen nicht unbedeutend genannt werden kann, so tritt im großen und ganzen bei Krankheiten, deren Veranlassung nicht offenbar ist, ein wüster Aberglaube zutage, der sich auf verschiedene Weise äußert. Zunächst ist der Aberglaube überall verbreitet, daß, wenn eine Person, die mehrere Nächte mit einem Kranken in einer Hütte oder in einem Gehöft geschlafen hat, sich nach einer anderen Hütte oder einem anderen Gehöft verfügt und dort schläft, der Zustand des Kranken insgedessen sich verschlimmert. Die Verwandten des Kranken suchen daher jeden Wegegangenen zurückzubringen; weigert er sich, so wird dies als übler Wille angesehen, zu dem Zweck, das Befinden des Kranken zu verschlimmern oder gar dessen Tod herbeizuführen. Dies führt zu allerlei Feindschaften, die gefährliche Folgen haben können.











Stirbt ein Kranker, dann ist ein jeder der festen Überzeugung, daß dies die Folge von Zauberei ist; es kann vorkommen, namentlich wenn der Verstorbene ein Mann von Ansehen war, daß man dann dem Zauberer außs Fell zieht. Dieser muß sich nun, so gut wie er eben vermag, aus der üblen Lage herausziehen, gewöhnlich dadurch, daß er an die Verwandtschaft und an das Gefolge des Verstorbenen Tabu zahlt. Gelingt es ihm jedoch, sich in den Augen der Leute reinzuwaschen, so schreitet man zu anderen Mitteln. Dem Toten werden nun einige Bart- oder Kopfs-haare, ein Stück des Ohres oder der Finger usw. abgeschnitten, und ein in diese Art der Zauberei Eingeweihter murmelt darüber seine Zauberformeln, die verschiedenen Geister anrufend, den Übeltäter zu bestrafen. Diese Zauberei verfehlt nie ihren Zweck; stirbt bald darauf jemand, so glaubt man, dies sei ihre Folge und der Verstorbene habe den Tod des Kranken durch Zauberei herbeigeführt gehabt.

Auf der Nordküste der Gazellehalbinsel besteht ein häufig angewendeter Zauber darin, daß ein Übelwollender einen Stein über das Haus eines Kranken schleudert und dabei eine bestimmte Zauberformel hersagt. Dies soll den Tod des Kranken bewirken.

In der Regel ist es für die Wirksamkeit des Zaubermittels nötig, daß dieses einen Gegenstand enthält, der einen Teil des zu Bezauobernden ausmacht, zum Beispiel seine Haare, ein Stück seiner Kleidung, oder zu ihm in irgendeiner Beziehung steht, zum Beispiel seine Exkremente, seine Speiseabfälle, sein Speichel, seine Fußspuren usw. Es ist daher selbstredend, daß der Eingeborene alle solche Gegenstände nach Kräften beseitigt. So beruht die in den Gehöften übliche Reinlichkeit, darin bestehend, daß der Erdboden täglich sorgfältig gefegt wird, durchaus nicht auf dem Bedürfnis nach Sauberkeit. Ebenso sorgfältig verbirgt oder verbrennt ein Eingeborener seine abrasierten Kopfs-haare oder wischt den ausgeworfenen Betelnußspeichel von dem Boden auf.

Ein anderer weit verbreiteter Aberglaube ist der, daß gewisse Vögel die Eigenschaft besitzen, den Tod eines Menschen voraus zu verkünden. Schreit ein solcher Todesbote in der Nähe einer Hütte, dann wird er eilends durch Steinwürfe und durch Geschrei vertrieben. Dieselbe Vorbedeutung haben auch die Sternschnuppen, die nach der Meinung der Eingeborenen Geister sind, welche zur Erde niederfahren, um einen Mann, den sie sich erkoren, zu holen.

Bei epidemischen Krankheiten ist es nicht selten, daß alt und jung sich abends mit brennenden Kotosblättern und Reisern bewaffnen und dann tobend und lärmend durch das ganze Dorf in wilden Sprüngen streifen und um dasselbe herum, in der Meinung, dadurch die bösen Geister, welche die Krankheit hervorbringen, zu vertreiben.



Sonst schützt sich der Eingeborene gegen Zauberei und Krankheit durch bezauberte Fäden, entweder ganz einfache Schnüre oder solche, die an den Enden durch Tabuschnecken oder Peleblättchen ornamentiert sind. Diese Fäden sind von einem Zauberer mit Kalk überblasen und durch Zauberformeln heilkräftig gemacht. Sie werden getragen, nicht nur um eine Krankheit zu verhindern, sondern auch um eine solche zu heilen. Im ersteren Falle trägt man sie um den Hals, in anderen Fällen bindet man sie um den kranken Körperteil.

Zu den größten Plagen im Leben des Eingeborenen gehört sein bodenloser Aberglaube. Er sieht sich auf Schritt und Tritt von bösen Geistern und deren Einflüssen umgeben. Er traut keinem, denn wer weiß, ob nicht sein nächster Nachbar, sein angeblich bester Freund ihm durch Zaubermittel Widerwärtigkeiten, Krankheiten und sogar den Tod anzuzaubern versucht. Überall erblickt er Fallen, die man ihm gestellt hat. Es darf uns daher nicht wundern, wenn Mißtrauen ein Hauptzug in dem Charakter der Eingeborenen ist. Würde ein Weißer ihnen sagen, daß weder Geister noch Zauberer den Eingeborenen etwas anhaben können, so heißt das tauben Ohren predigen, der Hintergedanke ist stets: du hast gut reden, wir wissen dies alles besser. Für Vernunftgründe ist der Eingeborene ein für allemal nicht zugänglich; sein einziger Grund ist und bleibt Zauberei von seiten Bösgesinnter oder Einfluß böser Geister.

Eines der beliebtesten und einfachsten Zaubermittel ist das Malira. Dasselbe besteht größtenteils aus Blättern, Früchten, Wurzeln, Harzen, Pflanzensäften und dergleichen, die bald trocken, bald frisch, bald in gepulverter oder zerriebener Form, bald durch Einreibung dem zu Bezaubernden heimlich verabfolgt werden. Gewöhnlich sucht man sie mit dem Essen der zu bezaubernden Person zu vermischen. Malira von Ruf ist eine gute Einnahmequelle für den Erfinder. Es wird für die verschiedensten Zwecke verwendet; man glaubt dadurch Liebe erwecken zu können, oder Frauen zu bewegen, unzüchtigen Anträgen Gehör zu geben; ferner Krankheiten dadurch herbeizuführen oder die Heilung einer Krankheit zu verhindern. Die Zaubermittel, die Liebe erwecken, erfreuen sich einer besonderen Nachfrage.

Mit dem Malira darf das Sarin oder Saring nicht verwechselt werden. Dies letztere ist Gift und wird als solches gebraucht, um den Tod herbeizuführen. Ich habe eine Anzahl solcher Gifte Eieren ins Futter gegeben. Einzelne derselben sind zweifellos tödlich, andere bringen

langwierige, oft tödliche Krankheiten hervor. Ein Mittel, das schleichendes, langwährendes Siechtum herbeiführt, sind die stacheligen, feinen Härchen der jungen Bambusschößlinge; dieselben werden von der Pflanze abgeschabt und mit dem Essen vermischt; sie dringen in die Magenwandungen ein und verursachen schmerzhaftes Bespwerden, manchmal den Tod.

Die Zaubermittel, welche unter dem Namen Malira gehen, werden größtenteils gegen Weiber angewendet. Es gibt aber außerdem eine sehr große Anzahl von Mitteln, welche die Männer unter sich gebrauchen und die unter den Gesamtnamen Pepe fallen. Das Pepe wird sehr häufig verwendet, um von den Geistern inspiriert zu werden. Seine Herstellung ist ein Geheimnis bestimmter Eingeborenen, denen dasselbe von Geistern mitgeteilt worden ist. Es besteht aus Pflanzenteilen, welche zerstampft werden und mit Betelnuß und Kalk zusammen zu kleinen, in Betelpfefferblättern eingehüllten Paketchen geformt werden. Diese Päckchen legt man am Fuße desjenigen Baumes nieder, der von dem betreffenden Geiste als Wohnsitz auserwählt ist. Der Geist offenbart dann zum Beispiel, wie man sich bei bestimmten Tänzen schmücken soll, welche Haarfrisur oder Körperbemalung verwendet werden soll, wie die aus bunten Blättern hergestellten Sträuße angeordnet werden, die man bei Tänzen benützt, wie man den konischen Hut des Dul-Dul verziert usw. Das Verfahren ist im allgemeinen wie folgt: Das Pepe wird gegessen; die Wirkung ist zunächst ein Zustand, der einem Rausche ähnlich sieht, worauf bald ein tiefer Schlaf folgt, in dem man von den Geistern inspiriert zu werden hofft.

Die Geister, die die Pepeinspiration herbeiführen, wohnen ausschließlich auf Bäumen, und zwar hat jeder einzelne Geist einen besonderen Baum, den man als seine Wohnung ansieht. In der Regel sind auch einzelne Teile dieser Bäume, Blüten, Früchte, Saft, Rinde, Wurzeln oder Blätter mehr oder weniger zauberkräftig und finden bei der Herstellung des Pepe in irgendeiner Form ihre Verwendung.

Kurze Fehden und lange Kriege gehören auf der Gazellehalbinsel wie in dem ganzen Bismarckarchipel zur Tagesordnung. Der geringfügigste Grund genügt, um die Eingeborenen zu den Waffen greifen zu lassen. Glücklicherweise sind diese Kriege, obgleich mit großem Lärm in Szene gesetzt, nicht sehr blutig. Einige wenige Tote auf beiden Seiten genügen, um Friedensverhandlungen anzubahnen, und benachbarte Freunde sind stets geneigt, als Vermittler aufzutreten, denn als



solche haben sie von beiden Parteien besondere Einnahmen und Sporteln, die recht annehmbar sind. Obgleich nun diese Kriege manche Nachteile für die Parteien zur Folge haben, so ist doch die Annahme falsch, daß in ihnen der Grund für die Abnahme der Bevölkerung liegt.

Die Veranlassungen, welche einen Casus belli bilden, sind jedem bekannt, am häufigsten sind die Weiber der Anlaß. Der Anhang des Beleidigers beeilt sich sofort, der beleidigten Partei die für den bestimmten Fall übliche Menge an Tabu durch eine neutrale Partei zuzustellen, und die Annahme desselben verhindert den Ausbruch der Feindseligkeiten. Um aber auf jeden Fall vorbereitet zu sein, macht man sich kriegsbereit, stellt Posten aus, um einen etwaigen Überfall zu vereiteln, schießt die Taburollen mit den Weibern zu befreundeten Eingeborenen der Nachbarschaft oder verbirgt den Schatz im Walde.

Wird das angebotene Sühnegeld nicht angenommen, so beginnt der eigentliche Krieg. Die Parteien stehen sich nun gegenüber, hüten sich jedoch recht sehr, handgemein zu werden. Es werden Scheinangriffe gemacht, jede Partei verhöhnt die andere, und nachdem dies eine Zeitlang angehalten hat, namentlich bei hereinbrechender Dunkelheit, zieht sich der ganze Haufe zurück, denn die Nacht ist keines Menschen Freund. Am folgenden Tage geht die Geschichte wieder los und dauert nun so lange, bis die Vermittler mit der beleidigten Partei über eine bestimmte Sühnezahlung einig sind und diese erlegt ist.

Verwickelter wird der Fall, wenn einige besonders große Helden aus dem Hinterhalt einen der Gegenpartei töten. Dies kann nur durch Blutrache gesühnt werden, und die Anzahl der Gefallenen muß auf beiden Seiten eine gleiche sein, ehe man an eine friedliche Lösung denken kann. Bei einer solchen zahlt jede Partei der anderen ein bestimmtes Sühnegeld für die Erschlagenen, sowie eine Sühne für die ursprüngliche Beleidigung, und die Sache ist damit erledigt.

Gelingt es in solchen Fehden der einen oder der anderen Partei, einen Mann von Bedeutung zu töten, dann ist die Sache noch schwieriger, denn sein Tod kann nur dadurch gerächt werden, daß man einen Widersacher gleichen Ranges tötet.

Die getöteten Feinde werden, wenn es gelingt, den Körper fortzubringen, von den Siegern verspeist, und der Erlös an Tabu fällt dem siegreichen Helden zu, dem für jede Portion ein bestimmtes Quantum an Tabu gezahlt wird.

Sehr langgezogene Kriege werden beim Friedensschlusse mit großen Festlichkeiten beendet, und die Diplomaten, die den Frieden eingeleitet und zum Abschluß gebracht haben, heimsen von beiden Parteien den Lohn ein, der um so wohlverdienter ist, als sie nicht

selten bei ihren Bestrebungen ihre Haut zu Markte tragen. In früheren Jahren habe ich häufig in meiner Nachbarschaft die Rolle des Vermittlers übernehmen müssen und darf mich rühmen, daß ich mehr „ewige Frieden“ abgeschlossen habe als die meisten Diplomaten der zivilisierten Welt.

Ich komme nun zu der Beschreibung der Waffen, deren sich die Nordostbewohner der Gazellehalbinsel bedienen.

Als Fernwaffe dient zunächst Schleuder und Schleuderstein. Sie besteht aus einem Polster von mehrfach zusammengefalteten Pandanusblättern und zwei Schnüren von etwa je 1,25 Meter Länge. Heute ist diese Waffe fast in Vergessenheit geraten; ich habe Leute gekannt, die selten ihr Ziel verfehlten und auf achtzig oder hundert Schritte mit dem Schleuderstein einem Feind die Knochen zerbrachen oder den Schädel zerschmetterten. Zur Handhabung der Schleuder ist ein freies, offenes Feld notwendig; im dichten Wald kommen andere Waffen in Gebrauch, der Speer und die Keule.

Speere sind in verschiedener Form vorhanden, aber wenn sie als Waffen im Kriege Verwendung finden sollen, müssen sie erst durch ein besonderes Zaubermittel geweiht werden.

Der gebräuchlichste Kampfspeer ist lang und dünn, mit einer langgezogenen scharfen Spitze und einem sich allmählich verzügendem Hinterende. Unterhalb der Spitze ist stets ein Stück Rindenzug um den Speer gelegt und mit Kalk weiß bemalt. Im Kriege muß dieser Speer stets mit der rechten Hand angefaßt und mit dieser geworfen werden, in der linken Hand gehalten, verliert er seine tödlichen Eigenschaften.

Daneben gibt es eine große Anzahl anderer Formen, von denen die mit bunten Federn ornamentierten hauptsächlich Verwendung als Geschenk an Festteilnehmer finden, denen dadurch eine Auszeichnung erwiesen wird.

Außer diesen Federspeeren sind die mit einem Knochen am hinteren Ende verzierten Speere bemerkenswert. Auch sie dienen in der Regel als Geschenk für Festteilnehmer. Der Knochen auf dem Speerende ist fast stets ein Beinnochen des Kasuars. Menschliche Knochen werden zuweilen auch verwendet. Mit diesem hat es eine eigene Bewandnis. Wird nämlich ein Eingeborener getötet, so sucht sich die Verwandtschaft in den Besitz des Schienbeinknochens des Ermordeten zu setzen. Dieser Knochen wird dann auf das Speerende gesteckt und bleibt dort so lange, bis der Speer den Tod des Mörders herbeigeführt hat, oder bis er den vielleicht von einem anderen Eingeborenen Getöteten mehrmals durchbohrt hat.

Der Speer ist in der Hand eines Eingeborenen in geringer Ent-



fernung stets eine sehr gefährliche Waffe, denn lange Übung läßt ihn mit großer Genauigkeit und großer Kraft werfen, so daß häufig der Körper vollständig durchbohrt wird.

Für den Nahkampf dient die Keule, von der es eine ganze Anzahl von Formen gibt.

Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß man die sämtlichen Keulen in zwei große Hauptgruppen einteilen kann: solche, die seit undenklicher Zeit heimisch gewesen sind, die jedermann anzufertigen verstand und die man in folgedessen nicht mit Zauberei und Aberglauben in Verbindung brachte; diese Keulen dienen als Waffen zum Angriff wie zur Verteidigung; außerdem gibt es jedoch eine Anzahl von Keulen, die, aus entfernten Distrikten eingeführt, ihrer Seltenheit und ihrer absonderlichen Form wegen Aufsehen erregten und daher in Verbindung mit Zauberei gebracht wurden.

Zu den ersteren gehören die Keulen 2, 6 und 11 auf Tafelbild 21, zu letzteren die Keulen 1, 3, 4, 5, 7, 9 und 10 des gleichen Bildes.

In alter Zeit verwahrte man die Keulen in dem Malirahause, einer eigens gebauten Hütte zur Aufbewahrung der Zaubermittel und aller damit in Verbindung stehenden Dinge. Derartige Häuser gibt es heute nicht mehr. In Kriegszeiten wurden diese Keulen hervorgeholt, nachdem man in der Hütte die üblichen Zaubersprüche über sie gemurmelt und nachdem sie mit dem Malira eingerieben oder dieses an ihnen befestigt worden, wozu man sich der bunten Blätter gewisser Cordylinearten bediente. Die verschiedenen Malira hatten verschiedene Bezeichnungen, und eine jede Art wurde nur mit einer bestimmten Keulenart in Verbindung gebracht. Alle diese verschiedenen Zaubermittel hatten den Zweck, die Keule tobbringend zu machen, so daß ein einziger Schlag genügte, den Feind zu Boden zu strecken. Angeblich waren die Zaubermittel von weit her mit den Keulen eingeführt worden.

Unter den musikalischen Instrumenten steht die über ganz Melanesien verbreitete Holztrommel obenan. Sie besteht aus einem Holzblock von ovalem oder birnförmigem Durchschnitt; durch einen langen und schmalen Schlig an der oberen Längsseite ist das Innere dieses Stammstückes ausgehöhlt, eine Arbeit, die in früheren Zeiten, als man noch keine Eisengeräte kannte, mit großer Mühe verbunden war. Als Handhaben dienen an beiden Enden angeschnitzte Knöpfe, ohne Ornamentierung. Fast in einem jeden Gehöft findet man ein solches Instrument; unerlässlich ist es, daß jedes Familienhaupt eine Trommel

besitzt, da er sonst nicht imstande ist, mit seinen Nachbarn durch Trommelsignale in Verbindung zu treten. Der Ton wird dadurch hervorgebracht, daß man einen etwa meterlangen Stab aus einer dicken Rotangart mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ergreift und das untere Ende durch den zu einem Ring geformten Daumen und Zeigefinger der linken Hand dermaßen dirigiert, daß er die Holzwand der Trommel auf einer Seite etwas unterhalb des Schlages trifft. Es entsteht dadurch ein weithin schallender, dröhnender Ton, etwa als wenn man ein leeres Faß in derselben Weise bearbeitet. In der Regel benennt der Eigentümer seine Trommel entweder nach dem Namen des Anfertigers oder nach einer besonderen Gelegenheit, bei der die Trommel zum erstenmal gebraucht ist, oder nach der Eigenschaft ihres Tones usw.

Mittels dieser Trommeln sind die Eingeborenen imstande, den entfernt wohnenden Landsleuten Signale zu geben. Die Trommelsignale unterscheiden sich als allgemeine Signale und Mitteilungen, die allen Eingeborenen bekannt und überall dieselben sind, und als Privat-signale, die nur ein Distrikt oder ein gewisser Verband kennt.

Als allgemeine Signale, welche von Kap Gazelle bis zum Weberhafen verstanden werden und überall gleich sind, sind mir folgende bekannt:

Das Signal tuktuk vaturia bedeutet, daß man einen Feind erbeutet hat und seinen Leichnam zerteilt. Um die allgemeine Aufmerksamkeit der Umgegend zu erwecken, wird dies Signal, wie überhaupt alle Signale, mit einer Einleitung versehen; sie besteht aus einer Reihe von schnell nacheinander folgenden Schlägen, einem Trommelwirbel nicht unähnlich; dann folgt das eigentliche Signal, bestehend aus mehreren langsamen Schlägen, etwa wie: ting; ting; ting; ting; tingting; ting; ting; ting; ting usw.

Das Signal ertönt nicht nur während des Verteilens und der Verspeisung des Leichnames, sondern noch mehrere Tage danach, in der Regel mit längeren oder kürzeren Pausen während einer Periode von fünf Tagen und Nächten. Kaum hat nun die eine Partei ihren Erfolg verkündet, so erschallt auch von seiten der Gegenpartei ein Signal, welches den Zweck hat, alle waffenfähigen Männer des Stammes zu versammeln. Ein jeder, der es hört, stößt zweimal ein lautes Kriegsgeschrei aus, läßt alles liegen und stehen, ergreift seine Waffen und eilt ohne Zögern nach dem Gehöft, von dem das Signal ertönt. Das Familienhaupt hat mittlerweile Tabu in kleine Stückchen von fünf und zwanzig bis fünfzig Zentimeter Länge zerteilt, und ein jeder der Herbeieilenden erhält ein Stück, worauf er seinen Speer zerbricht, mit der Art oder Keule in die Erde schlägt und sich kriegerisch gebärdet. Das Signal



klingt etwa folgendermaßen (Einleitung): ting, ting, tingting; ting, ting, tingting; ting, ting, tingting; dann: ting; ting; ting; ting; ting; ting; ting usw. Bei jedem „ting“ stoßen die Anwesenden ihren lauten Kriegsruf aus.

Wenn ein Mann von Bedeutung gestorben ist, dann wird dies der Nachbarschaft durch ein Trommelsignal verkündet. Es lautet ungefähr: ting, ting, ting, tingting; ting, ting, ting, tingting; ting, ting, ting, tingting usw. Ein anderes Signal hat den Zweck, einen bestimmten Tag zu bezeichnen. Ich setze zum Beispiel voraus, daß ein Häuptling irgendeine Festlichkeit oder eine andere Angelegenheit auf einen bestimmten Tag festgesetzt hat; stellt sich nun heraus, daß aus irgendeinem Grunde der Termin verschoben werden muß, so teilt er dies der Umgebung durch dieses Signal mit.

Außer diesen allgemeinen Signalen gibt es Privatsignale, deren Bedeutung allein den Mitgliedern einer bestimmten Familie oder Sippe bekannt ist. Durch diese Signale können entfernte Leute herbeigerufen und kleinere notwendige Mitteilungen gemacht werden.

Infolge dieses Signalsystems ist es den Eingeborenen möglich, eine Nachricht mit großer Schnelligkeit zu verbreiten; so wurden zum Beispiel die Eingeborenen stets rechtzeitig gewarnt, wenn ich versuchte, sie in ihren Gehöften zu überraschen.

Neben dieser walzenförmigen Liegetrommel spielt eine bedeutende Rolle, weil sie das Begleitinstrument zu allen Tänzen ist, eine sanduhrförmige Trommel; sie ist an einem Ende bespannt mit der Haut der Monitoreidechse. Mit den vier Fingern der Hand führt man kräftige Schläge auf dieses Trommelfell. Die Ränder dieser Art von Trommel sind nicht selten ornamentiert und bemalt; einige derselben haben in der Mitte eine Handhabe, manchmal in Gestalt eines Frosches, einer Eidechse usw.

Nach diesen beiden Musikinstrumenten komme ich nun zu einer Anzahl von Geräten, die auch hierher gerechnet werden müssen, die aber alle ausnahmslos dem Zwecke dienen, sich den Weibern angenehm zu machen. Die darauf hervorgebrachten Töne dienen nur in einzelnen Fällen als Tanz- oder Gesangbegleitung. Von diesen ist das am meisten verbreitete das tutupele oder tinbut. Dieses Instrument besteht aus zwei etwa einen Meter langen und gegen zehn Zentimeter breiten, im Querschnitt flach elliptischen Holzlatten, bei welchen der kürzere Durchmesser zweieinhalb bis dreieinhalb Zentimeter beträgt. Häufig sind die beiden Holzlatten auf einer Seite in der Mitte des Holzes mit einer flachen, muldenförmigen Höhlung versehen. Beim Gebrauch legt der sitzende Spieler die beiden Hölzer quer über seine Beine, oder er legt sie auf zwei Stücke



18. Knabe mit tiefen Narben auf der Stirn infolge von Trepanation



19. Trepanierte Schädel von der Gazellehalbinsel





20. Schmuckgegenstände von der Gazellehalbinsel

1 und 2 Halsketten mit Nassaschalen; 3—8 Stirnbänder, verziert mit Muschelschalen; 10 und 11 Haarschmuck mit geschliffenen Tridacnafscheidchen und Komustringen; 12 Halsband mit Delfinzipfzähnen



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11

### 21. Hölzerne Keulen (Gazellehalbinsel)

1. mapina kumu; 2. palau lubu; 3. tawa oder talum; 4. au kubar mit Federbüschel; 5. tiara; 6. bakul;  
7. bau mit Bemalung; 8. boroi oder pal a vat; 9. palau mit Steinkopf; 10. mukmuk; 11. biri birika





22. Männer von den Lieblichen Inseln (Neupommern)

eines Bananenstammes, immer dafür sorgend, daß unter dem Instrument ein freier Raum bleibt, wodurch der hervorgebrachte Ton verstärkt wird. Der Ton entsteht durch Schlagen mit zwei kleinen hölzernen, etwa drei Zentimeter dicken Klöpfeln und ist weithin hörbar. Einige Spieler haben darin eine besondere Fertigkeit erworben und verstehen es, regelrechte Wirbel zu schlagen, unterbrochen von einzelnen Schlägen, Doppelschlägen und Triolen in kürzerem oder längerem Tempo, wodurch eine ungemein große Mannigfaltigkeit im Spiel hervorgebracht werden kann. Namentlich in mondschein hellen Nächten hört man in den Dörfern die Töne des tutupele weithin schallen; der liebebedürftige Musiker bearbeitet sein Instrument mit lobenswerter Ausdauer manchmal stundenlang, jedoch versteckt im Gebüsch, denn die Weiber dürfen dem Konzert nicht beizohnen. Diesem Instrument verwandt ist das tidir, bestehend aus zwei trockenen Holzstäben, die in den Händen gehalten und in bestimmtem Takt aneinandergeschlagen werden. Es ist nicht so weiterschallend als das tutupele und dient gewissermaßen dem intimeren Verkehr. Je nach der Anwendung hat das tidir verschiedene Bezeichnungen. So nennt man es tidir a malira, wenn der Schläger damit seiner Angebeteten ein Zeichen gibt, daß er geneigt ist, ihr das die Liebe erweckende Malira zu geben; belequa oder qaro nennt man die Stäbchen, wenn eine Anzahl von jungen Männern sich ihrer bedienen, dabei auf dem Boden hockend und ihr Liebeslied singend; die Bezeichnung bezieht sich auch sowohl auf die Musik als auf den Gesang.

Von Flöten gibt es verschiedene Arten; sie sind aus einer gewissen dünnwandigen Bambusart hergestellt, etwa vierzig bis fünf- undfünfzig Zentimeter lang und ungefähr zwei Zentimeter im Durchmesser. Das obere offene Ende hat eine dreieckige Kerbe, die beim Spiel an die Unterlippe gelegt wird; am unteren geschlossenen Ende sind in einer Reihe zwei vier bis sechs Zentimeter auseinanderstehende Löcher hergestellt, die der Spieler mit seinen Fingern verschließen kann. Die auf der Flöte hervorgebrachten drei Töne werden nun in allen möglichen Modulationen wiederholt und verbunden, und in den etwas schwermütig klingenden Melodien atmet der Liebende seine Sehnsucht nach der Geliebten aus.

Ferner gehört hierher ein Instrument, das mit der Hauttrommel nahe verwandt ist; es ist hergestellt aus einem Stück Bambus von lanzettlicher Form; in der Mitte ist ein langes, schmales und dünnes Streifchen Bambus losgelöst, das mit der Basis an dem einen breiten Ende des Instrumentes festigt und nach der Spitze hin, ganz wie das Instrument, spiz verläuft. Dies Schallblättchen kann in dem ausgeschnittenen Spalt frei schwingen. Beim Gebrauch wird das In-



strument in der linken Hand gefaßt, das spige Ende mit dem Schallblättchen gegen die Vorderzähne gelegt, mit der rechten Hand gibt der Spieler einen leisen Ruck mit einer an der Basis des Instruments befestigten dünnen Schnur, worauf eine zitternde Bewegung entsteht und dadurch ein leises, summendes Geräusch.

Ein Musikinstrument der Weiber, allein als Spielzeug dienend, ist ein musikalischer Bogen, der jetzt nur noch selten beobachtet wird. Im Papua-Album, Band 2, Tafel 23, Figur 2, ist ein pangolospielendes Mädchen abgebildet. Das Instrument selber besteht aus einem am Feuer gehärteten Stäbchen in Bogenform, etwa vierzig Zentimeter lang. Eine dünne Schnur ist um beide Enden doppelt gelegt, und um die genügende Spannung hervorzubringen, ist die eine der Schnüre durch eine verschiebbare Schnurschlinge mit dem Bogen verbunden. Durch Verschiebung der Schlinge spannt sich die Bogensehne mehr oder weniger straff. Die Spielerin setzt das eine Ende des Bogens an die Vorderzähne und hält das andere Ende in der linken Hand; in der rechten Hand hält sie ein dünnes Stäbchen, gewöhnlich die Mittelrippe eines Kokosblattes, und setzt damit durch Heben und schnelles Abspringen der Schnur die letztere in schwingende Bewegung, wodurch ein leises Summen entsteht.

Das Schwirrholz, das in Australien, Neuguinea und auf den Salomoinfeln eine besonders geheimnisvolle Rolle spielt, ist auch auf der Gazellehalbinsel bekannt, jedoch nur als Kinderspielzeug. Auf dem Westende von Neupommern, wenigstens längs der Küste westlich von Montaguehafen, ist es noch heute ein heiliges Instrument, das nur bei bestimmten Feierlichkeiten Verwendung findet und das den Weibern nicht zu Gesicht kommen darf.

\*

Unser Gazellehalbinsel-Eingeborener verschmäht nicht den Schmuck, um seinen Körper nach seiner Auffassung zu verschönern. Viele seiner Verschönerungsmittel rechnen wir zu den Entstellungen; dagegen müssen wir wieder zugeben, daß er in der Herstellung von Schmucksachen, wie Arm-, Hals- und Stirnbändern, recht oft einen bedeutenden Geschmac bekundet, der mit dem unserigen vielfach übereinstimmt.

Die Bemalung, wohl die ursprünglichste der Verzierungen, will ich hier zunächst berücksichtigen.

Ihre Anbringung ist niemals der Willkür überlassen; jeder einzelne Strich, jeder Punkt hat seine Bedeutung und seine besondere Bezeichnung. Die verschiedenen Arten der Bemalung bei Festen haben verschiedene Eigentümer; sie sind in deren Besitz größtenteils durch Erb-

schaft, manchmal auch infolge der Erfindung. Wer sich einer solchen Bemalung bedienen will, deren Muster einem anderen gehört, muß dem Eigentümer eine kleine Zahlung leisten.

Die verwendeten Farben sind: Schwarz, Weiß und Rot, in einzelnen Fällen wird auch Grün und Gelb verwendet und seit der Einführung europäischer Waren ebenfalls Blau. Die letztere Farbe wird jedoch von konservativen Eingeborenen verschmäht und nur von solchen Fortschrittlern verwendet, die in den Missionen und im Dienste der Weißen mit neuen Ideen angesteckt worden sind.

Wie das Gesicht wird auch das Kopfhaar verschieden gefärbt: rot, gelb, grün, schwarz.

Auch die Zähne werden einer eigenen Bearbeitung unterworfen, wodurch sie schwarz werden. Diese Färbung wird hervorgebracht durch Manganerde, die hie und da vorkommt und von den Eingeborenen recht teuer bezahlt wird. Die gepulverte Manganerde wird mit jungen, über Feuer leicht gerösteten Schößlingen des Talibaumes (*Terminalia litoralis*) zusammengerieben, und die Masse zwei Tage lang aufbewahrt. Jetzt beginnt das eigentliche Färben der Zähne. Die Masse wird mit dem Saft einer gewissen Bananenstaude vermischt und auf das Gebiß aufgetragen; dies wird zwei Tage nacheinander wiederholt, und am dritten Tage wird die Farbmasse, diesmal mit dem Saft einer gewissen Wurzel vermischt, aufgestrichen. Die Zähne sind bereits am vierten Tage schwarz und werden dann mit dem Saft einer Pflanze (*Euphorbia*?) eingerieben, um die Färbung permanent zu machen. Während der Zeit des Färbens dürfen die Betreffenden nichts lauen; man gießt ihnen Trinkwasser in den geöffneten Mund und füttert sie mit gekauten Bananen. Der Umgang mit Weibern ist ihnen während dieser Zeit streng verboten. Die Weiber färben sich nur in einzelnen Distrikten die Zähne.

Jedes Muster der Körperbemalung hat einen verschiedenen Namen, je nach der betreffenden Körperstelle oder benutzten Farbe.

In den Kriegen spielt die Bemalung eine große Rolle, doch ist sie hier immer ein Zaubermittel und hat einen ganz besonderen Zweck.

Ein schwarzer Strich vom Nabel über rechte Brust und Schulter bis zur halben Länge des Oberarmes bewirkt, daß der Krieger einen sicheren Arm zum Speerwerfen erhält.

Wird das ganze untere Gesicht schwarz bemalt, so ist die Folge, daß der Verfolgte, wenn er das laute Atmen des Verfolgers hört, wie das laute Schnaufen eines stark abgehegten Hundes, vor Angst stolpert und zu Boden fällt.

Auch die künstlich hergestellte Perücke aus Menschenhaaren gehört



zu dem Kriegsschmuck; sie bewirkt, daß der Träger heimlich und un-  
gesehen sich seinem Opfer nähern kann.

In den Inlanddistrikten am Bunakolor bemalt man die rechte Körper-  
hälfte mit schwarzer und roter Farbe, die linke dagegen gelb. Diese  
Bemalung stammt von den Bainingleuten her.

Ich will hier noch einige Bemerkungen über die Bezeichnungen  
der Farben hinzufügen. Eigentliche Bezeichnungen gibt es nicht; die  
Farbe wird immer angegeben dadurch, daß man den Gegenstand ver-  
gleicht mit einem anderen, dessen Farbe gewissermaßen als Norm an-  
genommen wird.

Schwarz wird benannt nach den verschiedenen Gegenständen, woraus  
es erzeugt wird, oder es wird ein schwarzer Gegenstand als Vergleich  
genannt. So hört man zum Beispiel das Wort kotkot als Bezeichnung  
für schwarz gebrauchen; kotkot ist die einheimische schwarze Krähe, alles  
Schwarz wird so genannt, namentlich aber glänzend schwarze Gegenstände.  
Tuworo ist die schwarze Farbe, die aus dem Ruß der gebrannten  
Aleuritesnuß hergestellt wird; luluba ist der schwarze Morast in den  
Mangrovesümpfen; dep ist die schwarze Farbe, hergestellt aus dem Ruß  
des gebrannten Harzes des Kanaribaumes; utur wird hergestellt aus  
verkohnten Betelnußblättern, mit Öl gemischt. Alle diese Bezeichnungen  
werden gebraucht für die Bezeichnung „Schwarz“, je nachdem die  
Schwärze mit dem einen oder anderen der genannten Gegenstände  
Ähnlichkeit aufweist.

Rot wird gewöhnlich tar genannt, welches die Bezeichnung ist  
für die gebrannte rote Ockererde, die vielfach als Farbstoff ver-  
wendet wird.

Weiß heißt pua, das heißt das Scheinende, Leuchtende, wie zum  
Beispiel die Sterne.

Grün wird manchmal limut genannt, das heißt Moos oder grünes  
Gras oder der grüne Überzug, der durch die Feuchtigkeit auf weißen  
Gegenständen sich bildet. Für Hellgrün braucht man das Wort qileqil,  
das ist eine gewisse hellgrüne Papageienart.

Gelb wird pakar genannt, wenn es dem Gelb der Kakaduschopf-  
federn entspricht.

Für Blau hat man bakut, das heißt die Wolken, der Himmel,  
oder vienau, das schimmernde Blau eines bestimmten Königsfischers,  
oder ioala, das Blau des gewöhnlichen Halcyon recurvirostris.

Ein Schritt weiter in der Kultur der wilden Völker ist das Her-  
vorbringen dauernder Körperornamente, und die einfachste Form der-  
selben ist wohl die Ziernarbe. Für sie hat man verschiedene Bezeich-  
nungen, am häufigsten die Worte buliran und vurvur. Das erste be-

deutet „erhöhte“ Narbe; das zweite heißt „bohren“ und bezeichnet wohl den Prozeß der Herstellung, indem man mit einem verkohlten, glühenden Holzstäbchen Wunden hervorbringt und diese mit gebranntem Kalk und Koloßnußmilch einreibt, um erhöhte Narben zu erzeugen. Auch gebraucht man wohl für diese Narben das Wort kotto, das ist Obsidiansplitter, das Instrument, womit die Wunde hervorgebracht wird.

Noch einen Schritt weiter und wir gelangen zu der weitverbreiteten Tatauierung des Körpers. Auf der dunkelbraunen Haut tritt die schieferblaue Zeichnung der Tatauierung nur wenig hervor, und diese Art der Körperverzierung hat daher bei den dunkelfarbigen Melanesiern niemals eine solche Bedeutung erlangt wie bei den hellfarbigen Polynesiern. Die Tatauierung wird dadurch hergestellt, daß man drei bis vier Millimeter lange Striche parallel, dicht aneinanderliegend, macht, und zwar durch Ritzen der Haut und Einreiben der Wunden mit Ruß der Aleuritesnuß. Namentlich das Gesicht wird tatauiert.

Die Schmückung der Person durch Schmuckgegenstände ist namentlich bei dem männlichen Geschlecht beliebt, jedoch kommt auch hier das Zauberwesen abermals zum Vorschein, indem sehr viele der von uns als Schmuckfachen angesehenen Gegenstände auch noch vermeintliche zauberkräftige Wirkungen besitzen. Es gibt fast keinen einzigen Schmuckgegenstand, der nicht mit irgendeiner Zauberei in Verbindung steht.

Ganz allgemein ist der Haarschmuck, den der Mann nicht nur bei Festlichkeiten, sondern sehr häufig auch im täglichen Leben trägt und der namentlich aus verschiedenfarbigen Vogelfedern hergestellt wird. Zuweilen ist dieser Schmuck im Traum durch gewisse Geister vorgeschrieben worden, die auf Bäumen leben.

Ein Büschel aus bunten Papageienfedern mit einer weißen Hahnenfeder in der Mitte wird sowohl bei Tänzen wie im Kriege getragen.

Mit einem großen Büschel aus weißen Kaladufedern schmückt man sich sowohl bei Tänzen wie im Kriege; auch zur Schmückung der männlichen Leiche wird es verwendet.

Wenn aus einem Busch von gelben Schopffedern des Kaladus und aus Halcyonfedern eine aus Holzblättchen geschnitzte, menschliche Figur mit ausgebreiteten Armen, die in den Händen kleine Büschel einer gelbblättrigen Pflanze trägt, hervorsteigt, so ist dieser Schmuck eine bildliche Darstellung des Depegeistes Turlio, von dem man annimmt, daß er in kleinen Gebüschen wohnt, welche letztere durch das Federbüschel repräsentiert werden.

Eine handbreite, aus Farnkraut geflochtene raupenähnliche Verzierung, die von der Stirn bis zum Nacken reicht, und bei der das Laub



schwarz gefärbt ist, gilt als ein besonders zauberkräftiger Schmuck, der bei den Inguetfesten vielfach verwendet wird und gegen den bösen Einfluß der Geister schützt.

Die Bart Haare werden entfernt, so daß nur ein dünner Haarfranz von Ohr zu Ohr über Wangen und Kinn geht. Der Bart wird mit Kalk eingerieben, teils um ihm eine rötliche Farbe zu geben, teils auch um die einzelnen Haare straff zu machen. Diese eigentümliche Bartfrisur hat mit Zauberei nichts zu tun.

Die meisten der nun folgenden Schmucksachen, wie wir sie gewöhnlich benennen, dienen nicht ausschließlich diesem Zweck, sondern sind ihrem Wesen nach mehr oder weniger kräftige Zaubermittel, um diesen oder jenen Zweck zu erreichen, namentlich das Wohlgefallen der Weiber und die Tapferkeit oder Unbesiegbarkeit im Kampfe.

Tafelbild 20 enthält eine Anzahl der gangbarsten dieser Schmuckgegenstände.

Die Figuren 3 bis 8 sind Stirnbänder, welche bei den verschiedensten Gelegenheiten Verwendung finden. Figur 3 und 6 besitzen die Eigenschaft, böse Geister oder den Einfluß einer gefahrbringenden Zauberei fernzuhalten. Figur 4 und 5 schützen im Kriege nicht nur gegen Kriegsgefahren, sondern machen auch den Träger mutig und stark. Figur 10 und 11 bestehen aus kleinen runden oder länglich eirunden Stücken Perlschale, welche aufgereiht und im Kopfschmuck verknüpft werden, nachdem dieses mit gefärbtem Kokosöl eingeschmiert ist. Sie sind ein kräftiges Zaubermittel zur Erlangung der Liebe des weiblichen Geschlechtes. Figur 7 und 8 sind Stirnbinden, welche demselben Zweck dienen. Figur 9 ist ein Leibgürtel, der dieselbe Aufgabe hat; er wird einzeln oder in einer Anzahl bis zehn oder zwölf um die Taille gelegt und besteht aus aufgereihtem Neulauenburg-Muschelgeld, unterbrochen durch Reihen Kuskuszähne und Tabuschnellen; die Anordnung dieser Gegenstände ist verschieden und bedingt größere oder geringere Wirksamkeit; wer es sich leisten kann, legt daher, um ganz sicher zum Ziele zu kommen, eine größere Anzahl an von verschiedener Anordnung. Die beiden Halsketten, welche in Figur 1 und 2 abgebildet sind, sind tellerartige breite Gebilde, hergestellt aus Nassaschnellen, die besonders hergerichtet wurden und nicht als Tabu gelten. Die einzelnen Schnellen werden nebeneinander befestigt, manchmal zu zwanzig oder noch mehr. Dieser Schmuckgegenstand wurde früher von den Männern im Kriege getragen, weil man demselben besondere Zauberkräfte zuschrieb; er ist jedoch heute bereits gänzlich verschwunden. Das Halsband, welches in Figur 12 dargestellt ist, wird aus Kuskuszähnen hergestellt; die einzelnen Zähne sind am Wurzelende durchbohrt und ein Zahn an den anderen durch dünne

Schnüre befestigt. Diese Art Stehkragen ist sehr wertvoll, weil das Material aus Neumecklenburg eingeführt wird. Da einzelne dieser Halskragen bis zweitausend Zähne enthalten, so stellt sich der Preis des Materiales allein auf zwanzig bis vierzig Klafter Tabu ausschließlich der Anfertigungskosten, und es sind daher nur reiche Leute, die sich einen solchen Kragen leisten können. Es ist auch nur ein Renommierstück und hat keinerlei magische Kräfte. Dasselbe ist der Fall mit den breiten dünnen Armringen, die hie und da von alten, reichen Leuten getragen werden. Diese Armringe sind scheibenförmig und dünn geschliffen mit einem scharfen Außenrand; die Breite ist verschieden zwischen zwei bis fünf Zentimeter; je größer die Breite, desto größer der Wert. Diese Armringe sind sehr selten; sie vererben sich in der Familie oder werden, wenn keine Erben vorhanden sind, mit dem verstorbenen Eigentümer begraben. Ich kenne einen Fall, wo zwei solche Armringe durch Kauf von einem Eingeborenen erworben wurden für den Preis von hundertfünfzig Faden Tabu, allerdings waren es zwei Prachtstücke von  $4\frac{1}{2}$  Zentimeter Breite. Der hohe Wert ist jedoch dadurch bedingt, daß nicht die gewöhnliche Tridacnashale der Riffe zur Anfertigung Verwendung findet, sondern eine fossile Tridacnashale, die man in einzelnen Schluchten hinter dem Barzinberge findet. Diese Art ist wohl dieselbe, die noch heute auf den Korallenriffen lebt, aber durch lange Ablagerung in der Erde hat die Schale besondere alabasterähnliche Struktur erhalten.

Die Anlegung der vorhergenannten Zauberschmucksachen ist nun durchaus nicht eine so einfache Angelegenheit, wie etwa das Anlegen einer Halskette oder eines Armbandes in Europa. Sind die Zauberkräfte durch die Geister inspiriert, dann allerdings sind diese Kräfte in den bestimmten Gegenstand gebannt und werden durch dessen Anlegung sofort direkt auf den Träger übertragen. Um aber einen Kampfsauber wirksam zu machen, richtet der Zauberer zum Beispiel folgendes her: halbgelochte kleine Stückchen Taro, Kokoßnuß und Hühnerfleisch werden in bestimmte Drazänenblätter eingewickelt und daraus kleine Bündelchen geformt. Der Zauberer gibt dann dem Betreffenden die hergerichteten Bissen, und diese müssen von ihm zerlaut und verschluckt werden. Dies ist an und für sich schon ein kleines Probestück des Mutes, denn diese Art Kost ist für Zunge und Gaumen alles andere als wohlschmeckend, sondern kratzt und beißt ganz abscheulich. Nach dem Genuß erfaßt der Mann seine Keule oder seinen Speer und legt sich das Zaubermittel um die Stirn; er ist dann gegen alle Gefahren des Krieges gefeit.

Häufig sieht man den Eingeborenen der Gazellehalbinsel mit Blumen,



bunten Blättern und wohlriechenden Kräutern geschmückt, nicht nur bei Festlichkeiten, sondern auch bei Gelegenheiten, die anscheinend keine Veranlassung dazu bieten. Diese Laub- oder Blütenbüchel sind in der That auch nicht so sehr ein Schmuck wie vielmehr die Träger gewisser magischer Kräfte, die diesen oder jenen Zweck haben.

So ist zum Beispiel Pur kikel ein rings um den Hals über Brust, Schultern und Nacken fallender Kranz von verschiedenen Blättern und Kräutern, ein starkes Zaubermittel zur Erweckung der weiblichen Gegenliebe.

Munuba (Farnkraut) ist ein Kranz aus herabhängenden, schwarzgefärbten Farnblättern, die im Kriege besonderen Schutz gewährt.

Winna ist ein abgebrochenes rotes Drazänenbüchel mit einem etwa einen halben Meter langen Stielende. Die Blätter werden um den Hals geknotet, und das Stielende hängt am Rücken herab. Dies schützt im Kriege gegen allerlei Verwundung.

Man sollte nun glauben, daß der Eingeborene sich sehr schnell von der Nutzlosigkeit aller dieser Zaubermittel überzeugen müßte, da trotz derselben im Kriege Verwundung und Tötung eintreten, oder die unworbene Schöne trotz allem Liebeszauber kalt bleibt. Dies ist jedoch nicht der Fall. Tritt die erwünschte Wirkung nicht ein, dann ist es nicht die Schuld des Zaubers oder des Zaubermittels, sondern die Schuld anderer Gegenzauber, größtenteils aber Schuld des Trägers selber, weil er die auferlegten Bedingungen nicht erfüllt oder dies und jenes getan hat, das den Zauber unwirksam macht. Der Erfinder des Zaubers, der sich in jedem Fall der Anwendung dafür gut bezahlen läßt, weiß im Falle des Fehlschlagens immer irgendeinen plausiblen Grund anzugeben, der den Erfolg vereitelt hat. Vielleicht hat der Betreffende beim Gehen zuerst seinen rechten Fuß vorangesetzt und nicht seinen linken; vielleicht ist ihm dieser oder jener Geist über den Weg gelaufen; vielleicht hat das Huhn, das er verzehrt, nicht die vorgeschriebene Färbung gehabt, und derartiges mehr, so daß ein neuer Versuch und eine entsprechende Neuzahlung gemacht werden muß. Als vor einigen Jahren eine bössartige Ruhrepidemie viele Eingeborene hinraffte, blühten die Einnahmen der Zauberer, und als alles vergeblich war, veranstaltete man eine große Geisterrazzia, die darin bestand, daß alt und jung sich mit brennenden Koloßblattfackeln, mit zauberkräftigen Büscheln und mit Speeren und Keulen bewaffnete, das ganze Dorf und die Umgebung desselben unter Toben und Geschrei durchstöberte und nach mehrstündiger anstrengender Arbeit vergnügt nach Hause zog in der Überzeugung, den Grund des Übels jetzt endlich los zu sein. Als jedoch auch dies sich als verlorene Mühe herausstellte, fand man den Grund darin, daß irgendeiner der

bösen Geister sich hinter einem Stein, in einem hohlen Baumstamm oder in irgendeinem anderen Schlupfwinkel versteckt hatte, sein arges Wesen weitertreibend, und dagegen war jeder Einwand vergebens.

Der Tanz, der bei allen Südseevölkern eine große Rolle spielt, ist auch bei den Bewohnern der Gazellehalbinsel von höchster Bedeutung. Der sonst zu körperlichen Anstrengungen nicht sonderlich geneigte Eingeborene entwickelt im Tanz eine außerordentliche Ausdauer und achtet es nicht, wenn er nach stundenlanger Anstrengung schweißüberströmt und gänzlich ermattet zu Boden sinkt.

Die Tänze eingehend zu beschreiben, halte ich für eine Unmöglichkeit. Kinematograph und Grammophon in Verbindung miteinander würden einzig und allein imstande sein, einen genügenden Begriff zu geben.

Der Tanz wird immer von Gesang und Musik begleitet, und keine Gelegenheit wird versäumt, um eine Aufführung in Szene zu setzen. Eheschließungen, Geburten, Totenfeste und alle damit verbundenen einleitenden Zeremonien sind geeignete Veranlassungen. Die Vollendung eines Wohnhauses oder Einfriedigung des Gehöftes, die erste Benützung eines neuen Fahrzeuges, die vollendete Aberntung des Taro- oder Yamfeldes, das Schlachten eines Schweines, die Vollendung einer größeren gemeinschaftlichen Arbeit, das alles gibt Gelegenheit zu einem Tanz. Im großen und ganzen können die Tänze nach folgendem Schema eingeteilt werden: Zeremonialtänze und profane Tänze.

Die Zeremonialtänze haben im ganzen einen sich gleichbleibenden Charakter. Sie werden aufgeführt nach althergebrachten Regeln, begleitet von Gesängen, die vielfach so alt und ehrwürdig sind, daß ihre Bedeutung den Sängern völlig verlorengegangen ist, und die zum Teil aus aneinandergereihten Lauten bestehen, die wohl in alter Zeit Worte gewesen, aber im Laufe der Zeit dermaßen verstümmelt worden sind, daß sie nicht mehr zu erkennen sind.

Die profanen Tänze und Gesänge sind bei weitem einer größeren Veränderung unterworfen. Es gibt allerdings hier auch althergebrachte Formen, aber daneben entstehen fortwährend neue Gesänge und neue Tänze, die je nach ihrer Volkstümlichkeit eine längere oder kürzere Dauer haben.

Interessant ist es nun, daß unsere Eingeborenen hier den zivilisierten Staaten der Alten und Neuen Welt schon seit Jahrhunderten voraus sind, nämlich in dem Schutze des geistigen Eigentums. Eingeborene



Dichter, Komponisten, Ballettkoryphäen und Dekorateur genießen seit undenklichen Zeiten diesen Schutz. Der Erfinder eines Tanzes, der Dichter eines Liedes oder der Komponist der Melodie ist in solchem Maße Herr seines Erzeugnisses, daß kein anderer es wagen würde, diese Leistung zu reproduzieren ohne vorherige Erlaubnis des Eigentümers. Da solche Erlaubnis stets durch ein gewisses Maß an Tabu erkauft werden muß, so fließen einem populären Tänzerfinder oder Dichter stets kleine Einnahmen zu. Dieser Schutz erstreckt sich nicht nur auf den ursprünglichen Dichter oder Erfinder, sondern nach seinem Tode auf seine Erben.

Fast alle Tänze sind Reihentänze; Rundtänze sind völlig unbekannt. Männer wie Weiber tanzen stets in gesonderten Gruppen, ganz ausnahmsweise wird es einer oder der anderen angesehenen alten Frau erlaubt, mit den Männern zusammen zu tanzen. In diesem Fall nimmt sie dann eine hervorragende Stellung in der Aufführung ein, so daß sie gewissermaßen in allen Touren oder Tanzfiguren das Zentrum bildet. Ein Mann nimmt niemals teil an einem Weibertanz; dagegen ist es Kindern erlaubt. In den Gehöften kann man häufig beobachten, wie Vater oder Mutter ihrem Sohne oder ihrer Tochter schon im frühesten Alter, wenn dieselben kaum das Aufrechtstehen gelernt haben, den ersten Tanzunterricht geben. Dem Kleinen wird in jede Hand eine farbige Blüte gegeben oder ein Strauß, und er muß mit diesen in der Hand die Arme abwechselnd hochheben, seitwärts- oder vorstrecken, gleichzeitig die Beine hebend oder Kniebeugungen machend.

Einflußreiche Leute haben einen eigens hergerichteten Tanzplatz. Derselbe besteht aus einer mit buntbelaubten Sträuchern eingefassten Allee, manchmal von Waldbäumen überschattet, von zwanzig bis vierzig Meter Länge und vier bis sechs Meter Breite. Die obere Humusschicht ist in der Regel bis zu einem halben oder einem Meter Tiefe abgegraben und an beiden Seiten als niedriger Wall aufgeworfen, so daß der Platz einer langen, flachen Rinne ähnlich erscheint. Dieser Tanzplatz wird stets sorgfältig gereinigt und bildet den Stolz des Eigentümers.

Hat nun jemand einen neuen Tanz erdacht und ein dazu gehörendes Lied gedichtet und komponiert, so sammelt er seinen Bekanntentkreis, und die Einübung beginnt. Je nach der Schwierigkeit der einzelnen Figuren dauert die Einübung eine längere oder kürzere Zeit. Sehr schwer erlernbare Tänze erfordern manchmal während eines Zeitraumes von vier bis sechs Monaten eine tägliche mehrstündige Übung. Während der Einübung wird den Teilnehmern die zugrunde liegende Idee mitgeteilt, wonach sich die verschiedenen Wendungen, Arm-, Bein- und Handbewegungen richten,

die alle den Zweck haben, einen bestimmten Vorgang pantomimisch darzustellen. Der begleitende Gesang hat nicht immer einen Zusammenhang mit der pantomimischen Aufführung, und für einen Ueingeweihten ist es schwer, aus der Vorstellung klug zu werden. Dem weißen Zuschauer präsentiert sich ein Tanz als eine zwei- bis vierfache Reihe von Tänzern, die in den Händen bunte Feder- oder Blumenbüschel halten, deren Körper durch allerhand Bemalung und durch allerlei Schmuck auf Kopf und Körper gepußt ist und die zu einem lauten, nicht gerade sehr lieblich klingenden Gesang, der gemeinsam von allen Tänzern angestimmt wird, allerhand Figuren ausführen, bald vorwärts, bald rückwärts schreiten oder hüpfen, bald stehend oder hockend, mit den Füßen bestimmte Bewegungen ausführen und Hände und Arme bald nach rechts, bald nach links strecken, die Feder- oder Blumenbüschel nach vorgeschriebener Weise schwingend. Abgesehen von dem wechselnden Körperschmuck erscheinen einem Fremden daher die Tänze äußerst monoton zu sein, während sie in der Tat eine komplizierte Reihe der verschiedensten Körperbewegungen sind, genau abgemessen nach bestimmten Regeln und Anordnungen, und einen ganz bestimmten Vorgang pantomimisch darstellend.

Bei den Tänzen ist es üblich, den Körper von Kopf bis zu Fuß mit Schmuck zu zieren, nicht nur durch Bemalung, sondern auch durch Anlegung von Schmuckgegenständen. Namentlich der Kopfschmuck ist beachtenswert, und die Anordnung von bunten Federbüscheln, farbigen Blättern und Blüten, zierlich geformten Muschelplättchen und kleinen geschnitzten Holzfigürchen, welche Tiere oder menschliche Figuren darstellen, verrät häufig einen sehr guten Geschmack, wie man ihn bei diesen Eingeborenen kaum erwarten sollte.

## b) Die Baining

Die Baining sind ein in jeder Beziehung vollständig primitives und einfaches Volk, wie ich es sonst nirgendwo in der Südsee angetroffen habe.

In der Gesichtsbildung hat der Baining eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit seinem Nachbarn im Osten. Er hat dieselben groben Züge, dasselbe krause Haar, das sich in kleine Korkzieherlöcher ordnet, er hat dieselbe Hautfarbe. Da er ein Bergbewohner ist, ist sein Körper muskulöser, die Brust breiter und besser gebaut und namentlich die Beinmuskeln stark entwickelt. Er ist daher imstande, die steilen Pfade seiner Bergheimat selbst mit den größten Lasten und ohne alle anscheinende Anstrengung und Erschöpfung bergab wie bergauf auf lange Strecken



zu verfolgen; selbst kleine fünf- bis sechsjährige Kinder sind vortreffliche Bergsteiger.

Männer wie Weiber tragen das Kopfsaar kurz geschoren. Die Männer haben vielfach Vollbärte, obgleich sie von den Nachbarn das Auszupfen der Barthaare gelernt und hie und da angenommen haben. Der Körper, namentlich Brust und Rücken, ist in der Regel behaart, und die Farbe der Behaarung schwankt vom Rötlichbraunen bis ins fast Schwarze. Dasselbe gilt von dem Kopfsaar, welches hier nie mit Kalk eingerieben, jedoch wohl durch Einfluß von Sonne, Luft und Regen gebleicht wird.

Häuptlinge im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht. Die Familienhäupter führen ein schwaches Regiment über ihre Familienmitglieder, und der Feldarbeit wegen verbinden sich wohl mehrere Familien zu einer sehr lockeren Gemeinschaft. Feste Wohnsitze oder Dorfschaften sind ebensowenig vorhanden. Die Baining sind wandernde Ackerbauer. Dort, wo sie eben ihr Sarofeld anlegen, siedeln sie sich augenblicklich an; wenn das Feld abgebaut ist, wählen sie einen neuen Platz, manchmal recht weit von dem früheren entfernt, und bauen dann dort ihre primitiven Hütten. Durch dies Herumwandern gelangen sie zu einer genauen Kenntniß ihrer Bergheimat, und unterstützt von einem ausgebildeten Ortsinn, sind sie in erstaunlicher Weise imstande, in den bewaldeten Schluchten und auf den steilen Berghalden ihren Weg zu finden, obwohl ein wirklicher Pfad nicht vorhanden ist; sie verirren sich niemals. Merkmale, die einem anderen Auge kaum sichtbar sind, wie ein eingeknickter Baumast, ein abgerissener Zweig, ein angeritzter Baumstamm sind für sie untrügliche Orientierungszeichen. Auch der Grund und Boden ist keines einzelnen Eigentum; der Platz, auf dem die Pflanzung zeitweilig angelegt wird, scheint momentan als Eigentum betrachtet zu werden, aber einen bleibenden Anspruch kennen sie nicht, ebensowenig wie eine Übereignung durch Erbschaft, Kauf, Geschenk oder Tausch.

Der Baining glaubt, daß er und seine Stammesgenossen, wie alle Menschen überhaupt, von einem Manne Herini und einer Frau Sichi abstammen. Diese ersten Menschen sind aus der Spatha der Urelapalme hervorgegangen. Unter sich nennen sie sich a cháchat, alle anderen Menschen, namentlich die Dsinachbarn und Strandbewohner, werden als a lba bezeichnet.

Daß die Menschen sterblich sind, hat ihrer Meinung nach den folgenden Grund:

Vor langer Zeit ließ die Sonne alle geschaffenen Gegenstände zusammenrufen. Alles eilte herbei, nur der Mensch hielt sich fern und

folgte nicht dem Gebote. Die Sonne verlieh nun den Herbeigekommenen die Unsterblichkeit, der Mensch jedoch, der nicht gegenwärtig war, wurde der Gabe nicht theilhaftig und muß nun sterben. Alles andere lebt ewig; der Stein und der Fels behalten ihre Gestalt, das Meer ist immer da, der Himmel mit den Sternen wölbt sich fortwährend über alles, auch die Schlange stirbt nicht, sie streift ihre Haut ab und lebt dann weiter. Wäre der Mensch gehorsam gewesen, so hätte er die Eigenschaft der Schlange erhalten.

Die Geister der Verstorbenen leben allerdings nach dem Tode weiter. Sie haben jedoch keinen bestimmten Aufenthaltsort, sie sind überall. Merkwürdig ist, daß man diese Geister als wesenlos ansieht und dafür ein eigenes Wort hat, sasik, welches so viel bedeutet als anwesend, aber nicht sichtbar; eine Vorstellung, die man sonst nicht im Archipel antrifft, wo man sich die Geister der Verstorbenen in dieser oder jener Gestalt vorstellt. Sie haben auch keine Furcht vor diesen Geistern und verbinden mit denselben keinerlei Aberglauben.

Der einzige Geist, der den Baining Furcht einflößt, ist eine mystische Schlange; sie schleicht umher und frisst die Exkremente der Menschen, die dann sterben müssen. Sie hat zahlreiche Kinder, welche auf knorrigen Bäumen leben, in den Knorren und Auswüchsen, und die den Menschen ebenso gefährlich sind.

Sonst ist der Baining frei von allem Aberglauben; er scheint nicht die genügende geistige Kraft zu haben, sich zu einem umfassenden Aberglauben emporzuschwingen. Stirbt ein Freund oder Verwandter plötzlich, dann schreibt er dies seinen Feinden, den Uferleuten, den Nordost-Gazellebewohnern, zu, aber über das Wie und Warum macht er sich keine Gedanken.

Der Uferbewohner ist überhaupt sein Feind. Er hat es verstanden, die Bergbewohner vollständig zu unterjochen und zu knechten. In früheren Zeiten wurden die Baining in großer Anzahl als Sklaven weggeführt und als solche nach entfernteren Gegenden der Gazellehalbinsel verhandelt. Schlimmer noch war es, wenn die nichtsahnenden Baining in großer Anzahl nach dem Strande gelockt und dort erbarmungslos erschlagen wurden, allein zu dem Zweck, um den Übeltätern bei ihren Festgelagen als Braten zu dienen. Der Katholischen Mission ist es zu verdanken, daß hierin endlich Wandel geschaffen worden ist.

Die Verheiratung eines Baining ist eine sehr einfache Geschichte. Gefällt einem Manne ein Mädchen, dann fragt er sie oder läßt durch die Eltern anfragen, ob sie seine Frau sein wolle. Willigt sie ein, dann ist die Sache gut, will sie ihn nicht, so erklärt sie dies unumwunden,



und damit ist die Angelegenheit zu Ende. Manchmal läßt der Werber die Frau durch einen Freund entführen; dieser wartet am Wege, bis das Mädchen vorbeikommt, ergreift sie bei der Hand und führt sie nach der Hütte des Liebhabers. Sie weigert sich nicht, sondern folgt willig; wenn sie jedoch bei der Hütte ankommt, trifft sie ohne Umschweife ihre Entscheidung, bleibt da, wenn es ihr gefällt, oder geht unbelästigt wieder fort, nachdem sie ihre Abneigung erklärt hat. Ist jedoch die Zuneigung gegenseitig, so folgt die Frau ihrem Manne, wohnt in seiner Hütte, hilft in dem Tarofelde, und die Verbindung wird selten aufgelöst. Die Frau erfreut sich bei den Baining einer bedeutend freieren Stellung wie bei den übrigen Stämmen des Archipels; sie nimmt teil am Gespräch der Männer; beide Geschlechter essen zusammen; sie läßt sich keine übermäßige Arbeitslast aufdrängen und überläßt dem Herrn Gemahl die Pflege der Säuglinge, wenn sie selber ihre Tarolasten nach Hause oder zu Markte tragen muß. In dem letzteren Falle sieht man dann häufig den speerbewaffneten Mann seinen kleinen Sproßling sorgsam im Arme tragen, oder er läßt ihn, wenn größer, auf beiden Schultern reiten.

Bei der Geburt werden ebenfalls keinerlei Zeremonien veranstaltet. Einige ältere Frauen sind der Wöchnerin behilflich, doch hilft sich diese auch manchmal selber. Nach zwei oder drei Tagen arbeitet die junge Mutter wie vorher in der Pflanzung; der Säugling wird auf eine Pandanusmatte oder auf Blätter in den Schatten eines Baumes gelegt und sich selber überlassen. Von einer eigentlichen Kindererziehung ist keine Rede; der Knabe oder das Mädchen erlernen bereits im ersten Jugendalter diejenigen Verrichtungen, die von ihnen als Erwachsene und als nützliche Familienmitglieder gefordert werden.

Bei dem Tode eines Baining, sei es Mann oder Weib, geht es ebenso einfach her. Die Familie versammelt sich, auch die anwohnenden Freunde, und ein kurzes Klagegeheul um den Verstorbenen wird angestimmt. Ein einfaches Mahl aus Taro wird zubereitet und an alle Anwesenden verteilt. Nachdem diese sich dann entfernt haben, gräbt man eine Grube und legt den Leichnam hinein; an manchen Orten scharrt man die Grube zu, anderswo läßt man die Leiche frei und unbedeckt daliegen. Ob Hunde und Schweine den toten Körper als Fraß benutzen, scheint keinen Eindruck auf die Überlebenden zu machen. Dennoch ist es charakteristisch, daß bei einem Todesfalle die Stimmung in den Hütten eine gedrückte oder feierliche zu sein scheint. Man hört mehrere Tage lang kein lautes Sprechen oder lärmendes Geräusch, eine Art von Feiertagsstille ruht über der Umgegend der Todesstätte.

Kindermord wird anscheinend nur dann geübt, wenn die Mutter

infolge der Geburt stirbt. Das Kind wird dann getötet, weil sonst niemand da ist, der sich seiner annehmen, es säugen und großziehen würde. Die Sterblichkeit der Kinder ist eine recht bedeutende infolge der primitiven Pflege, ungenügender Ernährung und völliger Unbekanntschaft der Eingeborenen mit den Krankheiten, deren Veranlassung und deren Heilung. Der Stamm der Baining ist aus diesem Grunde auch kein zahlreicher.

Daß der Baining trotz seines einförmigen täglichen Lebens auch Sinn für große Festlichkeiten hat, die umfangreiche Vorbereitungen und einen damit verbundenen Aufwand an Nahrungsmitteln erfordern, werde ich bei der Besprechung der Maskentänze zeigen. Aber auch sonst ist er ein Freund der Festlichkeit, wobei das rein Materielle stets im Vordergrund steht.

Kannibalismus war bis vor nicht gar langer Zeit üblich, verschwindet jedoch jetzt innerhalb des Einflußgebietes der katholischen Missionare. Das Opfer wurde getötet und zubereitet, ganz in derselben Art, als ob es ein Schwein oder ein Hund gewesen wäre. Der Baining präsentiert sich heute in seinem Urzustand als anscheinend recht harmloser Naturmensch, der keinerlei hervorragende gute Eigenschaften besitzt, aber auch nicht von besonders bösen Neigungen beherrscht wird. Eigentum sammelt er nicht, er ist zufrieden mit einem primitiven Unterschlupf, der ihn namentlich gegen Regen schützt, schläft aber auf der nackten Erde und ist unempfindlich gegen alles, was wir Schmutz nennen. Seine einzige Wäsche besorgt der in seiner Heimat reichlich fallende Regen.

Die Hauptnahrung der Baining besteht aus Taro. Der Anbau dieser nahrhaften Knolle ist nicht ohne große Schwierigkeit und erfordert einen bedeutenden Arbeitsaufwand. Mehrere Familien vereinigen sich in der Regel zur gemeinschaftlichen Anlage einer Pflanzung. Zunächst muß der Urwald gefällt werden, dann werden die Zweige und Äste der gefällten Bäume abgeschlagen und abgebrochen und zu größeren und kleineren Haufen zusammengelegt. Wenn sie trocken sind, werden sie angezündet, und man verbrennt von dem gefällten Holz soviel wie möglich; die dicken Stämme, die noch nicht ganz trocken sind und dem Feuer Widerstand leisten, läßt man liegen, wie sie gefallen sind. Das gesäuberte Feld wird zum Schutze gegen Wildschweine mit einem starken und dichten Holzzaun umgeben, und der Eingeborene zeigt in der Anlage und in der Verwendung der einzelnen Holzknüttel ein erstaunliches Geschick. Sobald die Umzäunung fertig ist, macht man mit einem zugespitzten Stocke ein trichterförmiges Loch in den Boden und pflanzt in dieses den Tarosetzling. Bald ist das ganze Feld in regelmäßigen Ab-



ständen mit Seglingen bepflanzt, und nun beginnt die Arbeit der Weiber, das üppig wuchernde Unkraut zwischen den Taropflanzen zu entfernen. In dem fruchtbaren Boden wachsen die Taroknollen zu einer bedeutenden Größe, und wenn sie nach etwa sechs bis sieben Monaten reif sind, so werden sie nach Bedarf von den Männern ausgezogen und die oberen Blätter und Blattstiele entfernt, so daß von den Stielen ein etwa dreißig bis vierzig Zentimeter langes Stück an der Knolle sitzen bleibt. In den abgeernteten Theilen des Feldes werden Bananen gepflanzt. Zwischen den Taropflanzen zieht man übrigens ebenfalls eine Anzahl der verschiedensten Gemüse, deren Blätter als Nahrungsmittel sehr beliebt sind und mit einigen unserer Kohl- oder Spinatarten im Wohlgeschmack wetteifern. In den Feldern fehlt auch niemals eine Scharumart, deren unaufgeblühte Blütenknospen eine beliebte Speise abgeben.

Nach der Taroernte und nach Bepflanzung des Feldes mit Bananen wird ein neues, mittlerweile in Angriff genommenes Tarofeld vollends hergerichtet und bepflanzt. Die mit Bananen beplanten Felder genießen keine weitere Pflege; man erntet die Bananen ab, wenn die Fruchtbündel reif sind; aber der Zaun wird nicht erneuert, das üppig wuchernde Unkraut nicht entfernt, und dies wie die Wildschweine zerstören bald den Rest der Bananen. Mittlerweile ist jedoch ein neues Feld gereift, und ein Mangel tritt niemals ein.

Da die Baining keine Seefahrer sind, überhaupt keine Fahrzeuge besitzen und der Fischfang in den Flüssen oder am Strande wenig Ausbeute gibt, so suchen sie sich ihre animalische Nahrung, wo sie sie finden können. Schweine sind in wildem und halbwildem Zustande zahlreich vorhanden, und der Baining jagt dieselben mit seinen Hunden und erlegt die gestellten Borstentiere mit dem Speer. Aber auch sein Jagdgefährte, der Hund, gilt als Lederbissen. Ein gelegentliches Känguruh oder ein Kasuar sind willkommenen Abwechslungen des Küchenzettels. Daneben verspeist der Baining so ziemlich alles, was er ergreifen kann.

Die Zubereitung des Taro sowie der Schweine- und Hundebraten ist recht einfach. Die Taroknollen röstet man auf glühenden Kohlen, Fleisch wird in Blätter gehüllt und ebenso zubereitet. Die Südbaining bereiten ihre Speisen mit glühend gemachten Steinen, zwischen die die Speisen gelegt, mit Blättern überdeckt und gar gemacht werden. Die Zubereitung von Speisen mit glühend gemachten Steinen ist allerdings auch dem Nordbaining bekannt; sie werden aber dann in Verbindung mit einem Apparat verwendet, der für diesen Stamm charakteristisch ist und meines Wissens nirgendwo anders in der Südsee angetroffen wird. Dieser Apparat besteht aus einer Röhre von Baum-



23. Neuguinea-Kanotyp auf den Lieblichen Inseln





24. Vainingweiber mit Lasten von Faroknollen



25. Dorffzene im Baininglande





26. Gruppe von Sulfamännern \*

rinde, etwa vierzig bis fünfzig Zentimeter hoch und zwanzig bis dreißig Zentimeter im Durchmesser. Diese Röhre stellt man auf den Boden und legt eine Lage glühender Steine hinein; diese werden dann mit einem Bananenblatt bedeckt und darauf eine Lage von Gemüse gelegt, abermals von einem Bananenblatt zugedeckt; jetzt folgt in derselben Anordnung eine Lage heißer Steine, darauf eine Schicht Gemüse und so fort; die oberste Lage bilden heiße Steine. Nach einiger Zeit ist das Gemüse gar, wird herausgenommen, mit Salzwasser besprengt und bildet in dieser Form eine Speise, die unter Umständen als recht schmackhaft bezeichnet werden muß.

Als Reiz- und Genußmittel dient dem Baining der Betel. Der Nordbaining genießt ihn in der üblichen Weise, nämlich Arecanuß mit Betelpfeffer und Blättern, eingetaucht in Kalkpulver. Diesen brennt er sich selber aus Muscheln oder kauft ihn von den Strandbewohnern. Die Südbaining kauen eine gewisse aromatische Baumrinde, Masoirinde der Javanen, mit Kalk und einer Art von Betelblatt, jedoch keine Früchte des Betelpfeffers.

Der Hausbau der Baining ist der denkbar einfachste. Ein primitives Gerüst wird mit einem Laub- oder Grasdach bedeckt, die Seiten mit Knüppeln und Stammstücken ausgefüllt. Sie sind so niedrig, daß man darin kaum aufrecht stehen kann. Niedrige Öffnungen führen ins Innere, und dieses ist ohne wirkliche Ausstattung; auf dem Boden schläft die gesamte Familie, manchmal mehrere Familien, die gemeinschaftlich eine Hütte bewohnen; aber auch Schweine und Hunde finden in diesem Wohnraum Unterkunft und liegen friedlich neben ihren menschlichen Herrschaften. Ein qualmendes Feuer wird gewöhnlich angezündet, teils um Insekten zu vertreiben, teils auch um bei kühler Witterung Wärme zu spenden.

Seine nicht unangenehm klingende Sprache fließt dem Baining schnell von den Lippen; auch der Gesang kann als melodisch bezeichnet werden. Von hervorragendem Wohlklang ist ihr lautes Jodeln, das von den Bergen weithin schallt.

Die Baining bekunden einen nicht unbedeutenden Kunstfinn, namentlich in der Herstellung von Malereien auf Rindenstoffen; diese schwierigen und feinen Muster finden nirgends in der Südsee ein Seitenstück. Ebenso bewunderungswürdig sind die aus buntgefärbten Schnüren geknüpften Netze, die bei den Tänzern Verwendung finden, später aber auch als Tragbeutel benutzt werden.

Die Zubereitung des Rindenstoffes aus Brotfruchtbaumrinde wie aus der Rinde eines anderen mir unbekanntes Baumes ist Sache der Männer. Die Rindenstreifen werden im Flußbette auf einem Stein



so lange mit einem Knüttel geklopft, bis alle Holzteile durch Klopfen und Auswaschen entfernt sind und das geschmeidige Rindenzeug übrig bleibt. Die Männer der Südbaining tragen einen Gürtel aus Rindenzeug, der manchmal durch Bemalung ornamentiert ist; er wird zwischen den Beinen durchgezogen.

Die Männer in Nordbaining gehen vollständig nackt, die Weiber tragen einen schmalen, vorn herabhängenden Schurz aus Pflanzenfasern, der von einem enganliegenden Gürtel herabhängt, während hinten ein schwanzartiges langes Faserbündel anscheinend zwecklos herunterbaumelt. Beim Niedersetzen vereinigt die Sitzende mit einem schnellen und sicheren Griff beide herabhängende Teile und klemmt sie zwischen die Beine. Es ist zweifellos, daß dieser künstliche Schwanz die Veranlassung gegeben hat zu der Behauptung der Nordostbewohner, daß im Inneren der Gazellehalbinsel geschwänzte Menschen wohnen. Dieser Gürtel wird von allen Bainingweibern getragen.

Die Waffen bestehen aus Speeren, Keulen und Schleudern. Die Speere sind hergestellt aus dem äußeren, der Länge nach leicht spaltbaren festen Holz einer bestimmten Palmenart und sind ohne alle Ornamentierung. Sie werden einigermaßen rund abgeschabt und das eine Ende zugespitzt, sowie am Feuer gehärtet. Die Schleuder ist der der Nordostbewohner der Gazellehalbinsel vollkommen gleich. Charakteristisch für die Baining ist die Keule mit durchbohrtem Steinknauf, die von hier aus sich bis zu den Nordostbewohnern der Halbinsel verbreitet hat. Die Durchbohrung der Steinknäufe findet in folgender Weise statt: Wenn der Eingeborene in einem Flußbette einen geeigneten, bereits ziemlich abgerundeten Stein gefunden hat, nimmt er ihn in die linke Hand und stößt mit einem anderen etwas zugespitzten Stein immer auf eine bestimmte Stelle des zukünftigen Keulenknaufes. Allmählich entsteht eine Höhlung, die durch fortwährendes Stoßen und Abtrennung kleiner Stein splitter sich erweitert und vertieft. Ist nun auf einer Seite eine Vertiefung entstanden, so wird die gegenüberliegende Seite derselben Behandlung unterworfen und das Stoßen so lange fortgesetzt, bis der Knauf durchstoßen ist und ein Loch entsteht, das jetzt allmählich erweitert wird, bis es groß genug ist, einen Stab hindurchzustecken. Diese Art der Durchbohrung ist bei vielen anderen Naturvölkern gebräuchlich und daran leicht erkenntlich, daß die Öffnung an den Außenseiten weiter ist als im Zentrum. Die äußere Gestalt gibt man dem Knauf durch Reiben auf einem harten Stein. Der durchbohrte Steinknauf wird auf den Keulenschaft festgetrieben, am unteren Ende durch fest eingetriebene kleine Holzkeile vollends befestigt und die Verbindungsstelle mit der zerstoßenen Masse der Parinarianuß verkittet.

Obgleich Schleuder und Schleuderstein allgemein gebräuchlich sind, so hat der Baining nicht wie sein Nordostnachbar die Kunst des Trepanierens gelernt. Seine ärztlichen Kenntnisse erstrecken sich auf Blutentziehung durch kleine Einschnitte in der Haut, und um den Blutfluß zu stillen, reibt er die gemachten Wunden mit gebranntem Kalkpulver ein. Wunden verbindet er immer sehr sorgfältig mit allerhand Blättern, denen er heilende Eigenschaften zuschreibt.

Die Steinart war bis um 1900 herum sein einziges Werkzeug; bei den Südbaining ist sie noch vielfach das ausschließliche Handwerksgerät.

### c) Die Taulil und Butam

Beide bilden nur kleine Stämme.

Gehen wir vom Bunakotor (Barzinberg) in südwestlicher Richtung gegen die Bainingberge vor, so stoßen wir stundenlang auf keine menschliche Ansiedlung mehr. Lange Zeit geht der Weg über die mit dichtem Wald bewachsene Ebene, bis tiefe, von silberklaren Bächen durchzogene Schluchten uns den Weg erschweren. Einer dieser Bäche läuft lange Zeit zwischen zwei senkrechten Wänden, und um einen geeigneten Aufstieg zu finden, muß man bachabwärts gehen.

An dieser gefährlichen Stelle war es, wo ein Teil der Mörder der Frau S. Wolff im Jahre 1902 von den Taulil überrascht und getötet wurde, in dem Augenblick, als sie in größter Ruhe Flußtreibe fingen. Nachdem die Schlucht passiert und die Anhöhe erklimmen, bemerken wir Kokospalmen, die einen früheren Wohnplatz der Taulil bezeichnen. Erst nachdem wir noch mehrere Schluchten durchklettert haben, stoßen wir auf neuangelegte, mit lebenden Hecken eingefasste Pflanzungen und hie und da auf armselige Hütten. Hier wohnen die Taulil, die sich selber Tulil nennen. Die Geschichte dieses Stammes ist eng mit derjenigen der Butam verknüpft. Die Butam, die in früheren Jahren noch ziemlich zahlreich waren, wohnten südöstlich von den Taulil, auf den Hügeln und in der Ebene südlich vom Warangoi- (Karwat-) Flusse. In ihrem Rücken wohnten die Südbaining, die das Gebirge innehatten.

Die Butam hatten eine von den Taulil verschiedene Sprache, waren aber mit ihnen befreundet und flüchteten sich gelegentlich zu ihnen, wenn sie von den Barzinleuten allzu heftig bedrängt wurden. Im Laufe der Zeit wurde der ganze Butamstamm vernichtet, und die wenigen, die mit dem Leben davon kamen, suchten bei den Taulil Schutz. Aber auch hier fanden sie keine dauernde Ruhe, denn die Barzin-



bewohner wendeten sich nun auch gegen die Taulil. Der undurchdringliche Wald mit seinen tiefen und steilen Schluchten bot den Angegriffenen eine sichere Zufluchtsstätte. Daß die Barzinbewohner die Angreifer waren, ist unzweifelhaft; ihre Kriegszüge hatten teils den Zweck, frisches Menschenfleisch für die Festgelage herbeizuschaffen, teils war man bedacht, Sklaven zu erbeuten.

Das Fleisch der Erschlagenen wurde stückweise an die Teilnehmer des Zuges verteilt. Tagelang dauerten diese Jagden und reichten bis an den Fluß Karamat, den man jedoch aus Furcht vor den im jenseitigen Gelände herumstreifenden Baining selten zu überschreiten wagte.

Gelegentlich machten auch die Taulil einen Einfall ins feindliche Gebiet, und die ihnen am nächsten gelegenen Distrikte mußten fortwährend auf Überfälle gefaßt sein.

Die Taulil sind körperlich von den übrigen Bewohnern der Nordost-Gazellehalbinsel kaum zu unterscheiden. Sie sind in ihren Bewegungen etwas schneller und behender, und ihre Augen verraten einen großen Teil von Verschmitztheit. Sie sind imstande, schwere Lasten mit großer Ausdauer über weite Wegstrecken zu transportieren, aber dies ist eine Eigenschaft, die sie mit allen Inlandbewohnern gemeinsam besitzen. Dem Herrn Pater Eberlein verdanke ich einen großen Teil meiner Mitteilungen über die Taulil.

Obgleich sie tüchtige Ackerbauer sind, so darf man sie daneben als ein kühnes und ausdauerndes Jägervolk bezeichnen. Den Weibern liegt die Hauptarbeit in den Pflanzungen ob, die Männer streifen nach allen Richtungen im Walde herum und stellen mit den Speeren den Wildschweinen, Kasuaren und Beuteltieren nach; in den zahlreichen Bächen fischen sie mit Netzen viele Fischarten und Flußkrebse.

Sie haben ihre eigene Sprache, die von der Sprache der Nordost-Gazellehalbinsel gänzlich verschieden ist. Auch die Butam sollen eine besondere Sprache gehabt haben. Diese entbehrt jeglichen Zischlautes, ganz wie die der Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel. Eine Verwandtschaft der beiden Sprachen ist merklich, ebenso Anklänge an die Bainingssprache.

Die Bevölkerung, die augenblicklich bis auf etwa dreihundert Seelen zusammengeschmolzen ist, hat in Sitten und Gebräuchen sehr vieles mit ihren nordöstlichen Nachbarn gemein; so den Ingiertbund und damit auch das Verbot des Schweinefleischessens für die männlichen Mitglieder. Daneben ist noch ein zweiter Bund vorhanden, dessen Mitglieder nicht das Fleisch des weißen Kaladus, auch nicht das des roten und des grünen Papageies essen dürfen; die Taube, der Rabe, eine

Falkenart, der Fliegende Hund sowohl wie einzelne Fischarten und bestimmte Gemüsesorten sind ihnen ebenfalls verboten. Es besteht die Vorstellung, daß sie, wenn sie dies Verbot übertreten, im nächsten Kampfe das Leben verlieren.

#### d) Die Stämme des mittleren Teiles von Neupommern

Südlich von der Einschnürung, die die Gazellehalbinsel von der übrigen Halbinsel trennt, wohnen auf den Bergzügen, die im Osten von der großen Bai und der Jacquinotbai, im Westen von den hohen Vulkanen der „Vater“-Gruppe begrenzt werden, eine Anzahl von sprachlich verschiedenen Stämmen, die jedoch einer gemeinschaftlichen ethnographischen Provinz anzugehören scheinen.

Eine Anzahl der jüngeren Leute aus diesen Stämmen hat sich als Pflanzungsarbeiter anwerben lassen, einige derselben sind bei der Katholischen Mission aufgenommen worden.

Die erste nähere Mitteilung über diese Gegend verdanken wir dem wesleyanischen Missionar Brown, der sie im Jahre 1878 zuerst besuchte. Er kam jedoch nicht weit über die Henry-Reid-Bucht hinaus und ist wohl mit dem Bergstamme der Gaktei zusammengetroffen, der eben einen Kriegszug gegen die am Strande wohnenden Sulka unternahm. Der Gakteistamm bewohnt die Bergrücken zwischen der Offenen Bucht und der Großen Bai; mit dem Sulkastamm scheint er in fortwährender Fehde zu liegen.

Die Sulka\* haben sich, bedrängt von den Gaktei, weiter nach Kap Orford hin zurückziehen müssen. Der Stamm zerfällt in zwei Abteilungen. Männer der einen dürfen nur Frauen der anderen zur Heirat erwählen, und die Kinder gehören der Abteilung der Mutter an. Der geschlechtliche Umgang zwischen Angehörigen derselben Abteilung wird wie fast überall in Melanesien als Blutschande angesehen und mit dem Tode der Schuldigen bestraft. Jede Abteilung zerfällt wieder in verschiedene Familien.

Bei den Sulka wählt das Mädchen ihren Mann. Sie „legt ihr Herz auf den Mann ihrer Wahl“, wie man wörtlich sagt. Sie schüttet in der Regel ihrem Vater oder einem anderen nahen Verwandten ihr Herz aus, und dieser sagt dann etwa: „Warte, wir werden ihn einladen, um für dich zu arbeiten.“ Er begibt sich dann zu dem betreffenden jungen Manne und macht ihm den Heiratsantrag. Willigt dieser ein, so wird er zum Gehöfte der Braut geführt, wo

\* Parkinson legt im folgenden seiner Schilderung die Aufzeichnungen des katholischen Missionars Hermann Müller zugrunde.



diese schon einen gerösteten Taro für ihn bereit hält, den sie ihm bei seiner Ankunft mit einem Halschmuck überreicht. Die Annahme dieser Geschenke gilt als Einwilligung. Den Halschmuck gibt der Jüngling seinen Eltern, welche hierauf ihrem Sohne die Gegengeschenke für seine Braut überreichen. Letztere gibt diese ebenfalls ihren Eltern. Der Jüngling bleibt nun in dem Gehöft seiner zukünftigen Schwiegereltern und hilft dem Schwiegervater bei der Arbeit, namentlich bei der Anlage einer neuen Pflanzung für das junge Paar. Nach einiger Zeit wird ein Tag bestimmt, an welchem der Vater der Braut dieselbe ihrem Zukünftigen zuführt, bei welcher Gelegenheit sich zahlreiche Zuschauer einfinden. Der Vater nimmt seine Tochter bei der Hand, führt sie zu ihrem Bräutigam und übergibt sie ihm. Letzterer faßt die Braut bei der Hand und schlägt mit ihr den Weg nach dem Gehöfte seiner Eltern ein; alle Zuschauer folgen. Der Jüngling übergibt seiner Mutter die Braut, und ein Schwein wird geschlachtet, das er nebst einheimischen Gerichten an die Zuschauer austheilt, worauf diese auseinander gehen.

Für die junge Braut beginnt jetzt ein oft mehrmonatiges Einsiedlerleben. In dem hinteren Teile der Hütte ihrer Schwiegereltern wird ihr durch eine Scheidewand eine Wohnung hergerichtet, worin sie sich mit einem anderen jungen Mädchen, der Schwester oder Nichte des Bräutigams, aufhalten muß. Während dieser Zeit ist es ihr untersagt, zwischen Steinen geröstete Taros, Fleisch, Fisch und gewisse Früchte als Nahrung anzurühren. Auch Wasser darf sie nicht trinken; ihren Durst kann sie durch Zerkauen von Zuckerrohr stillen; sie wird von des Bräutigams Schwester oder Nichte gefüttert. Auch eine Art genießbare rote Erde wird ihr in dieser Zeit zu essen gereicht. Beim Ausgehen muß die Braut pfeifen, damit die Männer auf sie aufmerksam gemacht werden und ihr rechtzeitig aus dem Wege gehen können. Es werden ihr von den Weibern Verzierungen auf die Brust, den Leib und den Rücken teils mit Obsidiansplittern eingeritzt, teils mit glühenden Kokosblattrippen eingebrannt, wofür der Bräutigam die Weiber mit Schweinefleisch bewirtet. Der Bräutigam baut in dieser Zeit sein Haus.

Ist die Absonderungszeit verstrichen, so wird der Hochzeitstag angesagt; es werden Schweine geschlachtet und Nahrungsmittel in Menge herbeigeschafft. Am Abend vorher kommen die Weiber nach dem Gehöft und verbringen die Nacht singend; am nächsten Morgen führen sie die Braut ans Wasser zu einem Bade. Nach demselben kaut man die aromatischen Vantiefrüchte, speit die zerkaute Masse über die Braut und reibt sie damit ein. Dann gibt man ihr einen neuen Lendengürtel, schmückt sie mit bunten Drazänenblättern und hängt ihr die von

ihrem Bräutigam zu diesem Zweck geschenkten Hals- und Armbänder um. Dies geht unter fortwährendem Gesang der Weiber vor sich. Inzwischen werden die Männer im Gehöfste beschenkt. Ist die Braut nach Landesfittte geschmückt, so führt man sie ins Gehöfst, wo man sie bereits erwartet. Die Weiber führen darauf einen Tanz auf und nehmen nach demselben Geschenke in Empfang. Damit hat die Feier ein Ende.

Wir begegnen hier der eigentümlichen Annahme, daß durch den geschlechtlichen Verkehr sowohl der Mann als auch das Weib, Verheiratete sowohl wie Unverheiratete verunreinigt werden. Diese Verunreinigung heißt *a sile*, ausgesprochen etwa wie *a sle*. Die Verheirateten können sich von dieser Verunreinigung jeder selbst reinigen, was sie bei ihrer Beheirathung — die Männer von den Männern, die Frauen von den Frauen — lernen. Die mit *sle* behafteten Nichtverheirateten, denen man angeblich die Verunreinigung an den Augen ansehen soll, werden gemieden, und die Kinder werden von den Eltern vor ihnen gewarnt; man nimmt nichts von ihnen an und achtet besonders darauf, daß sie sich nicht den Tanzinstrumenten (*o kol*) nähern. Durch ihre bloße Gegenwart würden sie die Malerei dieser Instrumente beschmutzen. Ein mit *sle* Behafteter soll nach Annahme der Eingeborenen daran sterben, wenn nicht eine bestimmte Reinigungszeremonie an ihm vorgenommen wird. Deshalb sollen diejenigen, welche sich vergangen haben, es sofort bekennen und jemand bitten, sie zu reinigen.

Diese Reinigungszeremonie geht bei Männern öffentlich auf folgende Weise vor sich. Es wird ein gewisses Quantum Koloskern ausgepreßt und unter Hermurmeln von Zauberformeln mit Meerwasser und Ingwer vermischt. Nachdem der Verunreinigte diese Mischung getrunken, wird er ins Meer gestürzt und muß die Blätter, aus denen er die Arznei genommen hat, mit sich nehmen und auf dem Meeresgrund unter Steine legen. Nach diesem Bade wirft er seine früheren Kleidungsstücke fort und bindet sich ein neues Lendentuch um. Währenddessen singen die am Strande sitzenden Männer einen bestimmten Gesang.

Gebiert eine Frau, so hat das in den Augen der Eingeborenen zur Folge, daß die Männer feige werden, daß die Waffen ihre Kraft verlieren und daß den zum Pflanzen bestimmten Taroablegern ihre Keimfähigkeit genommen wird. Um nun dies zu verhüten, wird folgende Zeremonie vorgenommen. Sobald bekannt wird, daß eine Frau geboren hat, versammeln sich die männlichen Bewohner des Gehöfstes im Männerhause, bringen Äste von einer starkriechenden Baumart, brechen die Zweige ab und legen die abgestreiften Blätter aufs Feuer. Alle Anwesenden nehmen Zweige mit jungen Blattkeimen in die Hände. Einer spricht gewisse Worte über Ingwer, den er in seiner Hand hält, und teilt ihn



darauf an die Anwesenden aus. Diese lauen ihn und speien ihn auf die Zweige, die dann in den Rauch gehalten und nachher auf die Schilde und Waffen im Hause, auf die Taroableger, auf die Dächer und über die Haustüren gesteckt werden.

Die Neugeborenen erhalten von der Mutter den Namen einer Person ihrer Verwandtschaft.

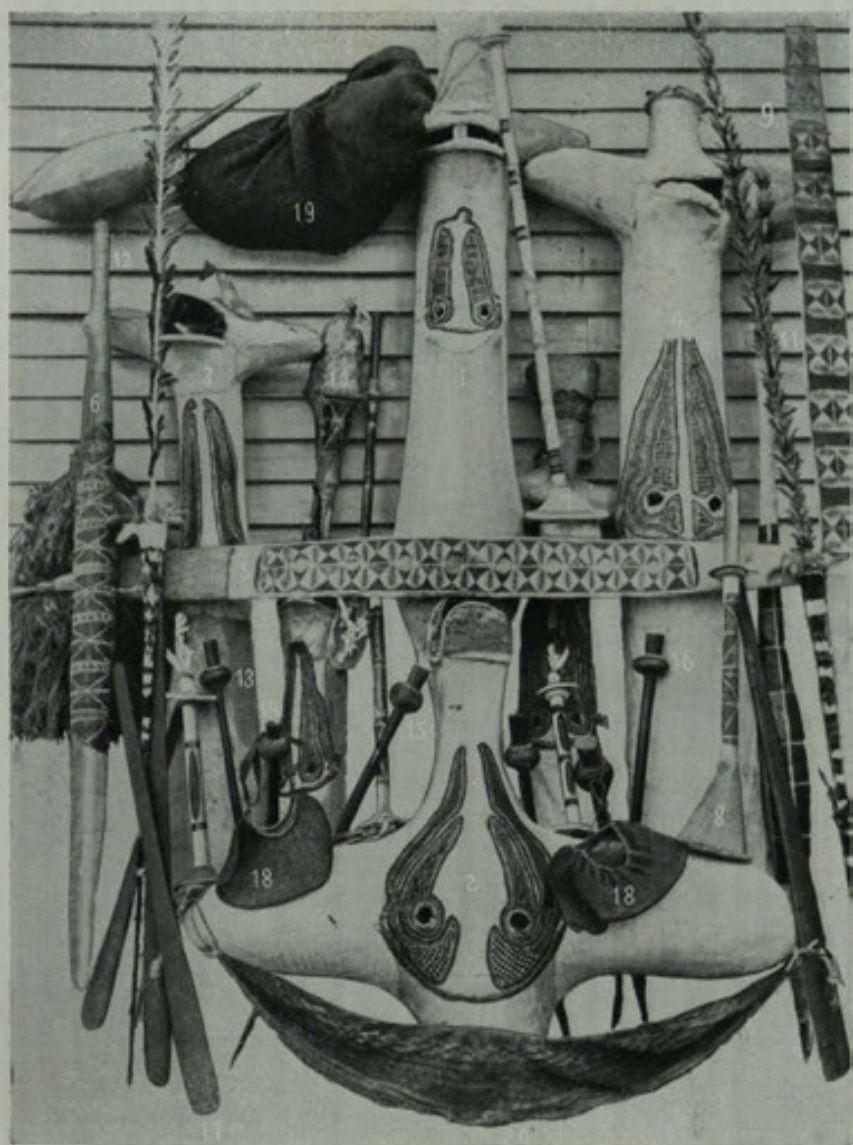
Die erstgeborenen Söhne sowohl als Töchter werden in den meisten Familien vor den anderen Kindern bevorzugt. In den ärmeren Familien geschieht es weniger, weil die Mittel zu den erforderlichen Festlichkeiten fehlen. Sind die erstgeborenen Kinder herangewachsen, so wird ihnen zu Ehren ein Fest gegeben; dem Kinde werden Hals, Arme, Nacken und Lenden möglichst geschmückt. Das Kopfhaar ist ringsum so geschoren und zugestutzt, daß es einen Kranz um den Kopf bildet. Knaben sind nackt, Mädchen haben die übliche Kleidung. So sitzen die Gefeierten da und lassen sich von der zusammenströmenden Menge bewundern. Es wird nun beim Knaben die Einkleidung vorgenommen. Ein naher Verwandter tritt zu ihm hin, reibt ihm die Lenden mit einem neuen Lendentuch, leise Zauberformeln vor sich hin murmelnd, und belleidet darauf das Kind mit dem neuen Kleidungsstück. Von nun an darf der Knabe nicht mehr unbelleidet gehen. Jetzt kommen verschiedene maskierte Personen zum Vorschein und führen einen Tanz auf, worauf alle Anwesenden beschenkt werden. An diesem Tage wird auch der teip in die Geheimnisse der Masken eingeweiht; er wird in das Haus der Masken geführt, wo ihm alles gezeigt und ihm aufs lebhafteste eingeschärft wird, den Weibern nichts davon zu verraten. Vor seinen Augen wird ein freiwillig sich dazu anbietender Mann durchgeprügelt und ihm mit derselben Strafe gedroht, falls er den Weibern die Geheimnisse verraten sollte. Der Geprügelte erhält als Schmerzensgeld ein neues Lendentuch.

Damit ein Kind schnell gehen lerne, werden seine Beinchen mit Grassstengeln belklopft und dabei die Worte gesprochen: „Leichter Fuß, leichter Fuß, sei leicht, damit du gehst und stehst.“

Damit das Kind schnell sprechen lernt, klopft man seinen Mund und sagt: „Mund, sprich; Mund, sprich! Beschimpfe deinen Vater und deine Mutter; beschimpfe deine Kameraden!“

Um ein Kind zu entwöhnen, bringt man es nach einem benachbarten Gehöft, damit es seine Mutter nicht sieht. Als Ersatz für die Muttermilch kaut man Zuckerrohr, speit den Saft in die hohle Hand und nährt damit das Kind.

Die Knaben werden von einem Maskierten durchgeprügelt, damit sie sich kräftig entwickeln und groß werden.



27. Gegenstände der Vaining

1—12 Tanzgegenstände (bemalter Baststoff); 13—17 Waffen (Reulen mit durchbohrten Steinen);  
18—20 Netz und Deutel



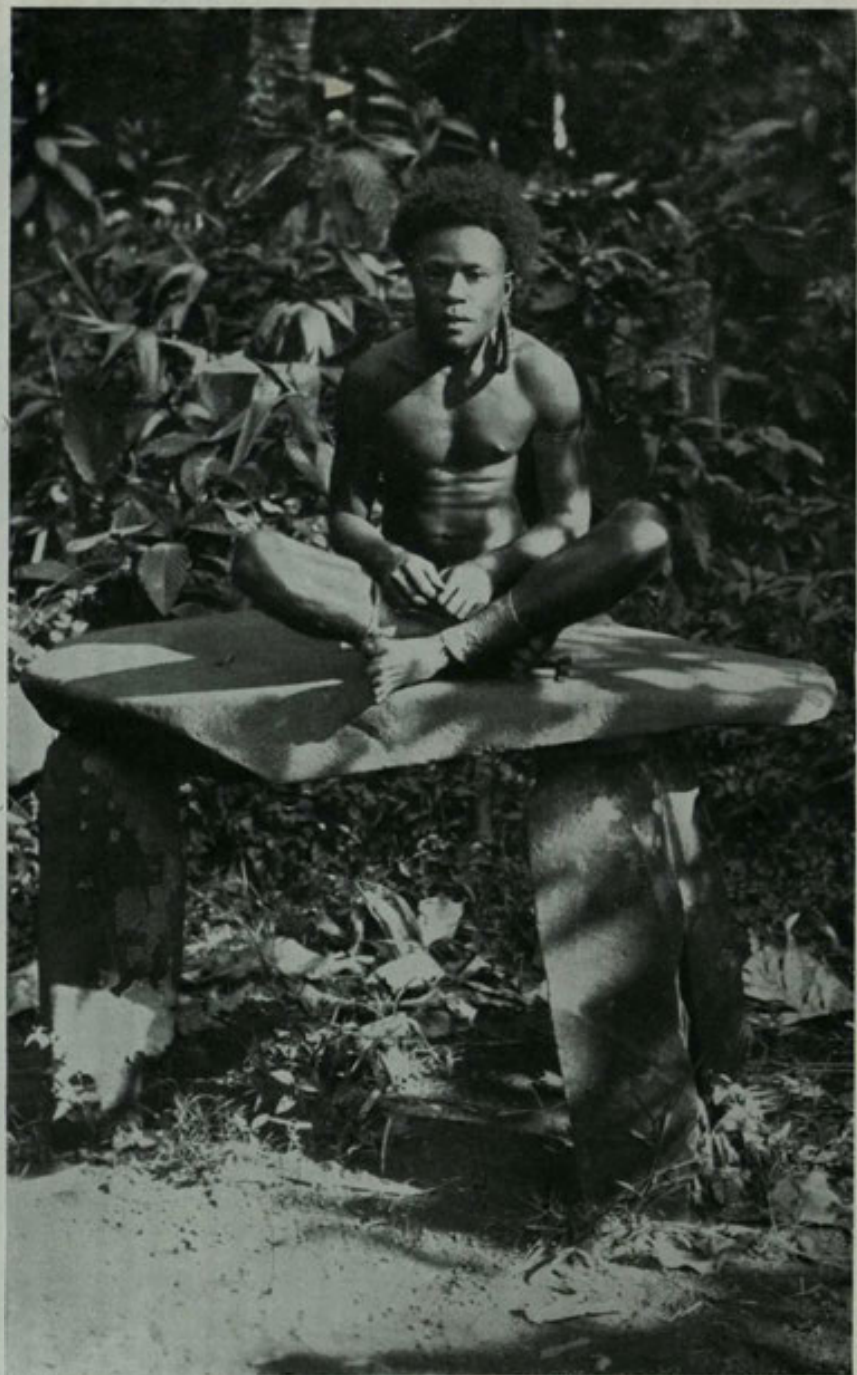


28. Weibergruppe von den Lieblichen Inseln, Kinder mit deformierten Köpfen



29. Dorffzene in Nakanai (Gazellehalbinsel)





30. Jüngling von Unea (Französische Inseln)

Wenn die Knaben ein gewisses Alter erreicht haben, ungefähr zehn bis fünfzehn Jahre, so werden sie beschnitten. Die Operation findet im Männerhause statt. Das verwendete Instrument ist ein scharfer Obsidiansplitter. Nach der Beschneidung werden dem Knaben die Nasenflügel durchstoßen. Die Beschnittenen müssen so lange im Hause bleiben, bis ihre Wunden vernarbt sind.

Sind die Wunden vollständig geheilt, so wird ein großes Fest veranstaltet. Am Morgen des Festtages werden die Beschnittenen gebadet, eingeschmiert und geschmückt; dann werden sie zum Gehöfste geführt, wo Männer und Frauen tanzen. Bei dieser Gelegenheit tanzen auch verschiedene maskierte Personen. Von jetzt an können sie sich wieder öffentlich blicken lassen, müssen aber Personen anderen Geschlechtes noch aus dem Wege gehen.

Die Sulta sind der Meinung, daß die Beschneidung notwendig sei zur Zeugungsfähigkeit, sowie zur Stärkung und zum kräftigen Wachstum der Jünglinge.

Eine wichtige Zeremonie im Leben eines jungen Sulta ist das Schwärzen der Zähne. Meistens wird sie an mehreren Jünglingen zugleich vorgenommen. Die jungen Männer müssen sich ans Feuer legen, wobei sie ihren Körper durch vorgelegte Holzstücke oder Bananenstämme vor der Hitze schützen. Wenn ihnen die Schwärze an die Zähne gestrichen ist, müssen sie dieselben so nahe wie möglich ans Feuer halten, während die unterstützenden Männer ihnen mit den Händen die Augen bedecken, damit diese von der Hitze keinen Schaden leiden. Die Operation zieht natürlich wieder viele neugierige Besucher ins Gehöfste. Während der Zeremonie wird gesungen.

Sobald der erste Anstrich trocken ist, wird gerufen: öh! üh! öh! und es erfolgt ein zweiter Anstrich. Währenddessen werden die Gäste mit Schweinefleisch, Bams und Taro bewirtet. Den zahngeschwärzten Jünglingen wird weiches Essen hinten in die Mundhöhle geschoben, damit sie es gleich verschlucken können, ohne es kauen zu müssen. Wenn sie zu trinken verlangen, wird ihnen Wasser in den weit geöffneten Mund geträpfelt.

Damit die Schwärze an den Zähnen festhält, werden den Jünglingen Schnüre unter Zauberbewehrungen an die kleinen Finger, die kleinen Zehen und die Kopfhaare gebunden. Beim Ausgehen muß ein Begleiter mit einer Art Muslinstrument rasseln, um gewisse Vögel und Eidechsen zu verschrecken, deren Blick allein genügt, die Schwärze von den Zähnen verschwinden zu lassen.

Nachdem von Sachverständigen festgestellt worden ist, daß die Schwärze gut eingebeizt ist und hält, werden die Jünglinge ans Wasser



geführt und gewaschen, wobei wieder Zauberworte über sie gesprochen werden. Die ihnen angelegten Zauberschnüre werden entfernt und an bestimmte Pflanzen gebunden; das Kopfhaar wird ihnen rings um den Kopf weggeschoren, während es in der Mitte stehen bleibt; nun werden sie eingeschmiert und bemalt, bekommen ein neues Schamttuch und einen neuen Halschmuck, sowie ein neues Säckchen auf ihre Schultern gehängt. In eine Hand gibt man ihnen ein Kalkgefäß, in die andere Betelblätter und lehrt zusammen ins Gehöft zurück, wo die Gäste mit einem Festmahl bewirtet werden.

Um nun etwa bei den Zeremonien in den Leib gelangte Schwärze wieder zu entfernen und zu verhüten, daß sie schade, werden nach einigen Tagen eigens zu diesem Zwecke im Hause aufgehängte Ingwertnollen zum Meere gebracht, dort zerstampft und der ausgepreßte Saft, gemischt mit Meerwasser, den Jünglingen zu trinken gegeben. Dann werden sie mit geriebenem Kokoßkern im Munde ins Meer gestoßen, wo sie unter der Oberfläche eine Strecke fortschwimmen müssen. Nach dem Auftauchen müssen sie die geriebene Kokoßnuß im Munde verzehren, wonach sie zum Gehöfte zurückkehren.

In den Tagen vor dieser Reinigungszeremonie müssen sie sich vor dem Umgang mit Frauen hüten und dürfen, wenn erhitzt, kein Wasser trinken, sonst werden ihre Zähne wieder weiß.

Stirbt ein Sulta, so versammeln sich sämtliche Eingeborene aus den benachbarten Gehöften um ihn, um zu weinen und zu klagen. Der Verstorbene wird auf seinem Lager gerade ausgestreckt und geschmückt; auch das Innere des Hauses wird ausgeschmückt. Die Pflanzung des Verstorbenen wird verwüstet; die eßbaren Früchte werden verteilt, junge Fruchtbäume abgehauen, Schweine geschlachtet und verteilt, sowie die Waffen des Verstorbenen zerbrochen. Bei reichen und angesehenen Toten werden auch deren Frauen getötet. Die Gäste bleiben bei der Leiche, die am folgenden Tage unter vielem Wehklagen beerdigt wird. Es wird ein enges, tiefes Loch im Hause gegraben, und auf einem darin angebrachten Querholz wird der Tote in sitzender Stellung befestigt. Der Oberkörper ragt aus dem Loche hervor, über dem ein kleines, turmartiges Gebäude errichtet wird, das man mit Bananenblättern gut umhüllt. Das Loch wird so mit Blättern ausgefüllt, daß keine Erde an die Leiche kommt. Rings um dies Türmchen legt man Steine und entzündet ein Feuer, das beständig unterhalten wird. Die Verwandten schlafen eine Zeitlang bei der Leiche, die Männer an der einen Seite, die Frauen in der anderen Hälfte des Hauses.

Nach einiger Zeit findet die Austreibung der Seele des Verstorbenen statt. Ganz heimlich teilt man sich die zur Austreibung fest-

gesezte Zeit mit, damit die Seele es nicht hört und sich etwa zum Widerstande rüsten kann. Am Abend vorher werden viele trockene Koloßblätter zusammengetragen, und am folgenden Morgen in aller Frühe, wenn die kau-Vögel ihre ersten Lockrufe ertönen lassen, erheben die Eingeborenen plötzlich ein großes Geschrei; man schlägt an die Wände des Hauses, schüttelt und rüttelt an ihnen, zündet trockene Koloßblätter an, springt mit ihnen nach allen Richtungen herum und wirft sie dann auf die Wege. Dadurch erschreckt, glaubt man, hat die Seele des Verstorbenen sich nun sicher auf und davon gemacht. Diejenigen, die bei dem Grabe geschlafen haben, werden jetzt mit Schweinesfleisch und Feldfrüchten beschenkt und schlafen von da ab wieder in den eigenen Häusern.

Ist die Leiche vollständig in Verwesung übergegangen, so werden die Gebeine aus dem Grabe genommen und in Blätter eingehüllt. Der Beutel mit den Gebeinen wird im Hause aufgehängt. Nach einiger Zeit findet ein Gedächtnisfest zu Ehren des Toten statt, zu dem vorher die Schweine und Feldfrüchte in Abteilungen für die einzelnen Familien zurechtgelegt werden. Beim Feste nimmt dann der Sohn des Verstorbenen den Beutel mit den Gebeinen seines Vaters auf die Schulter und weist jeder Familie ihr Schwein und ihre Früchte an, worauf er die Gebeine wieder ins Haus zurückbringt. An diesem dreitägigen Feste tanzen Männer und Frauen, letztere ohne und mit Maskierung.

Baut sich jemand eine neue Hütte, so wandern die Gebeine aus der alten Wohnung in die neue hinüber.

Um ihre Schätze, ihren Halschmuck, ihre Armbänder, ihre Hunde- und Opossumzähne und ähnliches vor Dieben zu schützen, begraben viele diese Sachen im Walde in einer alten Holztrommel, die mit einem Stein verdeckt wird. Stirbt jemand, ohne vorher das Versteck seiner Schätze verraten zu haben, so bleibt seine Seele in Gestalt einer großen Maus bei ihnen. Sucht nun der Erbe den Schatz und scheucht dabei die Maus auf, so forscht er nicht weiter. In der Nacht erscheint alsdann die Seele dem Suchenden und sagt: „Du hast mich von meinen Schätzen aufgejagt, geh, hole sie dir!“ Am nächsten Morgen geht der Glückliche dorthin, wo er die Maus aufgejagt hat, und hebt den Schatz.

Stirbt ein Kind, so muß sein Vater dem Onkel mütterlicherseits ein Geschenk, bestehend aus Muschelgeld, Armbändern usw., für den Verlust eines Stammesmitgliedes zahlen.

Die Seele des Menschen kommt nach dem Tode an einen Ort, der Mol genannt wird; er befindet sich innerhalb der Erde. Ehe die Seele dahin kommt, trifft sie auf zwei Felsen, Kilkil und Kovangal, wo sie



über ihr Leben befragt wird. War sie freigebig, so kann sie weiterziehen; war sie aber geizig, so muß sie zurück gegen Sünden wandern. Dort wird sie in einen Felsen verwandelt und muß in der Brandung stehen.

Die Seelen trinken aus den Flüssen Lonan und Lopo. Diejenigen, die getödet worden sind, müssen das mit Blut gefärbte Wasser trinken, in dem sie sich gebadet haben.

In der Nacht herrscht große Furcht vor den Seelen der Verstorbenen, weil man glaubt, sie irren dann umher und verspeisen Menschen. Eine bestimmte Art von Seelen leuchten bei Nacht wie die Leuchtkäferchen. Die Sternschnuppen sind Seelen, die in die Höhe geschleudert werden, um ins Meer zu tauchen. Der Schweiß rührt daher, daß ihnen von anderen Seelen trockene Koloßblätter angebunden und angezündet werden, die dann während des Fluges durch die Luft lichterloh verbrennen.

Der kōt ist ein dem Menschen feindlich gesinntes, höheres Wesen. Alle heftigen Naturerscheinungen, wie Erdbeben, Blitz und Donner, haben auch den Namen kōt. Der gefürchtetste unter allen ist der Blitz, der unfehlbare Rächer für verschiedene Vergehen. Ein kōt soll sich auch in einigen Gewässern in Gestalt einer Schlange usw. aufhalten. Kommt nun ein Fremder und badet in einem der genannten Flüsse oder trinkt aus demselben und lacht dabei, so nimmt der kōt Besitz von ihm und erschafft Steine und Würmer in seinem Leibe, so daß er unbedingt krank werden und sterben muß, wenn es nicht mittlerweile einem Zauberer gelingt, den kōt auszutreiben. Gelingt dem Zauberer die Operation, so kommen zum allgemeinen Erstaunen die Steine oder Würmer aus dem Leibe des Kranken auf die ihm aufgelegten Taroblätter und werden verbrannt.

In dem Untergang des Ortes Pahalum, welcher durch einen Erdbeben erschüttert wurde, erblickten die Sullka einen Racheakt des kōt. Sie erzählen sich darüber folgendes: Die Bewohner des Ortes Pahalum hatten eine Schlange aufs Feuer gelegt, um sie zu braten, ohne zu wissen, daß in dieser Schlange ein kōt wohne. Nachdem die Schlange anscheinend genügend gebraten war, nahmen sie sie vom Feuer, um sie zu zerschneiden. Zu ihrem Erstaunen aber merkten sie, daß sie noch ganz roh war und frisches Blut herausfloß. Als sie nun beschäftigt waren, sie wieder einzuwickeln, um sie von neuem zu braten, wurde es plötzlich dunkel, und ein starkes Erdbeben entstand, aber nur um Pahalum herum; das Getöse jedoch vernahm man in allen umliegenden Ortschaften. Ein Berg stürzte auf Pahalum und begrub es. Eine einzige Person, ein kleines Mädchen, Lonesil, kam mit dem Leben davon; ein herabfallender

Stein zerschmetterte ihr aber noch ein Bein. Ein Bach, Sirar, sprudelte auf der Unglücksstätte aus dem Boden hervor und läuft nun dort, wo früher die Ortschaft stand.

In Gewässern und Felshöhlen gibt es nach den Vorstellungen der Sukka Wesen mit Körpern ähnlich den Menschenkörpern, nur plumper und mißgestaltet; sie verschlingen Menschen mit Haut und Haaren.

Allgemein wird die Existenz von Zwergen angenommen. Sie sollen in Felspalten leben und Früchte aus den Pflanzungen stehlen. Da sie sehr klein von Gestalt sind, stellen sie sich einer auf des anderen Schulter, um bis an die Früchte zu gelangen, die sie behutsam abbrechen, damit sie nicht auf den Boden fallen und ein Geräusch verursachen. Die Frucht, die von Hand zu Hand nach unten bis auf den Boden gelangt, wird hier von ihrem Häuptling in Empfang genommen.

In der Ortschaft Kolvagat wohnt ein Mann namens Kolol, der in einem dunkeln, eigens dafür gebauten Hause zwei auf dem Boden sitzende Steinfiguren aufbewahrt, die ngur pei (unsere Großmutter) und ngur es (unser Großvater) heißen und deren Namen bei abergläubischen Zeremonien angerufen werden. Man bringt ihnen Feldfrüchte zum Opfer und läßt sie bei ihnen verfaulen. Wenn Kolol die Figuren so stellt, daß sie ihr Angesicht einander zuwenden, so sollen die Pflanzungen gut gedeihen. Stellt er sie aber so hin, daß sie einander den Rücken zuehren, so soll Hungersnot entstehen, und die Menschen sollen eine Art Ausschlag bekommen. Ein Vorfahr des Kolol soll beim Graben am Fuße eines Berges auf diese beiden Figuren gestoßen sein und ihnen auf ihre Bitte hin ein Haus gebaut haben.

Zu den bei Krankheiten, Wunden und Geschwüren angewendeten Zeremonien zur Erwirkung der Heilung verwendet man Ingwer, Kalk, Betelnüsse und Betelblätter. Mit der Mischung wird der Kranke berührt und werden Zeichnungen auf seinen Körper gemacht unter Aussprechen gewisser Zauberworte.

Um einer gebärenden Frau in ihren Geburtswehen Linderung zu verschaffen, stellt sich ein Mann, der Mitleiden mit ihr hat, krank, legt sich ins Männerhaus und krümmt sich so oft zusammen, als das Geschrei der gebärenden Frau zu ihm hinüberdringt. Die Männer kommen herbei und stellen sich an, als wenn sie seine vorgeblichen Schmerzen lindern wollten. Dies dauert so lange, bis die Geburt stattgefunden hat.

Folgende Zauberei wird angewandt, um zu bewirken, daß ein Mädchen jemand zur Ehe begehre. Man nimmt eine Drazäne, flüstert Zauberworte über Ingwer, laut ihn, legt ihn auf die Drazänenblätter und reibt letztere damit, wobei der Name des betreffenden Mädchens



genannt wird. Die Blätter werden dann im Hause aufgehängt und Feuer darunter gemacht; dies geschieht am Vorabend eines Tanztages. An diesem Tage selbst steht man früh auf, schüttet gekauten und bezauberten Ingwer in einen Blatttrichter mit Meerwasser und besprengt sich mit dieser Mischung mittelst der Drazänenblätter Brust und Rücken. Das Blattbüschel legt der Jüngling nach dem Gebrauch auf einen Pfosten der Hütte und geht zum Tanze. Erblickt er hier das Mädchen, so begibt er sich in dessen Nähe und sucht es mit seinem Rücken zu berühren. Wenn sich nun hernach das Mädchen niedersetzt, so soll es in Ohnmacht fallen und auf Fragen der Anwesenden zur Antwort geben: „Der N. N. hat mich bezaubert, ich will ihn heiraten. Sagt ihm, daß er komme und mich heile.“ Der junge Mann bezaubert nun Wasser und schickt es ihr, sie trinkt dasselbe und ist genesen. Nach den üblichen Zeremonien werden die beiden dann verheiratet.

Faßt ein junger Mann eine Neigung zu einem Mädchen, so kann er zur Gewinnung ihrer Begehrte auch folgendes Verfahren anwenden: Er wickelt in Bananenblätter gewisse Pflanzenarten, legt an einem abgelegenen Ort das Päckchen aufs Feuer und singt ein Lied, in dem der Name des betreffenden Mädchens mehrmals wiederholt wird. Dies setzt er mehrere Tage fort, bis irgendwo ein Tanzfest stattfindet. Bei dieser Gelegenheit dreht er sich aus bezauberten Tabakblättern eine Art Zigarre und gibt diese einem Verwandten des Mädchens, der in das Geheimnis eingeweiht ist, zu rauchen. Dieser raucht einen Teil davon ganz in der Nähe des Mädchens und bläst letzterem den Rauch ins Gesicht; den Rest gibt er dem Bewerber zurück, der ihn in zwei Teile zerlegt, wovon er den einen in das Nest einer heißenden Ameisenart, den anderen aufs Feuer legt. In der Nacht empfindet das Mädchen nun plötzlich eine heftige Neigung zu dem jungen Mann. Sie soll öffentlich nach ihm weinen, ihn bei der Hand nehmen und bitten, sie doch zu heiraten. Selbst wenn der Jüngling sie anscheinend kalt zurückstößt, soll sie mit Bitten und Weinen nicht nachlassen. Wenn man sie fesselt, soll sie, sobald sie wieder frei ist, zu dem jungen Manne laufen und nicht nachgeben, bis daß er sie heiratet.

Wenn eine Frau ihrem Manne entläuft, so kann dieser sich auf folgende Weise rächen. Er macht eine Schlinge in einen Bindfaden, schleicht sich vorsichtig in die Nähe des Hauses, in welchem die Frau sich aufhält, und hält hier die offene Schlinge in Bereitschaft, indem er Zaubersprüche über dieselbe flüstert. Sobald die Frau spricht, zieht er die Schlinge zu. Darauf macht er einen Spalt in eine bestimmte Schlingpflanze und steckt den geknoteten Bindfaden hinein. Sobald dann der erste Regen auf die Frau fällt, sollen sich ihre Glieder krümmen, sie

soll Wunden bekommen, allmählich abmagern und sterben, falls es nicht vorher einem Zauberer gelingt, sie zu entzaubern. Dieses Verfahren, das „Stimmen binden“ oder „Laute binden“ heißt, kann auch gegen Männer angewendet werden.

Ein anderes Verfahren ist folgendes: Der Mann sucht von der weggelaufenen Frau Haare zu bekommen, tut dieselben in eine ausgehöhlte Frucht und trägt sie eine Zeitlang mit sich umher, abwartend, ob die Frau nicht zurückkomme. Ist dies nicht der Fall, so wirft er die Frucht mit den Haaren in ein Wasser, worin der Köt sich aufhält. Dieser soll dann in die Frau hineinfahren und sie von innen zernagen, so daß sie unter großen Schmerzen stirbt.

Bindet der Mann die Haare an eine gewisse Schwalbenart, so soll dadurch bewirkt werden, daß die Frau unbeständig wird und von einem Manne zum anderen läuft.

Merkt ein schlaues Weib, daß ihr Mann Haare von ihr hat, so geht sie wieder zu ihm, stellt sich, als ob sie bei ihm bleiben wolle, sucht in den Besitz der Haare zu kommen und entflieht mit ihnen.

Weigert sich eine Frau, sich von einem Manne mißbrauchen zu lassen, so kann dieser sich auf folgende Weise rächen: Ist die Frau eine mogäng, so paßt der Mann in der Nähe ihrer Wohnung auf, wenn der Mond im ersten Viertel ist. Sobald die Frau hinausgeht, um sich im Mondlichte von ihrer Gefangenschaft zu erholen, bläst der Mann aus seiner Hand Kalk gegen den Mond und lispelt dabei die Worte: „ivu, ivu, ivu, vu!“ Hierdurch soll bewirkt werden, daß sie Mißgeburten zur Welt bringt oder so häufig schwanger wird, daß sie bald sterben muß.

Ein anderes Verfahren ist folgendes: Früchte von drei verschiedenen Bäumen schneidet man auf oder bohrt ein Loch hinein, streut in den Spalt oder das Loch Kalk und flüstert dabei gewisse Zauberworte. Hierauf zerschmettert man die Früchte auf Wegen, die die Frau gehen muß, oder gräbt sie ein. Tritt nun die Frau auf die Frucht oder ein Stückchen davon, so wird sie so oft schwanger, daß sie daran stirbt. Wenn ein Mann nach einer Frau Verlangen hat und diese nichts von ihm wissen will, so kann er sich dieselbe folgenderweise geneigt machen: Er nimmt eine Kokosnuß, murmelt darüber Zauberformeln und spuckt auf den Kern. Dann wird die Nuß so gelegt, daß die Frau oder das Mädchen davon essen muß. Geschieht dies, so verliert sie ihren Widerwillen gegen den Mann und folgt ihm willig.

Um schwangeren Frauen die Entbindung zu erschweren, bedient man sich des folgenden Mittels: Der Mann, der die Frau so bestrafen will, stellt sich krank und darf nicht sprechen. Von Zeit zu Zeit zappelt er mit Armen und Beinen, wodurch bewirkt werden soll, daß auch die



Leibesfrucht solche Bewegungen macht und so ihrer Mutter Schmerzen verursacht. Glaubt er die Frau genügend gepeinigt zu haben oder fürchtet er, daß sie sterben werde, so stellt er sich wieder gesund, und die Frau wird ohne weitere Schwierigkeit entbunden.

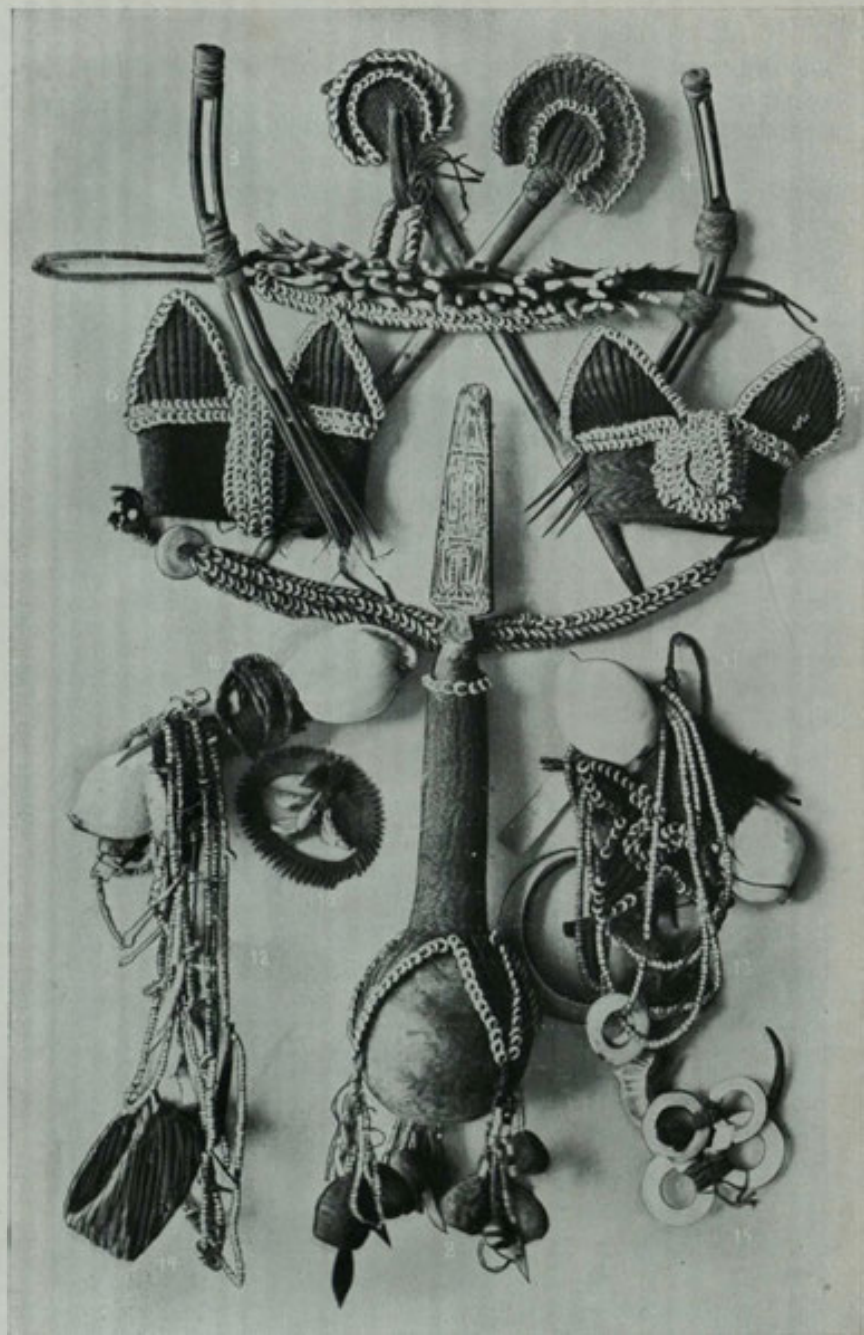
Ein sehr verbreitetes Mittel, um Personen zu schaden, ist die mumut-Zauberei. Man sucht zunächst von der zu schädigenden Person einen Speisereft oder einen Rest von einer Betelnuß oder ein Betelblatt zu bekommen und bringt dieses zum Zauberer. Dieser teilt es in zwei Teile und macht daraus zwei Päckchen. Das eine legt er auf den Boden und macht Feuer darüber; das andere bindet er mittelst einer Schnur an eine Rute und steckt diese neben einer Pfütze in den Boden, so daß die Schnur mit dem Päckchen bis ins Wasser hineinreicht. Nach einigen Tagen kommt er wieder und sieht nun die Seele der zu tötenden Person, die an der Pfütze sitzt und hineinstiert; er muß sehr leise auftreten, damit er die Seele nicht verscheucht. Nun geht er zu dem Feuer, das er über dem anderen Päckchen angemacht und beständig unterhalten hat, und sieht dort dieselbe Seele sitzen und sich wärmen. Nun wird die betreffende Person krank, und zwar von dem Geruche einer gerösteten Taroknolle, was seinen Angehörigen als Zeichen gilt, daß er das Opfer einer mumut-Zauberei geworden ist. Der Bezauberte muß sterben, wenn nicht schnell ein Gegenzauber angewendet wird. Zu diesem Zwecke legt man Blätter zwischen die Finger und Zehen des Kranken, ebenso hinter seine Ohren. Dann wird irgendein fliegendes Insekt gefangen, an einen dünnen Faden gebunden und auf seinem Hinterleibe mit Kalk bestreut. Dieses tut man in ein Bambusröhrchen und bläst es weg, damit es fliege. Es soll nun den Zauberer auffuchen und auf ihn zu fliegen; die Menge der Zuschauer folgt unter Schreien und Rufen; an Zaubersprüchen fehlt es selbstverständlich auch nicht. Das Insekt streut im Fliegen Kalk auf den Zauberer und macht ihn allen erkenntlich. Er wird jetzt ersucht, die Päckchen aus dem Feuer und aus dem Wasser wieder fortzunehmen; tut er es, so wird der Bezauberte wieder gesund. Kann der Zauberer nicht in Güte durch Geschenke zur Rücknahme bewogen werden, so braucht man auch wohl Gewalt, um ihn zu zwingen.

Fruchtbäume werden auf folgende Weise gegen Diebe geschützt: Man spricht über bestimmte Gräser Zaubervorte und legt sie an die Baumstämme. Tritt nun jemand darauf, so wird er irrsinnig; sein Wahnsinn hält so lange an, bis beherzte Männer ihn ergreifen, zu Boden werfen und binden. Man flüstert geheimnisvolle Worte über einen kleinen Taro, eine Banane und eine Art gelber Erde und gibt ihm diese Mittel zu essen, worauf der Patient wieder verständig wird.



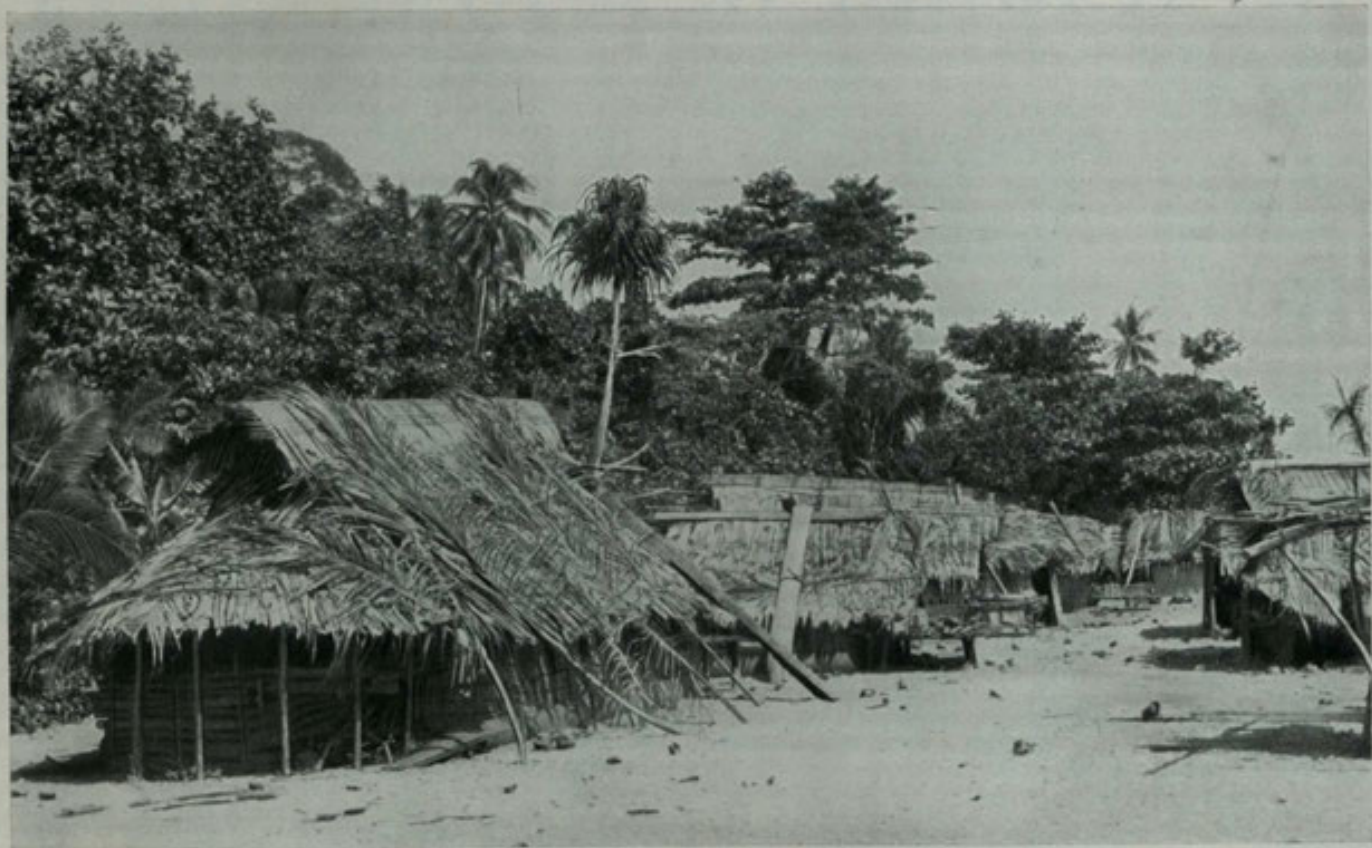
31. Männer von Möwehafen





32. Schmuck- und Tanzgegenstände von den Französischen Inseln

1 und 2 Rattspachteln; 3 und 4 Haar Schmuck; 5 Stirnband mit Hundezähnen; 6 und 7 Armbänder mit Rattspachteln; 8 Beutelbehälter; 9 Gürtelband; 10 und 11 Brustschmuck; 12 und 13 Halsbänder; 14 Armband; 15 Brustschmuck; 16 Haar Schmuck



33. Dorf auf den Französischen Inseln (Maraga)





34. Schmuckgegenstände von der Willaumezhalbinsel und der anliegenden Klüfte  
 1-7 und 13 Armbänder (1-7 mit Raffaschalen); 8 und 9 Ohrringe; 10 und 11 Gürtel; 12 Halsbänder;  
 14 Brustschmuck mit 2 Konusringen; 15 Schildpattarmringe; 16 Gürtelschmuck (Tanzraffel); 17 und 18  
 Halsringe mit reichem Verz. aus Schalen von *Nassa camelus*

Ein anderes Mittel besteht darin, daß man den Kopf einer gewissen Vogelart an den Stamm des Fruchtbaumes legt. Wer auf denselben tritt, gebärdet sich wie irrsinnig und sucht besonders Vögel nachzuahmen. Oder auch, es werden Malatschlingpflanzen in der Pflanzung ausgespannt und andere verzauberte derselben Art unter ersteren in den Boden vergraben. Tritt einer auf die vergrabenen Schlingpflanzen, so sollen seine Oberschenkel anschwellen und er sich das Rückgrat brechen.

Überhaupt werden alle gegen Diebstahl zu schützenden Sachen mit verzauberten Gegenständen belegt, die einem Dieb, der unvorsichtig darauf tritt, Schaden zufügen.

Durch Treten auf sma-Pflänzchen bekommt der Dieb starken Durchfall. A honpére-Pflanzen sollen ihm Kopfweh verursachen; ngitip-Pflänzchen sollen bewirken, daß die Knochen des Diebes zerbrechen. Kotos- und Betelpalmen werden durch Verzauberung ihrer eigenen breiten Blattstielen vor Dieben sichergestellt und Tabakpflanzen durch verzauberte Steine. Treten auf mat-Holz bewirkt beim Diebe Durchfall; wer auf has-Blüten und Hundeeckremente tritt, soll lüstern werden bis zur Raserei und Weiber am hellen Tage belästigen, so daß er getötet werden muß.

Klettern auf Fruchtbäume, die mit einem bezauberten Stein beworfen worden sind, soll Anschwellung der Hoden verursachen; Treten auf kisong-Pflänzchen verursacht ein Geschwür an der Nase, auf mip-Rinde Geschwür in der Achselhöhle.

Schon das Hermurmeln von Zauberworten über Zäune soll bewirken, daß der Dieb, der Holz von letzteren stiehlt, einen geschwollenen Kopf bekommt.

Auch nachträglich, nach dem Diebstahl, kann man dem Diebe noch beikommen, indem man einen Menschenknochen an der Stelle des gestohlenen Gegenstandes in den Boden steckt; davon soll der Dieb abmagern und schließlich sterben.

Für jedes der Übel, die sie sich beim Diebstahl zuziehen, haben die Diebe wieder Gegenzauber, außer für das zuletzt genannte, wogegen sich jedes angewandte Heilmittel als unzureichend erweist.

Als Schuzmittel im Kampfe wird an einer Schnur um den Hals der Unterkiefer eines Menschen mit einem Stück daran gebundenen Ingwer getragen. Wird gegen jemand, der ein solches Schuzmittel trägt, eine Waffe gehoben, so zeigt er dem Angreifer nur den Knochen, und jenem soll die Waffe aus der Hand fallen, so daß er völlig wehrlos dem Angegriffenen gegenübersteht. Gegen die Galtei soll jedoch dies Schuzmittel nicht helfen, da dieselben auch solche haben, die viel stärker sind als die der Sulka und diese machtlos machen.



Durch gewisse Zauberworte vor dem Untertauchen im Wasser kann man bewirken, daß man es lange unter der Oberfläche aushalten kann. Dieselben Worte sollen auch einen Brustkranken heilen. Wenn während des Aussprechens dieser Worte der Körper des Kranken mit einem mit Wasser gefüllten Taroblatt, das mit Bindfäden umwickelt ist, gerieben wird, so soll der Krankheitsstoff in das Blatt mit Wasser fahren.

Neue Rähne sollen durch Bespritzen mit Baumzweigen unter Zauberworten flink gemacht und vor dem Untergang geschützt werden. Ein neuer Schild wird unter Zauberformeln geschwungen, damit er leicht werde. Durch Zauberei mit Ingwer und Worten sollen Fangneze fruchtbar gemacht werden, so daß viele Schweine hineingeraten.

Man kann den Wald bezaubern, so daß die Jagd eines feindlich gesinnten Menschen dort erfolglos bleibt.

Um Hunde bissig zu machen, damit sie Wildschweine stellen, wird eine Mischung von geriebenen Menschenknochen, Taros und Knospen gewisser Bäume, die mit Worten bezaubert worden ist, in den weit geöffneten Rachen des Tieres gestopft, wobei der Ober- und Unterkiefer des Hundes mit Stücken alten Lendentuches auseinander gehalten werden. Zu der obigen Mischung kommt noch ein bezauberter Ingwertrank.

Ein junges Schwein wird trächtig gemacht dadurch, daß man ihm Kokosnuß mit Kokosmilch zu trinken gibt und Zauberworte her murmelt; Zauberformeln bewirken auch, daß die Schweine schnell wachsen und fett werden.

Hat man ein Stück Wald zu einer neuen Pflanzung ausersehen, so wird am Tage, bevor man anfängt ihn zu roden, Ingwer darauf geworfen und zertreten. Ist das Grundstück gereinigt, und fängt man an, die Umzäunung zu pflanzen, so wird abermals Ingwer an die ersten Zaunpflanzen gelegt; dadurch soll der ganze Zaun gut gedeihen. Ingwer und eine gewisse Art Zuckerrohr sind auch die ersten Pflanzen, die man auf dem eingezäunten Platz unter Zaubersprüchen pflanzt.

Damit Bananen und Zuckerrohr gut gedeihen, pflanzt man unter Zauberformeln Ingwer in ihrer Nähe.

Wenn die Kokospalmen nicht viel tragen, so tritt ein Sullu dieselben mit seinen Füßen, und zwar in aller Morgenfrühe, sobald die kau-Vögel ihre Lockrufe erschallen lassen, und spricht dabei Zauberworte.

Auch Regenmacher gibt es bei den Sullu. Um Regen hervorzuzaubern, schwärzt man Steine mit gebrannten vankie-Früchten und legt sie nebst gewissen Pflanzen und Knospen in die Sonne. Hierauf legt man Sträucher ins Wasser, darauf die Steine und darüber wieder Sträucher, wobei ein bestimmter Gesang gesungen wird; dann wird

über den Haufen im Wasser ein Häuschen gebaut, und der Regen soll alsdann nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Hat es lange genug geregnet, und man wünscht, daß der Regen wieder aufhört, so werden Steine unter Zauberformeln aufs Feuer gelegt, und wenn sie glühend sind, draußen in den Regen hingelegt. Die Regentropfen, welche dann darauf fallen, verbrennen sich, und es hört auf zu regnen. Zu demselben Zwecke wird auch heiße Asche in die Luft geschleudert, wobei nach der Meinung der Sulka sich der Regen verbrennt.

Um mißliebige Personen, die sich auf stürmischer See befinden, umkommen zu lassen, wird Folgendes angewandt: Eine Feder wird unter Anwendung von Kalk bezaubert und in einem kleinen Hause über ein Feuer gehängt. Beginnt die Feder sich über dem Feuer hin und her zu bewegen, so wird die See stürmisch. Will man sie wieder beruhigen, so nimmt man die Feder von dem Feuer fort. Ein anderes Verfahren zu demselben Zweck ist folgendes: Die Sulka fangen zwei Vögel, einen tongtong und einen mursongik, reißen jedem eine Feder aus und lassen sie wieder fliegen. Der Zauberer bindet die Federn an einen Faden mit einem kangi-Blatt und befestigt den Faden an einer Angelrute, welche er so am Meeresstrande in den Sand steckt, daß die Federn bis nahe zur Oberfläche des Meeres herabhängen. Hat er nun seine Zauberformeln gesprochen, so versteckt er sich, und alsbald wird das Meer stürmisch bewegt werden. Bei Gewittern wird eine Lanze vor dem Hütteneingang in die Erde gesteckt, so daß die Spitze nach oben zeigt. Dies soll das Einschlagen des Blitzes verhindern, weil man glaubt, er fürchte sich, weil er sich an der Lanzenspitze verletzen könne. Erdbeben meint man dadurch zu vertreiben, daß man die Muschelhörner ertönen läßt und die großen Holztrommeln rührt.

Kommen Eingeborene zum Besuch in eine Ortschaft, so wird an diesem Tage weder Zuckerrohr noch Pit gepflanzt, weil man glaubt, daß sie alsdann nicht keimen würden. War an dem Tage, an dem der Besuch unerwarteterweise gekommen ist, schon Zuckerrohr oder Pit gepflanzt, so zieht man die Stecklinge wieder aus und stellt sie beiseite. Den Pflanzstock legt man des Nachts draußen hin, damit er kalt werde. Abends wirft man einen Feuerbrand auf den Weg zur Pflanzung und ruft: „Vorgestern sind Kriegerleute gekommen (= die Knospen der Stecklinge), heute ist N. N. mit seinen Kriegerleuten gekommen.“

Auch über die Menschen soll aus Anlaß des Besuches Schläfrigkeit kommen, so daß sie am hellen Tage einschlafen.

Ein Ring um die Sonne bedeutet, daß irgendwo jemand umgebracht ist. Der Ring ist das Blut des Erschlagenen, das um die Sonne kreist.



Ein Ring um den Mond bedeutet, daß irgendwo ein großes Fest gefeiert wird. Das Phosphoreszieren des Meeres wird durch Seelen hervorgerufen, die bei der Nacht im Meere baden.

Wenn jemand niest, so glaubt der Sulka, jemand habe seinen Namen genannt.

Die Sulka erzählen sich folgendes: Mehrere Luonganleute (siehe Stammeseinteilung) leben abgeschieden von den anderen in eigenen Dörfern. Sie verfertigen Masken in Gestalt eines großen Fisches. Ist die Maske fertig und für gut befunden, so schlüpft ein Mann rücklings durch den großen Rachen hinein. Die Maske ist so groß, daß er im Innern hinreichend Platz findet. Kalk und Ingwer werden mitgenommen und sollen das Eindringen des Meerwassers in die Maske verhindern. Der Insasse der Maske führt einen langen, scharfen Stein zum Schneiden mit sich und schwimmt nun mit der lekal genannten Maske umher und sucht nach Menschen. Erblickt er nun zum Beispiel jemand beim Baden, so schwimmt er an ihn heran, schneidet ihn in der Brustgegend durch und zieht den unteren Teil des durchgeschnittenen Menschen in den Rachen der Maske hinein, während er sich nach dem Schwanzende hin zurückzieht. Ein Kind wird von ihm nicht durchgeschnitten, sondern bloß getötet und ganz mitgenommen. Der lekal schwimmt nun wieder nach seiner Heimat und brüstet sich bei seinen Landsleuten mit der verübten That: „Ich habe den Meinigen umgebracht, geht ihr nun auch und versucht es!“ Dabei zieht er die gemachte Beute aus der Maske hervor; diese wird nach dieser Schaustellung eingescharrt. Bei starkem Wellengang kann der lekal nicht vorwärts. Wird er dann müde, so steigt er ans Ufer, kriecht aus der Maske, die er auf seine Schultern nimmt, und geht zu Fuß am Strande weiter. Kalk und Ingwer machen ihn unsichtbar. Zuweilen wird er von den Sulka gehört, wie er die Stimme eines Schweines nachahmt.

Eine andere Erzählung ist die folgende: Vor langer Zeit lebte ein Mann, der sich im Wasser spiegelte. Da er sah, daß er häßlich sei, sprang er ins Meer und lebt seitdem darin. Seine Frau, die mit ihm ins Meer sprang, gebar ihm viele Kinder, und so sind jetzt die rul-Menschen zahlreich geworden. Nimmt man Taros im Rahne mit aufs Meer, so zieht ihr Geruch die rul-Menschen an, und sobald man sie erblickt, wirft man ihnen die Taros zu. Die rul-Menschen erhaschen die ihnen zugeworfenen Taros und verfolgen den Rahne nicht weiter, den sie anderenfalls sicher durchlöchern haben würden.

Gewisse Zauberer verstehen, auf geheimnisvolle Weise den Tod der Menschen zu verursachen. Dieser Glaube der Sulka ist von größtem Einfluß auf ihr Leben. Jeder Tod einer kräftigen Person, außer solchen,

die im Kampfe fallen oder als Selbstmörder sterben, wird diesen Zauberern zugeschrieben und Rache dafür verlangt. Die *o erip*-Zauberer können aber diese ihre Zauberei nur gegen eine Person anwenden, die von ihnen allein angetroffen wird. Sobald Zeugen dabei sind, wirkt der Zauber nicht; daher erklärt sich auch die Scheu der Sulla, allein auszugehen. Der Zauberer tötet seine Opfer entweder durch Erschlagen, Erdrosseln, Durchbeißen der Kehle, Drücken auf verschiedenen Körpertheilen, wodurch ein Bluterguß ins Innere bewirkt werden soll, durch Eintreiben eines Stückes einer Lanze oder eines Zuckerrohres durch den After in den Leib und dergleichen. Seine Mordinstrumente hat er vorher bezaubert. Um sein Opfer zu fangen, legt er Schlingen oder wirft mit einem bezauberten Steine nach ihm, worauf dieses fallen soll; dann stürzt er sich auf das Opfer und tötet es auf eine der oben beschriebenen Weisen. Ist der Tod eingetreten, so wirft der Zauberer eine Handvoll bezauberte Erde über den Toten, der dann wieder lebendig wird und nach Hause geht. Dort angekommen, fühlt er sich krank und legt sich nieder, wobei er wohl sagt: „Man hat mich mit *pur-mea* bezaubert!“ Dies Geständnis kann ihn noch retten, weil dann ein Gegenzauber angewandt wird. Leider legen aber viele das Geständnis nicht ab, weil sie auf ihre Umgebung, die sie hat allein ausgehen lassen, böse sind. Der Tod tritt je nach der Art und Weise, wie der Zauberer ihn behandelt hat, nach kürzerer oder längerer Frist ein. Zuweilen nennt der Sterbende kurz vor seinem Tode den Mörder, und den Verwandten liegt dann die Pflicht ob, den Toten zu rächen.

Nach der Beerdigung reißt ein Mann vor den Augen des Toten (bevor man das Türröhrchen über dem Oberkörper der Leiche umwickelt hat) eine Bohnenschote auseinander. Wenn es Nacht geworden ist, so kommt ein Auge des Verstorbenen aus dem Grabe. Es ist leuchtend und anfangs klein, wird aber immer größer, summt wie ein fliegender Käfer und steigt im Hause auf und nieder. Die Anwesenden nehmen Stengel des Pit, reiben diese drehend in den Händen und schreien: „möll möll möll preng! preng! preng!“ oder pfeifen. Das Auge geht nun zur Tür hinaus und schlägt den Weg zum Gehöfte des Mörders ein. Auf- und niedersteigend umkreist es Bäume; schreiend und pfeifend folgt die Menge bis zum Gehöfte des Mörders. Das Auge geht hinein und umkreist den Mörder, bis dieser es auf den Boden schlägt und ein Feuer darüber anzündet, worauf es mit einem lauten Knalle verschwindet. So ist also der Mörder bekannt.

Anderer Methoden zur Erkennung des Mörders sind ebenso unsinnig wie diese. Es wird zum Beispiel ein Baum (*Erythrina indica*) gefällt, geschmückt, verzaubert und in ein Loch vor das Haus des Toten



gestellt. Dann soll dieser auf Fragen durch Zeichen den Mörder zu erkennen geben.

Den Verwandten des Verstorbenen liegt die Pflicht ob, den Tod des Verstorbenen durch Ermordung des erkannten Zauberers zu rächen. Letzterer kann sich jedoch, wenn er genügend Halschmuck und Armbänder hat, noch freilaufen, anderenfalls muß er sterben, wie unschuldig er auch sein mag. Die Verwandten dängen zur Rache meistens einen gewandten, kräftigen Mann, welcher mit einigen Helfershelfern die Tat vollbringt. Nach der Tat bleibt er eine Zeitlang bei den Verwandten, die ihn wiederum vor der Rache der Verwandten seines Opfers schützen müssen. Es wird sogleich die große Trommel geschlagen, und eine Menge Bewaffneter kommt zu dem Gehöfte, wo der Rächer weilt. Die Partei des Ermordeten kommt ebenfalls bewaffnet zusammen, sucht die Leiche und beerdigt sie. Am folgenden Tage versammeln sich beide Parteien im Gehöfte des Rächers. Es wird gesungen, das Tritonshorn geblasen, und die Männer führen Kriegstänze auf, wobei sie sich gegenseitig ihre Lanzen in die Schilde werfen. Nachdem alle bewirtet worden, findet noch ein Scheinkampf statt, bis endlich Geschenke an die Verwandten des Ermordeten ausgeteilt werden und Frieden geschlossen wird. An einem der folgenden Tage bringt der Mörder seine Mordwaffe feierlich zu dem, der ihn gedungen hatte; dieser hängt sie in seiner Hütte auf und veranstaltet zu guter Letzt einen allgemeinen Festschmaus.

#### e) Die Stämme des westlichen Neupommern und der Französischen Inseln

Je weiter wir auf Neupommern nach Westen kommen, um so vorherrschender ist das Papuaelement. Soweit uns die Ethnographie dieser Gegenden bekannt ist, zeigt sie überwiegend papuanische Züge und das stimmt auch mit der Verbreitung der Sprachen überein, denn die Sukka-, Nakanai- und Baining-Sprachen müssen den „papuanischen Sprachen“ zugefellt werden.

Unter „papuanisch“ verstehen wir alles, was zu der großen Insel Neuguinea gehört, unter „melanesisch“ dagegen alles, was von Fiji und Neukaledonien aus nordwestlich in zahlreichen Inselgruppen, Neuhelbriden, Santa Cruz, Salomoinfeln, Bismarckarchipel, sich bis zu den Admiralitätsinseln und den noch weiter westwärts gelegenen kleinen Inselchen erstreckt. Ethnographisch oder anthropologisch wird es wohl nie gelingen, eine scharfe Sonderung aufzustellen.

Schon bei dem Stamm der Sukka fällt uns die körperliche Ähnlichkeit mit den Bewohnern von Kaiser-Wilhelms-Land auf; bei den Leuten

auf der gegenüberliegenden Küste von Nakanai ist diese Ähnlichkeit noch größer. Sulka und Nalanaileute lassen sich von den Bewohnern der Gazellehalbinsel leicht unterscheiden. Die breite Nase und die groben Gesichtszüge der letzteren sind bei den westlichen Nachbarn in geringerem Maße vorhanden. Bei diesen tritt im Gesicht durchgehend ein semitischer Zug auf, namentlich in der Form der Nase, der in Neuguinea fast überall angetroffen wird. Je weiter nach Westen, desto häufiger ist dieser Zug.

Auf einer Strecke der Südküste von Neupommern, beginnend etwa fünfzehn Seemeilen westlich vom Kap Roebuck und sich bis gegen Kap Pedder hin erstreckend, einschließlich der vorgelagerten Lieblichen Inseln, finden wir eine eigentümliche Form des Schädels, hervorgebracht durch künstliche Deformation. Sie wird von beiden Geschlechtern geliebt, ist aber nicht allgemein, denn neben den deformierten Köpfen sieht man in jeder Dorfschaft auch eine Anzahl natürlicher Formen.

Über die Veranlassung und den Zweck dieser Deformation habe ich nichts in Erfahrung bringen können; auf meine Frage: Warum? wurde mir immer wieder die Antwort zuteil: Die Frauen sagen, daß es schön ist!

Die Deformation wird gleich nach der Geburt des Kindes in Angriff genommen, indem man den Kopf oberhalb der Augen mit Binden aus Rindenzug fest umwickelt. Diese Umwicklung wird täglich erneuert und so lange fortgesetzt, bis die erwünschte Form erzielt ist, das heißt bis das Kind etwa achtzehn Monate alt ist und einen „Episkopf“ erhalten hat.

In einer jeden Dorfschaft gibt es einen Häuptling; sind die Dorfschaften sehr groß, dann unterstehen sie vielfach mehreren Häuptlingen. Eine große Gewalt scheint der Häuptling nirgends zu besitzen, er scheint der Mittelpunkt zu sein, um den sich die Familienhäupter oder Familienältesten zur Beratung versammeln. Sowohl auf den Französischen Inseln wie auf den Lieblichen Inseln konnte ich beobachten, daß Vorschläge des sogenannten Häuptlings von den älteren Dorfbewohnern gelegentlich entschieden verworfen wurden und daß er sich den Ansichten der Mehrheit willig fügte. Bei allen Festlichkeiten scheint der Häuptling der Leiter, gewissermaßen der Festordner zu sein, und auch im Kriege nimmt er die Stellung eines Führers ein, wenn sein Alter ihm dies erlaubt. Kriege sollen sehr häufig sein, und eine geringfügige Veranlassung führt zu Fehden und zu Blutvergießen. Eine Folge davon ist wohl, daß an Stellen, wo man früher ziemlich große Dörfer antraf, nach wenigen Jahren kein Haus und kein Mensch zu finden ist, da die Einwohner sich einen neuen Wohnplatz gesucht



haben. Auf den Inseln sind die Dorfschaften von größerem Bestand, wahrscheinlich weil ihre Lage eine geschütztere ist, räuberischen Überfällen weniger ausgesetzt.

Dieser allgemeinen Unsicherheit ist wohl auch die Befestigung der Dörfer zuzuschreiben, bestehend aus einer Palisadenwand mit einem engen Eingange. In Nakanai sind diese Palisadenwände stellenweise sogar doppelt, und einem Feinde möchte es schwer fallen, solche unbemerkt zu passieren.

Offene Schlachten werden nicht geschlagen. Jede Partei sucht die andere zu überraschen, und wer sich in diesem Vorhaben gestört sieht, tritt eiligst den Rückzug an. Dennoch können diese Kriege mitunter einen recht blutigen Ausgang haben und verhältnismäßig vielen Menschen das Leben kosten. In der Bucht, welche die Willaumezhalbinsel auf ihrer Westseite mit der Hauptinsel bildet (Stettiner Bucht der Karten), liegen zahlreiche, früher bedeutend stärker bevölkerte Dorfschaften. Eine derselben hatte ich vor Jahren besucht und fuhr dann weiter bis zur Ostseite der Halbinsel, woselbst kehrtgemacht wurde. Auf der Rückreise ankerte das Schiff abermals vor demselben Dorfe, aber obgleich kaum eine Woche zwischen den beiden Besuchen lag, fand ich das Dorf, das aus etwa vierzig Hütten bestanden hatte, jetzt völlig zerstört. Die Häuser waren eingeeäschert, und ein abscheulicher Leichengeruch vertrieb uns schnell aus der verödeten Gegend. Einwohner benachbarter Dörfer, die in ihren Fahrzeugen längsgeht kamen, erzählten uns, daß Inlandstämme das Dorf überfallen und alle Einwohner, an hundert, erschlagen hätten.

Daß unter solchen Umständen die Zahl der Bevölkerung nicht zunimmt, darf uns nicht wundern, um so mehr da noch viele andere Umstände zur Abnahme derselben beitragen. Doch kann man im Schutzgebiet von Neuguinea dem Schnaps nicht die Schuld geben, denn hier ist die Verabfolgung an Eingeborene verboten, wie denn eine Einfuhr zum Verkauf an Eingeborene niemals stattgefunden hat. Es sind ganz andere Faktoren, die den Untergang der Südseevölker herbeiführen. Auf dem westlichen Neupommern hat vor Jahren eine Blatternepidemie ganz ungeheure Lücken gerissen. Die aus Java über Friedrich-Wilhelms-Hafen eingeschleppte Seuche verbreitete sich bis nach Nakanai hin. Die Folgen sind heute noch daran zu erkennen, daß die früher recht zahlreiche Bevölkerung einzelner Distrikte bedeutend abgenommen hat; die Bevölkerung, die damals im Kindes- wie im Greisenalter stand, scheint völlig vernichtet worden zu sein. Nicht ganz so verheerend wie Seuchen wirkt die auf dem westlichen Neupommern weit verbreitete Sitte, daß bei dem Tode eines Eingeborenen seine Frauen stranguliert

werden und daß wohl nirgendwo im Archipel die Abtreibung der Leibesfrucht und die Tötung von Kindern in solchem Maße stattfindet wie hier.

Auf den Bau der Hütten verwendet man keine besondere Sorgfalt; eine Ausnahme machen diejenigen Gebäude, die gewissen Festlichkeiten und Zusammenkünften der Männer dienen, namentlich bei Beschneidungszeremonien. In manchen Orten, wie zum Beispiel in Natanai und in der Gegend von Kap Merkus, bewohnen mehrere Familien gemeinschaftlich eine Hütte. Hier haust alt und jung auf der bloßen Erde. Wenn der Boden durch Regengüsse aufgeweicht ist, entstehen in den Hütten Schmutzlachen, die ohne weitere Umstände als Ruheplätze für Mensch und Tier benützt werden, so daß es häufig recht schwer fällt, die Schweine von den Eingeborenen zu unterscheiden. Nach dem Westende von Neupommern hin finden wir Anklänge an den Häuserbau des gegenüberliegenden Kaiser-Wilhelms-Landes, indem neben den auf ebener Erde gebauten Hütten auch solche vorkommen, die auf Pfählen ruhen mit einem erhöhten Fußboden, unter dem sich ein freier Raum für Aufbewahrung von allerhand Gegenständen befindet. Auch Pfahlbörfen treffen wir in dieser Gegend, die sich von denen in Kaiser-Wilhelms-Land nur wenig unterscheiden.

Obgleich die große Mehrheit der Eingeborenen von West-Neupommern ihren Wohnungen keine allzu große Sorgfalt widmet, so ist sie dafür in ihrer Ernährung recht anspruchsvoll und sorgt für eine ziemlich reiche Abwechslung in den Nahrungsmitteln. Die Knollen der Taropflanze und die der Yamspflanze werden in regelrechten Pflanzungen angebaut; Bananen sind überall angepflanzt, und auch die Kokosnuß fehlt nicht. Das geringe Vorkommen der Kokospalme hat unsere bisherige große Unkenntnis mit diesen Stämmen zur Folge gehabt, denn die Händler, die sich sonst überall niederlassen, wo Produkte einzutauschen sind, fanden hier nirgends ein ergiebiges Feld für den Handel; die einzige Ausnahme bilden die Französischen Inseln, deren große Kokosbestände auf eine frühere, bedeutende Bevölkerung schließen lassen. Das Essen wird am Kohlenfeuer geröstet, zwischen glühenden Steinen gar gemacht oder in den hervorsprudelnden kochenden Quellen gekocht wie auf der Insel Naraga (Französische Inseln). Von den Samiinseln aus wird ein Handel mit irdenen Kochtöpfen, namentlich längs der Südküste von Neupommern bis Südkap hin, getrieben. Auf der Nordwestküste ist dieser Verkehr geringer.

Schweine und Hunde liefern den Eingeborenen animalische Nahrung, und auch die verschiedenen Beuteltiere des Waldes werden zu diesem Zweck in großer Anzahl erlegt. Schildkröten fängt man längs der Küste



in großen weitmaschigen Netzen; ähnliche Netze, aber aus dickeren Schnüren hergerichtet und von ganz bedeutender Länge, dienen bei den Treibjagden im Walde zum Umstellen großer Flächen, nach denen die gejagten Tiere, hauptsächlich Wildschweine, getrieben werden.

Ich will hier eine eigentümliche Industrie anführen, die in der Gegend von Möwehafen getrieben wird, nämlich die Gewinnung des Seesalzes. Man baut hier niedrige Hütten mit einem einfachen Schuttdach zum Abhalten des Regens. Die beiden Seitenwände sind offen, so daß man zwei leichte Gerüste, eines auf jeder Seite, hervorziehen und wieder hineinschieben kann. Diese etwa fünfundsiebzig Zentimeter breiten Gerüste dienen einer großen Anzahl nebeneinanderstehender kleiner Tröge aus Pandanusblättern als Unterlage. Die Tröge enthalten Seewasser, das verdampft, wenn es der Sonne ausgesetzt wird; durch wiederholtes Hinzugießen von Seewasser und fortgesetztes Verdampfen bildet sich in den Trögen eine Salzkruste; wenn diese dick genug erscheint, werden die Blatttröge zusammengerollt und zu Bündeln verschnürt, um an die im Inland wohnenden Nachbarn verhandelt zu werden.

Eßgerät und was dazu gerechnet werden kann, ist verhältnismäßig reichhaltig. Fast jeder erwachsene Mann trägt an einer Schnur um den Hals oder zwischen Arm und Armring gesteckt oder in dem fast niemals fehlenden Achselföhrchen ein spachtelartiges Knochenwerkzeug, womit er seine Betelnüsse aufbricht oder das Fleisch von den Kokoschalen löst. Scharfe Bambussplinter dienen neben scharfgeschliffenen Austerschalen überall als Messer zum Zerlegen der Nahrungsmittel. Auch die Kokosreibe, eine Cardiummuschel, festgebunden an einem Brettchen, fehlt nirgends. Die Speisen werden vielfach auf frischen Bananenblättern aufgetragen.

Das Kochen ist überall eine Verrichtung der Weiber, obgleich auch die Männer gelegentlich Hand anlegen, namentlich bei dem Rösten der Schweine und Hunde. Die Hauptmahlzeit fällt auf den Spätnachmittag, nachdem man am Tage in den Pflanzungen, im Walde oder auf dem Meere das nötige Material gesammelt hat. Etwas Überreste werden in Körbe gepackt und bis zur nächsten Mahlzeit aufbewahrt; in diesem Falle nimmt man morgens beim Aufstehen einen Teil der Vorräte zu sich. Junge Kokosnüsse liefern nur bei festlichen Gelegenheiten das Getränk; für gewöhnlich wird kaltes Wasser bei den Mahlzeiten getrunken, und als Wasserbehälter dienen fast ausnahmslos leere Kokoschalen mit einem Blattstößel.

Die Feuerbereitung geschieht durch Reiben wie überall im Bismarckarchipel.

Die Genußmittel der Eingeborenen dieses Theiles von Neupommern sind überall dieselben, nämlich Tabak und Betel mit dem nötigen Zubehör. Der Tabak wird im westlichen Neupommern schon lange benutzt und ist zweifellos von dem gegenüberliegenden Kaiser-Wilhelms-Land eingeführt worden. Das einheimische Kraut ist übelriechend und von ganz abscheulichem Geschmack; nichtsdestoweniger ist das Rauchen überall verbreitet. Das Kraut wird zwischen den Händen zusammengerollt und mit einem grünen Blatt umwickelt; die dicke Zigarre geht, nachdem der Raucher kräftige Züge gemacht, zu dem Nebenmann und so weiter, bis der letzte Rest verglommen ist.

Die nahe Verwandtschaft dieser Stämme mit den Papua tritt namentlich in ihren Ornamenten und Schmucksachen hervor. Auf den Französischen Inseln und auf Willaumez treffen wir die flügelartigen Armbänder mit Nassaschnecken benäht, die wir vom Kap Eretin bis Friedrich-Wilhelms-Hafen finden, daneben stehen Eberhauer und Hundezähne als Schmuck in hohem Ansehen, ganz wie auf der gegenüberliegenden Küste von Kaiser-Wilhelms-Land.

Das Gesicht wird überall durch Bemalung verschönert; in Natanai wird es mit roter Ockererde eingerieben und darauf um Augen, über Wangen und Nase weiße Linien mit Kalkpulver angebracht. Das Nasenseptum ist wie auf der Gazellehalbinsel durchstochen und eine Kasuarschwinge, am Ende mit Nassaplatten verziert, durch die Öffnung gesteckt. Ohrringe in den verschiedensten Formen trifft man überall. Das ungemein stark erweiterte Ohrläppchen, das bis zur Schulter herabhängt, wird mit einer großen Anzahl von Schildpattringen versehen, von fünfzig bis über hundert.

Zum Aufstöchern des Haares bedient man sich verschiedener kamm-ähnlicher Instrumente, die man in der Frisur stecken läßt, theils um sie fortwährend zur Hand zu haben, theils auch um als Schmuck zu dienen.

Der Bart wird fast überall auf dem ganzen westlichen Neupommern wie auf den Französischen Inseln entfernt; theils durch Rasieren mit scharfen Obsidiansplittern, theils auch durch Herauszipfen der einzelnen Barthaare. Zu dem letzteren Zweck bedient man sich verschiedener Seemuscheln; die Haare werden zwischen den beiden Muschelschalen eingeklemmt und durch einen schnellen Ruck entfernt, oder man klemmt jedes einzelne Haar zwischen zwei dünne Schnüre, dreht diese zusammen, wodurch auch das Haar mit den Schnüren zusammengedreht wird, und reißt es dann heraus.

Hals- und Brustschmuck ist bei allen Stämmen reichlich vertreten. Nassaschnecken und Coigsamen werden vorzugsweise benutzt. Stücker



von Kasuarschwingen reißt man zusammen mit Nassaschalen zu Schnüren auf. Schweinehauer stehen in hohem Ansehen.

Armringe sind in großer Mannigfaltigkeit vorhanden; zu ihnen verarbeitet man Schildpatt und Trochusfchalen.

Die geflochtenen Armbänder sind mit Nassaschalen reich verziert.

Als Körperschmuck müssen die überall vorkommenden Ziernarben betrachtet werden, die man sowohl bei Frauen wie bei Männern antrifft. Gewöhnlich sind Brust und Arme mit diesen Narben versehen, stellenweise auch die Oberschenkel; am häufigsten sind Kreise oder Reihen von mehreren nebeneinander liegenden Quer- oder Längsnarben.

Tatauierung wird nur ganz vereinzelt angetroffen und beschränkt sich auf einzelne breite Linien, entweder über den Augen oder auf den Wangen. Diese Bänder bestehen aus etwa drei Millimeter langen, dicht aneinander stehenden Linien, die mit einem scharfen Obsidiansplitter ein-



Abb. 12. Ornament von einem Trochusarmring

gerißt und darnach mit schwarzem Farbstoff, in der Regel Kohlenpulver aus verkohlter Kokosnußschale, eingerieben werden.

Die Waffen, deren man sich im westlichen Teil von Neupommern bedient, sind überall derselben Art, nämlich Schleuder, Speer und Keulen. Als Schutz gegen Verwundungen führt man Schilde wie in Kaiser-Wilhelms-Land, dagegen sind bisher noch nirgends Bogen und Pfeile beobachtet worden. Um das Südkap herum finden wir eine Waffe, die in ihrer Art für die Südseeinseln und auch für Neuguinea eine Ausnahme bildet, nämlich das Blasrohr und den daraus geschossenen Pfeil. Als Kriegswaffe gebraucht man allerdings das Blasrohr nicht, es wird ausschließlich auf der Vogeljagd verwendet, immerhin ist es beachtenswert, daß dieses indonesische Instrument hier auftritt. Das Blasrohr ist hergestellt aus verschiedenen aneinander gefügten, etwa daumendicken Stücken, einer besonderen, dünnwandigen Bambusart. Die einzelnen Rohre werden sorgfältig ineinander geschoben, die Verbindungsstellen mit Harzmasse bestrichen und dicht mit einer Faserschnur umwickelt. Das ganze Instrument ist drei bis vier Meter lang. Die Pfeile bestehen aus einem meterlangen, dünnen Bambussplitter; das eine Ende ist zu einer langen, nadelscharfen Spitze zugeschnitten, das andere Ende ist auf einer Länge von zehn bis fünfzehn Zentimeter dicht umwickelt mit einem daunenartigen Pflanzenstoff. Der Pfeil wird mit voller Kraft aus dem Rohr hervorgeblasen, und auf etwa zwanzig Meter trifft ein

geübter Schütze fast immer sein Ziel. Zur Jagd auf Vierfüßer, namentlich auf Schweine und Ränguruhs, bedient man sich des Speeres im Verein mit weitmaschigen Stellnetzen, gegen die man das Wild treibt. Die Jagdspeere sind von den Kriegsspeeren nicht verschieden, wohl aber weichen die Speere in den verschiedenen Gegenden der Form nach bedeutend voneinander ab. In Nakanaï, bei den Sulka und den benachbarten Stämmen ist der Speer aus einem gewissen Palmenholz hergestellt und in der Regel drei bis vier Meter lang; das spitze Speerende ist sehr häufig mit einer Klaue des Kasuares versehen, die unter Umständen bei dem Herausziehen des Speeres aus der Wunde in dieser stecken bleibt und dadurch zur starken Entzündungen und Eiterungen Veranlassung gibt.

Auf den Französischen Inseln und auf Wil-laumez, wie östlich und westlich davon finden wir die Speere am vorderen Ende mit zwei Reihen von Widerhaken versehen. Diese Widerhaken bestehen entweder aus starken gebogenen Dornen einer gewissen Pflanzenart, häufiger jedoch aus den stacheligen Dornen, womit verschiedene Fischarten bewehrt sind.

Nach dem Westende Neupommerns hin sind Speere mit Widerhaken seltener; der Kriegsspeer ist in der Regel völlig glatt und rund mit einer langen Spitze, auch das Hinterende ist bedeutend verdünnt, und der dickste Teil des Speeres ist immer die Mittelpartie desselben.

Zu den Fernwaffen gehört die überall gebräuchliche Schleuder. Diese ist, wie auf der Gazellehalbinsel, aus einem schalenartigen Polster aus Pandanusblatt hergestellt, mit zwei langen Schnüren.

Schleudersteine werden überall in den Flußbetten gesammelt; auf den Französischen Inseln bezieht man seinen Bedarf von der gegenüberliegenden Hauptinsel Neupommern, und dort sieht man auf den Märkten kleine weitmaschige, aus Lianen geflochtene Beutelnetze mit dem Schießbedarf angefüllt.

Keulen (Tafelbilder 36 und 37) finden wir namentlich bei den Sulka und deren Nachbarstämmen, und zwar in eigentümlicher Form und in höchst sorgfältiger Ausführung. Die beiden Abbildungen geben die Formen der hauptsächlichsten Keulen dieser Gegenden. Alle diese

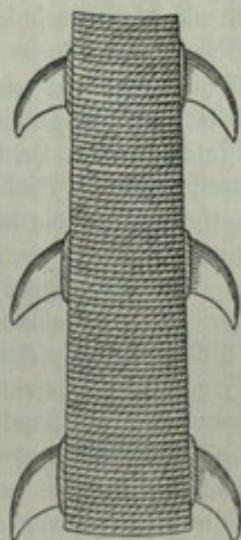


Abb. 13. Befestigung der Widerhaken am Speer durch Umwicklung



Reulen haben am Griffende einen größeren oder kleineren kegelförmigen Knauf.

Als Abwehr gegen Waffen aller Art dienen auf dem ganzen westlichen Neupommern Schilde, die auf der Gazellehalbinsel völlig unbekannt sind. Es scheinen auf dem westlichen Neupommern drei verschiedene Arten von Schilden im Gebrauch zu sein. Tafelbild 38 zeigt einen Sulkaschild von der Vorder- sowohl wie von der Rückseite, dessen Form für diesen Distrikt charakteristisch ist. Die Ornamentierung ist allerdings verschieden, jedoch lehren auf allen die Hauptmotive immer wieder. Die Form ist immer dieselbe, ein langgestrecktes Oval. Die Schilde sind aus einem leichten, weißen Holz gearbeitet, die Vorderseite leicht gebogen und die Ränder umsäumt mit einer Benähung aus Rotangstreifen. In dem Schnittpunkt der beiden Durchmesser tritt ein vorspringender Buckel hervor, dem auf der Rückseite die Vertiefung entspricht, die die in Richtung der Längsachse verlaufende Handhabe enthält.

In der Gegend östlich wie westlich von der Montaguebucht, auf der ganzen Nakanaiküste von der Duportailinsel an bis nach der Willaumezhalbinsel und noch westlich über diese hinaus, sowie auf den Französischen Inseln finden wir eine andere Form von Schilden, die, wenn auch in Einzelheiten abweichend, doch dieselbe Grundform haben und dieselbe Anordnung der Ornamentierung. Es ist dies ein Zeichen, daß hier zwischen den Bewohnern der Nordküste und denen der Südküste eine Verwandtschaft besteht, die sich auch in anderen Sachen bekundet.

Die Grundform dieser Schilde ist ein langes Rechteck mit stark abgerundeten Ecken, die Länge etwa fünfmal so groß als die Breite. Die Ränder sind meistens benäht, jedoch häufig mit einem Saum von aufgereihten weißen Daunensfedern ornamentiert.

Diese Schilde weichen in der Ornamentierung voneinander ab, je nach den verschiedenen Distrikten. Die Schilde von Montaguebucht auf der Südseite sind denen der Landschaft Nakanai auf der Nordseite fast ganz gleich. Auf Willaumez und auf den Französischen Inseln kommen jedoch recht bedeutende Abweichungen vor, wie denn überhaupt dort die Schilde mit weit größerer Sorgfalt hergestellt sind. Nach Aussage der Eingeborenen stellen diese Figuren, die namentlich in zwei Formen immer wiederkehren, gewisse Seetiere vor.

Weiter im Westen, um das Südkap herum und von da an weiter tritt eine ganz andere Schildform auf. Die Schilde bestehen hier aus drei konvergen Latten (Tafelbild 36).

Alle diese Schilde sind aus einer sehr leichten Holzart hergestellt

und werden im Kampfe mit der linken Hand gehalten, um den Körper zu decken. In Montaguehafen konnte ich beobachten, wie man beim Angriff den Schild in der linken Hand mit wenig gebeugtem Arm vor sich hinhielt, um die Waffen der Gegenpartei aufzufangen; daneben verstand man es geschickt, dem Feinde immer die Schmalseite des Körpers darzubieten und die Schilde durch diese Stellung möglichst auszunützen.

Die Steinart wird nirgends als eigentliche Kriegswaffe verwendet, sie ist Handwerksgerät. Eine ganz charakteristische Art finden wir auf den Französischen Inseln, auf der Willaumezhalbinsel und auf der gegenüberliegenden Südküste von Neupommern um das Südkap herum. Die Klinge ist nicht in einem Holzstiel oder Holzfutterall befestigt, sondern, wie einige Steinärzte aus den nördlichen Salomoinseln, mit einem Stück Rotang umschlungen. Die Klingen (Abb. 14) sind von verschiedener Größe aus einer harten, schwarzen Steinart hergestellt und fast auf der ganzen Oberfläche sorgfältig geglättet und poliert.

Westlich von der Willaumezhalbinsel findet man recht häufig Arte im Gebrauch, deren Klingen aus Eridacnashale hergestellt sind. Sie haben die Form von Hohlmeißeln und stecken in einem konischen Futteral; die Handhabe besteht aus einem knieförmigen Holzstiel, dessen kurzes Ende zugespitzt ist und in die obere enge Öffnung des Holzfutterales gesteckt wird.

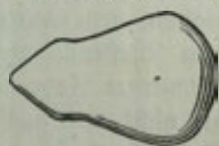


Abb. 14. Steinbeilklinge von Willaumez

Ähnlich ist auch die Befestigung der Steinärzte aus Nakanaï, jedoch ist die Klinge in dieser Gegend nicht aus Eridacnashale, sondern aus lavaartigem Gestein angefertigt, die Form auch nicht die eines Hohlmeißels, sondern einer gewöhnlichen Art mit gerader, abgerundeter Schneide.

Überall auf dem großen Westteil Neupommerns spielen Obsidiansplitter eine große Rolle als Schneidewerkzeuge. Alle Schnitzwerke, die wir in dieser Gegend treffen, sind mit solchen Obsidiansplittern angefertigt, und an Stellen, wo man die Enden der Kanus mit Ornamenten in Flachrelief versieht, oder wo man die Holzschüssel mit vertieften Schnitzereien ornamentiert, liegen diese Splitter in großer Anzahl herum.

Perlmuttereschalen werden ebenfalls überall als Schneidewerkzeuge gebraucht, namentlich die auf den Strandriffen nicht seltene schwarzrandige Perlmuschel.

Die Küstenstämme, namentlich aber die Insulaner der vorgelagerten kleinen Inseln, sind Seefahrer, jedoch in verschiedenem Maßstabe.

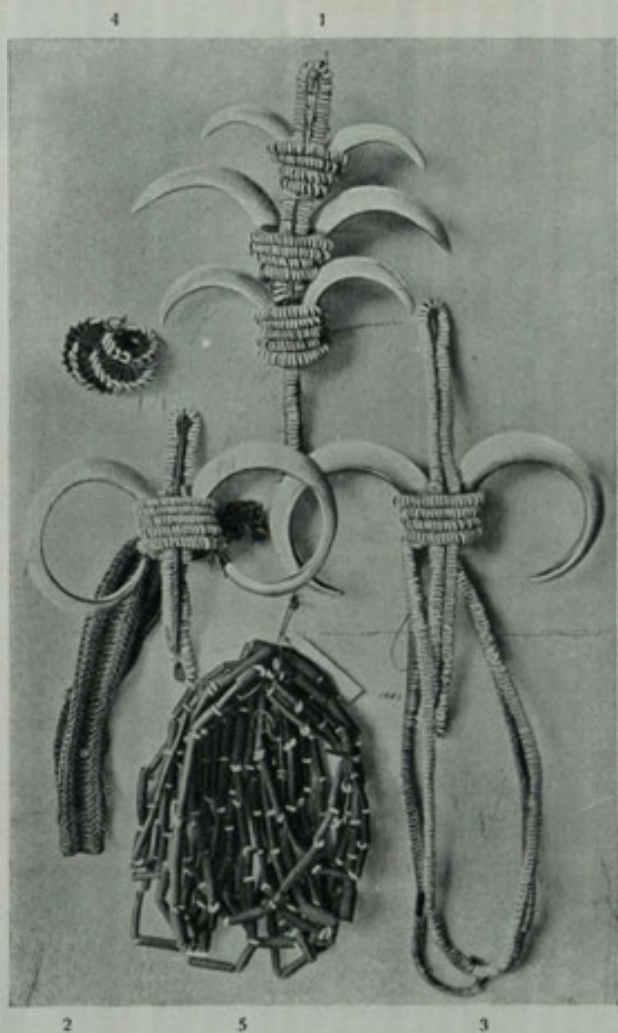


Bei einigen erstreckt sich die Seefahrt nur auf kleine Fahrten längs des Strandes von einem befreundeten Dorf zum anderen, oder auf Fischereifahrten nach unbewohnten Inseln der Nachbarschaft; andere sind dagegen Seefahrer im wirklichen Sinne des Wortes und scheuen sich nicht, mit ihren Fahrzeugen verhältnismäßig lange Reisen über See anzutreten.

In Nakanai, am Südkap und an vielen Stellen der Westspitze sind die Kanus lange Einbäume, der besseren Stabilität wegen mit einseitigen Auslegern und einem Schwimmer ausgerüstet. In den allermeisten Fällen ist keinerlei Ornamentierung angebracht. In Nakanai entfernt man nach dem jedesmaligen Gebrauch die Ausleger und schiebt den Kanukörper unter das Dach der Hütte zum Schutz gegen Sonne und Witterungseinflüsse. Die Sulka verwenden auf die Herstellung bedeutend größere Sorgfalt; Schnäbel und Bordplanken sind durch Bemalung ornamentiert. Auf den Französischen Inseln und weiter nach dem Westende der Insel Neupommern hin finden wir noch vollkommeneren Fahrzeuge, deren Seetüchtigkeit bedeutend höher steht und die nicht nur ausschließlich durch Schaufelruder, sondern auch durch Segel fortbewegt werden, und zwar sind diese Segel von der Form derjenigen, wie sie zum Beispiel auf den Samiinseln gebraucht werden.

Die Größe der Fahrzeuge ist sehr verschieden; auf der Nordküste und auf der Südküste habe ich lange Kanus beobachten können, die manchmal zwanzig Insassen trugen. Die Kanus tragen auf See nie eine solche Belastung. Auf den Lieblichen Inseln und von da weiter nach Westen trifft man auch manchmal das große Segellanu mit zwei Masten, welches in Neuguinea so allgemein ist.

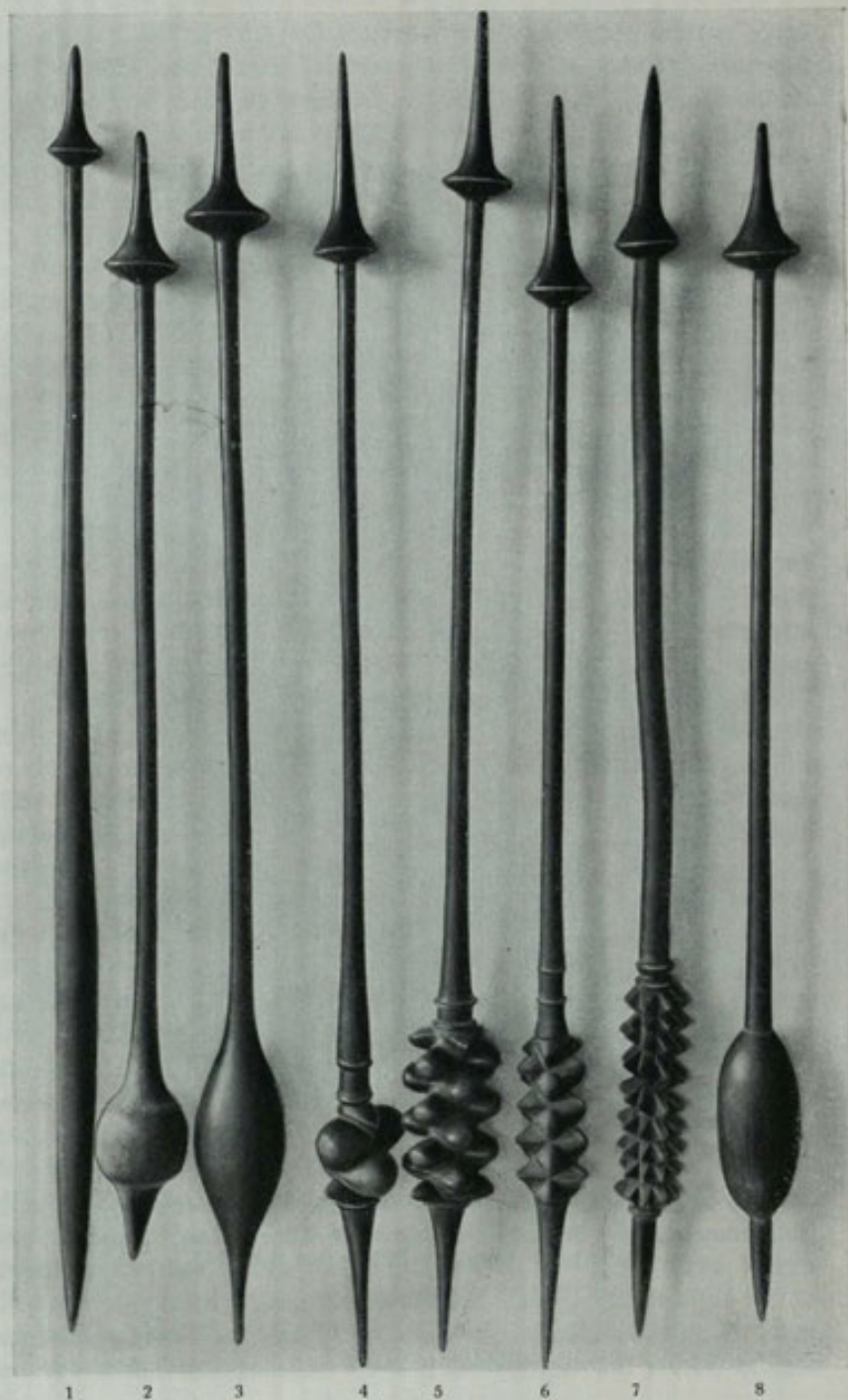
Aus Reisebeschreibungen und anderen Schilderungen wissen wir, daß in Tasmanien bis vor gar nicht langer Zeit ein Stamm saß, der größere Ähnlichkeit mit den noch lebenden Eingeborenen von Neupommern zeigte. Vor allen Dingen hatten die Tasmanier das krause Haar der Archipelbewohner, während die heutigen Australier in der Regel schlichtes, lockiges Haar besitzen. Sehen wir uns nun die nebenstehende Karte an, welche dem Werke „Island Life“ von Alfred Wallace entnommen ist, so glaube ich, daß es keine Schwierigkeit bietet, den Grund der Ähnlichkeit der Tasmanier und der Archipelbewohner aufzuklären. Die Karte zeigt die mutmaßliche Gestalt Australiens zu Anfang der Tertiärperiode. Zu jener Zeit bestand der Weltteil aus zwei großen Hauptteilen, West- und Ostaustralien, die durch einen breiten Meeresarm getrennt waren. Die nördlichste Spitze Ostaustraliens bildete das heutige Kap York. Es ist anzunehmen, daß Ostaustralien zu jener Zeit von einem kraushaarigen Menschenstamm bewohnt wurde, der mit



35. Schmuckgegenstände von der Südküste Neupommerns

1—3 Drahtschmuck mit Schwelmezzähnen und Nassaschalen; 4 Oberlinge aus Federstulpen und Nassaschnecken-schalen; 5 Goldschnur (auch Halsband)



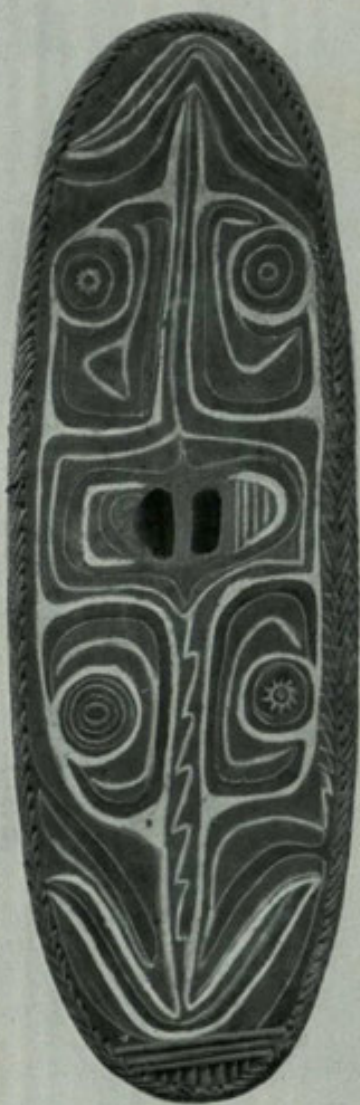


36. Holzfeulen der Sulka und O Mengen



37. Keulen aus der Gegend zwischen Jacquinot- und Montaguebucht,  
aus schwerem Holz





a



b

38. Schild der Sukka aus leichtem, weißem Holz (reich bemalt); a Rückseite, b Vorderseite

den Bewohnern Neuguineas und den Bewohnern des Bismarckarchipels, wenn nicht völlig identisch, doch sehr nahe verwandt war. Die Bewohner Westaustraliens gehörten zu einem verschiedenen Stamm, der den Alfuren wahrscheinlich sehr nahe stand. In einer späteren Periode, als durch Hebung das beide Hauptinseln trennende Meer allmählich verschwand und eine feste Brücke beide Inseln verband, entstand eine Wanderung der Stämme, und namentlich waren es die schlichthaarigen Westaustralier, die auf dem neuen Weg nach Osten vordrangen, die kraushaarigen Ostaustralier vernichteten und sich mit den Überresten vermischten. Im Süden blieben die Tasmanier unberührt von dieser Einwanderung, weil in einer späteren Periode die Bassstraße ihre Heimat von dem übrigen Ostaustralien trennte und den Eindringlingen im Süden ein unübersteigbares Hindernis entgegensezte, wie ihnen auch im Norden das Meer in ihren Wanderungen Halt gebot.

Wohl nirgends findet sich eine solche weitgehende

Vermischung verschiedener Rassen wie auf den Inseln des Stillen Ozeans. Daß alle diese Inseln in der Urzeit von einer dunkeln Rasse bewohnt gewesen, scheint sicher zu sein; ob diese Rasse nun den Negritos, den Alfuren oder den Australiern nahegestanden hat, wird schwer nachzuweisen sein, um so mehr, da alle drei Stämme und andere dazu anscheinend vielfach miteinander vermischt worden sind, teilweise durch allmähliche Einwanderung in neue Gebiete, ermöglicht durch Überbrückung der trennenden Meeresarme infolge gewaltiger Hebungen. Ebenso mögen große Senkungen Länderkomplexe zerrissen und die Bevölkerung auf zahlreiche Inseln und Inselgruppen verteilt haben.

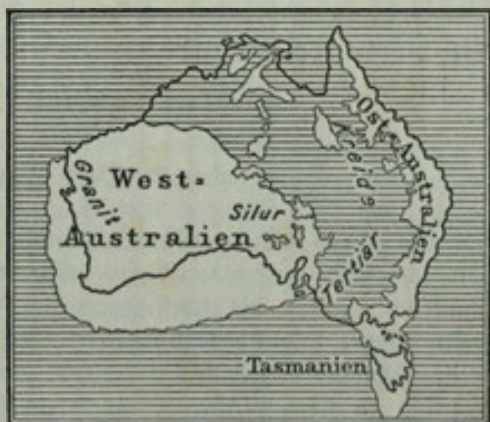


Abb. 15. Wahrscheinliche Gestalt Australiens am Anfang der Tertiärzeit. (Das heutige Australien ist im Umriß eingezeichnet.)



### III. Neumecklenburg und Neuhannover mit den vorgelagerten Inseln

#### 1. Das Land

Neumecklenburg (Nova Hibernia von Carteret) ist eine Insel von ungefähr dreihundertfünfzig Kilometer Länge und von durchschnittlich zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer Breite. Schon aus weiter Ferne sind über zweitausend Meter hohe Berge des südlichen Teiles sichtbar. Näher herankommend, gewahrt das Auge vom Strande aus bis zu den höchsten Berggipfeln hinauf einen anscheinend ununterbrochenen Wald, auf der Ostseite hie und da mit eingestreuten grünen Grasfeldern. Tiefe Täler trennen verschiedene von Süden nach Norden streichende Bergketten, von denen die zentrale Kette, das Rosselgebirge, das höchste ist. Nach Osten wie nach Westen treten die Gebirge fast unmittelbar bis ans Meer heran, nur hie und da ist ein schmales Vorland vorhanden. Aus den zahlreichen Schluchten ergießen sich kleinere und größere Bäche ins Meer; schiffbare Flüsse gibt es nicht.

Im Osten sind Neumecklenburg viele kleine Inseln vorgelagert; alle sind hoch und gebirgig und größtenteils vulkanischer Natur. Stellenweise steigen noch zahlreiche heiße Quellen aus dem Boden, und die ursprünglichen Krater sind deutlich zu erkennen. Außer dem vulkanischen Gestein treten auch gehobene Korallenformationen auf, und sämtliche Inseln sind mehr oder weniger mit Korallenriffen umgeben.

In dem Zwischenraum zwischen Neumecklenburg und dem etwa fünfundzwanzig Seemeilen weiter westlich gelegenen Neuhannover liegen zahlreiche kleinere und größere Inseln und Inselchen, die ethnographisch teils zu Neumecklenburg, teils zu Neuhannover gehören.

Die Insel Neuhannover selber hat von Osten nach Westen etwa fünfundzwanzig Seemeilen, von Norden nach Süden etwa zwanzig

Seemeilen Durchmesser; sie besteht teilweise aus gehobenen Korallenformationen.

Erst seit einer Reihe von Jahren sind Kulturen auf Neumecklenburg in Angriff genommen. Einige der kleinen Inseln an der Steffenstraße sind von Weißen mit Kokospalmen bepflanzt worden; umfassende Kokospflanzungen wurden seitens der deutschen Regierung am Nushafen bei Käwieng angelegt. Der Handel mit den Eingeborenen besteht seit Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, zu welcher Zeit die Firma Hermsheim & Co. die erste Niederlassung auf der kleinen Insel Nusha gründete, und bald darauf eine zweite in dem etwa zwanzig Seemeilen südöstlich vom Nordkap gelegenen Kapsu.

Früher als der Händler war der Missionar auf dem Felde, denn 1875 gründete die Wesleyanische Mission bereits die ersten Stationen auf der Küste Neumecklenburgs, der Neulauenburg-Gruppe gegenüber. Sie hat hier gute Fortschritte gemacht und unterhält dort eine größere Anzahl von Missionen unter Leitung samoanischer oder Viti-Lehrer. Seit 1902 hat sich auf dieser Küste auch die Katholische Mission, die in Neupommern ihren Hauptsitz hat, niedergelassen.

Nach Anlage der deutschen Regierungsstationen hat die Verwaltung mit großer Energie den Wegebau betrieben. Gute Fahrwege führen bereits von dem Nordende Neumecklenburgs längs der Ostseite wie längs der Westseite und sind an mehreren Stellen durch Querwege, die beide Küsten der Insel miteinander in Verbindung setzen, zu einem den Handel fördernden Wegesystem ausgebaut.

## 2. Die Eingeborenen

Wie auf Neupommern können wir auch auf Neumecklenburg verschiedene Hauptstämme unterscheiden, die ebenfalls, wie dort, von bestimmten Zentren ausgehend, sich über die Umgegend verbreitet haben. So wie der gebirgige Südteil der Insel geologisch wesentlich verschieden ist von dem weniger hohen Nordwestteil, so unterscheiden sich auch die Bewohner der beiden Teile in vielen Beziehungen bedeutend voneinander. Die Bewohner des Südteiles sind den Bewohnern der Neulauenburg-Gruppe und der Nordost-Gazellehalbinsel nahe verwandt. Die Bevölkerung des Nordwestteiles ist sprachlich wie ethnographisch sehr verschieden von ihren südlichen Nachbarn, obgleich eine Verschmelzung beider Stämme und ein allmähliches Übergehen des einen in den anderen deutlich erkennbar ist. Die schmale Einschnürung zwischen Kures und der Ostküste, also dort, wo die letzten Ausläufer des Rossel-



gebirges nach Norden abfallen, ist wohl die ursprüngliche Grenze der beiden Stämme gewesen. Der Süd Stamm hat, diese Grenze überschreitend, sich mit dem Nordweststamm vermischt. Eine weitere Besiedlung des Nordwesttheiles der Insel scheint von Neuhanover aus stattgefunden zu haben.

Die auf der Ostseite vorgelagerten kleineren Inseln und Inselgruppen haben auf der Hauptinsel Kolonien gegründet, deren Bewohner sich heute noch in Sitten, Gebräuchen und Sprache von der Nachbarschaft unterscheiden. Tanga und Aleri haben vor vielen Jahren eine Kolonie auf der Ostseite von Süd-Neumecklenburg gegründet, im heutigen Distrikt Siara, der eine Anzahl recht gut bevölkerter Dorfschaften umschließt, die einen Küstenstreifen von etwa zehn Seemeilen Länge einnehmen. Die beiden Inselgruppen unterhalten mit Siara noch heute einen lebhaften und freundschaftlichen Verkehr, während sie mit allen Nachbarn mehr oder weniger auf Kriegsfuß stehen. Tanga und Aleri bilden ferner die Brücke, über welche eine stetige Verbindung für Handels- und Tauschzwecke mit der Gruppe Niffan und dadurch mit Bula und den Salomoinseln überhaupt besteht. Auf diesem Wege sind Eigentümlichkeiten des einen Volkes zu dem anderen gewandert.

Ebenso haben Tabar und Lihir Kolonien auf der gegenüberliegenden Hauptinsel Neumecklenburg gegründet, mit denen sie noch heute in freundschaftlichem Verkehr stehen.

Der Charakter des Volkes ist im Norden und im Süden völlig verschieden. Im Süden finden wir eine große Ähnlichkeit mit den Bewohnern der Gazellehalbinsel. Das Volk hat dort denselben verschlossenen, fast mürrischen Charakter, nur wenig geneigt zu Mittheilbarkeit. Dies zeigt sich auch in der Anlage der Dorfschaften, die fast überall aus einzelnen, umfriedigten Gehöften bestehen, innerhalb welcher die Bewohner den spähenden Blicken der Nachbarn nicht ausgesetzt sind. Dem Fremden und den Fremdlingen ist man abgeneigt, und wo sich eine Gelegenheit bietet, äußert sich dies in Angriffen und Überfällen. Seit der Gründung der Missionen und durch den Einfluß der deutschen Verwaltung haben sich Feindseligkeiten gegen Weiße erheblich vermindert, und Händler können sich überall unbelästigt niederlassen.

Die Bevölkerung Nord-Neumecklenburgs ist bedeutend lebhafter und besitzt im ganzen eine höhere Intelligenz als die des Südens. Tanz und Gesang, ausgedehnte Festlichkeiten mit großen Schmausereien sind hier an der Tagesordnung, und die Arbeit wird nach Kräften beiseite geschoben. Dennoch ist der Nord-Neumecklenburger in den Pflanzungen ein gesuchter Arbeiter, denn infolge seiner höheren Begabung begreift er leicht und versteht nach kurzer Anleitung die ihm übertragene Arbeit.

Weiß er, daß er beobachtet wird, dann schafft er nach Kräften, lehrt man ihm jedoch den Rücken, dann legt er die Hände in den Schoß und faulenzet.

Die Eingeborenen haben ihre Dorfschaften durch breite Fahrwege verbunden, die fortwährend gut in Ordnung gehalten werden, sie haben Flüsse und Bachläufe mit soliden Brücken überbrückt und setzen ihren Stolz darein, die Arbeit sorgfältig auszuführen. Von der Nordspitze Neumecklenburgs an kann man jetzt längs der Ostküste auf guten Wegen eine zweihundert Kilometer lange Spaziertour unternehmen, allein ausgerüstet mit einem Stecken und ein wenig Tabak, um an Träger oder für gern geleistete Gefälligkeiten eine Belohnung zu erteilen. Die Missionen haben in Nord-Neumecklenburg noch keinen nennenswerten Erfolg zu verzeichnen, und erst nachdem die deutsche Regierung geordnete und gesicherte Verhältnisse geschaffen, haben einzelne Stationen begonnen, den Eingeborenen das Christentum zu lehren.

Kannibalismus war bis vor nicht langer Zeit überall auf Neumecklenburg und Neuhannover gebräuchlich. Durch den Einfluß der Missionen wie der Verwaltung ist diese Sitte in der Gegenwart auf einzelne Teile beschränkt worden. In dem Koffelgebirge zum Beispiel findet man sie noch in Blüte, und auch da, wo der europäische Einfluß sich geltend macht, wird sie oftmals im geheimen ausgeübt.

In der Regel waren es die Leichen der im Kriege Erschlagenen, die von der Gegenpartei verspeist wurden, wenn es ihr gelang, diese in ihre Gewalt zu bekommen. Aber nicht nur im offenen Kampf erbeutete man den so sehr geschätzten Braten, sondern namentlich in hinterlistigen und plötzlichen Überfällen. Alles, was getötet wurde, ward fortgeschleppt, Männer, Weiber und Kinder, Alte wie Junge. Manchmal wurden Züge nach weit entfernten Distrikten unternommen, um Menschenfleisch zu erbeuten. Bei solchen Gelegenheiten vereinigten sich dann mehrere Distrikte zum gemeinschaftlichen Raubzug. Die Überfälle fanden in der Regel in der Nacht statt, und man rieb den Körper mit schwarzer Farbe ein, um sich unkenntlich zu machen.

Auf der Küste von Neuhannover habe ich vor Jahren eine Anzahl solcher Menschenjäger überrascht, die in vier Fahrzeugen, etwa fünfzig Männer enthaltend, von einem Raubzuge zurückkehrten. Nach einer lebhaften Jagd gelang es, das eine der Kanus vom Ufer abzuschneiden; die Insassen sprangen mit ihren Waffen ins Wasser, um den dichten Mangrovewald des nahen Ufers zu erreichen, was ihnen auch gelang. Das erbeutete Kanu enthielt drei Leichen, zwei Bänglinge und ein eben erwachsenes Mädchen; alle drei waren durch Urthiebe getötet und mit Speeren durchbohrt, die Körper mit Lianen an dicke Holzstäbe fest-



geschnürt. Die entkommenen Fahrzeuge führten, wie ich später erfuhr, eine ebenso schauerliche Ladung.

An Ort und Stelle angekommen, werden die Leichname von den Weibern unter lautem Jubel und Geschrei in Empfang genommen, und sofort wird die Zubereitung begonnen. Diese besteht darin, daß der Leichnam zunächst am Strande mit Sand abgerieben und gewaschen wird. Die Zerstückelung erfolgt dann, nachdem die Leichen einige Stunden ausgestellt und durch Trommelsignale die Nachbarn herbeigerufen worden sind, um den Triumph des Stammes zu feiern und nebenbei auch um einen Teil des Bratens zu ergattern. Die Häuptlinge haben das Recht, die besten Lederbissen für sich zu reservieren, müssen jedoch dem Festgeber den Vorrang lassen und demselben für den ihnen verabreichten Teil in Muschelgeld zahlen. Jeder sucht ein kleines Stück zu erlangen, denn durch den Genuß glaubt man in den Besitz erhöhter Tapferkeit oder Stärke oder Verschlagenheit zu gelangen. Eigene Stammesangehörige, sowie die Leichname solcher, die dasselbe Totemzeichen haben, werden nicht verzehrt. Wie man sich in dem letztgenannten Falle ausfindet, ist mir noch nicht klar geworden, weil die Totemzugehörigkeit nicht durch äußere Merkmale kenntlich gemacht ist. Gefangene werden in einzelnen Fällen zu Tode gemartert, ganz wie in früheren Zeiten auf der Gazellehalbinsel. Auf der Insel Iir oder Iibir ist noch eine Grausamkeit üblich, die hoffentlich bald der Vergangenheit angehören wird. Hat der Häuptling ein Verlangen nach Menschenfleisch, dann versammelt er, nachdem er den Namen des Opfers vorher einer Anzahl seiner Vertrauten mitgeteilt hat, seinen ganzen Stamm einschließlich der Sklaven, die auf Kriegszügen erbeutet worden sind. Alle sitzen auf dem freien Dorfplatz in weitem Kreise. Auf ein Zeichen des Häuptlings stürzen sich die Eingeweihten auf das Opfer, halten es fest und stoßen ihm hinter dem Schlüsselbein ein Loch in den Körper. Durch diese Öffnung werden glühend gemachte kleine Steine in den Körper gezwängt, und der Unglückliche wird dann losgelassen. Unter entsetzlichen Qualen stürzt er nun umher, bis der Tod ihn erlöst. Dieser gräßliche Gebrauch soll früher in größeren Teilen von Neumecklenburg üblich gewesen sein, und auch auf Neulauenburg ist er bekannt. Auf der Sankt-Johns-Insel soll man früher die Sklaven gelegentlich bei lebendigem Leibe in den dortigen heißen Quellen gebrüht haben.

Ich will hier das Verhalten der Melanesier gegenüber den ermordeten Weißen erwähnen. Ich habe während eines langjährigen Aufenthaltes im Lande noch nie einen Fall konstatieren können, in welchem erschlagene Weiße wirklich verzehrt worden sind. Die Leichen der Ermordeten sind bisweilen wohl zerstückelt worden und einzelne

Teile nach entfernten Distrikten gekommen, gewissermaßen als Belegstücke des verübten Mordes, aber von einer Verzehung dieser Teile ist nichts Sicheres bekannt. Es erscheint unbegreiflich, warum der Kannibale, der seinesgleichen verspeist, einen Weißen verschmähen sollte. Berücksichtigen wir jedoch den bodenlosen Aberglauben der Melanesier, der meiner Ansicht nach ihn auch zur Menschenfresserei getrieben hat, weil er von der Verzehung der Leichen Erschlagener eine Vervollkommnung des einzelnen Individuums erwartet, so ist es uns auch begreiflich, daß er den Leichnam eines getöteten Weißen nicht verzehrt, weil seiner Meinung nach der Geist des Erschlagenen einen gewissen Einfluß über ihn ausüben würde, der ihm nicht wünschenswert erscheint. Der verstorbene König Goroi in den Shortlandinseln hat mir auf Befragen und ohne darauf hingeleitet zu werden, dieselbe Erklärung gegeben, allerdings mit der nicht sehr schmeichelhaften Bemerkung: Spirit belong all white men, no good! = Die Geister (oder die Seelen) der Weißen sind nicht gut! Im allgemeinen erhält man wohl die Antwort: Das Fleisch der Weißen schmeckt nicht gut! Ich halte dies für eine Ausflucht, hinter der der schlaue Eingeborene seine Angst vor dem Geiste des Erschlagenen verbirgt. Damit in Übereinstimmung steht dann auch, daß in einzelnen Fällen Teile des Skelettes erschlagener Weißen von den Eingeborenen aufbewahrt worden sind, weil man ihnen besondere Kräfte und Eigenschaften zuschrieb. So wurde der Oberarmknochen eines in Rambahira auf der Gazellehalbinsel erschlagenen Europäers lange Zeit von einem dortigen Häuptling in seinem Armlörbchen herumgetragen, weil er sich dadurch einen Teil der Geistesüberlegenheit des Ermordeten zuzuwenden vermeinte.

Vollständig irrig ist die Ansicht, daß das Vorhandensein von Schädeln oder menschlichen Untertiefen in den Hütten ein untrügliches Zeichen für den Kannibalismus der Bewohner ist. In einzelnen Fällen ist dies allerdings der Fall, oft jedoch sind diese Skeletteile Erinnerungszeichen an Verstorbene, Eltern, Verwandte oder Freunde und haben mit Kannibalismus so wenig zu schaffen wie die Haarlocke, die man in Europa zum Gedächtnis Verstorbener aufbewahrt.

Ebenso irrig ist die Ansicht, daß der Kannibalismus der Hauptfaktor des großen Rückganges der Bevölkerungszahl ist. In manchen Gegenden ist allerdings durch die Kopffjägerei die Bevölkerung einzelner Distrikte stark dezimiert worden, aber im ganzen wird der Verlust an Menschenleben infolge des Kannibalismus überschätzt.



Die Eheschließung ist in den einzelnen Theilen der Insel wesentlich verschieden. Im Süden finden wir den Kauf der Weiber durch die Familienältesten, die dann das gekaufte Mädchen an jüngere Stammesangehörige abgeben. In Neuhanover und in Nord-Neumecklenburg ist dieser Gebrauch zum Theil auch vorhanden. An sehr vielen Stellen ist es nicht der junge Mann, der die ersten Schritte macht, sondern die junge Dame, die durch Vermittlerinnen dem Betreffenden kundtun läßt, daß sie ihn durch ihre Wahl zu beglücken gedenke. Ist der Erwählte damit einverstanden, dann leben sie hinfort zusammen als Mann und Weib. Geschenke werden ausgetauscht, und ein Festessen wird veranstaltet. Die Ehen werden aber ausschließlich zwischen zwei Individuen geschlossen, die verschiedene Totem- oder Stammeszeichen haben.

Von großer Stabilität ist die Ehe im Norden nicht. Die beiden Parteien können sich nach Belieben trennen, und die Frau geht dann zu ihrer Sippe zurück und mit ihr etwaige während der Ehe geborene Kinder. Auch Weibertausch kommt häufig vor, immer jedoch nur zwischen Mitgliedern einer und derselben Totemgruppe. Durch dies recht lockere Verhältniß leidet der Stamm in hohem Maße, denn die Weiber sehen Kinder als ein unbequemes Anhängsel an und gebrauchen die verschiedensten Mittel zur Abtreibung der Leibesfrucht, theils mechanische, wie starkes Kneten des Unterleibes, Herabspringen von einem hohen Steinblock oder Baumstamm, starke Umschnürung des Unterleibes usw., theils auch Medicamente, hergestellt aus verschiedenen ihnen bekannten Pflanzen. Man darf als sicher annehmen, daß die Zahl der Weiber um die Hälfte geringer ist als die Zahl der Männer, und in der Zeit meines Aufenthaltes im Archipel hat sich die Bevölkerung dieser Gegenden rasch vermindert. Noch weiter dezimierend wirkt der Gebrauch, daß ganze Dorfschaften oder Verbände sich gelegentlich verpflichten, überhaupt keine Kinder zu haben. Die Veranlassung zu dieser Sitte ist zum Theil wohl die den Eingeborenen angeborene Indolenz. Eine zahlreiche Familie bedingt erhöhte Arbeit und vermehrte Müheverwaltung, deshalb entzieht man sich derselben durch Vernichtung des Nachwuchses. Es tragen jedoch auch andere Gründe dazu bei, namentlich das Totemwesen, welches die Wahl eines Gatten oder einer Gattin häufig sehr schwierig macht, weil eine große Gruppe nicht imstande ist, aus einer kleineren Gruppe, die nur über eine geringe Anzahl heirathsfähiger Mädchen verfügt, das nötige Weibermaterial zu erlangen. Der unerlaubte geschlechtliche Umgang in der eigenen Sippe greift dann im geheimen um sich und damit auch die Abtreibung der Leibesfrucht.

Diesen Gebräuchen gegenüber hilft kein Machtgebot der Behörden, keine Drohung und keine Ermahnung. Vielleicht können die christlichen











Missionen Wandel schaffen, aber das Christentum der Eingeborenen besteht vorderhand in Auserlichkeiten, der Volksgeist hängt noch am Alten und ist den althergebrachten Sitten unterworfen.

Polygamie ist überall erlaubt, wird aber nur in einzelnen Fällen ausgeübt. Das Eheleben ist ein wenig ideales; die Frau ist zum großen Teil das Arbeitstier, sie besorgt den größten Teil der Feldarbeiten, hat aber daneben noch viel freie Zeit zum Faulenzen. Gehorsam dem Ehegatten gegenüber ist eine Tugend, die sie nicht kennt oder nur in geringem Maße übt, und eheliche Zwistigkeiten gehören zur Tagesordnung. Der Herr Gemahl greift, wenn ihm endlich die Geduld reißt, zum Stock oder er schlägt sie mit den Fäusten, was dann zur Folge hat, daß die Frau, wenn sie es möglich machen kann, zu ihrer Sippe läuft und bei den Verwandten Hilfe sucht. Die ehelichen Zwistigkeiten führen daher vielfach zu Streitigkeiten und zu blutigen Fehden.

Die Geburt des ersten Kindes wird immer mit großen Schmausereien gefeiert. Eine eigentümliche Sitte ist, daß bei dieser Gelegenheit Scheinkämpfe zwischen den Männern und den Weibern stattfinden. Die ersteren bewaffnen sich mit kurzen, dabei aber recht derben Stöcken, die letzteren ergreifen Steine, Erdschollen, harte Früchte und dergleichen, und beide Parteien gehen anscheinend erbittert aufeinander los. Nach einem kurzen Kampf trennt man sich unter Lachen und Reden und setzt sich befriedigt zum Mahl. Bei allen diesen Festlichkeiten auf Neumecklenburg darf das Schwein nicht fehlen. Je größer die Anzahl der Schweine und je größer die Exemplare, desto mehr Ruhm erntet der Festgeber. Bei einem Feste zu Ehren eines Verstorbenen in einem Dorfe auf der Nordostküste zählte ich gelegentlich 37 Schweine, 80 bis 200 Pfund wiegend, daneben waren wohl etwa 5000 bis 6000 Pfund Taroknollen aufgestapelt, gegen 300 Bananenbündel und wohl ebenso viele der runden, läseartig geformten Palette von Sago. Das Schlemmen dauert bei solcher Gelegenheit denn auch mehrere Tage, und die Teilnehmer vertilgen ungeheure Quantitäten. Portionen von vier bis fünf Pfund Schweinefleisch, ebensoviel Taro, einige Handvoll Bananen und eine Anzahl Sagoluchen vertilgt ein einzelner ohne merkbare Anstrengung.

Besondere Gebräuche bei Eintritt der Pubertät finden nicht statt. Der Knabe übt sich mit seinen Altersgenossen im Speerwerfen und geht, wenn er größer ist, mit den älteren Leuten auf Fischfang. Ist er groß genug, dann zieht er mit ihnen in den Kampf. Die Mädchen halten sich an ihre Mutter, gehen mit derselben aufs Feld und werden schon früh im Tanzen unterrichtet. Wenn sie größer sind, knüpfen sie eine Liebchaft an, eine heimliche oder eine öffentliche, bis

sie sich dann gelegentlich verehelichen und unter die Haube kommen. Dies ist kein bildlicher Ausdruck, denn in der That legen alle verheirateten Weiber nach der Eheschließung eine aus Pandanusblättern gefertigte Haube an, welche eine entfernte Ähnlichkeit mit den alt-preussischen Grenadierhauben hat. Diese Haube wird in Gegenwart der Männer stets aufgesetzt und nur abgelegt, wenn die Frau sich unbeachtet weiß. Auf den Schnitzwerken finden wir die dargestellten Weiberfiguren häufig mit der Haube bekleidet, ein Zeichen, daß dies Schnitzwerk zu Ehren einer verstorbenen Ehefrau hergerichtet worden ist.

Die Frau ist nicht reichlich mit Bekleidung geplagt. An einer Schnur, die um den Bauch gelegt ist, hängt vorn wie hinten ein Bündel aus Faserstoff, der theils in naturfarbenem Zustand, theils rot gefärbt ist. Junge Mädchen zeigen sich, wie Gott sie erschaffen, und die Männer gehen gleichfalls ausnahmslos im adamitischen Kostüm. In der Neuzeit bedecken sich beide Geschlechter mit bunten Kalikostoffen; die Männer stolzieren in Hose, Jacke und Hut herum und sehen in diesem zivilisirten Aufzug unbeholfen und vielfach auch recht unsauber aus. Die unbekleideten braunen Gestalten der früheren Zeiten machten unstreitig einen bedeutend angenehmeren Eindruck auf den fremden Beschauer.

Bei diesen bekleideten Eingeborenen wird es uns recht deutlich, daß die Kleidung des Menschen wohl ursprünglich aus dem Bestreben hervorging, sich zu schmücken; denn eine Bekleidung als Schutz gegen Witterungseinflüsse ist in dem ganzen Bismarckarchipel nicht nötig. Daher sieht man denn auch gelegentlich einen Insulaner, der sich stolz in einen alten Winterpaletot hüllt, ein Geschenk irgendeines Ansiedlers, dem das Aufbewahren dieser Mottenfalle nicht der Mühe wert schien. Daß sich der Eingeborene in den fremden Federn nicht wohl fühlt, das kann man bei mannigfacher Gelegenheit beobachten, aber die Nachahmungssucht und die Meinung, jetzt bedeutend schöner zu scheinen, kurz, die Mode läßt ihn das Opfer bringen. In vielen Fällen halte ich die Bekleidung mit europäischen Stoffen für geradezu gesundheitswidrig. Ein nackter Eingeborener läßt sich vom Regen abwaschen und spürt keine üblen Folgen davon: der bekleidete Eingeborene legt die den Körper eng umschmiegenden, vom Regen durchnähten Baumwollstoffe nicht ab, sie trocknen ihm am Leibe und rufen Lungenkrankheiten hervor, für die er überhaupt sehr empfänglich ist. Die Nacktheit der Eingeborenen dürfen wir nicht als eine Veranlassung zu dem nach unseren Begriffen vielfach unmoralischen Lebenswandel ansehen. Die Nacktheit an und für sich ruft bei einem Eingeborenen keine sinnliche Erregung hervor, und die Schamhaftigkeit eines völlig nackten Neumedlenburgmädchens ist ebenso groß, wenn nicht größer, als bei den meisten unserer europäischen Modedamen.



Dem Europäer erscheint der Eingeborene im Adamskostüm in der That nicht als nackt, die braune Haut an und für sich ersetzt gewissermaßen den Anzug.

Im südlichen Neumecklenburg, wo wie auf der Gazellehalbinsel die Kaufehe üblich ist, herrscht stellenweise eine eigentümliche Sitte, die zeitweilige Absperrung der jungen Mädchen vor der Verheirathung. Innerhalb einer dicht geschlossenen Hütte wird ein kleineres Gelaß errichtet, hergestellt aus einigen leichten Stangen, bekleidet mit Kokosmatten (Tafelbild 44). Hier hinein begibt sich das junge Mädchen und ist nun auf lange Zeit nur den Eltern sichtbar, die sie mit ausgesuchter Speise reichlich nähren und sie am Abend behufs Verrichtung der Nothdurft ins Freie geleiten. Diese Klausur dauert nach Aussage der Eingeborenen zwölf bis zwanzig Monate. Die junge Dame erreicht während dieser Zeit einen beträchtlichen Körperumfang, und die Haut bleicht stark ab, so daß man nach einer gründlichen Waschung eine etwas dunkel geratene Samoanerin vor sich zu sehen glaubt. Sowohl die plumpen Körperformen wie die Helle der Haut werden als besondere Schönheitsmerkmale angesehen. Ist das Mädchen infolge der Raft „fett wie ein Schwein“ geworden, so streicheln die Weiber bewundernd ihre fetten Arme und Schenkel und tätscheln entzückt die dicken Wangen.

Die Bestattungsgebräuche im nördlichen Neumecklenburg haben manches Eigentümliche. Wenn ein Mann stirbt, so richtet man eine Bahre aus Speeren her, legt darauf die geschmückte Leiche und läßt sie von den Verwandten von Haus zu Haus tragen. Alle Anwesenden stimmen ein lautes Weinen und Wehklagen an. Auswärtige Verwandte versammeln sich im Trauerhause, Freunde und Bekannte des Verstorbenen eilen ebenfalls herbei.

Am zweiten Tage errichtet man vor der Hütte ein auf vier Pfählen ruhendes Gerüst und legt die Leiche darauf. Je größer das Ansehen des Verstorbenen im Leben gewesen ist, um so höher sind die Pfosten des Gerüsts, jedoch selten über zwei Meter Höhe. Unter dem Gerüst wird ein Holzstoß aufgerichtet, bestehend aus gewöhnlichen Holzschelten, aber auch aus Schnitzwerken, die bei früheren Totenfeierlichkeiten Verwendung gefunden haben. Der sorgfältig hergerichtete Scheiterhaufen wird nun angezündet, und gleichzeitig besteigt ein naher männlicher Verwandter das Gerüst, in der Hand einen Speer haltend. Mit dem Speer berührt er von Zeit zu Zeit den Kopf der Leiche und singt währenddessen einen eintönigen Gesang; dieß wird fortgesetzt, bis die Flammen

des Scheiterhaufens ihn nötigen, das Gerüst zu verlassen. Das Feuerungsmaterial wird unterdessen wieder erneuert, bis endlich die Flammen das Gerüst zerstört haben und die Leiche in die Glut stürzt. Derselbe Mann, der vorher auf dem Gerüst stand, tritt jetzt heran und holt aus der Leiche mit seinem Speer die Leber hervor; diese verteilt er an die anwesenden jungen Männer in kleinen Stücken, zusammen mit etwas Ingwerwurzel. Nach dieser Zeremonie wird weiteres Feuerungsmaterial aufgeschüttet, bis die Leiche vollends zu Asche verbrannt ist, und wenn die Glut erloschen ist, errichtet man über der Stätte ein einfaches Schuttdach.

Während des Verbrennens ertönt ein fortwährendes, ohrenbetäubendes Klagegeheul, angestimmt von allen Anwesenden. Nach der Einäscherung wird ein reichliches Festmahl verzehrt; dasjenige der Verwandten ist neben dem Scheiterhaufen hergerichtet, den Freunden und Bekannten des Verstorbenen ist in einiger Entfernung ein ebenso reichliches Mahl bereitet.

Nach einigen Wochen wird die Asche auf dem Verbrennungsorte mit dem Saft von Kokosnüssen vermischt, und mit dem Brei beschmierem sich die Leidtragenden vom Kopf bis zu den Füßen. Bei dieser Gelegenheit wird wieder ein Festmahl für alle Anwesenden veranstaltet. Vorderhand finden dadurch die Trauerfeierlichkeiten ein Ende, bis sie dann bei dem alljährlich wiederkehrenden „malangene“ ihren völligen Abschluß finden.

Die eigentliche Trauerzeit dauert von dem Todestage bis zu dem Tage, an dem sich die Trauernden mit der Asche des Scheiterhaufens bestreichen. Während dieser Trauerperiode ist es den Männern nicht erlaubt, das Kopfhaar mit Kalkpulver oder Kalkbrei einzureiben.

Auf Neuhannover ist die Bestattungsweise ähnlich. Gehen wir der östlichen Küste Neumecklenburgs entlang, dann ändern sich allmählich, je weiter wir nach Süden kommen, die Bestattungsgebräuche. Die Verbrennung wird beibehalten, aber die vorhergehenden Zeremonien sind verschieden. So wird an einigen Orten z. B. der Leichnam in einem kleinen Kanu sitzend, in einer Hütte aufgebahrt; der ganze Körper wird mit einem Gemisch aus roter Ockererde und gebranntem Kalk bestreut, und die Hände der in sitzender Stellung aufgebahrten Leiche werden durch dünne, an den beiden Daumen angebundene Schnüre in die Höhe gezogen, so daß die in den Ellenbogen gekrümmten Arme mit aufgerichteten Händen wie in betender Haltung emporstehen. In dieser Stellung wird der Leichnam dann bestattet oder auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

In einzelnen Distrikten im Rosselgebirge werden die Leichen, in



sitzender Stellung in Kalkpulver verpackt und mit Blättern umwickelt, in den Hütten unter dem Dache aufbewahrt.

Vielfach werden die Verstorbenen in der gewöhnlichsten Weise beerdigt, obgleich in den Distrikten, wo diese Methode üblich ist, auch daneben die Versenkung der Leichen ins Meer vorkommt. Die Wahl der Bestattungsmethode ist jedoch nicht dem Belieben der Hinterlassenen anheimgestellt; aber es ist mir bisher nicht gelungen, über die Art und Weise der Regelung genaue Mittheilungen zu erlangen.

Überall, wo ich Bestattungen der verschiedenen Arten zu beobachten Gelegenheit hatte, waren die Leichen mit Federbüschen und Schmuckstücken geschmückt, und an manchen Orten wurden ihnen Muschelgeld oder Waffen, Betelnüsse und Eswaren mitgegeben.

Tanz und Gesang werden auf keiner Insel des Archipels so sehr gepflegt wie bei den Neumedlenburgern. Nirgendwo sonst im Archipel finden wir eine solche Mannigfaltigkeit der Tänze mit so verschiedenen Figuren. Auch hier sind die Tänze mimische Darstellungen, und jede einzelne Bewegung ist genau erwogen und einstudiert, so daß eine Gruppe geübter Tänzer in der Präzision der Bewegungen es getrost mit einem europäischen Ballett aufnehmen kann. Die mir zu Gesicht gekommenen Tanzaufführungen lassen sich einteilen in erotische Tänze, Kriegs- und Kampftänze, Tänze, welche pantomimische Darstellungen gewisser Ereignisse sind, und Tänze, die dem Toten oder dem Stammesemblem gewidmet sind. Diese Einteilung gilt jedoch nur für die Männertänze, die Weibertänze habe ich nicht in ein bestimmtes System hineinbringen können.

Die erotischen Tänze sind sehr beliebt und werden hauptsächlich bei den zu Ehren der Verstorbenen stattfindenden Festlichkeiten aufgeführt. Die Tänzer tragen bei dieser Gelegenheit Masken, die den Träger unkenntlich machen. Außer der Maske legt der Tänzer einen rings um den Leib gehenden Schurz aus Farnkräutern und anderem Laub um, der vom Gürtel bis zu den Knien reicht. Bei der Auführung bilden die Zuschauer einen Kreis, innerhalb dessen das Orchester Platz nimmt. Dies letztere besteht aus Holztrommeln und aus Brettern und Bambusstücken, die im Takt geschlagen werden. Unterstützt wird die Kapelle von einem Sängerchor, der sich Mühe gibt, die dröhnenden Trommeln zu überschreien. Zunächst spielt das Orchester eine Art von Duvertüre. Dann sieht man von der Seite, gewöhnlich aus dem Gebüsch kommend, eine Anzahl der maskierten Tänzer hervortreten; langsamen

und bedächtigen Schrittes nähern sie sich dem Tanzplaz, bald stehen bleibend, bald sich nach allen Seiten umblickend, bis sie sich endlich am vorher bestimmten Ort zu einer Gruppe vereinigen. Diese Gruppe führt nun unter Begleitung des Orchesters eine Anzahl gemessener Bewegungen aus, die darin bestehen, daß die Maskierten einander langsam umkreisen, gleichsam als ob der eine auskundschaften wolle, wer der andere wohl sein könne. Dies dauert etwa zehn Minuten. Dann nähert sich plötzlich, ebenfalls aus dem Gebüsch hervortretend, eine einzelne Maske und bewegt sich nach der Gruppe hin, genau in der vorher beschriebenen Weise. Sobald die Masken diese neue Maske gewahren, geraten sie anscheinend in große Aufregung, trippeln ihr schnellen Schrittes entgegen, ziehen sich dann zurück, während die zuletzt gekommene Maske allmählich sich der Gruppe zugesellt. Es beginnt jetzt eine sehr komische Darstellung, welche die Annäherung des Mannes an die Frau schildert, denn es wird dem Zuschauer klar, daß die zuletzt erschienene Maske ein weibliches Wesen, die ersten Masken jedoch Männer darstellen. Die Männer versuchen sich nun dem Weibe angenehm zu machen, wobei jeder einzelne sich bemüht, die anderen zu verdrängen. Vorderhand bleibt die Schöne jedoch kalt gegen alle Liebesanträge, schiebt einen sich Anschmeichelnden derb zurück, kehrt einem anderen den Rücken oder gibt durch andere nicht zu verkennende Zeichen ihr Mißfallen kund. Doch endlich erklärt sie sich für besiegt und erkennt einen der Maskierten als ihren Liebhaber an. Dieser ist nun voller Freude, die er durch allerhand Sprünge um die Geliebte herum ausdrückt. Die verschmähten Liebhaber ziehen sich nach einer Seite des Tanzplatzes zurück und überlassen den Plaz den beiden Verliebten, die nun eine intimere Annäherung darstellen, nicht ohne anfängliches Sträuben der Schönen, die jedoch schließlich dem Liebeswerben ihres Erwählten Gehör schenkt. Wenn auch, namentlich in der letzten Szene, die Darstellung es an derber Realistik nicht fehlen läßt, so kann man doch nicht sagen, daß der Tanz obszön ist. Das Komische und Groteske ist in der Vorführung zu sehr vorherrschend und wird noch mehr erhöht durch die geschnitzten und bemalten Masken mit ihren gefärbten Raupen, die an die altbayrischen Helme erinnern.

Wenn der Eingeborene auch in den großen, öffentlichen Versammlungen einen gewissen Anstand walten läßt, so gibt es daneben auch Tänze, bei denen er absolut keine Schranken kennt. Derartige Auführungen finden aber auf eingefriedigten, dicht eingeschlossenen Plätzen statt, wo die Blicke der Neugierigen, denen solchen Tänzen beizuwohnen nicht erlaubt ist, nicht hineindringen können.

Die Kriegs- und Kampftänze werden mit derselben Musik-



begleitung aufgeführt wie der vorher beschriebene Tanz. Die Tänzer selber besorgen das Singen. Sie stellen sich in einer Doppelreihe oder in mehreren Reihen auf, ein jeder hält in der Hand den gewöhnlichen Kampfspeer. Der ganze Körper ist vom Anfang bis zum Ende des Tanzes in unaufhörlicher Bewegung; die Beine und Füße machen trippelnde, schnelle Bewegungen oder biegen sich in den Kniegelenken, werden rechts und links, vorwärts wie rückwärts geworfen; die Arme schwingen die Speere, machen fingierte Speerstöße, die pantomimisch den Feind zu Boden strecken, worauf der Speer mit einem kräftigen Ruck wieder zurückgezogen wird; dabei wiegt und beugt sich der Oberkörper und der Kopf nach allen Richtungen, aber jede Bewegung ist so genau einstudiert, daß, wenn auch hundert Tänzer gleichzeitig auftreten, die verschiedenen Bewegungen von allen gleichzeitig ausgeführt werden. Die Touren oder Figuren dieser Tänze wechseln in höchstem Grade, denn bald erfindet dieser, bald jener eine neue Figur, und wenn sie Gefallen erregt, wird sie von den Tänzern geübt und bei der nächsten Gelegenheit zum besten gegeben.

Ebenso mannigfaltig sind die pantomimischen Tänze, die ein besonderes Ereignis darstellen; in diesen Tänzen betont man mit Vorliebe die komischen Momente.

Außerst charakteristisch sind die Tänze, die ich Totentänze genannt habe. Hier werden die Bewegungen desjenigen Tieres, welches einer bestimmten Gruppe als Stammesabzeichen dient, dargestellt. In Nord-Neumecklenburg sind es gewisse Vögel, die als Totemzeichen dienen. Die Aufführenden sind immer die Inhaber des betreffenden Totemzeichens. Hier zeigt sich nun, Welch scharfer Beobachter der Eingeborene ist, wie sorgfältig er seinen Totemvogel und dessen Gewohnheiten kennt und nachzuahmen vermag. Als Beispiel will ich hier den Tanz der Nashornvogelleute anführen, deren Totem der Nashornvogel ist. Die Tänzer stellen sich zu je zweien nebeneinander in langer Reihe hintereinander auf. Ein jeder hält im Munde einen geschnitzten und bemalten Nashornvogelkopf; die Hände werden meistens auf dem Rücken gefaltet. Der Nashornvogel ist ein recht scheuer Patron, der in den höchsten Baumwipfeln die ihm zusagenden Früchte in aller Ruhe verzehrt, aber dabei seine Sicherheit nicht aus den Augen läßt und fortwährend den Kopf nach allen Richtungen bewegt, um sich zu vergewissern, daß kein Feind in der Nähe ist. Zeigt sich ein solcher, dann stößt er einen eigentümlichen Schrei aus und fliegt mit laut rauschendem Flügelschlag von dannen. Alles dies bringen nun die Tänzer in sehr realistischer Darstellung zur Ausführung. Die Köpfe neigen sich rechts und links, vorwärts und rückwärts; das eine Auge wird halb geschlossen,

daß andere äugt scharf nach einer bestimmten Richtung; jede Bewegung wird ohne Hast, in bedächtiger Ruhe ausgeführt, ganz wie es der Vogel im Leben tut. Zum Schluß wird dann der Schrei ausgestoßen und der rauschende Flügelschlag nachgeahmt.

In einem anderen derartigen Tanz wurde die Taube als Totemtier und ihre Verfolgung durch die Schlange dargestellt.

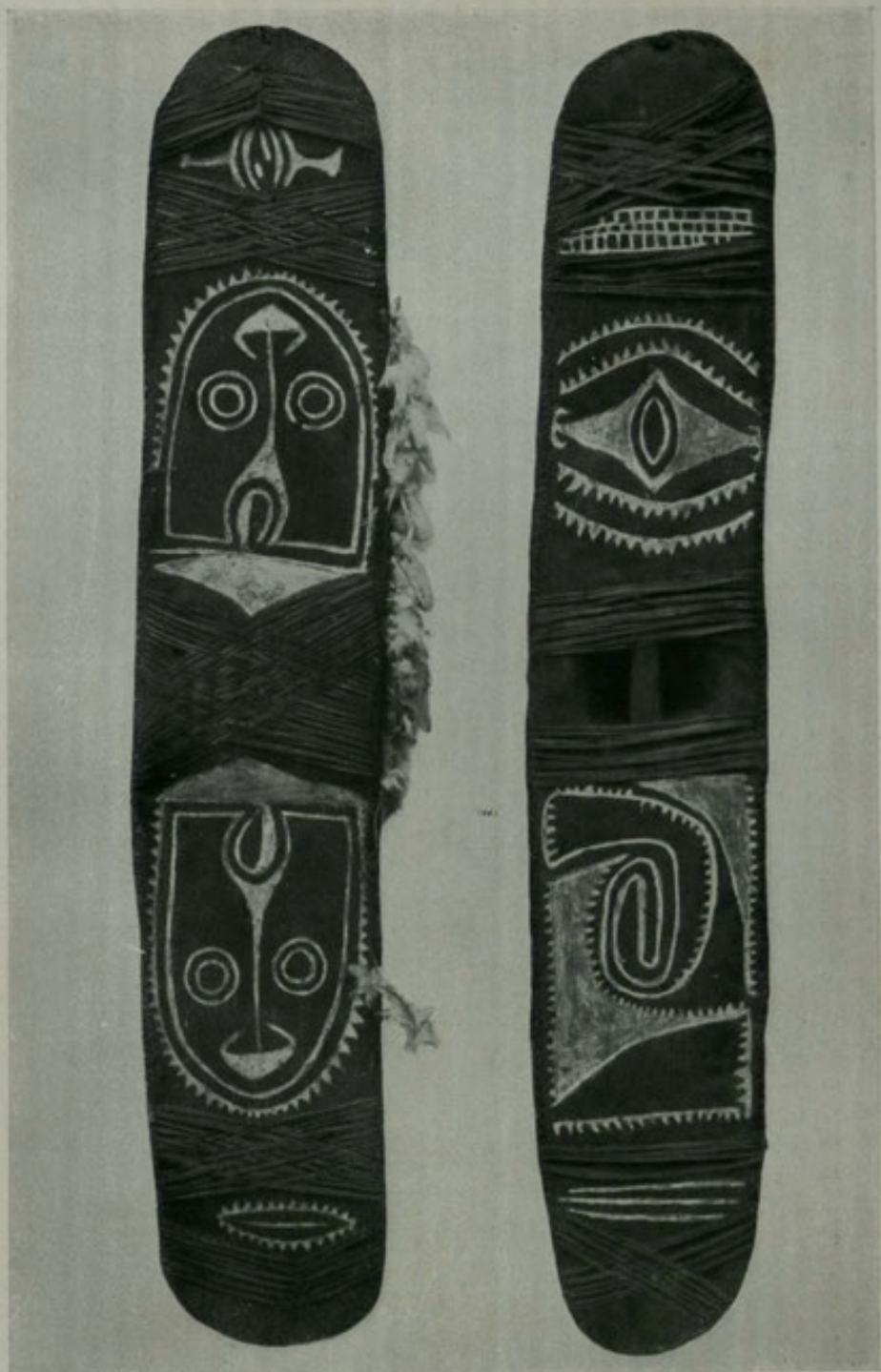
Die Weibertänze sind unter sich auch verschieden, jedoch kommen hier keine pantomimischen Aufführungen vor, sondern die Tänzerinnen sind bestrebt, durch streng abgemessene Bewegungen die Zierlichkeit und Grazie des weiblichen Körpers zum Ausdruck zu bringen. Die paarweise gebildete Tänzerinnenreihe stimmt einen Gesang im allerhöchsten Sopran an. Der Körper ist mit Schmuck, namentlich mit Blumen und bunten Blättern, geschmackvoll dekoriert, und in den Händen hält jede Tänzerin einen hübschen, bunten Blumenstrauß. Zierliche, manchmal sehr komplizierte Bewegungen werden dann mit Händen und Füßen ausgeführt, und wenn ein solcher Tanz von einer Anzahl junger Mädchen aufgeführt wird, ist es in der That ein schöner Anblick. Die schlanken, braunen Gestalten, im Schmuck der Jugend, drehen sich gar zierlich in langsamen Bewegungen, machen kleine Schritte nach vorn oder nach rückwärts, treten dabei mit den Füßchen so sorgsam und leise auf, als ob sie auf Eiern daherschritten, wiegen sich in den Hüften, heben und senken Arme und Hände und werfen dann und wann ihre Blicke auf die Zuschauer, als ob sie sagen wollten: Siehst du wohl, wie schön ich bin?

Daß diese Tänze eine langandauernde Übung erfordern, ist begreiflich. Knaben wie Mädchen werden bereits im frühen Kindesalter von den Älteren unterrichtet. Gar stolz und befriedigt blicken die Mütter, wenn ihre kaum zweijährigen Töchter die Bewegungen der Tänzerinnen mit mehr oder weniger Geschick nachzuahmen suchen.

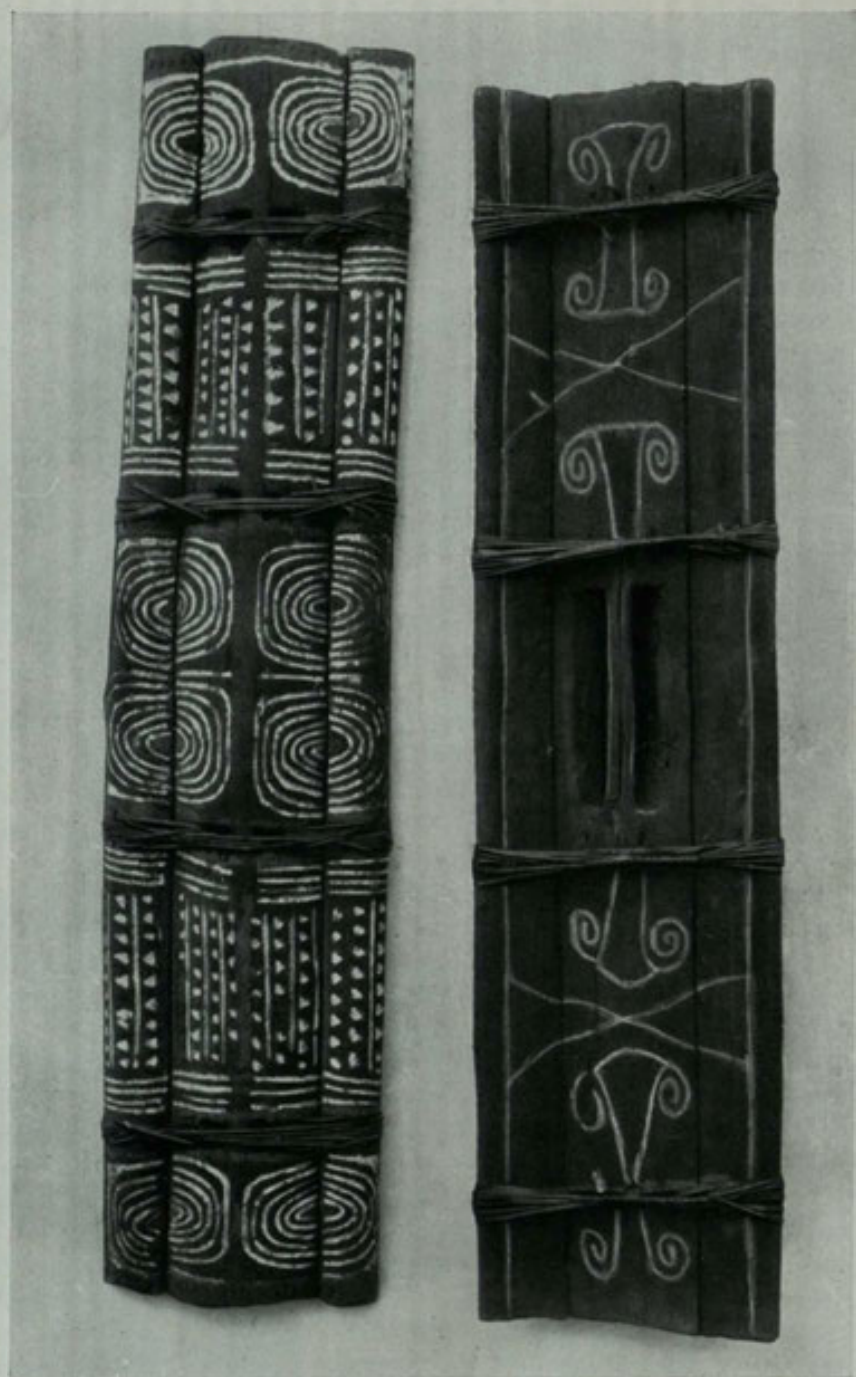
Die den Tanz begleitenden Gesänge werden teils von den Tanzenden selbst, teils von den Trommelmusikanten gesungen und sind eine fortwährende Wiederholung bestimmter Sätze, die anscheinend keine Verbindung mit dem Tanz haben. Die Gesänge drücken in knapper Form die Hauptmomente des Tanzes in bestimmten Schlagworten aus, wodurch den Zuhörern die volle Bedeutung der Lieder klar wird.

Ein Teil der Musikinstrumente ist bereits genannt worden. Die Trommel ist auch hier ein ausgehöhlter Baumstamm mit einem schmalen Schlitz als Schalloch; durch Stoßen der Seitenwand mit einem Stock wird der weithin hörbare Ton hervorgebracht. Eine Signalsprache wie auf der Gazellehalbinsel ist nur in Süd-Neumecklenburg vorhanden, im Norden und in Neuhannover nicht.





39. Schild der O Mengen (buntbemalt, am Rande Federbefah)



a

b

40. Dreiteiliger Schild vom Südkap; a Vorderseite, b Rückseite





41. Dorfszene auf den Lieblichen Inseln



42. Dorfszene auf Kombius (Liebliche Inseln)  
Haus nach Kaiser-Wilhelms-Land-Typ



Sehr eigentümlich und für Nord-Neumecklenburg typisch ist das in Abbildung 16 dargestellte Instrument. Es besteht aus einem Holzblock, 35 bis 45 Zentimeter lang, 20 bis 25 Zentimeter breit und 13 bis 17 Zentimeter dick. Die obere Seite ist zu drei durch einen engen Schlitz getheilten Zungen ausgearbeitet. Beim Gebrauch hält der Eingeborene das Instrument zwischen den beiden Knien und streicht dann mit beiden Handflächen, die erst leicht mit dem Harz des Brotfruchtbaumes eingerieben werden, über die konvergen Seiten der Holzungen. Der dadurch entstehende Ton oder richtiger die drei Töne haben eine große Ähnlichkeit mit dem Geschrei eines Esels. Diese Töne betrachten die Ueingereweihten als Geisterstimmen.

Ein sehr verbreitetes, namentlich jedoch in Nord-Neumecklenburg heimisches Instrument ist die Panflöte, zusammengesetzt aus fünf bis acht nebeneinander befestigten, allmählich kürzer werdenden Röhren von etwa fünf bis sechs Millimeter im Durchmesser. Das Instrument wird nicht bei den Tänzen gebraucht, es dient den Jungen wie den Älteren zur Betätigung ihres musikalischen Genies.

Die Waffen der Neumecklenburger bestehen in Keulen, Speeren und Schleudern nebst Schleudersteinen. Speer und Schleuder sind die häufigsten. Der Keule, als Nahwaffe, hat sich seit der Einführung des Eisens die Art zugesellt, welche man als Kriegswaffe wie überall mit einem besonders langen Stiel versteht, ähnlich wie auf der Gazellehalbinsel. Das freie Stielende ist mehr oder weniger zu einem breiten, ornamentierten Blatt umgewandelt.

Die Keule ist von Neuhanover bis zum Kap George verbreitet. In Neuhanover sind namentlich zwei Formen vertreten, eine runde und eine flache Form; die Länge beträgt achtzig bis hundertdreißig Zentimeter. Beide Formen sind durch eingeritzte und eingelerbte Ornamente verziert, die den Verzierungen der Speere sehr ähnlich sind. Die Neuhanoverkeulen haben sich bis nach Neumecklenburg verbreitet, und man findet sie gelegentlich südwärts bis zu der den Gardnerinseln gegenüberliegenden Küste. In der Südhälfte von Neumecklenburg treten ganz andere, den Keulen der Gazellehalbinsel ähnliche Formen auf.

Die Schleuder und der Schleuderstein werden heute noch überall auf der Südhälfte von Neumecklenburg verwendet und auch auf den davorliegenden Inseln. Sie haben jedoch in früheren Zeiten eine weit größere Verbreitung gehabt, denn in Gegenden nahe am Nordende von Neumecklenburg findet man beim Wegebau zahlreiche, sorgfältig

bearbeitete Schleudersteine, abweichend in der Form von den Geschossen, die heute noch im Süden gebraucht werden. In Neuhannover scheint die Schleuder niemals Verwendung gefunden zu haben.

Von weit größerer Bedeutung ist der Speer. Von Neuhannover aus scheinen sich zwei verschiedene Speerformen nach dem Norden von Neumecklenburg, sowie nach der Sandwichinsel verbreitet zu haben. Beide Formen sind darin gleich, daß sie aus zwei besonderen Teilen bestehen, aus einem Bambuschaft und aus einem Speerblatt oder einer Speerspitze aus hartem Palmenholz, die mit dem Schaft durch sorgfältige Umwicklung mit feiner, starker Faserschnur fest verschnürt ist.

Die am weitesten verbreitete Form hat kreisrunden Querschnitt mit einer langen, allmählich nadelscharf zulaufenden Spitze; die zweite Form hat eine flache, lanzettlich verbreiterte Spitze, auf die in Neuhannover bei älteren Exemplaren häufig ein mit angeschnitzten Widerhaken und Ornamenten versehenes Zwischenstück zwischen Spitze und Schaft folgt. Diese Form hat häufig kein Schaftende aus Bambus und ist dann aus einem einzigen Stück Holz angefertigt. Die Vertiefungen in dem geschnitzten Ornament sowohl wie

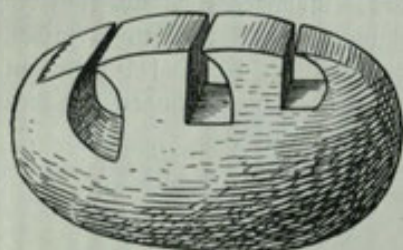


Abb. 16. Musikinstrument aus Neumecklenburg

die Innenseiten der Widerhaken sind in der Regel mit roter Ockererde oder mit gebranntem Kalk ausgefüllt, so daß das dunkle Muster der Schnitzerei deutlich hervortritt (Abb. 17).

Auf den Schäften wird fast immer eine Ornamentierung angetroffen, die stets demselben Typ angehört. Ob es sich hier um eine stilisierte menschliche Figur handelt, ist fraglich. Die Eingeborenen wissen nichts darüber zu sagen. Ihr ganzes Wissen beschränkt sich darauf: das gehört sich so! oder: das hat man immer so gemacht! Einige alte Neuhannovermänner haben mir jedoch verraten, daß die Figur eine Schlange vorstellt oder richtiger einen Geist in schlangenartiger Gestalt (Abb. 17). Die Schlange als böser Geist spielt auf Neuhannover eine große Rolle, ebenso wie auf Neumecklenburg, wo wir sie als Feind des Totemtieres auf den bekannten Schnitzwerken in verschiedener Weise abgebildet sehen. Dasselbe stilisierte Ornament finden wir auch auf den Keulen, hier wie bei den Speerschäften häufig in so wenig erkennbarer Form, daß kaum von einer Deutung die Rede sein kann.

Weiter nach Süden zu finden wir einen anderen Speertyp, der wohl für diese Gegend als ursprüngliche Form gelten kann, bis der



Neuhannoverspeer ihn teilweise verdrängte. Er ist selten über hundertdreißig Zentimeter lang, am dicksten Teil etwa 1,2 Zentimeter im Durchmesser und aus einem Stück Holz gearbeitet. Die Spitze ist scharf angepöigt; unterhalb derselben liegt eine etwa vier Zentimeter breite Umflechtung aus feinen Faserschnüren. Der Schaft verjüngt sich langsam bis zum Ende und ist dort etwa sechs Millimeter dick. Dieser leichte Speer ist in den Händen der Eingeborenen eine recht gefährliche Waffe; auf vierzig Meter Entfernung habe ich damit lebensgefährliche Wunden austeilen sehen.

Noch weiter im Süden der Insel, in dem der Gazellehalbinsel gegenüberliegenden Teil, finden wir die Formen der letztgenannten Halbinsel wieder.

Die Steinart ist jetzt vollständig verschwunden. In Neumecklenburg finden wir Artlingen sowohl aus Eridacnashale wie aus verschiedenen dunkeln, lavaähnlichen Steinarten. Die Form ist fast überall dieselbe wie auf der Gazellehalbinsel.

Die Steinärte Neuhannovers sind von denen Neumecklenburgs sehr verschieden. Sie bestehen aus einem dichten, sehr feinkörnigen basaltartigen Gestein und haben immer dieselbe Form, wenn auch verschiedene Größe. Die Form ist rund und das obere Ende konisch zugespitzt mit schwach konvergen Seiten; die Schneide ist durch Abschleifen eines Segmentes gebildet, und zwar ist der Schliff nach innen schwach konkav wie bei einem Hohlmeißel. Der Artstiel ist von der gewöhnlichen, knieförmigen Form, jedoch ist die Klinge nicht fest mit demselben verbunden, sondern steckt in einem Holzfutter, welches es ermöglicht, die Klinge zu drehen, so daß die Schneide nach Bedarf senkrecht oder wagrecht zum Stiel gestellt werden kann.

Außer der Art besitzt der Neumecklenburger nur wenig Gerät. Bei seinen Schnitzereien tritt erst die Art in Gebrauch zum rohen Behauen des Holzblockes, dann werden mit scharf geschliffenen Muschelschalen die weiteren Arbeiten ausgeführt, und ein Pinsel aus Kokosfasern oder aus



Abb. 17. Ornamentierter Teil eines Speers aus Neuhannover

anderen Faserstoffen vollendet die manchmal sehr feinen und sorgfältigen Zeichnungen. Der scharfe Vorderzahn eines Beuteltieres wird hauptsächlich zum Schneiden dünner Schildpattplatten verwendet, wie solche vielfach als Schmuck gebraucht werden, und ein zugespitzter Knochen dient als Pfriem oder Bohrer. Zum Blätten der Holzschnitzereien dienen heute noch gewisse Korallenarten und die rauhe Haut des Haifisches.

Schmuck ist im ganzen bei den Neumecklenburgern weniger gebräuchlich als bei den anderen Archipelbewohnern. Die Bemalung des Körpers mit roter, weißer oder schwarzer Farbe ist bei Festlichkeiten üblich. Dagegen fehlt der Federschmuck fast gänzlich, nur im südlichen Neumecklenburg ist er hie und da gebräuchlich. Auf die Haarfrisur verwendete man früher eine weit größere Sorgfalt als heutzutage. Auf den Tatanuamasken wird dieser frühere Schmuck noch nachgebildet. Man hat angenommen, daß die Raupenfrisur auf den Masken eine Nachahmung spanischer Helme sei, bedenkt dabei jedoch nicht, daß die ersten spanischen Seefahrer keine Raupenhelme trugen, sondern, wenn sie in den Kampf gingen, konische Stahl- oder Eisenblechklappen mit einem vorspringenden Schirm und ebensolchem Nackenschuß. Heute ist diese Frisur bereits verschwunden. Auf den Bart verwenden die älteren Leute große Sorgfalt; er besteht aus einem Schnurrbart und aus kurzen Bartkoteletten, die vom Ohr herab sich nach den Schnurrbartspitzen hinziehen; die Bärte werden nicht selten mit weißem Kaltbrei betupft. Dennoch sind Bärte nicht die Regel; Vollbärte sind ziemlich selten.

Ziernarben sind mehr oder weniger gebräuchlich und werden auf den Armen, Schultern und der Brust angebracht ohne besondere Regel in der Anordnung. Tatauieren ist nur im Distrikt Siara üblich.

Halzbänder gab es früher in recht verschiedenen Anordnungen, heute sind sie von europäischen Glasperlen fast völlig verdrängt. Die Halzbänder bestanden im Süden namentlich aus Ketten von menschlichen Zähnen sowie aus Kusluszähnen, die in mehreren Reihen um den Hals gewunden wurden. Einzelne Samenkerne wurden ebenso benützt. Halskrausen aus Farnkrautblättern, gewöhnlich mit aufgestreuter Ockererde braun gefärbt, werden heute noch bei Tanzfesten getragen. Ein Schmuck, der sich noch immer gehalten hat, wenn auch allmählich im Abnehmen begriffen, ist der Brustschmuck. Er besteht aus einer runden, weißen Scheibe von drei bis zwanzig Zentimeter Durchmesser, die aus dem dicken Seil der *Eridacnamuschel* mit großer Mühe geschliffen wird



und einer dünnen Mabafterplatte nicht unähnlich sieht. Auf diese Scheibe legt man eine dünne Schildpattplatte, die mit äußerster Sorgfalt mit einem Muster in durchbrochener Arbeit versehen ist (Tafelbild 45). Dieser Brustschmuck, der an einer dünnen, um den Hals gelegten Schnur befestigt ist, bedeckt, wenn er groß ist, die obere Brust und ist ein spezifischer Männerschmuck, obgleich auch Mädchen und Weiber kleinere Stücke tragen.

Armringe waren früher weit häufiger als jetzt; sie sind teilweise durch Nachbildungen aus Steingut, die in Deutschland und England angefertigt werden, ersetzt worden. In Neuhannover und durch ganz Neumecklenburg sind die aus der Trochusschnecke ausgeschnittenen und sauber geglätteten Armringe sehr beliebt und wandern aus Süd-Neumecklenburg über Neulauenburg nach der GAZELLEHALBINSEL. Der Ring ist so aus der Schnecke herausgeschnitten, daß die Scheidewand einer Umdrehung die beiden äußeren Wände verbindet, wodurch ein vorspringender Haken entsteht (Abb. 18). Sie werden selten einzeln getragen, meistens mehrere, bis fünfzig, übereinander, so daß sie eine breite Manschette bilden. Beim Tragen wird ein Ring nach dem anderen über den Ellenbogen gestülpt und die vorspringenden Haken genau übereinander geordnet; jeder Ring schließt sich exakt dem vorhergehenden an, und da sie mit ziemlicher Gewalt über die Muskeln des Oberarmes gestreift sind, so behalten sie ihre gegenseitige Lage.

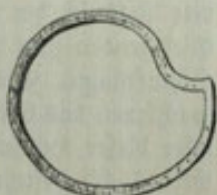


Abb. 18. Armring aus Trochusschale.

Die Durchbohrung des Nasenseptums sowie die Erweiterung des Ohrläppchens ist sowohl in Neuhannover wie in Neumecklenburg üblich, namentlich in der Nordhälfte. In das Loch des Nasenseptums steckt man einen sechs bis acht Zentimeter langen, aus Eridacnasschale geschliffenen Stab, die Ohrläppchen werden durch eingeschobene Ringe aus aufgerollten Palmblättern erweitert, welche leicht federn und das Loch daher langsam vergrößern. Der letztere Schmuck ist sowohl bei Männern wie bei Frauen üblich.

Der sonst übliche Schmuck bei den verschiedenen Festlichkeiten besteht aus Blumen, aus bunten und wohlriechenden Kräutern, womit Kopf, Hals, Rumpf und Gliedmaßen geschmückt werden; namentlich die roten Hibiskusblüten sind ein bevorzugter Schmuck, der sich von den dunkeln Haaren und der braunen Haut effektiv abhebt.

Der Häuserbau darf für den größten Teil der Insel als ein höchst sorgfältiger bezeichnet werden. In Neuhanover ist die Hütte ein längliches Viereck, die Länge etwa zweimal so groß als die Breite. Auf den niedrigen Seitenwänden ruht ein sanft gebogenes Dachgerüst aus dünnen Stöcken, gedeckt mit den Blättern der Sagopalme oder der Kokosnuß. Die geraden Giebelenden sind mit Matten verkleidet, die sorgfältig geflochten verschiedene Rauten- und Zickzackmuster aufweisen. Der Eingang ist in der Regel in dem einen Giebelende. Die Neuhanover-Bauart erstreckt sich auf den nördlichsten Teil von Neumedlenburg, jedoch bereits mit Anklängen an das weiter südlich gebrauchte Haus, das in der Sorgfalt der Ausführung den Neuhanover-Häusern bedeutend voraus ist. Es ist geräumiger und hat auf der einen Längsseite eine vorspringende Veranda, unter welcher die Türöffnung, die hier stets in der Längswand angebracht ist, ins Innere führt. Beide Giebelenden sind durch angelehnte Dächer verlängert und enthalten die Schlafräume. Die Seitenwände sind höher und erlauben einem Erwachsenen das Eintreten, ohne sich besonders zu bücken. In dem Inneren aller dieser Häuser ist der Herd, auf dem die Nahrungsmittel bereitet werden. Er besteht aus einer kreisrunden, etwa einen Meter im Durchmesser haltenden flachen Grube, in der die Kochsteine liegen, das heißt faustgroße Steinbruchstücke, die zunächst glühend gemacht werden und auf die dann die gar zu machenden Speisen gelegt werden. Andere heiße Steine kommen auf die Speisen, und das Ganze wird dann mit einer dicken Blatterschicht bedeckt, die erst wieder entfernt wird, wenn die Speisen gar sind.

Weiter im Süden wird der Häuserbau primitiver; die Wohnhütten sind große, bienentorbartige Dächer mit einer niedrigen Türöffnung, durch welche man nur kriechend hindurchschlüpfen kann. An manchen Orten wird innerhalb der Hütte der Boden etwa einen Meter tief ausgehoben, und der Aufenthalt in diesen halb unterirdischen Höhlen ist nicht angenehm.

Im ganzen Süd-Neumedlenburg sind die Wohnhäuser von Steinwällen umgeben, wahrscheinlich weil man hier überall eine intensive Schweinezucht treibt und es als notwendig erkannt hat, die Häuser vor den Besuchen der Rüsseltiere zu schützen. Die Eingeborenen sind nämlich in bezug auf Reinlichkeit ihrer Wohnräume sehr anspruchsvoll, und der Boden ist immer sauber gefegt oder, wo das Material vorhanden ist, mit einer dicken Schicht weißen Seesandes bedeckt.

Hausgerät beschwert den Eingeborenen hier ebensowenig wie im übrigen Archipel. Die geringen Habseligkeiten, Speere und Fischgerät liegen auf den Querbälzern des Daches oder hängen von ihnen herab.



Ehwaren, in Palmkörben verpackt, stehen übereinander in den Ecken oder hängen, wenn sie den Angriffen der Ratten ausgesetzt sein sollten, auf Holzhalen unter dem Dache. Die Schlafstätte besteht aus einigen Kolosmatten auf der bloßen Erde oder aus einer niedrigen Pritsche, bestehend aus fünf bis sechs nebeneinander gelegten Blattstielen der Sago- oder der Kolospalme, manchmal auch aus armdicken Rundhölzern ohne weitere Bearbeitung. Diese Bänke sind selten mehr als dreißig bis vierzig Zentimeter breit; ein Europäer würde sicherlich bei der geringsten Bewegung hinunterstürzen.

Auf den Bau ihrer Fahrzeuge verwenden die Küstenbewohner große Sorgfalt. Auf Neuhanover und im äußersten Norden von Neumecklenburg ist ein Typ gebräuchlich, der von den weiter südlich verwendeten Booten verschieden ist. Das Kanu besteht aus einem langen ausgehöhlten Baumstamm, innen wie außen sorgfältig geglättet und mit einem langen Vorder- wie Hintersteven. Der Vordersteven ist mit einem stilisierten Kopf geschmückt, der Hintersteven mit einer hakenartigen Figur. Dieser Einbaum hat keine Bordauffläche; von Bordwand zu Bordwand und über die eine derselben hervorragend gehen die zwei bis drei Ausleger, an denen der Schwimmer mit knieförmigen Stützen, die mit ihm durch Verschürung verbunden sind, befestigt ist. Diese Kanus sind von verschiedener Größe und fassen zwei bis fünfzehn Insassen. Sie werden durch Schaufelruder schnell fortbewegt.

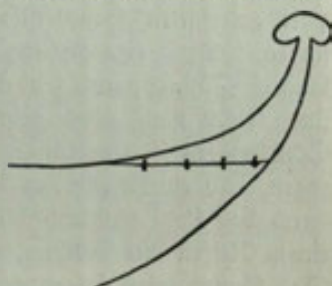


Abb. 19. Bootsschnabel aus Süd-Neumecklenburg

Weiter südlich, sowie auch auf Gardner- und Fischerinsel nimmt das Fahrzeug eine andere Form an. Der untere Teil desselben ist aus einem Baumstamm hergestellt; auf beiden Borden ist jedoch eine Plank von der Länge des Fahrzeuges festgenäht, so daß die Seitenwände höher werden und das Kanu, das in diesen Gegenden stets auf hoher See Verwendung findet, von den Wellen nicht so leicht vollgeschlagen werden kann. Ausleger und Schwimmer sind im ganzen ebenso befestigt wie bei dem vorher genannten Fahrzeug. Ganz verschieden sind jedoch die beiden Steven, an denen ein Schnitzwerk, das außerdem noch mit Farben bunt bemalt wird, angebracht ist. Diese beiden Schnitzereien sind Bildnisse von Schutzgeistern, die gegen böse Meeresgeister, namentlich gegen den Haifisch, schützen sollen.

In Süd-Neumecklenburg treffen wir abermals den einfachen Einbaum an mit Ausleger und Schwimmer, daneben aber auch

das große Reisefahrzeug ohne Ausleger, das den Bulafahrzeugen nachgebildet ist.

Der Einbaum an und für sich ist von dem der Gazellehalbinsel nur darin verschieden, daß der vorn wie hinten aufgesetzte Schnabel ein flaches, nierenförmiges Blatt trägt, das in der Regel rot angemalt ist (Abb. 19).

Der Fischfang wird in Neumecklenburg teils mit Hilfe des Speeres, teils mit der Angel und teils mit Sentnezen von verschiedener Größe ausgeübt.

Charakteristisch für die nördliche Hälfte Neumecklenburgs ist der Haifischfang mit einem eigentümlichen Apparat, den wir sonst nirgendwo im Archipel antreffen. Der Apparat (Abb. 20) besteht aus zwei getrennten Hauptteilen, die miteinander gleichzeitig Verwendung finden. Den eigentlichen, etwa hundertfünfundzwanzig Zentimeter langen Fangapparat bildet ein hölzerner Schwimmer; seine Enden sind leicht nach oben gebogen. Durch ein Loch in der Mitte des Schwimmers ist eine lange, fingerdicke Schleife aus Rotanggeflecht gezogen, und ein Knoten an dem einen Ende verhindert, daß die Schleife durch das Loch hindurchschlüpfen kann. Der Nebenapparat besteht aus einem Reifen aus Rotang, auf dem halbe Kokoschalen aufgereiht sind. Das Ganze wird folgendermaßen verwendet. Die Fischer begeben sich weit hinaus auf See; hier lassen sie das Fahrzeug treiben, und einer der Insassen bewegt nun den Reifen mit den Kokoschalen am Bordrande des Fahrzeuges hin und her, wodurch ein klapperndes Geräusch entsteht. Dies Geräusch lockt die Haifische herbei. Ist ein Hai in Sicht, so macht der Eingeborene seinen Fangapparat bereit, indem er das bisher lose herabhängende Ende des Rotangseiles durch das Loch in der Mitte steckt, so daß unter dem Apparat eine Schlinge entsteht. Der Hai, nachdem er mehrmals das Fahrzeug umkreist, nähert sich jetzt der Klapper dicht an der Oberfläche des Wassers, und der Eingeborene dirigiert nun seinen Apparat so geschickt, daß das Raubtier mit dem Kopf durch die Schlinge geht; in dem Moment, wo etwa ein Drittel des Haies durch die Schlinge gegangen, wird diese durch einen kräftigen Ruck zugezogen und befestigt. Der Hai kann nun nicht entkommen; durch einen Speerstoß wird er verwundet, herangezogen und ihm durch Knüppelschläge und Speerwunden der Garaus gemacht.

Die Fischhaken sind jetzt überall durch europäische eiserne Angelhaken verschiedener Größe verdrängt. In früheren Jahren konnte man die ursprünglichen Geräte im Gebrauch sehen. In Nord-Neumecklenburg war die Form derjenigen von den mikronesischen Inseln nahe verwandt. Das Material war Schildpatt, die Form des Hakens fast kreisrund,





43. Mädchen von Nord-Neumelkenburg



A



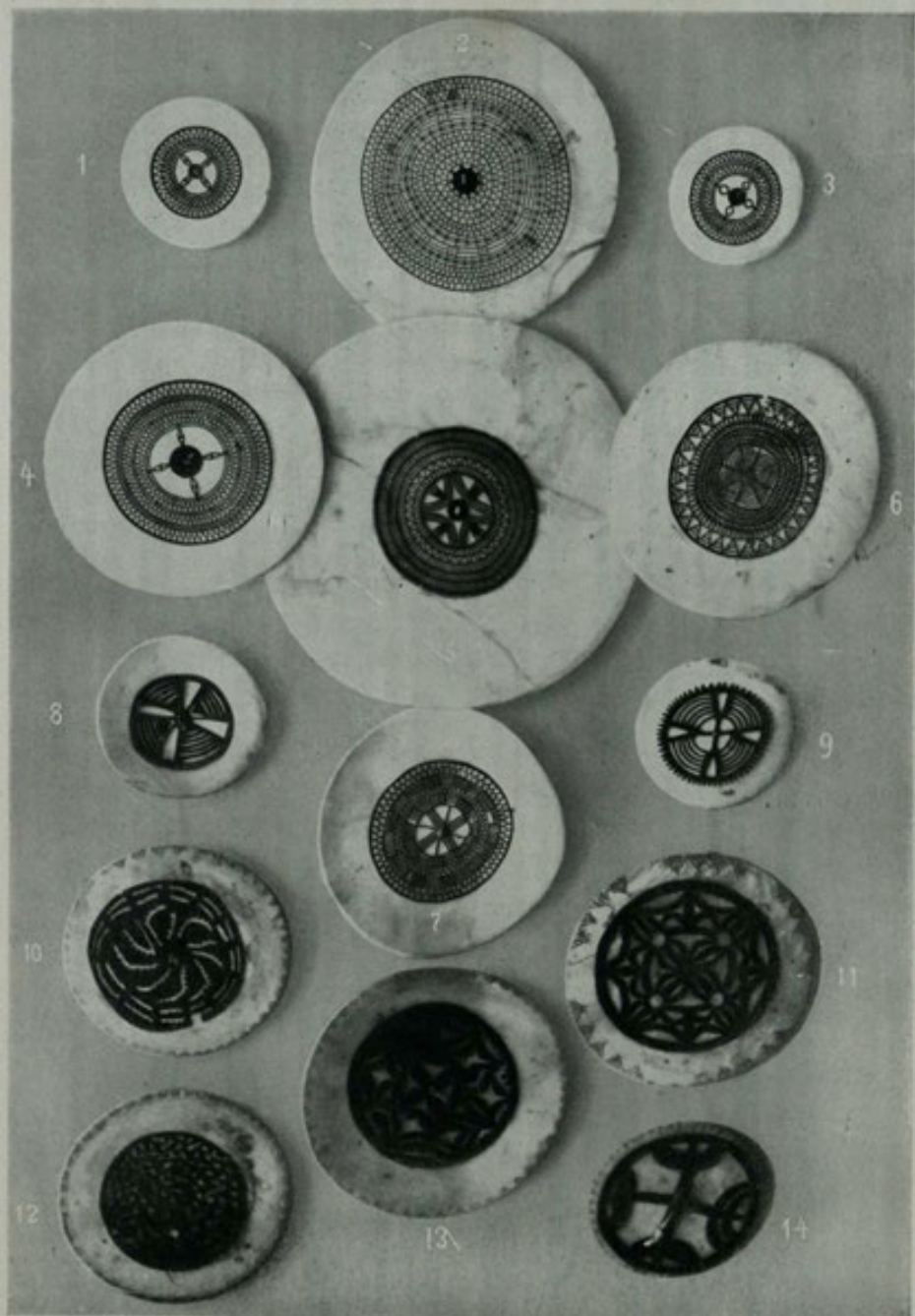
B

44. Haus, in dem ein junges Mädchen vor der Ehe eingeschlossen wird (Neumecklenburg)

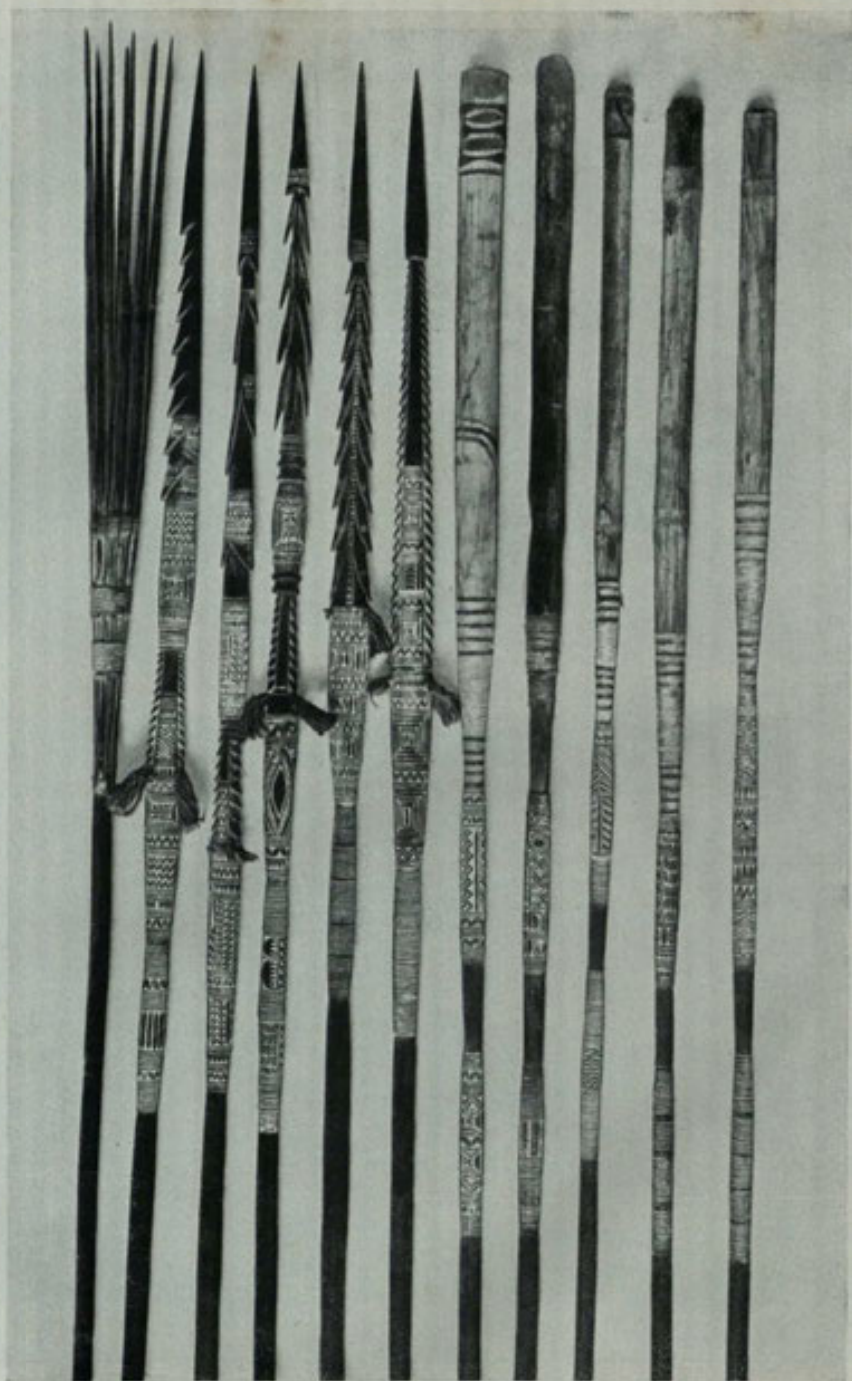
A Die kleine Hütte, worin das Mädchen ihre Zeit verbringt, ist hinten sichtbar

B Seitenwand der Hütte entfernt





45. Brustschmuck, bestehend aus dünn geschliffenen Eridacnamuschelscheiben mit Schildpattauflage  
 1-7 ältere Stücke aus Neumedenburg; 8 und 9 aus Neußhannover; 10-14 von den Admiralitätsinseln



46. Speere von Sankt Matthias und Emirau. Geschnittne Vertiefungen mit Kalk ausgefüllt  
 1 Fischspeer; 2-6 Speerspitzen; 7-11 Schaftenden



und das spize Ende war mit einem nach außen stehenden Widerhaken versehen. Im Süden Neumecklenburgs war die Form eine andere, ich möchte sagen, primitivere.

Sie und da auf der Ostküste von Neumecklenburg wie auf den vorliegenden Inseln trifft man gelegentlich auch den polynesischen Fischhaken, bestehend aus einem länglichen Stück Muschelschale mit dem aufgesetzten spizen Schildpatthalen.

Fischreusen findet man in diesen Gegenden nicht, wohl weil der Meeresboden fast überall sich zu so bedeutenden Tiefen senkt, daß die Reusenfischerei dadurch unmöglich gemacht wird. Um in dem seichten Uferwasser und auf den eben unter Wasser stehenden Riffen kleinere Fische zu fangen, baut man aus Korallensteinen kleinere oder größere Umfriedigungen, in welche die Fische bei Hochwasser hineingeraten, um dann bei eingetretenem niedrigen Wasserstand, der die Umzäunungen teilweise trocken legt, eine leichte Beute zu werden.

Haifische, Delfine und Schildkröten sind überall sehr beliebt und werden dem Fänger mit verhältnismäßig hohen Preisen bezahlt. An Polynesien erinnert die Sitte, daß auf Tabar und Lihir wie auf der gegenüberliegenden Küste der Hauptinsel das Fleisch der Schildkröte den Häuptlingen vorbehalten ist.

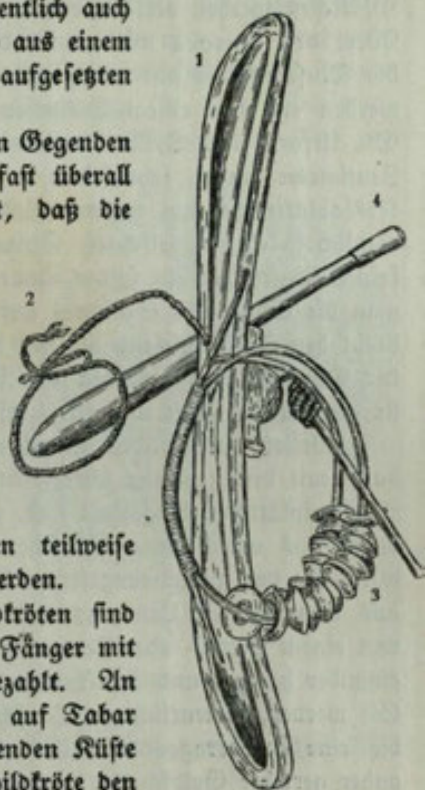


Abb. 20. Apparat zum Haifischfang, Neumecklenburg

1 Schwimmer, 2 Schlinge,  
3 Rassel, 4 Reute

Von Neuhannover im Norden bis zum äußersten Südbende von Neumecklenburg sind verschiedene Geldsorten im Gebrauch, die von den Eingeborenen selber fertiggestellt werden.

Hoch geschätzt wird das auf einigen der kleinen Inseln von Neuhannover hergestellte Geld, das den Namen tapsoka führt. Es besteht aus kleinen, dreieinhalb bis vier Millimeter im Durchmesser und etwa einen halben bis drei viertel Millimeter dicken rosenroten und weißen Muschelplättchen, gewöhnlich so aufgereiht, daß nach einer Anzahl roter Plättchen eine Anzahl weißer Plättchen folgt. Diese aufgereihten

Plättchen werden in Schnüren von etwa fünfundsiebzig Zentimeter Länge in den Verkehr gebracht. Das Material, woraus die Plättchen hergestellt werden, holt sich der Eingeborene auf dem Korallenriff. Für die roten Plättchen liefert eine Patellaart das Material, für die weißen Plättchen werden verschiedene weißschalige Bivalven benutzt. Der hohe Wert des tapsoka wird durch die roten Plättchen bedingt, zu denen die Muschelschale nur wenig Material liefert. Die einzelnen Plättchen werden erst mit einem Steinchen roh behauen und dann durchbohrt. Die Urform des Drillbohrers wird dabei verwendet, ein etwa sechzig Zentimeter langer, sehr feiner und dünner Holzstab von der Dicke einer Kokosblattrippe, am unteren Ende etwa zwei Millimeter dick und allmählich in eine nadelscharfe Spitze auslaufend; am dicken Ende ist mit feinen Bastfäden ein spitzer Quarzsplitter befestigt. Beim Bohren setzt man die Spitze des Splitters auf das zu durchbohrende Plättchen und dreht den Stab quirlend hin und her zwischen beiden Handflächen. Nach der Durchlöcherung werden die Plättchen sauber abgeschliffen, so daß sie gleichmäßig breit und rund erscheinen.

Weiter nach Süden findet man andere Geldsorten verbreitet, die darin mit dem tapsoka übereinstimmen, daß sie zum größten Teil aus Muschelplättchen hergestellt sind, jedoch aus anderen Muschelarten, wodurch das verschiedene Aussehen und der verschiedene Wert bedingt wird. Zu den zusammengesetzten Geldsorten gehört das sogenannte birok aus dem Distrikt Laur; es besteht aus langen Muschelschnüren, die, von einem Mittel- oder Zentralstück ausgehend, viele Meter lang nebeneinander hängen und am Ende mit Schweineschwänzen verziert werden. Sie werden namentlich als Tauschmittel für große Schweine verwendet, die eine hervorragende Rolle bei allen Festlichkeiten spielen. Aneinander gereihte Geldschnüre werden in vielen Fällen als Leibgürtel verwendet und sind dann Schmuckstücke.

Eine eigene Abteilung bildet in Süd-Neumecklenburg der Distrikt Siara auf der Ostküste mit den Inselgruppen Sankt John und Caensinseln.

Die drei Distrikte verkehren friedlich miteinander, das heißt sie unterhalten Handelsbeziehungen, und während der Dauer dieser Unternehmungen herrscht gewöhnlich Friede.

Die Bewohner dieser Distrikte unterscheiden sich vielfach von den Süd-Neumecklenburgern. Sie haben eine eigene Sprache und in ihren Sitten und Gebräuchen charakteristische Züge, die ihren Nachbarn fehlen,



daneben aber auch manches, das in seiner Herkunft auf Nord-Neumecklenburg und auf die Salomoinseln deutet, wengleich es in veränderter Form erscheint.

In ihrem Aeußeren zeigen sie die größte Ähnlichkeit mit den Süd-Neumecklenburgern, mit der Ausnahme, daß wir hier eine eigentümliche Gesichtstatauierung (Abb. 21) vorfinden, die man mit dem polynesischen Worte tatau bezeichnet, ein ziemlich deutliches Zeichen, woher dieser Gebrauch nach dieser Gegend übertragen ist. Die Tatauierung findet ausschließlich bei den Weibern nach der Verheiratung statt und



Abb. 21. Gesichtstatauierung in Siara

erstreckt sich nur auf das Gesicht. Die Weiber sind auch die ausübenden Künstlerinnen.

Es ist recht auffallend, daß, obgleich keinerlei Verkehr dieser Eingeborenen mit den Bewohnern der Gazellehalbinsel besteht, wenigstens heutigentages nicht, es dennoch nicht schwer fällt, das Muster der Siaratauierung auch dort nachzuweisen. Allerdings ist es hier nie in der ganzen Ausführung vorhanden, aber die einzelnen noch gegenwärtig gebräuchlichen Muster sind zweifellos einzelne Teile des Siaramusters, die aus Süd-Neumecklenburg mit den ursprünglichen Kolonisten über den Sankt-Georgs-Kanal kamen.

In der Sprache kommen recht häufig Wörter vor, die einen polynesischen Ursprung verraten, und in der Tat sind auf den Inseln, wie auf der ganzen Ostküste von Neumecklenburg Antreibungen verschlagener Polynesier keine Seltenheit.

Was wir sonst über Sitten und Gebräuche dieser Distrikte

kennen, ist: Jede Dorfschaft hat ein Oberhaupt, das mit den älteren Familienhäuptern alle wichtigeren Angelegenheiten bespricht. Dieser Dorfhauptling scheint eine nicht unbedeutende Gewalt zu besitzen, denn man unternimmt nichts, ohne vorher seine Meinung gehört oder seine Erlaubnis eingeholt zu haben.

Weiber werden gekauft. Die Zahlung besteht aus etwa zwanzig Meter *kémetas*, vier bis sechs Armringen, ein bis zwei Schweinen, nebst Earoknollen und Kokosnüssen, die beide zu einem gemeinschaftlichen Festmahl für die Verwandtschaft des jungen Paares Verwendung finden. Die Frau ist das ausschließliche Eigentum des Mannes.

Bei der Geburt eines Kindes, namentlich des Erstgeborenen, wird je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern ein großes Festessen veranstaltet. Es besteht aus zahlreichen Schweinen, Fischen und Feldfrüchten. Ist der Vater ein Dorfhauptling, so steuern alle Dorfbewohner zum Feste bei, so daß nicht selten dreißig bis vierzig Schweine herbeigebracht werden. Wenn die Knaben etwa zwölf Jahre alt sind, wird abermals ein großer Festschmaus veranstaltet. Man errichtet zu diesem Feste ein eigenes großes Haus, in welchem die herbeigebrachten Schweine, Fische und übrigen Nahrungsmittel niedergelegt werden. Die Knaben nehmen mit den Männern innerhalb dieses Hauses Platz und erhalten einen neuen Namen, bei dem sie fortan bekannt sind. Die Weiber dürfen diese Hütte nicht betreten; sie dürfen jedoch die im Freien abgehaltenen Tänze der Männer gebührend bewundern. Das Festessen wird in gesonderten Gruppen verzehrt, wobei die Geschlechter getrennt sind.

Bei dem Tode eines Eingeborenen sind die Feierlichkeiten, je nach dem Ansehen oder Reichtum des Verstorbenen, verschieden. Der Leichnam wird sofort nach dem Tode auf einem in der Hütte errichteten niedrigen Gerüst ausgestreckt und mit Blumen geschmückt und bemalt. Muschelgeld und Armringe werden dann auf der Leiche und auf dem Gerüst aufgehäuft und dem Verstorbenen in die eine Hand eine Lanze, in die andere eine Keule oder die langstielige Kriegsart gedrückt. Mittlerweile versammeln sich die Trauernden, und die Weiber stimmen das übliche Klagegeheul an. Die herbeigebrachten Schweine werden jetzt geschlachtet und nebst den anderen Nahrungsmitteln zubereitet. Sobald das Festmahl bereitet ist, schreitet man zu seiner Verteilung an die Anwesenden, und nachdem alle nach Herzenslust geschmaust haben, geht die Versammlung auseinander, ein jeder nach seiner Heimat. Die Mitglieder des engeren Stammes verbleiben bei der Leiche und richten nach beendetem Festessen das Grab her. Unweit der Hütte wird eine etwa brusttiefe Grube gegraben und der Boden mit schmalen Latten aus dem



äußeren harten Holze einer gewissen Palmenart bedeckt; nachdem die Leiche in die Grube versenkt wurde, macht man darüber ein flaches Dach aus ebensolchen Latten, bedeckt es mit bunten Blättern und schüttet das Grab zu. Eingeborene geringeren Standes werden nach dem Tode ins Meer versenkt. Man hüllt die Leiche in Kokosblattmatten, beschwert sie mit Steinen und versenkt sie außerhalb des Riffs ins tiefe Wasser.

Nach Verwesung der in der Erde bestatteten Leiche wird von den Verwandten des Verstorbenen der Schädel ausgehoben und sorgfältig in Blätter eingehüllt; ebenso werden die Oberarmknochen ausgegraben. Aus diesem Anlaß wird abermals ein großer Schmaus veranstaltet und der Schädel auf dem Festplatze neben den zur Schau gestellten Speisevorräten ausgestellt.

Die Weiber erheben, wie bei der Bestattung, auch hier ihr Klagegeheul. Ist das Fest beendet, so wird der Schädel wieder verscharrt und nicht mehr hervorgeholt. Die Oberarmknochen benützt man als Ansatz für die Speere (tuanére); sie werden nur von den Verwandten des Verstorbenen gebraucht, und man verbindet damit den Aberglauben, daß der Geist des Verschiedenen dem Träger eines solchen Speeres im Kampfe beistehe.

Die Geister der Verstorbenen, das heißt diejenigen der in der Erde bestatteten, sind während des Tages unsichtbar; in der Nacht zeigen sie sich den Überlebenden in Gestalt von Feuerfunken oder Flämmchen. Die Geister der verstorbenen Männer stellen den Weibern nach, die der verstorbenen Weiber schleichen sich an Männer heran. Alle Lebenden flüchten schleunigst bei der Annäherung der Geister, denn diese bringen Krankheit, Siechtum und Tod.

Die Geister der im Kampfe oder sonst eines gewaltsamen Todes Verstorbenen wandern nach Tanga und halten sich dort in zwei großen Felsblöcken auf. Auch diese Geister kommen nachts zum Vorschein und fliegen in der Luft herum, mit Vorliebe sich auf bestimmten Bäumen niederlassend. Die Geister der ungeborenen Kinder im Kindbett verstorbenen Frauen gehen am Tage in Männer- oder Frauengestalt um, schmücken sich mit besonderen, sehr stark riechenden Kräutern und sind dadurch schon von weitem erkennbar. Sie suchen lebende Männer und Frauen an sich zu locken und sie zu geschlechtlichem Verkehr zu verführen. Sie verfolgen namentlich diejenigen, die mit Mitgliedern desselben Totems Geschlechtsverkehr gehabt haben; sie wohnen in Felshöhlen und in Steinen. Andere Geister wohnen im Walde, sie nehmen am Tage die Gestalt eines toten Baumstumpfes an, in der Nacht aber verfolgen sie diejenigen, die sich gegen das Totem vergangen haben; sie sind schwarz von Farbe und haben glänzende Augen. Auf Uneri

glaubt man, daß in hohlen Bäumen der Geist laulauvin wohnt, der mit Vorliebe kleine Kinder verfolgt und sie tötet. Will man die Kinder erschrecken, so ruft man ihnen zu: laulauvin kommt!

Schlangen beherbergen böse Geister, welche namentlich die Entweihung oder Nichtachtung der Totemgebräuche bestrafen. In der Landschaft Siara ist man zwar die Schlange, aber wenn man einer solchen nachstellt, tötet man sie nur, wenn sie zu entfliehen sucht; macht die Schlange Halt oder ringelt sie sich zusammen oder streckt sie dem Verfolger den Kopf entgegen, so tötet man sie nicht, sondern sagt: „Halt! dies ist eine Schlange aus Tanga oder aus Uneri und keine Siaraschlange.“ Auf den genannten Inseln ist man die Schlange nicht.

Keulen, Speere und Schleuder sind die gangbaren Waffen, denen sich seit dem Verkehr mit weißen Händlern die Art zugesellt hat, die man für Kampfszwecke mit einem langen Stiel versieht.



#### IV. Sankt Matthias und die benachbarten Inseln

Etwa fünfzig Seemeilen nordwestlich von Neuhannover liegt die Insel Sankt Matthias und westlich davon Keruë oder Emirau, sowie Squally Island (Stürmische Insel).

Seitdem Dampier die Insel entdeckte, hat sie anscheinend niemand besucht bis zum Jahre 1864, wo Arbeiteranwerber aus Viti mit den Insulanern in Verbindung zu treten versuchten. Die anscheinend harmlosen Leute zogen sich beim Landen des Bootes zurück, und die beiden Weißen, die das Boot führten, ließen sich am Strande nieder, um abzuwarten, wie sich der weitere Verkehr entwickeln würde. Die Eingeborenen schienen allmählich Vertrauen zu gewinnen, näherten sich zaghaft, fielen aber dann plötzlich über die Weißen her, speerten sie und griffen auch die im Boot sitzende Bemannung an. Dieser gelang es, nach kurzem Kampf mit einem weiteren Verlust von zwei Leuten zu entkommen.

Durch den Vorgang abgeschreckt, hielten sich bis zum Jahre 1896 andere Schiffe fern. In diesem Jahre versuchte ein Schoner der Neuguinea-Kompanie abermals Verbindungen anzuknüpfen. Die Eingeborenen kamen in ihren Booten längsseits, ein Tauschhandel entwickelte sich, führte aber nach kurzer Dauer zu Feindseligkeiten, und die Weißen griffen zu den Flinten. Der Dampfer „Johann Albrecht“ derselben Kompanie versuchte abermals im Jahre 1898 eine Annäherung, jedoch mit demselben Ergebnis.

Im Mai des Jahres 1900 hatte ich Gelegenheit, die Insel zu besuchen. Der damalige Gouverneur der Kolonie, Herr von Bennigsen, machte auf dem Kriegsschiff „Seeadler“ eine Reise dorthin, und der Kommandant des Schiffes, Herr Korvettenkapitän Schack, hatte die Güte, mich als Teilnehmer einzuladen. Unser dreitägiger Besuch verlief durchaus friedlich, die Eingeborenen waren zwar sehr scheu und dabei stets kampfbereit, was man ihnen, eingedenk der früheren Vorgänge, nicht verargen konnte. Wir kamen zu der Überzeugung, daß eine Nieder-

lassung von Händlern mit einer genügend starken Arbeitertruppe zur Ausbeutung des auf den Riffen vorkommenden Trepang möglich sei.

Die Firma HERNSHEIM & Co. in Natupi errichtete daher im selben Jahre auf der kleinen Insel KALÉU eine Fischereistation.

Bis zum April 1901 ging die Sache einigermaßen gut. Die weißen Händler waren eifrig bemüht, freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen, und die Eingeborenen gewöhnten sich langsam an die Anwesenheit der Fremden, begannen Trepang zu fischen und zum Verkauf anzubieten. Dieser Zustand änderte sich plötzlich.

Die „Erste deutsche Südsee-Expedition“, deren Leiter Bruno MENCKE war, hatte sich die Insel Sankt Matthias als Forschungsgebiet gewählt.

Auf dem Unterplatz südlich von der Halbinsel angekommen, begannen die Arbeiter einen Lagerplatz herzurichten. Man errichtete Zelte und Hütten und brachte Lebensmittel und Tauschwaren an Land. MENCKE mit seinem Sekretär CARO und Dr. HEINROTH, sowie der Matrose KREBS mit etwa vierzig wohlbewaffneten Eingeborenen bezogen das Lager. Von Eingeborenen der Insel war nicht viel zu sehen.

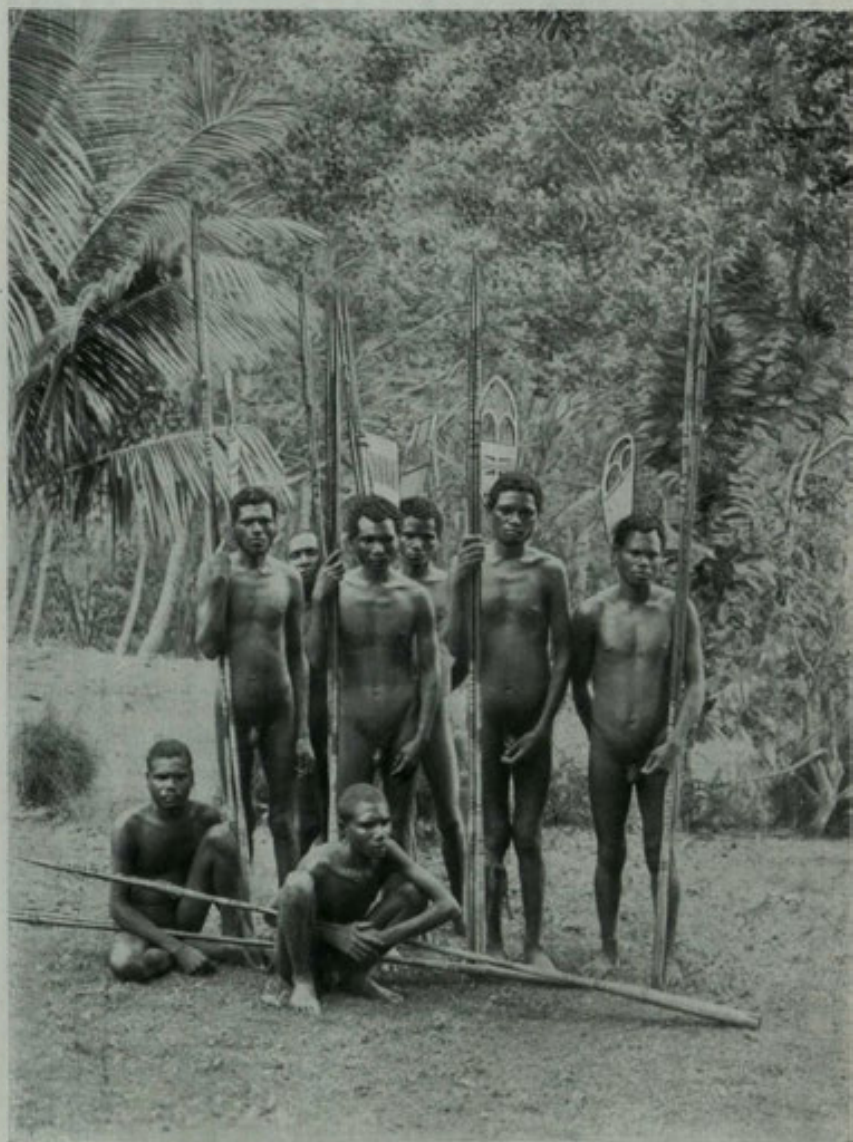
In den ersten Tagen ging alles gut, und in aller Ruhe legte man sich schlafen. Ob man Wachen ausgestellt hat, scheint zweifelhaft zu sein. An einem der folgenden Morgen gab man die Order, sämtliche Mäuserkarabiner auseinander zu nehmen und zu putzen. Plötzlich stürzte sich eine Anzahl Eingeborener auf das Lager, MENCKE und CARO wurden sofort tödlich gespeert, Dr. HEINROTH leicht verwundet; der Matrose KREBS versuchte mit dem Magazingewehr Feuer zu geben, fand jedoch, daß die Patronen verdorben waren; er wurde durch eine schwere Wunde momentan kampfunfähig gemacht und stürzte besinnungslos zu Boden. Glücklicherweise erholte er sich ziemlich schnell und konnte den verwundeten MENCKE ins Boot bringen. An Widerstand war im ersten Augenblick nicht zu denken, doch gelang es bald mehreren der Bedeckungsmannschaft, ihre Flinten in Ordnung zu bringen und Feuer zu eröffnen, worauf die Angreifer sich schnell zurückzogen. Der schwerverwundete MENCKE wurde nach der Stationsinsel KALÉU gebracht, wo er seinen Wunden erlag. Die Leiche CAROs war von den Angreifern entfernt worden. Nach Rückkehr der Sacht „Eberhard“ schiffte Dr. HEINROTH sich mit seinen Leuten ein, und die „Erste Deutsche Südsee-Expedition“ wurde aufgelöst.

Als im September des Jahres 1903 der Kaiserliche Gouverneur des Schutzgebietes die Insel besuchte, fand er das Grab MENCKES geöffnet und die Gebeine davongetragen. Der einzige, noch übrige Rest des unglücklichen Reisenden war ein Teil des Obertiefers, kenntlich durch die mit Goldfüllung plombierten Backenzähne.



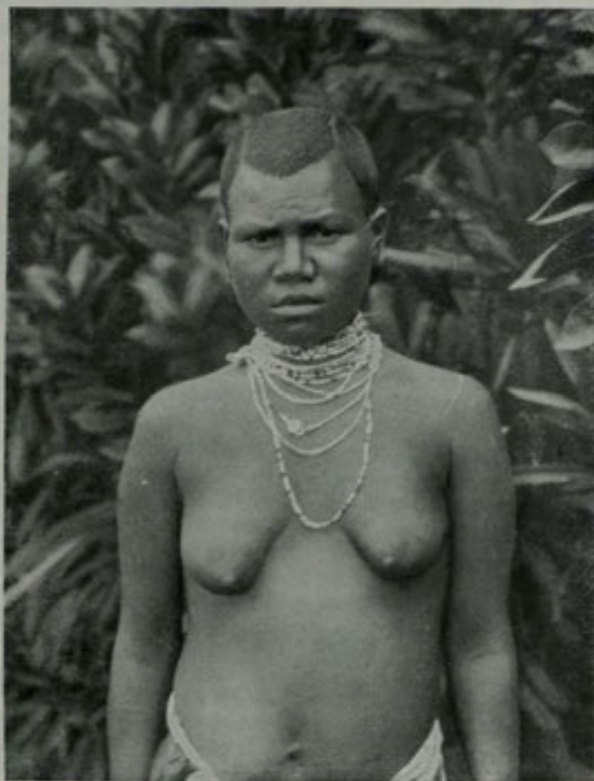


47. Tanzstöcke der Weiber von Saint Matthias

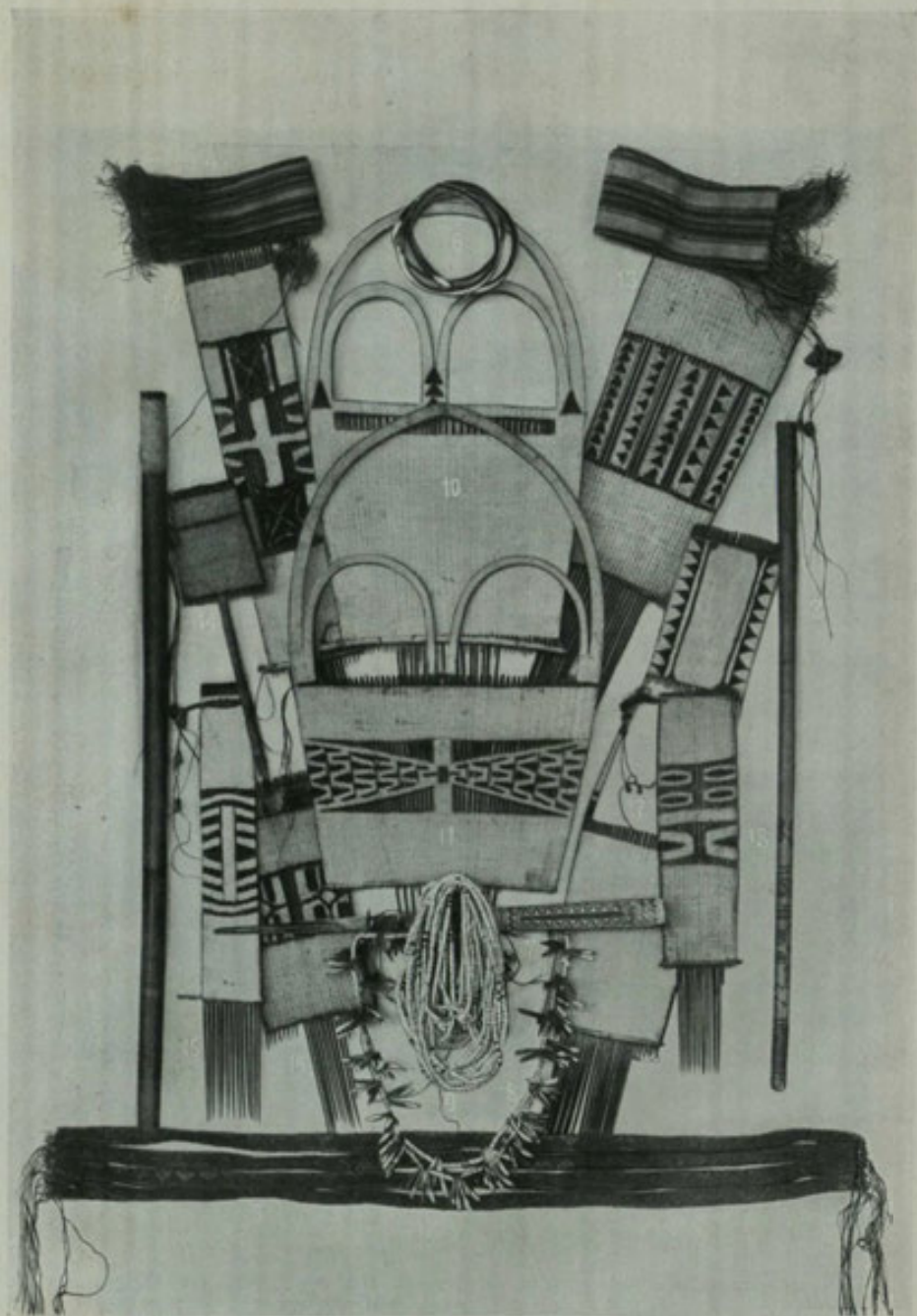


48. Männer von Sankt Matthias





49 und 50. Weiber von Sanct Matthias



51. Zierlücke, Schmuckketten, Gürtel, Armring und Tanzstöcke  
von Saint Matthias und Emirau



Nach diesem Erfolg wurden die Eingeborenen zudringlich und töteten mehrere der Stationsarbeiter, worauf die Firma Hernalheim & Co. ihre Station abbrach.

Eine Folge der Übergriffe seitens der Eingeborenen war, daß der Kreuzer „Kormoran“ beordert wurde, die Insulaner zu bestrafen. Eine nicht unbedeutende Anzahl der Sankt-Matthias-Leute wurde getötet, und einige Weiber und Kinder sowie ein halbwüchsigter Knabe wurden als Gefangene nach Herbertshöhe geführt.

\*

Es ist für mich immer aufs höchste anziehend gewesen, mit einer Bevölkerung, wie wir sie auf Sankt Matthias finden, mit solchen vollständig „wilden“ Menschen zusammenzutreffen; Menschen, die von einer Zivilisation in unserem Sinne nicht die geringste Ahnung haben. Hier finden wir uns plötzlich in ein Stück Altertum versetzt, ein Altertum, das viel weiter zurückreicht als die uns bekannten Anfänge der Zivilisation, oder als das, was wir gewöhnlich „Geschichte“ nennen.

Eisen ist auf Sankt Matthias völlig unbekannt; Messer und andere Eisengeräte werden im Tauschverkehr zurückgewiesen, dagegen greift man begierig nach roten Perlen oder nach roten Zeugsegen, und die wulstigen Lippen verziehen sich beim Anblick dieser Schätze zu einem raubtierähnlichen Grinsen.

Die Insulaner sind von Mittelgröße und von dunkelbrauner Hautfarbe. Es sind Melanesier mit einer ziemlich starken polynesischen Beimischung, wahrscheinlich von den mikronesischen Inseln stammend. Das Kopfhaar ist bei einer Anzahl von Eingeborenen kraus und zu kleinen Locken vereinigt; daneben gibt es zahlreiche Individuen, die gelocktes oder gar völlig straffes Haar haben. Die kraushaarigen Insulaner sind stets dunkler als die Insulaner mit gelockten oder straffen Kopfhaaren.

Geistig sind die Eingeborenen hochbegabt, aber leicht erregbar und jähzornig.

Die Frisuren der Insulaner haben nichts Außergewöhnliches. Die Weiber tragen in der Regel das Haar kurz geschoren, die Männer lassen das Kopfhaar lang wachsen, jedoch nie so, daß es den Nacken völlig verdeckt.

Von einer eigentlichen Bekleidung der Männer ist keine Rede. Sie sind beschnitten und bedecken gelegentlich die Eichel mit einer *Cypraea ovula*, ganz wie dies auf den Admiralitätsinseln der Fall ist.

Als Kopfschmuck tragen die Männer große, sorgfältig gearbeitete Rämme, hergestellt aus Blattrippen der Kokosblättchen, die durch ein

Zwirngeflecht überzogen sind; sie sind typisch für Sankt Matthias (Tafelbild 51, Fig. 10 bis 18). Sie dienen nicht als Rämme im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern als Kopfformamentschmuck; er wird entweder rechts- oder linksseitig hinter dem Ohr befestigt.

Die Männer tragen ferner etwa zwei Zentimeter breite Leibgürtel, aus schwarzen und goldgelben Faserstreifen geflochten, so daß abwechselnd schwarze und gelbe Dreiecke entstehen; diese Gürtel werden manchmal auch zu dreien oder viere nebeneinander befestigt, so daß sie ein breites Gürtelband bilden. (Tafelbild 51, Fig. 3.)

Um den Hals tragen Männer wie Weiber lange Schnüre aus aufgereihten kreisrunden Muschelscheibchen einer Konussschnecke. (Tafelbild 51, Fig. 9.)

Die Weiber haben etwas mehr Bekleidung. Zwei sorgfältig gearbeitete, recht feine Matten sind durch einen Gürtel so befestigt, daß eine der Matten vorn, eine andere hinten herabhängt, von der Taille bis zu den Knien reichend. Der Gürtel ist aus feinen, gelblichgrauen, roten und schwarzen Zwirnfäden hergestellt derart, daß rote, weiße und schwarze Längsstreifen in verschiedener Reihenfolge und Breite entstehen. (Tafelbild 51, Fig. 4, 5.) Diese Gürtel haben eine auffallende Ähnlichkeit mit Erzeugnissen aus Kusaie, dort *tol* genannt; auch auf den Banks- und Santa-Cruz-Inseln kommen solche Gürtel vor.

Beide Geschlechter tragen ferner ziemlich roh geschliffene Arminge aus Trochus, sowie etwa sieben Millimeter im Durchmesser haltende Schildpattringe in der Nasenscheidewand. Die Ohrläppchen waren durchbohrt und stark erweitert, häufig durch zahlreiche Schildpattringe der vorbeschriebenen Art geziert, ähnlich wie auf Ninigo, Aua und Wuwulu. Als charakteristischen Ohrschmuck beobachtete ich ferner dünne, kreisrunde Scheiben aus Schildpatt; vom Zentrum bis zur Peripherie läuft ein Schlitz, mittelst dessen man die Scheibe am Ohrläppchen festkneift.

Die Hütten sind sehr primitiv und im Innern unsauber. Auf niedrigen Pfählen ruht ein Pandanusdach, gerade hoch genug, um darunter aufrecht stehen zu können. Schlafstellen bemerkte ich nirgends, die Bewohner schienen auf der bloßen Erde ohne jegliche Unterlage zu schlafen. In jeder Hütte befand sich ein Herdfeuer und daneben ein Häuflein von faustgroßen Steinen, die glühend gemacht zum Garmachen der Speisen benützt wurden.

Vom Hausgerät wurden kleine Holzschalen von fünfundzwanzig Zentimeter Länge und zwölf Zentimeter Breite hie und da gesehen, zu klein, um zum Herrichten oder Auftragen der Speisen zu dienen; wahrscheinlich dienten sie zum Anreiben von Ockererde mit Öl, womit Männer wie Weiber Kopfhaar und Körper einreiben.



Kokoschalen gewöhnlich mit einem Maschennetz aus Faserschnur umgeben und zu zweien aneinander befestigt, dienen als Wasserbehälter. Kleine Körbchen aus dichtem Geflecht, von kugelig oder elliptischer Form, waren ebenfalls im Gebrauch. Sie enthielten allerhand Kleinigkeiten, scharfe Muschelstücke, Blätterbündelchen, Seeschnecken und dergleichen; das Geflecht dieser Körbchen war demjenigen ähnlicher Gegenstände gleich, wie wir sie von den Admiralitätsinseln oder von den Baining kennen.

Kokoschaber von eigentümlicher Form wurden in den Hütten angetroffen. Ein Stück eines dünnen Stämmchens oder Baumzweiges war derart hergerichtet, daß vier Seitenzweige je zwei Vorder- und zwei Hinterbeine bildeten; auf dem etwas über die Vorderbeine hervorragenden Ende war eine Muschel zum Reiben der Kokosnuß angebracht; die Eingeborenen setzen sich bei dem Gebrauch quer über das Stammstück, wodurch dem Instrument der nötige Halt gegeben wird.

Zu den weniger häufigen Hausgeräten gehörte ein kurzer Stößel aus Eridacnamuschel; solche Stößel waren etwa zwölf Zentimeter hoch, und die Seitenflächen und das untere Ende waren durch Reiben geglättet.

In und neben den Hütten fanden wir ferner Fischnetze in verschiedener Größe. Einige waren wohl hundert Meter lang, bei einer Breite von eineinhalb bis zwei Meter; der untere Rand war mit Senkern beschwert, teils Steine, teils Korallenstückchen und Seeschnecken; als Schwimmer dienten kleine durchbohrte Holzstückchen, sowie die korkartigen Früchte der *Barringtonia*. Außerdem waren kleine Handnetze auf knieförmigen Holzrahmen in Gebrauch. Der Fischfang schien überhaupt den Insulanern eine Hauptnahrungsquelle zu sein. Das Handwerkszeug zum Anfertigen von Netzen besteht aus hölzernen Netznadeln, die an jedem Ende einen Schliß haben zur Aufnahme des Fadens. Um die gleiche Größe der Maschen zu regulieren, bedient man sich eines kurzen glatten Holzbrettchens oder eines Stückchens Schildpatt von verschiedener Breite.

Angelhaken sind teils aus Muschelmateriale, teils aus Schildpatt hergestellt.

Handwerksgeräte waren vorhanden in Gestalt von geschärften Perlmutterchalen, die zum Schneiden und Schaben verwendet wurden. Daneben kamen auch Ätze vor. Alle Exemplare hatten als Klinge eine Terebranschnede, deren dickes Ende schräg abgeschliffen war, wodurch eine halbkreisförmige Schneide hergestellt wurde. Ein knieförmiges Holzstück dient als Ätzstiel und zur Aufnahme der Klinge. Die Befestigung der Klingen ist eine zweifache; sie werden entweder mit Rotangstreifen fest an dem kurzen Arm des knieförmigen Holzstieles befestigt, oder die Klinge

steckt fest in einem konischen Holzfutter, das derart mit dem Stiel verbunden ist, daß die Schneide nach verschiedenen Richtungen gedreht werden kann.

Die Nahrungsmittel der Eingeborenen bestehen aus Taro, Bananen, Brotfrucht und einigen anderen uns unbekanntem Erzeugnissen des Pflanzenreiches. Taro und Bananen waren überall neben den Dorfschaften in recht ausgedehnten Beständen angebaut. Kokospalmen kamen eigentümlicherweise nur spärlich vor; am häufigsten traten sie auf der Südhälfte der Nordostküste auf, wie denn auch hier eine dichtere Bevölkerung vorhanden zu sein schien, mit der wir jedoch leider nicht in Berührung kamen. Hunde und Hühner sind nicht vorhanden; ein Halsband aus Muschelpfändchen enthielt auch eine Anzahl von Kuskuszähnen, und dies leicht zu erlegende Tier dient hier wie in Neu-hannover und Neumecklenburg als Nahrungsmittel. Schweine waren auf den kleinen Inseln nicht zahlreich, sollen jedoch auf der Hauptinsel in großer Menge vorhanden sein. Das Korallenriff sowie das Meer schienen den Eingeborenen einen reichen Beitrag zum Lebensunterhalt zu bieten; täglich sahen wir Kanus auf Fischfang gehen.

Urekanuß zusammen mit Betelpfeffer und mit gebranntem Korallenkalk dienen als Genuß- und Reizmittel. Die Kalkbehälter waren auf der Außenseite mit Brandmustern verziert, die in Anordnung und Form auf die Admiralitätsinseln hinweisen.

Eritonschnecken, seitlich durchbohrt mit einem kreisrunden Loch, dienen als Signalhörner. Flöten aus Bambusrohr mit eingeritzten Mustern und von der Form, wie sie von der Gazellehalbinsel bekannt ist, wurden als Tauschobjekt angeboten. Schlagtrommeln sollen auch hier vorkommen.

Infolge der sehr urwüchsigen Geräte steht der Kanubau auf keiner hohen Stufe. Die Kanus bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen mit Auslegern und daran befestigtem Schwimmer. Keinerlei Verzierung, weder in Gestalt von Bemalung noch von Schnitzerei, war auf den uns zu Gesicht kommenden Exemplaren bemerkbar. Die Fahrzeuge wurden durch Ruder mit einem breitlanzettlichen Blatt fortbewegt.

Eine weit höhere Stufe der Vollenbung nehmen die Waffen der Insulaner, die Speere, ein. Sowohl die sorgfältige Schnitzerei wie die außergewöhnlich geschmackvolle und reiche Ornamentierung beider Speerenden geben dieser Waffe der Sankt-Matthias-Insulaner die Berechtigung, unter den Kunstschmitzereien der Melanesier in erste Reihe gestellt zu werden. Als Material dient entweder Palmenholz oder eine andere feste, dunkelbraune Holzart von mittlerer Schwere. Die Länge der Speere beträgt etwa zweieinhalb Meter. Zwei verschiedene Arten sind zu unter-



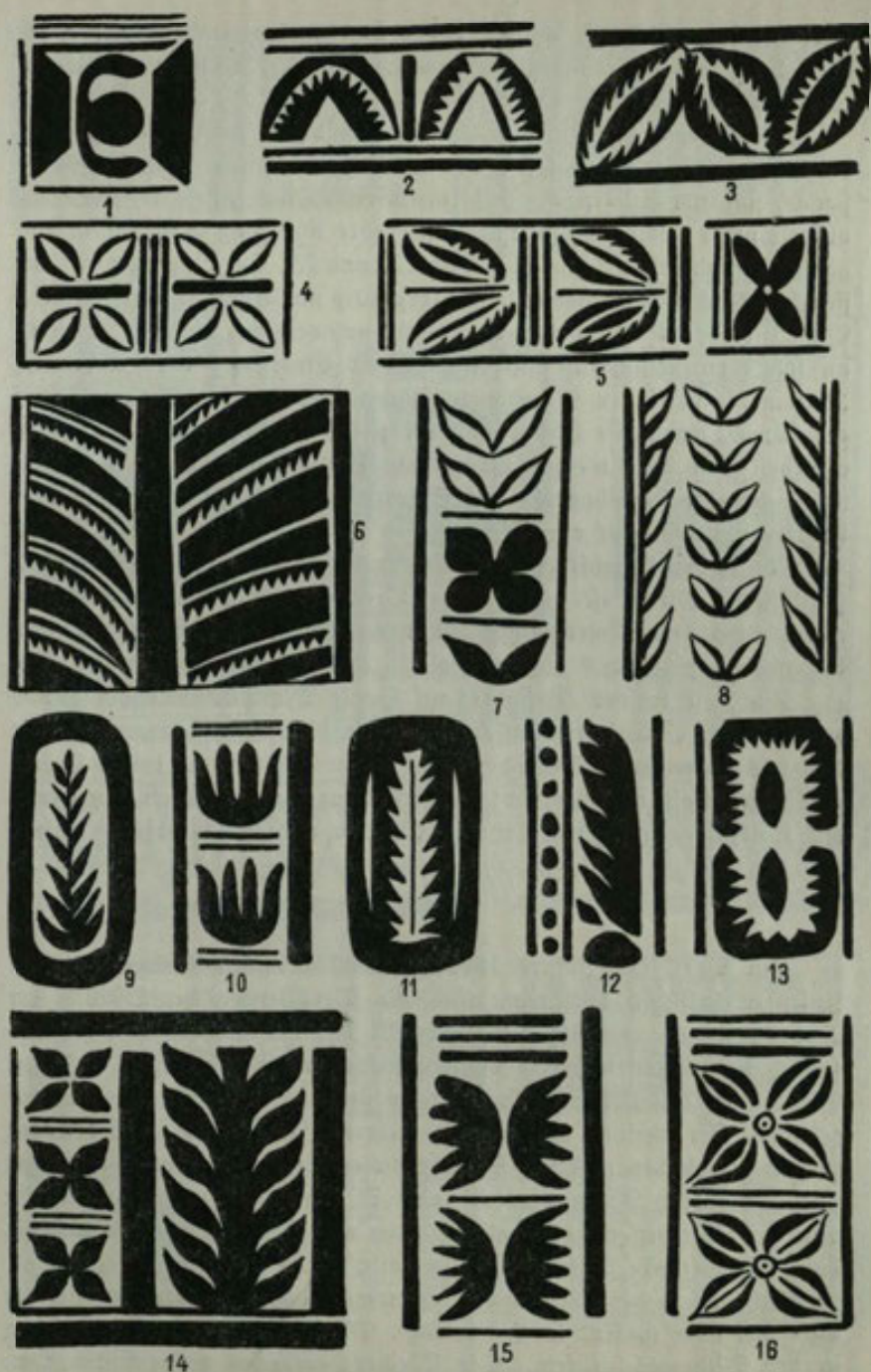


Abb. 22. Ornamente auf Speeren und Tanzstöcken

scheiden; solche, die der ganzen Länge nach aus einem einzigen Stück Holz hergestellt sind, und solche, deren Schaftende aus einem aufgesetzten Stück Bambusrohr besteht.

Die Speere aus einem Stück Holz sind am hinteren Schaftende ohne Verzierung; diejenigen, deren Schäfte in einer Bambusscheide stecken, sind am Schaftende größtenteils reich ornamentiert, während das aufgeschnürte Bambusrohr nur selten oder nur ganz wenig durch eingeritzte Ornamente geschmückt ist (Abb. 22 und 23). Die Speerspitze ist auf siebenzig bis achtzig Zentimeter Länge sorgfältig und sehr reich ornamentiert. Die Widerhaken und deren Anordnung erinnern bei manchen Speeren an solche von Wuwulu und Uua. Durch Einreibung mit gebranntem Kalk in die vertieften Risen und Flächen treten die in flachem Relief gehaltenen Ornamente hervor und heben sich in ihrer dunkeln Holzfarbe effektiv von dem weißen Grund ab. Um das fast immer mit Kalk weiß gefärbte Bambusrohr am Schaftende ziehen sich schmälere oder breitere Linien in rot oder schwarz.

Außer den Kampfspeeren verwenden die Insulaner einen vielzinkigen Fischspeer. Dieser ist völlig ohne Ornamentierung und besteht aus einem etwa drei Meter langen, dünnen Stecken, an dessen Ende sechs bis zwölf Spitzen aus hartem Holz in einem Büschel angebracht sind.

Zur Zeit meines Besuches auf Sankt Matthias im Jahre 1900 erhielten wir einzelne schwertförmige Gegenstände aus schwarzgebeiztem Holz; es waren Tanzstäbe. Ihr ganzer oberer Teil war auf beiden Seiten aufs sorgfältigste ornamentiert; die Einkerbungen und Vertiefungen waren mit Kalk eingerieben wie bei den Speeren und wie bei diesen regiert.

\*

Im April des Jahres 1905 hatte ich abermals Gelegenheit, die Insel zu besuchen und namentlich die Bevölkerung der Ostküste der Hauptinsel zu beobachten. Dieselbe ist mit der Bevölkerung auf den südlich vorgelagerten Inseln völlig identisch, wenn auch etwas kräftiger. Die Hütten dieser Dörfer sind geräumiger und in reinlicherem Zustand gehalten. Sie scheinen vielfach von mehreren Familien zugleich bewohnt zu sein und haben niedrige Schlafspritschen für die Bewohner. Daneben sind jedoch auch Junggesellen- oder Männerhäuser vorhanden, die von den Weibern nicht betreten werden und stets daran kenntlich sind, daß sie eine große Menge Waffen enthalten.

Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß die Gesamtbevölkerung nicht viel über tausend Seelen beträgt. Die Männer scheinen entschieden in der Mehrzahl zu sein. Die Weiber, entgegen melanesischer Art,



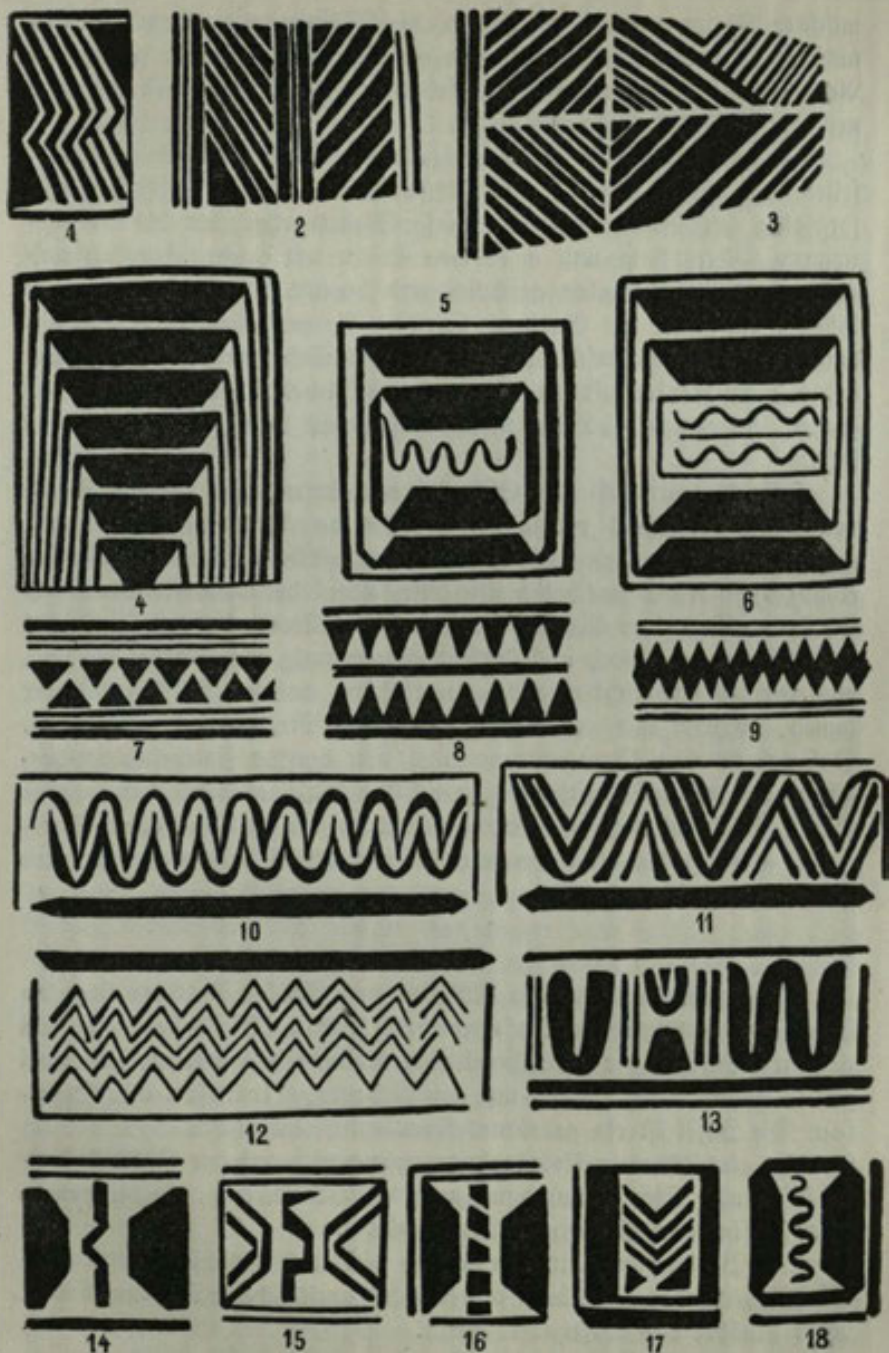


Abb. 23. Ornamente auf Speeren und Tanzmäsken (Pflanzenmotive, namentlich vom Kofosblatt hergeleitet)

mischten sich ungezwungen zwischen die Männer und waren durchaus nicht scheu oder zurückhaltend. Sie zeigten wenige Spuren von harter Arbeit und genossen anscheinend viel mehr Freiheit, als dies bei melanesischen Stämmen gebräuchlich ist.

Obgleich die Insulaner keine eigentlichen Seefahrer sind und wohl selten ihre Küsten verlassen, so hat man doch auf der Ostseite große, sorgfältig hergestellte Kanus. Diese Staatsbarken sind bis vierundzwanzig Meter lang und an beiden Enden mit großer Sorgfalt und nicht ohne Kunstfertigkeit geschnitzt und bemalt. Auch die senkrechten Hölzer, an denen der Ausleger befestigt ist, waren geschnitzt und mit bunten Farben angepinselt. Die durchbrochene Schnizarbeit beider Kanuenden erinnerte lebhaft an die ähnlichen Arbeiten in Kaniet. Diese großen Fahrzeuge sind imstande, dreißig bis vierzig Erwachsene zu fassen.

Wir können wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Besiedlung von Sankt Matthias vor langer Zeit von den Admiralitätsinseln aus erfolgte, weshalb auch noch heute die große Übereinstimmung mancher ethnographischen Eigentümlichkeiten mit solchen der westlichen Nachbarn sich findet. Von einer Einwanderung aus dem Norden hat man in Itafidl Überlieferungen, jedoch muß diese Einwanderung schon lange her sein, auch war es mir nicht möglich, zu erfahren, von wo die Einwanderer kamen, obgleich mit großer Sicherheit nach Norden gedeutet wurde. Daß jedoch eine Einwanderung auch von dorthier stattgefunden hat, scheint mir unzweifelhaft und namentlich dadurch erwiesen, daß man in Sankt Matthias wie auf Kerué (Emirau) den mikronesischen Webstuhl antrifft, der nicht von den Admiralitätsinseln, wo er unbekannt ist, importiert sein kann.

Etwa sieben Seemeilen südöstlich von Sankt Matthias liegt die Insel oder richtiger die Inselgruppe Kerué. Sie besteht aus drei einzelnen Inseln, der Mittelinsel oder Hauptinsel Emirau, und zwei kleinen Inselchen am Ostende und am Westende, Elemusoa und Calusau. Die Insel ist ein gehobenes Korallenriff und vollständig bewaldet; sie trägt ziemlich viele Kokospalmen, namentlich auf der Südküste und am Westende. Hier wohnt dann auch die Bevölkerung, die im ganzen nicht fünfhundert Seelen übersteigen dürfte.

Die Bevölkerung unterscheidet sich nicht von derjenigen der Sankt-Matthias-Gruppe, es sei denn, daß sie in Folge reichlicherer Nahrungsmittel besser genährt und kräftiger erscheint.

Die Sprache ist genau dieselbe wie auf Sankt Matthias, und ein



gegenseitiger Verkehr besteht namentlich zum Zweck des Austausches von Speeren, die auf Emirau in großer Anzahl angefertigt werden.

Die Häuser sind besser gebaut wie auf Sankt Matthias und liegen am Strande zu mehreren kleinen Ortschaften vereinigt. Jede solche Ortschaft wird von einem Häuptling regiert, den man mir bei einem Besuch zuerst vorstellte. Er schien einen recht bedeutenden Einfluß in seinem Dorf zu besitzen, und ich konnte bemerken, daß man seinen Anordnungen ohne Widerrede Folge leistete. Die Weiber hatten noch größere Freiheit als auf Sankt Matthias und ließen sich von den Männern nicht viel sagen.

Als einzige Eigentümlichkeit beobachtete ich hier, daß die Männer vielfach neben der weißen Zyprräaschnecke als Penisbedeckung auch eine kleine gelbe Kürbisart verwenden; stets am Ende mit einer Öffnung versehen.

Ich hatte Gelegenheit, am Westende der Insel eine festliche Zusammenkunft zu beobachten. Vor einer neuen, großen Hütte war ein viereckiger Platz mit Reisig und Gestrüpp eingezäunt; die Weiber hatten anscheinend keinen Zutritt, obgleich sie außerhalb des Festplatzes in großer Anzahl versammelt waren und sich mit dem Zubereiten von Speisen beschäftigten. In dem Hause saßen etwa ein Duzend Knaben von sechs bis zehn Jahren, und ich darf mit Sicherheit annehmen, daß man im Begriffe stand, ein Beschneidungsfest zu feiern, obgleich mir auf Befragen eine ausweichende Antwort gegeben wurde. Die Knaben waren mit Gürteln und Halsbändern geschmückt und noch unbeschnitten; die Festlichkeit ist daher wohl eine bei solcher Gelegenheit übliche Vorfeier gewesen. In der Mitte des viereckigen Platzes saß ein Haufe von etwa dreißig Männern und Jünglingen, die zeitweilig einen lauten Gesang intonierten. Aus einiger Entfernung hatte er eine große Ähnlichkeit mit dem ernstesten, feierlichen Gesang eines katholischen Gottesdienstes und endete stets in einen langausgezogenen, allmählich verflingenden Ton. Man ließ sich durch meine Anwesenheit durchaus nicht stören. Außerhalb der Umzäunung war man zu allerlei Kurzweil geneigt; die Weiber verließen ihre Beschäftigung und umringten mich lachend und gestikulierend, im höchsten Grade erfreut, wenn ich ihnen einige bunte Glasperlen in die ausgestreckten kleinen Hände legte. Die Männer sahen lachend zu und waren ihrerseits ebenso erfreut, wenn ich ihnen einen Angelhaken, einen Feszen rotes Zeug oder einen zweizölligen Nagel überreichte.

Man war auf der Insel unzweifelhaft von den früheren Vorgängen auf Sankt Matthias unterrichtet, denn die Häuptlinge ließen es sich angelegen sein, mir zu bedeuten, daß die Leute ihrer Insel gute Leute

seien, die Leute aus Sankt Matthias dagegen schlecht. Die mich begleitenden Sankt-Matthias-Dolmetscher lächelten jedoch bei dieser Behauptung recht ungläubig.

Ich konnte hier in Erfahrung bringen, daß auf beiden Inselgruppen verschiedene Klassen bestehen, die bestimmte Totemzeichen haben und denen das Heiraten innerhalb der Klasse nicht erlaubt ist. Leider waren meine Dolmetscher nicht imstande, mir Ausführliches zu erklären.

Das auf den Karten als Squally Island verzeichnete Land besteht in dieser Gestalt nicht. Die Insel liegt nach einer Ortsbestimmung unter  $150^{\circ} 38'$  östlicher Länge und  $1^{\circ} 48'$  südlicher Breite und ist eine kleine, gehobene Koralleninsel, nicht über hundertfünfzig Hektar groß; sie ist auf allen Seiten von Riffen umgeben und mit Wald bedeckt, in welchem hie und da einige Kolosnusspalmen sichtbar sind. Als wir uns der kleinen Insel näherten, kamen uns einige kleine, sehr primitiv gestaltete Kanus entgegen; es gelang uns jedoch nicht, die Insassen zu bewegen, längsseits anzulegen. Ihre Habgier ließ sie aber so weit ihre Furcht vergessen, daß sie sich hinreichend weit näherten, um uns auf einer langen Stange einen geflochtenen Korb zu reichen, der die Bestimmung hatte, etwaige Geschenke aufzunehmen. Dabei zitterten die Leute am ganzen Leibe und schienen ihre Furcht durch lautes Sprechen und Zurufen verbergen zu wollen. Leider war uns kein Wort verständlich; weder die Sankt-Matthias-Leute noch die an Bord befindlichen Eingeborenen aus Neumeklenburg und Neuhannover verstanden auch nur eine Silbe von der Sprache. Diese war sehr reich an Vokalen, und fast jeder Satz endete mit einem langausgezogenen *ma* oder *ha*, welches meinen eingeborenen Begleitern eine Quelle großen Vergnügens zu sein schien. Wir mußten in der Nacht vor der Insel beidrehen und konnten erst am folgenden Morgen landen. Zahlreiche Fackeln auf dem Strandriff verrieten während der Nacht, daß die Eingeborenen eifrige Fischer sind. Am folgenden Morgen kamen uns abermals die Kanus entgegen, als ich jedoch beide Boote zu Wasser ließ und dem Strande zuruderte, folgte man in einiger Entfernung. Am Strande hatte sich die ganze Bevölkerung versammelt, im ganzen etwa hundertfünfzig Seelen, und es war augenscheinlich, daß man feindlich gestimmt war. Auf dem Riff stand eine ganze Reihe besonders kampfesmutiger Helden, die in der Hand lange Lanzen wurfbereit hielten, dahinter hatte sich die übrige Bevölkerung aufgestellt, theils mit Holznütteln bewaffnet, theils Geröllstücke in den Händen haltend, sogar Weiber und Knaben hatten



sich damit bewaffnet. Da es mir darum zu tun war, auf jeden Fall einen feindlichen Zusammenstoß zu vermeiden, so legte ich mich zunächst aufs Parlamentieren. Das ist nun gerade keine leichte Sache, wenn beide Parteien auch nicht die geringste Kenntniss der beiderseitigen Sprachen haben, aber ein vorgezeigtes Messer, eine bunte Perlenschnur oder ein Streifen rothes Baumwollenzug ersetzt in solchen Fällen alle Sprachkenntniss. Über eine Stunde lang dauerte dieser Annäherungsversuch. Bald trieb die Habgier den einen, bald den anderen an mein Boot heran, und jedesmal lehrte er mit einem Geschenk zurück, das allgemeine Bewunderung erregte. Schliesslich konnte ich annehmen, daß man sich von unserer Ungefährlichkeit überzeugt hatte, und ließ nun beide Boote durch die Brandung an den Strand gehen. Sofort waren wir umringt, und die Habgier der einzelnen mußte befriedigt werden. Dadurch war man anscheinend friedfertiger geworden, die tapferen Lanzenträger legten ihre Waffen nieder, den Steinwerfern nahm ich ihre Geschosse ab, und allmählich wurde eine Art bewaffnete Neutralität hergestellt. Mit einer bewaffneten Bedeckung von vier Eingeborenen und einem Weißen konnte ich nun schon ein weiteres wagen. Ich hatte am Morgen beobachtet, daß die Eingeborenen alle aus einer Richtung kamen, und dort das Dorf vermutend, schickte ich mich an, es aufzusuchen. Vorerst hielt ich es jedoch für geraten, den Insulanern eine kleine Schießprobe vorzuführen, und feuerte einige Schüsse auf einen am Strande liegenden angetriebenen Baumstamm ab. Bei jedem Schuß duckte sich das ganze Volk wie auf Kommando, die Probe war jedoch von Erfolg, denn als ich nun nach dem Dorfe aufbrach, folgte mir der ganze Haufe in respektvoller Entfernung. Nach einem Marsch von etwa zehn Minuten erreichte ich das Dorf. Dieses liegt hinter einem Streifen von Gebüsch und Bäumen dicht am Strande und bildet eine lange Straße mit den Hütten der Eingeborenen an beiden Seiten. Die Hütten waren sehr primitiv und bestanden aus auf dem Boden ruhenden blattbedeckten Dächern, unter denen die Schlafpritschen der Eigentümer angebracht waren. Neben diesen Wohnhütten waren jedoch auch zahlreiche kleinere Gebäude vorhanden, welche zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln dienten; diese waren auf vier mannshohen Pandanuspfählen errichtet, etwa zwei bis drei Meter lang und einen bis eineinhalb Meter breit. Die Dächer bestanden aus Pandanusmatten. Die Pfähle waren mit Pandanusblättern umwickelt, deren Glätte verhindert, daß die auf der Insel zahlreich vorkommenden Ratten die Aufbewahrungsräume heimsuchen können. Ähnliche Hütten sind aus Matty und Durour wie aus den Palauinseln bekannt. Fischgerät in ziemlicher Anzahl, Sentnese, Handnese und Samen waren in großer Anzahl vor-

handen, sonst enthielten die Häuser nichts von Belang. Nachdem das Dorf durchwandert war, schickte ich mich an, einige photographische Aufnahmen zu machen. Die Aufstellung der Kamera wurde jedenfalls mit großem Mißtrauen betrachtet, meine Bedeckung deckte mir den Rücken, mein Revolver lag auf der Kamera, so daß ich nach allen Seiten gesichert war, und nach Verteilung kleiner Geschenke gelang es mir, einige brauchbare Aufnahmen zu machen. Die offenbare, wenn auch nicht zu Tätlichkeiten gediehene Feindschaft der Eingeborenen bewog mich jedoch, meinen Besuch abzukürzen.

Obgleich mein Aufenthalt auf der Insel im ganzen kaum zwei Stunden dauerte, konnte ich mir doch ein recht gutes Bild von den Eingeborenen machen.

Der Typus ist unzweifelhaft ausgesprochen melanesisch, aber die verhältnismäßig vielen Individuen mit lockigen, fast straffen Haaren beweisen auch hier den mikronesischen Einfluß. Die Männer sind von Mittelgröße, dunkelbraun und recht kräftig gebaut. Beschneidung wurde bei allen angetroffen, selbst bei verhältnismäßig kleinen Knaben, so daß die Prozedur bereits im frühen Lebensalter vorgenommen werden muß. Die Kopfhaare wurden mittellang oder kurz getragen; eigentümlich ist die Barttracht, indem die Männer den Rinnbart wachsen lassen und zu zwei bis vier langen gedrehten Zöpfen ordnen, die bis an den Nabel herabhängen. Wohl damit die langen Bartlocken bei etwaiger Arbeit nicht im Wege sind, bindet man die Enden mit einer Schnur zusammen und befestigt diese um den Hals, so daß die Bartspitzen unter dem Rinn liegen. Die Zähne waren blendend weiß, ein Beweis dafür, daß der Genuß von Betel den Leuten unbekannt ist. Sämtliche Männer sind völlig nackt, und auch die Penisnuskel ist unbekannt. Die Weiber sind kleiner als die Männer und etwas heller; die Kopfhaare waren bei allen kurz geschoren; ich sah junge Weiber, die kaum dem Kindesalter entwachsen, aber schon Mutter waren, und diesem Umstand glaube ich es zuschreiben zu dürfen, daß das ganze weibliche Geschlecht den Eindruck machte, als ob es übermäßig früh gealtert sei. Die Weiber trugen nach mikronesischer Sitte einen gewebten Bastchurz, der rings um den Unterkörper reichte. Ganz junge Mädchen liefen völlig nackt herum.

Die Speere sind fünf bis sechs Meter lang, aus dem harten Holz der Kolospalme roh gearbeitet, notdürftig geglättet und von großer Schwere, so daß sie gerade nicht zu den furchterregenden Waffen gerechnet werden können. Sie werden ihrer Schwere wegen auch nicht geworfen, sondern nur im Nahkampf als Stoßwaffe verwendet. Jeder sich anbietende Knüttel wurde daneben als Waffe benutzt, und die Korallensteine waren überhaupt die wirksamsten Verteidigungsmittel.



Die Kanus sind einfache Einbäume, vorn wie hinten zugespitzt und mit dem üblichen Ausleger und Schwimmer; die meisten Fahrzeuge waren für zwei oder drei Insassen berechnet, jedoch lag am Strande ein größeres Kanu, das wohl gegen zehn Mann zu fassen vermochte.

Außer den vorher genannten Fischgeräten waren noch etwa drei Meter lange Angelgerten vorhanden mit einer fünf bis sechs Meter langen gedrehten Angelschnur. Für Hochseeangeln hatte man ferner einen Apparat, den ich zuerst als einen abnormen Kopfschmuck der uns in den Fahrzeugen entgegenkommenden Männer ansah, weil diese ihn dermaßen in ihren Locken befestigt hatten, daß er über den Rücken herabbaumelte. Ich fand jedoch später, daß der Apparat dem Fischfang dient. Er besteht aus zwei gebogenen Gerten, die dermaßen aneinander befestigt sind, daß sie eine Ellipse bilden mit ziemlich spitzen Enden. Der längste Durchmesser war etwa fünfzig Zentimeter, der kürzere etwa fünfundzwanzig Zentimeter; der elliptische Raum zwischen den Gerten war mit einer braunen, papierdünnen Substanz bekleidet. Um diesen Apparat war der Länge nach die Angelschnur aufgewickelt. Weder bei diesem Apparat noch bei den Angelrutten beobachtete ich Fischhaken; statt dessen waren am Ende der Schnur zwei dünne, zugespitzte Holzstäbchen zu einem Kreuz verbunden, welches wohl den Angelhaken ersetzte; sie erinnerten an ähnliche Geräte in den Gilbertinseln, die hier namentlich zum Fang fliegender Fische benutzt werden.

Der Entdecker ist der Engländer Leutnant King gewesen, der auf seiner Reise von Sydney nach Batavia am 19. Mai 1790 im Schiffe „Supply“ die Insel zuerst sichtete; seine Ortsbestimmung  $150^{\circ} 31'$  östlicher Länge und  $1^{\circ} 39'$  südlicher Breite ist annähernd richtig. Er benannte die Insel nach Watin Tench, dem Befehlshaber der Marine-soldaten, und bis auf weiteres sollten daher alle anderen Namen verschwinden und der Name Tenchinsel beibehalten werden.

## V. Die Admiralitätsinseln

Diese Gruppe bildet gewissermaßen das nordwestliche Endglied jener gekrümmten Kette von Inseln und Inselgruppen, welche sich annähernd von Südosten nach Nordwesten erstreckt und die Neuhebriden, die Salomoinselfn und Neumecklenburg mit Neuhannover umfaßt. Sie besteht aus einer größeren Hauptinsel und zahlreichen kleinen Inseln, die zum Teil in recht beträchtlicher Entfernung von der Hauptinsel gelegen sind.

Das Fahrwasser zwischen diesen Inseln ist infolge der zahlreichen Korallenriffe für die Schifffahrt nicht ohne Gefahr.

Infolge ihrer gebirgigen Natur scheint die Insel nicht von großer Bedeutung für tropische Agrikultur zu sein. Die Gesamtgröße beträgt allerdings etwa 1900 Quadratkilometer, aber nur ein geringer Teil dieser Fläche dürfte sich für Kulturen eignen.

Die Flora und Fauna der Inseln unterscheidet sich nicht wesentlich von derjenigen der übrigen Inseln des Bismarckarchipels. Schwein und Hund sind vorhanden, das erstere auch in verwildertem Zustand. In den Mangrovesümpfen haust das Krokodil in ziemlicher Anzahl, ein Schrecken der ganzen Bevölkerung; Schildkröten, sowohl *Chelone midas* wie *imbricata* sind stellenweise noch immer recht zahlreich und werden eifrig von den Eingeborenen gejagt.

Die Entdecker der Inseln hatten schon zu jener Zeit feindliche Zusammenstöße mit den Eingeborenen, und der Verkehr mit ihnen hat sich seitdem nicht wesentlich geändert. Händler und Handelsniederlassungen können sich nur auf den kleinen isolierten Inseln halten, wo die Weißen wie in einer Festung hausen. Es sind nicht unbedeutende Mengen Trepang und Perlschale von dort aus in den Handel gebracht worden; der Koprahandel ist wegen Mangels großer Kokospalmenstände nicht von Bedeutung.

Die Bevölkerung dieser Inseln ist keine reine Rasse; sehr vieles deutet auf Vermischung mit einem hellfarbigen Menschenstamm, wenn



auch die Papuaeigentümlichkeiten die vorherrschenden sind. Ein Verkehr mit den gegenüberliegenden Inseln auf der Küste von Neuguinea findet heute noch statt.

Die engere Verwandtschaft mit den Stämmen auf der Küste von Neuguinea scheint mir unter anderem dadurch gekennzeichnet zu werden, daß man bei ihnen sehr häufig die ausgesprochen semitische Nasenformen antrifft, die jedem Besucher jener Gegend von Neuguinea auffällt, und die im Bismarckarchipel nur in dem westlichen Neupommern wieder auftritt, dessen Bewohner unstreitig mit den Neuguinea-Papua eng verwandt sind. Sonst sind sie wohlproportioniert, von mittlerer Höhe. Das Haar ist kraus, aber weniger dicht als das der Papua; es ist nicht selten, Insulaner mit lockigem, ja mit ganz schlichtem Polynesiierhaar zu gewahren. Allerdings ist diese Eigentümlichkeit wohl zum großen Teil der hier gebräuchlichen Aufstoherung, oder dem Kämmen der Kopfschare zuzuschreiben.

Die Hautfarbe ist bei einigen Stämmen heller wie sonst im Bismarckarchipel; dem Schokoladebraun ist gewissermaßen ein lichteres Gelb beigemischt.

Geistig scheinen die Insulaner eine höhere Stufe einzunehmen als die übrigen Bewohner des Bismarckarchipels. Sie sind lebhaft und leicht erregbar. Sie begreifen leicht und erlernen spielend allerlei Verrichtungen. Einige Knaben, die in der katholischen Missionsanstalt sich aufhielten, lernten dort mit überraschender Schnelligkeit Lesen und Schreiben, und einer derselben schrieb nach Rückkehr in die Heimat Briefe an den Pater, der ihn unterrichtet hatte. Diebereien bringt den Eingeborenen häufig in Unannehmlichkeiten, die zu allerlei Sankt und Streit führen, wobei er seinen Mut zeigt, indem er zu seinem nie weit entfernten Speer greift und die gemachte Beute hartnäckig verteidigt. Hierbei kommt eine weitere Eigenschaft zum Vorschein, die ihn dem Händler sehr gefährlich macht, nämlich seine Hinterlist und seine Verstellungsgabe. Heimlich die Waffe bereithaltend, heuchelt er die liebenswürdigste Miene, das ausgelassenste, freundlichste Wesen, um in einem unbewachten Augenblick, den er blizschnell erspäht und ohne Säumen benützt, dem Nichtsahnenden den Todesstreich zu versetzen. Das Opfer glaubt sich von seinen besten Freunden umgeben, bis ihn ein Schlag über den Kopf mit der scharfen Art seinen Irrtum, leider zu spät, erkennen läßt.

Die Insulaner selber teilen sich in drei große Stämme, die sich Moanus, Matankor und Usiai benennen. Die ersten bewohnen die Küste, bauen ihre Dorfschaften am Strande oder auf dem Riff in flachem Wasser, und ihre Häuser stehen stets auf Pfählen; die letzten

sind Bewohner des Innern und bauen ihre Hütten auf der ebenen Erde. Die Matánkor bilden ein Mittelglied zwischen beiden, sie sind Ackerbauer, aber auch Schiffer, wenn auch nicht in dem Maße wie die Moánus. Der Moánus bezeichnet mit dem Worte Ufsai einen Eingeborenen, der in einem gewissen Abhängigkeitszustand von ihm steht. Von jeher ist der Moánus als Beherrscher des Meeres durch den Besitz von Fahrzeugen, als geweckter und verschlagener dem Inlandbewohner überlegen gewesen, und in der That hält er vielfach heute noch die Gewalt in Händen, indem er den Ufsai zwingt, ihm Nahrungsmittel zu bauen und sie gegen geringes Entgelt oder ohne alle Vergütung an ihn abzugeben.

In den Museen für Völklerkunde sind die Erzeugnisse und Geräte der Insulaner gut vertreten, und am auffälligsten sind darunter die Speere mit den haarscharfen Obsidianspizen (Tafelbild 56). Die letzteren gibt es in allen Größen bis zu einer Länge von fünfundzwanzig Zentimeter. Auch die Spizen der Dolche sind aus Obsidian hergestellt; sie werden jedoch nur in seltenen Fällen als Waffen gebraucht, vertreten vielmehr unsere Messer.

Bogen und Pfeile, ausschließlich für Jagdzwede verwendet, sollen hie und da vorkommen; Keulen sind mancherorts gebräuchlich, im Kampf aber von wenig Bedeutung.

Steinärte wurden wohl niemals als Waffen verwendet; im Gebrauch waren zwei verschiedene Arten; eine davon war sehr primitiv hergestellt: die aus einem lavaähnlichen Gestein geschlagene Klinge war einfach in das dicke Ende eines keulenförmigen Stückes Holz eingelassen. Eine andere Art hatte den wohlbekannten knieförmigen Holzstiel, woran die Klinge festgeschnürt wurde. Diese Klingen bestanden teils aus geschärften Terebraschnecken, teils aus Tridacnuschale, teils aus einem graugrünen Gestein. Die Stiele sind nicht selten geschnitzt und ornamentiert.

Geräte finden wir in großer Anzahl, in den verschiedensten Formen und den verschiedensten Zwecken dienend.

Die Töpferei wird in ziemlichem Umfang betrieben, weil Ton fast überall vorhanden ist. Die gewöhnlichste Topfform ist rund, die Öffnung verengt oder eingeschnürt und mit einem nach außen gebogenen Rand versehen. Es gibt jedoch auch Töpfe ohne Rand, fast von der Form einer tiefen Schale. Wasserkrüge aus Ton sind sehr gebräuchlich, sie haben zwei Öffnungen, die durch einen Stöpsel aus Bananenblatt oder auch mit einem Holzstöpsel verschlossen sind. Infolge ihrer Porosität sind derlei Wasserbehälter vorzüglich geeignet, den Inhalt kühl zu erhalten. Die Herstellung der Töpferwaren geht so vor sich: Die





52. Männergruppe von Squally Island

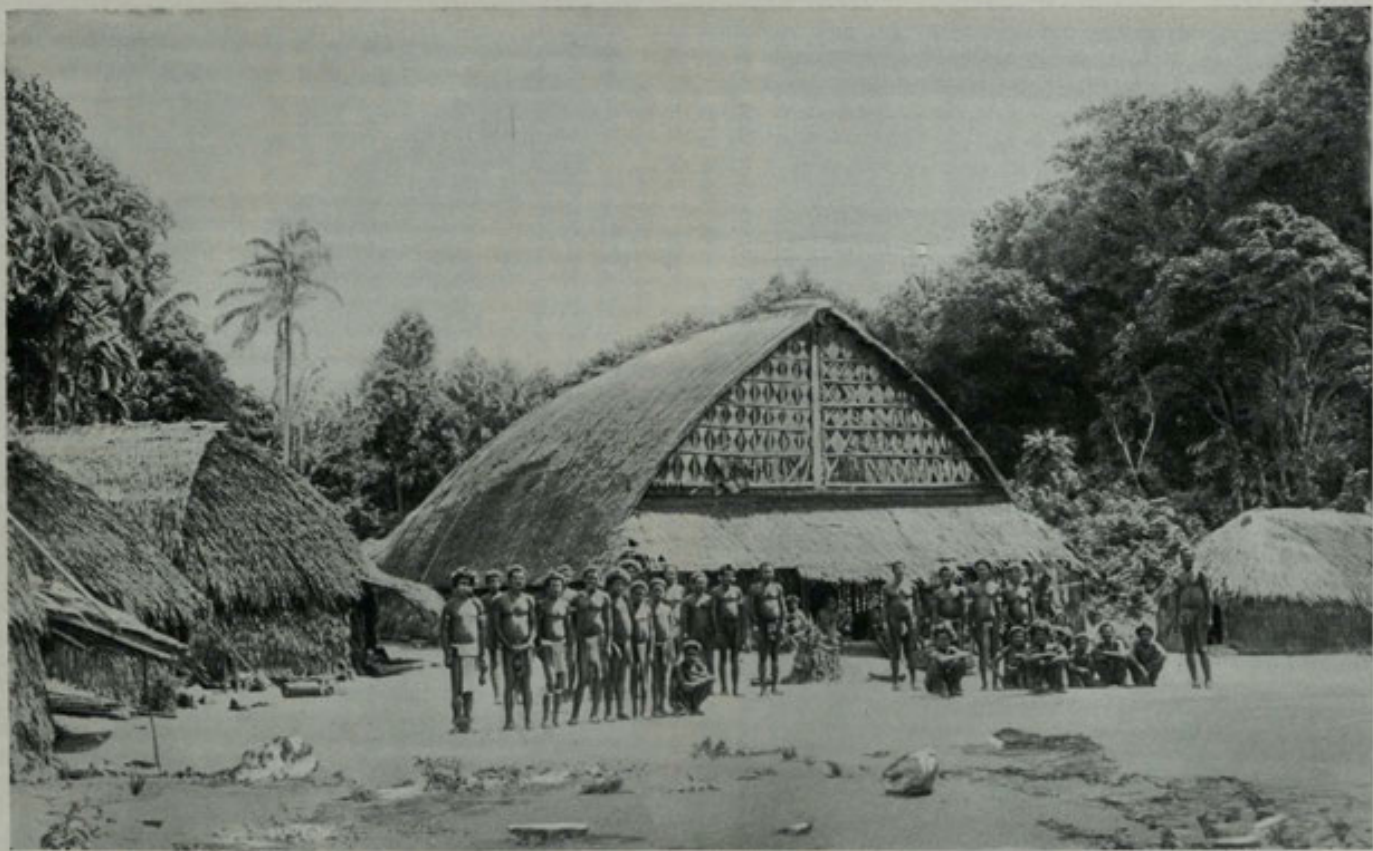


53. Landschaftsbild von der Insel Lou



54. Pfahldorf der Noánus auf Ndrupal (Admiralitätsinseln)





55. Männerhaus in dem Dorfe der Matáktor auf Lou



56. Speere mit Obsidianspien, Admiralitätsinseln. (Etwa  $\frac{1}{7}$  n. Gr.)



57. Holzschüssel von den Admiralitätsinseln



Weiber sammeln den Lehm, trocknen ihn, pulverisieren und schlemmen ihn und richten eine Menge des plastischen Materiales in Form großer Klumpen oder Kugeln her. Handwerksgerät ist ein flaches, spachtelartiges Stückchen Holz. Zunächst wird der Boden aus einem flach geklopften Stück Lehm geformt, daran legt man Wülste desselben Materials und klopft sie mit der Spachtel flach, auf der Innenseite die linke Hand als Widerstand haltend.

Außerordentlich charakteristisch sind die großen Gefäße, die zum Aufbewahren des gewonnenen Kokosöles angefertigt werden, und die man häufig in den großen Fahrzeugen als Transportgefäße sieht, wozu sie sich infolge ihrer Unzerbrechlichkeit gut eignen. Das Gerüst dieser Gefäße bildet ein enges Flechtwerk aus den Blattrippen einer besonderen Farnart. Nachdem die Form des Gefäßes hergestellt ist, wird es innen wie außen mit einer Lage der zerstampften Parinariumnuß bestrichen und dann zum Trocknen der Masse aufgehängt. Nach wenigen Tagen ist der Überzug trocken und das Gefäß fertig; man kann darin irgendwelche Flüssigkeit aufbewahren, namentlich dienen diese Töpfe als Behälter für das Kokosöl, das vielfach zur Zubereitung der Speisen Verwendung findet. Um das Gefäß in der Hütte aufhängen zu können, umgibt man seinen unteren Rand mit einem wulstigen Ring aus Rotanggeflecht, worin der Fuß des Gefäßes paßt. Von diesem Wulst aus gehen drei oder vier Rotangschnüre an den Seiten nach oben und sind über der Öffnung zu einer Öse vereint.

Ganz hervorragend sind die Leistungen der Eingeborenen in der Herstellung von größeren und kleineren Holzschalen. Die gebräuchlichste Form ist kreisrund (Tafelbild 57).

Anderer Schalen ahmen die Form eines Vogels (Tafelbild 58) oder einer Schildkröte nach, Kopf und Schwanz sind mit dem als Schale geformten Körper aus einem Stück geschnitzt. Längliche flache Schalen haben häufig schön geschnitzte Henkel, ein Krokodil vorstellend; dann und wann wird auch eine Tierform, wie Schwein und Hund, in realistischer Ausführung zur Schale geformt, indem man den Körper des Tieres vom Rücken her aushöhlt (Tafelbild 59). Da diese Schalen in der Regel aus hartem Holz hergestellt sind, so bezeugen sie einen nicht geringen Grad von Fertigkeit, um so mehr da das frühere Handwerkszeug zu den unvollkommensten seiner Art gerechnet werden darf.

Die Holzschalen werden zum Herrichten wie zum Auftragen der verschiedenen Gerichte benutzt. Als Schöpflöffel gebraucht man ornamentierte, aus einer halben Kokoschale bestehende Geräte mit einem schön geschnitzten Stiel. Charakteristisch ist die überaus große Mannigfaltigkeit der Verzierung (Abb. 24).

Außer den Wassertöpfen stellen die Eingeborenen auch Wasserflaschen aus den Schalen der Kokosnüsse her. Von diesen gibt es zwei Arten. Die eine besteht aus einer glattgeriebenen Nuß mit kleiner Öffnung, nicht selten durch Reliefschnitzerei mit erhabenen Ornamenten versehen, der anderen ist aus Bambusrohr ein kurzer Hals angefügt.

Obsidiansplitter wie scharf geschliffene Perlmutterchalen dienen als Messer, die letzteren namentlich bei der Herrichtung der Eßwaren, die ersteren mehr bei Schnizarbeiten. Als Pfriem benutzt man einen Rochenstachel.

Als Fischereigerät bedient man sich der Angelhaken, die aus Trochus hergestellt sind. Daneben wird ein mehrzinkiger Fischspeer verwendet, und als Hauptgerät Neze von verschiedener Größe und Form sowie Nezhamen; das Material für die Neze bildet ein feinerer oder gröberer Zwirn, der aus einer Faserpflanze hergestellt wird. Die einzelnen Fasern werden ineinander gedreht, nicht geflochten.

Die Fahrzeuge der Insulaner sind seetüchtige Boote, mit denen es möglich ist, weite Seereisen zu machen. Der Körper besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm, die Bordwände sind auf beiden Seiten durch eine Planke erhöht. Die beiden Enden sind verlängert durch Holzschnäbel, welche an den Bootkörper angebaut sind. Diese Schnäbel sind vielfach verziert, theils durch Schnitzereien in der Form eines Krokodilkopfes, theils durch weiße Ovulaschnecken, die mit starken Bindfäden befestigt sind. Der Ausleger trägt eine aus aneinandergelegten Stäbchen hergestellte Plattform, und eine solche ist auch auf der gegenüberliegenden Seite angebracht, etwas schräg in die Höhe ragend. Auf diesen Ausbauten hocken die Leute beim Segeln oder bewahren dort ihre Speere oder irgendwelche Gegenstände, die zum Transport kommen. Ein Mast wird vor den Auslegerstäben auf dem Boden des Fahrzeuges errichtet und durch einen am Ausleger befestigten Stab wie durch Tau, die nach vorn und hinten gespannt sind, in Stand erhalten. Der Mast hat am oberen Ende eine Gabel, über die das Tau läuft, das zum Emporziehen des viereckigen Mattensegels dient; dieses ist zwischen zwei Stangen befestigt. Große Fahrzeuge haben manchmal zwei Masten und Segel. Die Ruder sind von der gewöhnlichen Form mit breitem lanzettförmigen Blatt. In keinem Kanu fehlt der Wasserschöpfer mit nach innen gebogener Handhabe. So wie die beiden Enden des Fahrzeuges sind auch die Gabelungen der Mastbäume mit Schnitzereien verziert, bestehend aus rautenförmigen Einkerbungen wie aus stilisierten Krokodilköpfen.

Die Dorfanlage ist je nach den Stämmen verschieden. In der Bauart der Häuser unterscheiden sie sich jedoch wenig, wenngleich die



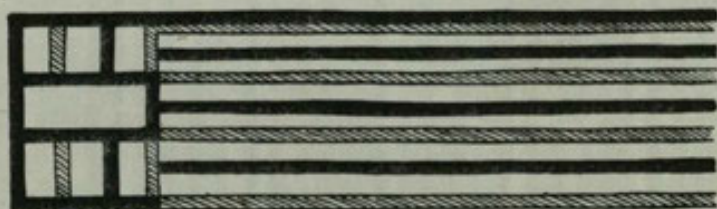
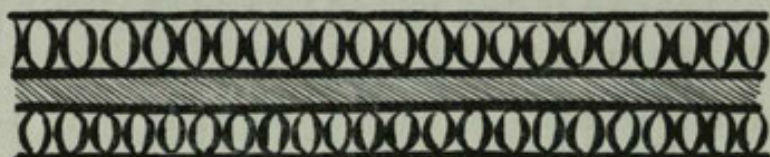


Abb. 24. Ornamente von Schöpfstößeln, Wassergefäßen usw. der Admtralitätsinsulaner

Häuser der Moanus immer auf Pfählen errichtet sind, die der Usiai und der Matanker auf ebener Erde stehen.

Die Häuser der Moanus sind in Reihen am Strande entlang, manchmal auch aufs Riff hinausgebaut, und das Dorf liegt nach der See zu völlig frei und offen. Die Matanker bauen ihre Dörfer im Walde, und wenn irgend möglich auf steilen, schwer zugänglichen Höhen und Höhenrücken, wohl der größeren Sicherheit halber. Demselben Zweck dienen die festen Zäune, womit die Dorfschaften umgeben sind. Manchmal ist es ein Doppelzaun, dermaßen angelegt, daß der innere die eigentliche Dorfschaft und den Dorfplatz umgibt; der zweite Zaun, in einiger Entfernung von dem ersten, umschließt einen mit Kokos- und Betelpalmen wie mit Bananen dicht bepflanzten Gürtel; hier tummeln sich die Schweine der Eingeborenen und können die Dorfschaft so wenig belästigen, wie in den umliegenden Wald entweichen. Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind schmucklose Hütten, von etwa fünf bis sechs Meter Länge, drei bis vier Meter Breite und selten über drei Meter Höhe. Die Bedachung besteht aus den Blättern der Sagopalme, welche über etwa halfterlange Stöcke gebogen und mit einem dünnen Stäbchen dicht am Stöcke durchstochen werden, um sie in ihrer Lage zu erhalten. Geflochtene Kokosblätter dienen auch wohl diesem Zweck. Im Inneren der Hütten ist die Einrichtung verschieden, je nachdem sie den Frauen oder den Männern als Wohnung dienen. Allen gemein sind die niedrigen, tischähnlichen Pritschen auf vier, manchmal kunstvoll geschnitzten Beinen, welche den Insassen nicht nur als Schlafstätten dienen, sondern auch den Tisch vertreten. In dem Frauenhaus ist der Raum beschränkt durch ein den ganzen Mittelraum einnehmendes Gerüst, worauf Töpferwaren, Wasser und Ölgefäße, Körbe mit Eswaren und allerlei Gerät aufgestapelt sind; auf dem Boden liegen ferner die vom Felde geholten Taroknollen und andere Nahrungsmittel. Die Männerhäuser sind etwas geräumiger, weil hier das Gerüst fehlt, aber hängende Borde oder ein Aufbau in der Mitte beherbergen die Taschen, das Betelgerät und dergleichen und vor allem eine große Anzahl von Speeren.

Weit größere Sorgfalt verwendet man auf den Bau der Junggesellenhäuser oder wie man sie wohl richtiger nennen soll, die Versammlungshäuser der Männer. Auf Pfosten, Gebälk und Dachstuhl haben die eingeborenen Zimmerleute ihre größte Geschicklichkeit verwendet, und einzelne Teile sind mit Kerbschnittornamenten und mit dem auch hier wiederkehrenden Krokodilkopf geziert. Vogelfiguren wie groteske menschliche Gestalten in ganzer Größe oder Menschenköpfe kommen ebenfalls vor. Diese geräumigen Häuser, manchmal vierzig Meter lang und zwölf Meter breit und bis zum Firsisbalken acht Meter hoch,



enthalten außer den sauber geschnittenen Pritschen und einer großen Anzahl von Waffen, die Trophäen vergangener Feste in Gestalt der Unterkiefer von Schweinen oder Kuskus. Auf Stangen und Gerüsten ist ferner das Stammeigentum ausgestellt: bunte Glasperlen, Eisenwaren, Spiegel und dergleichen mehr.

Was den Schmuck der Eingeborenen anbetrifft, so ist am gebräuchlichsten die Bemalung des Körpers durch rote Farbe oder des Gesichtes durch rote, schwarze oder weiße Linien und Tupfen über Stirn, Augen, Nase und Wangen. Halschnüre aus einheimischen weißen Muschelpfättchen, in der Neuzeit ersetzt durch weiße Glasperlenschnüre, sind unerlässlich, ebenso sorgfältig geschliffene Trochusarmringe mit eingeritzten Mustern auf der Außenseite. Auf seine Frisur verwendet der Jüngling eine außerordentliche Sorgfalt. Das krause Haar wird durch einen stets bereit gehaltenen Kamm aufgestochert und aufgelockert, bis es wie eine Wolke über dem ganzen Kopf liegt, manchmal in der Mitte sorgfältig gescheitelt. Die Kämmen werden mit großer Sorgfalt hergestellt; sie bestehen aus nebeneinandergelegten Blattrippen der Kokosblätter, deren Enden in einem mit Parinariumlitt überzogenen Fasergeflecht stecken; dieses Ende ist vielfach ornamentiert und bunt bemalt.

Die durchbohrten Ohrläppchen werden mit weißen Perlenschnüren dicht umwickelt oder mit Kokosnußscheiben versehen, und auch die Nase wird nicht vergessen, denn von dem durchbohrten Septum herab baumelt an einer Perlenschnur ein achtzehn bis zwanzig Zentimeter langer runder, unten spitzer Stab, aus Tridacnamuschel geschliffen und mit eingeritzten Ornamenten versehen. Durch die Nasenscheidewand gesteckt trägt man auch einen fast vollständigen Ring aus Kokoschale. Als Verschönerung des Gesichtes wird auch die eigentümliche Bildung von Zahnstein an den Vorderzähnen des Oberkiefers angesehen. Diese Ablagerung ist manchmal so stark, daß sie die Oberlippe in die Höhe schiebt und über diese hervorragt; sie wird sorgfältig gepflegt und durch Abschleifen und Schaben regelmäßig geformt. Das Betelkauen scheint die Bildung dieses sonderbaren Schmuckes zu begünstigen.

Außer den Halsbändern finden wir mit diesen in Verbindung einen Brustschmuck, ähnlich wie wir solchen aus Neumecklenburg in Gestalt des kapkap kennen. Der Schmuck besteht wie in Neumecklenburg aus einer Tridacnasscheibe, jedoch selten so dünn wie dort; auch die durchbrochene Platte aus Schildpatt, welche auf der Tridacnasscheibe liegt, ist niemals so fein wie dort gearbeitet (Tafelbild 45).

In seiner ganzen Pracht zeigt sich der Eingeborene beim Tanz. Ganz hervorragend sind geradezu die Schurze, die aus Muschelscheibchen hergestellt sind. Tausende dieser Plättchen werden für die Anfertigung

eines solchen Schurzes verwendet, und diese haben daher in der Heimat einen nicht unbedeutenden Wert, so daß es nur die reichen Leute oder die Häuptlinge sind, die sich einen derartigen Luxus leisten können. Die Größe dieser Tanzschurze (Tafelbild 60) ist sehr verschieden, sie schwankt in der Länge von zwanzig bis sechzig Zentimeter. Das obere Ende besteht aus einem dichten Bastgeflecht, das zum Teil mit bunten Papageienfedern bestickt ist; an dies Geflecht reiht sich nun der aus aufgereihten Muschelpfättchen bestehende eigentliche Schurz, in dem eingefügte schwarze Muschelpfättchen, eine besondere Art von Coigsamen und verschiedene andere Samenkerne Muster bilden.

Auch die Weiber tragen bei Tänzen einen Schurz, welcher jedoch bei weitem nicht so sorgfältig gearbeitet ist als die Männerschurze. Der Weiberschurz (Tafelbild 60) besteht aus einem weichen, geschmeidigen Stück Rindenzug, das auf der Oberfläche in kleinen Abständen mit Troddeln aus Muschelpfättchen, Coig- und anderen Samenkernen und Vogelfedern benäht ist. Der untere Rand besteht aus einer Reihe von herabhängenden Muschelpfättchen mit Samenkernen an den Enden. Beim Tanz trägt man einen solchen Schurz vorne, einen anderen hinten, und beide werden durch einen Gürtel festgehalten. Gar zierlich verstehen es die jungen Mädchen und Frauen, solche Körperbewegungen auszuführen, welche die bestickten Schurze in schwingende Bewegung setzen, und dies scheint in der That der Hauptzweck des Tanzes zu sein, denn wenn nach einem besonders gelungenen Paß die Schurze sich malerisch und grazios schwenken, bricht stets ein lauter Beifallsjubel aus.

Zu den Schmucksachen muß auch wohl die eigentümliche Penismuschel gerechnet werden, mit welcher man im Kampfe oder beim Tanze die Eichel des männlichen Gliedes bedeckt. Diese Muschel ist stets eine mittelgroße *Ovula ovum*, auf deren äußeren weißen Fläche schraffierte Muster eingerißt sind. Der innere Schneckenangang wird teilweise herausgeschlagen und in den so entstandenen Schlitze die Eichel mit dem Präputium eingeklemmt. Das Gerät wird von den erwachsenen waffenfähigen Eingeborenen stets in einem kleinen geflochtenen Beutel an einer Schnur um den Hals oder unter der Achsel getragen, so daß es immer in Bereitschaft ist.

Zum Schmuck gehören wahrscheinlich auch die Haarbüschel und andere Ornamente, die man auf Kriegsfahrten an einer Schnur um den Hals bindet, so daß sie vom Nacken auf den Rücken herabbaumeln. Andere Nackenornamente sind aus Holz geschnitten und stellen stilisierte Menschenfiguren dar, auch wohl Krokodile und Krokodillköpfe, Schildkröten und Fische; am charakteristischsten ist aber der Nackenschmuck aus menschlichen Oberarm- oder auch Schenkelknochen, woran der Länge nach



die gestuften Schwungfedern des Fregattvogels dicht aneinander festgebunden werden, so daß nur der Gelenkkopf des Knochens hervorsteht; eine Nachbildung dieses Schmuckes besteht aus einem Holzstab, ebenso umschnürt mit Fregattvogelfedern, das hervorstehende Ende, dem Gelenkkopf entsprechend, in Gestalt eines Menschenkopfes geschnitzt. Sie dienen wohl als Amulette, die den Träger im Kriege gegen Verwundung schützen.

Erwähnt müssen ferner werden die zum Betelkauen dienenden Gerätschaften. Die Kalkbehälter sind in der Regel hergestellt aus einer länglichen, in der Mitte eingeschnürten Kürbisart, auf deren gelber Oberfläche dunkle, symmetrische Zeichnungen eingebrannt sind. Neben diesen Kürbisflaschen sieht man jedoch auch Gefäße aus Bambusrohr, deren Seiten dann ebenfalls durch eingebrannte Muster verziert sind. Ganz außergewöhnliche Sorgfalt verwendet man aber auf die Herstellung der langen Holzspachteln, mit denen man den gebrannten Kalk aus den Kalkbehältern hervorholt; das obere Ende verziert meistens eine menschliche Figur oder ein Krokodilkopf.

Als Trauerzeichen für Verstorbene tragen die nächsten Verwandten, sowohl Männer wie Weiber, eine eigentümliche Kopfbedeckung; sie besteht aus einem steifen, aber doch biegsamen Stück Baumrinde, auf beiden Seiten mit einem glänzenden, schwarzen Harzüberzug. An beiden Enden sind je drei geflochtene Bänder angebracht, ebenfalls schwarz lackiert, welche an den Enden Schnüre tragen, die im Nacken des Trägers zusammengebunden werden. Dieses Kopfband wird auf der schwarzen Fläche häufig mit Perlen und Muschelpfättchen in verschiedenen Anordnungen verziert. Ich habe diese Trauerzeichen nur in den Dorfschaften der Matáktor angetroffen.

Die Matáktor, oder wie sie sich in ihrer eigenen Sprache benennen, Marankol, sind überhaupt in der Anfertigung von Schmuck aller Art sowie in der Herstellung aller Zimmermannsarbeiten und Schnitzwerke den Moánuß wie den Utsai weit überlegen. Sie sind es, welche ihre Hütten mit geschnitzten Pfeilern und Gebälk versehen, sie fertigen die großen und kleinen Holzschüsseln an, ja selbst der Kanubau ruht hauptsächlich in ihren Händen.

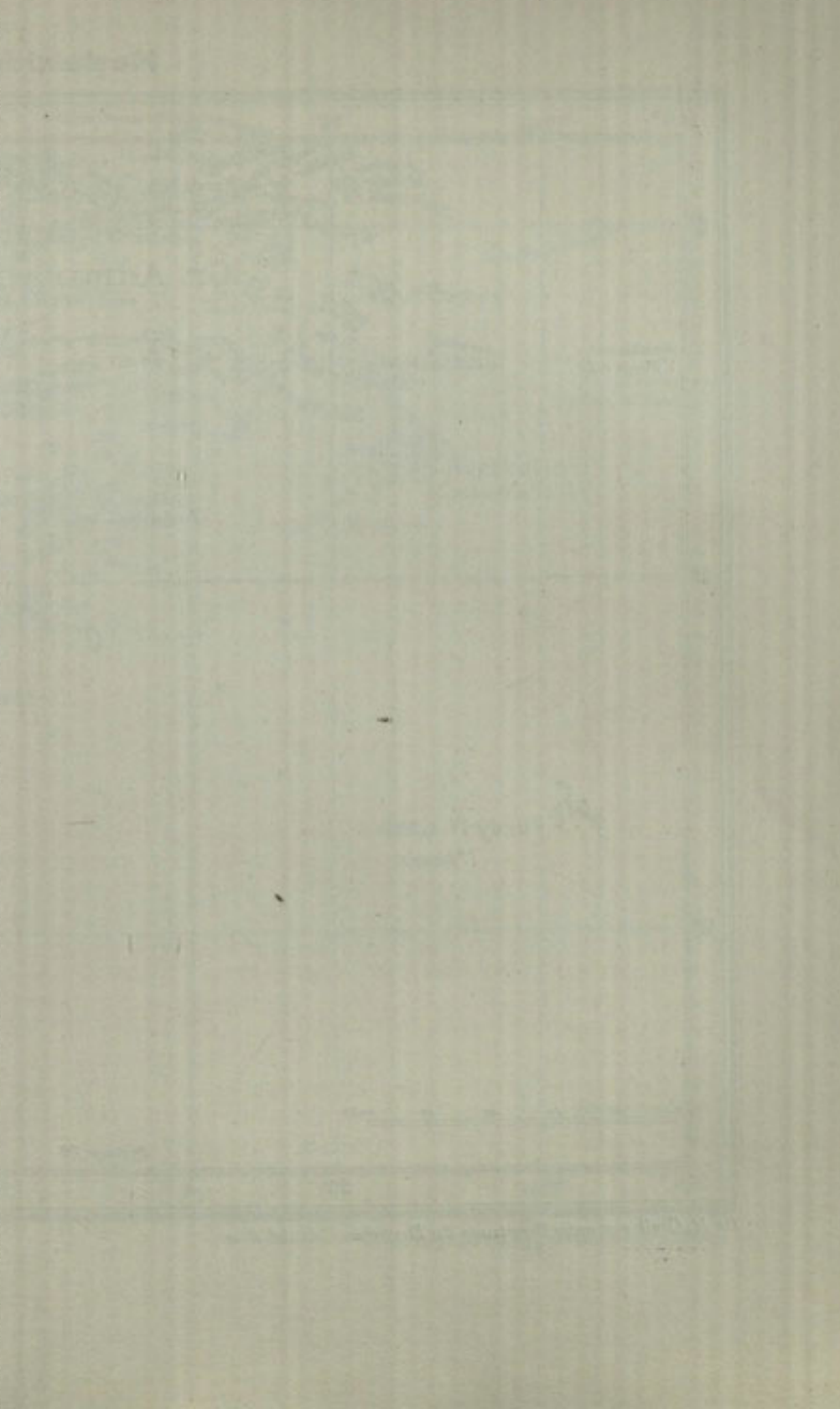
Die Matáktor tragen, im Gegensatz zu den Moánuß, immer einen Lendengürtel mit einem zwischen den Beinen durchgezogenen, die Geschlechtssteile bedeckenden Streifen. Häuptlinge oder Leute von höherem Rang benutzen dazu einen handbreiten Streifen Rindenzeug, sowohl vorne wie hinten von dem Lendengürtel bis fast an den Boden reichend. Die Körperfarbe der südlichen Matáktor ist bedeutend heller, die Statur kleiner und schwächer als die der Moánuß, das Kopfhaar ist viel-

fach stark lockig, bei einzelnen Individuen sogar völlig straff, und die Nase weniger breit wie bei den Moanus und Ufsai. Allerdings findet man bei ihnen auch die ausgeprägte Semitennase. Die Matankor, die die nördlichen Inseln der Gruppe bewohnen, haben diese Körpereigentümlichkeiten weniger ausgeprägt und nähern sich mehr den Moanus, wohl infolge engerer Vermischung durch Eheschließungen mit diesen und den Ufsai.

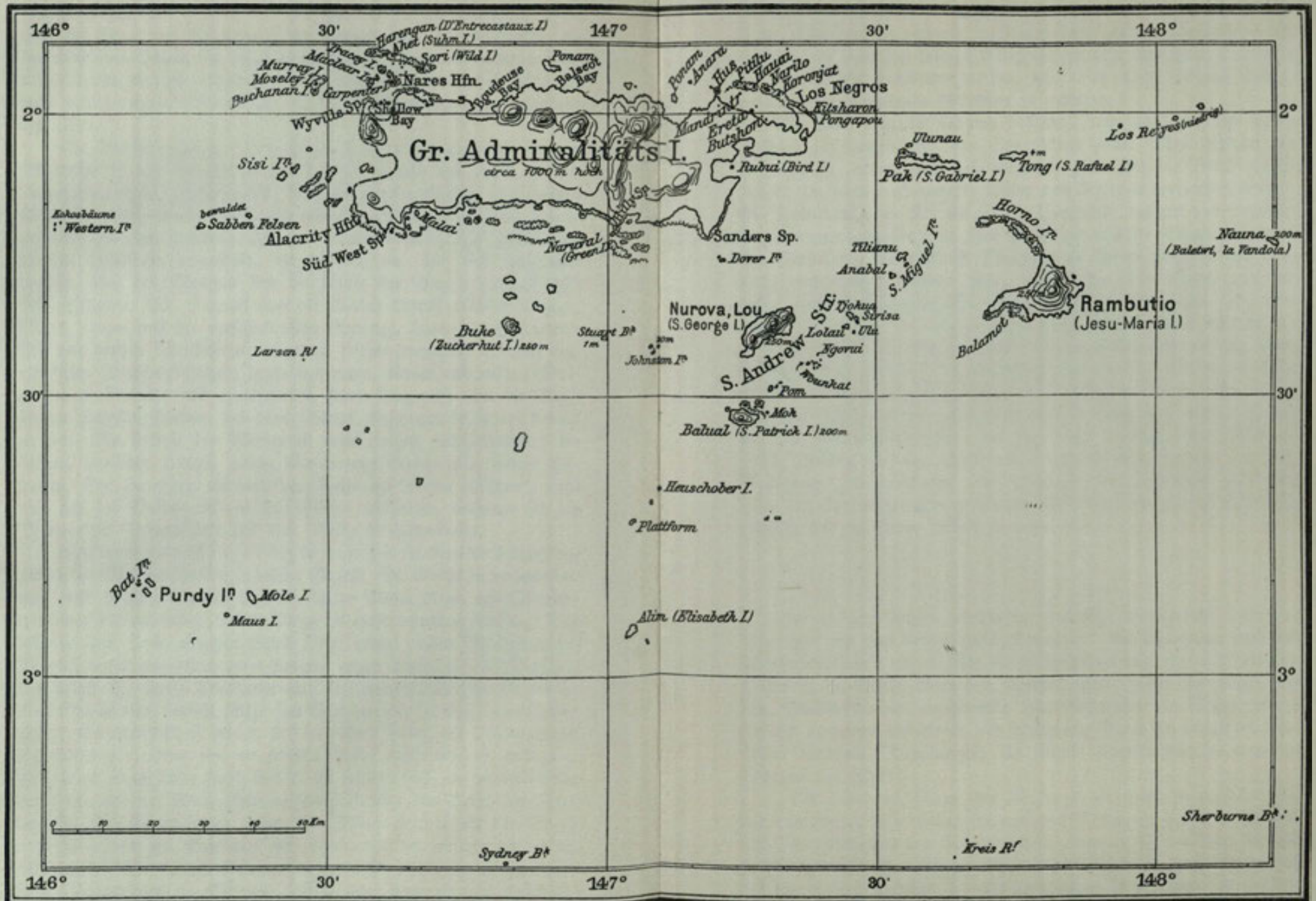
Die Bekleidung der Frauen ist bei den Moanus wie bei den Matankor in der Grundform dieselbe und besteht aus einem auf der Außenseite rauhen, geflochtenen Grasschurz oder richtiger zwei solchen Schurzen, welche vorn und hinten herabhängen und von einem Gürtel zusammengehalten werden. Bei den Moanus sind diese Gürtel aus dünnen Schnüren hergestellt, die vielfach um den Leib gewunden werden. Bei den Moanus sind die Köpfe der Weiber durchgehends kahl geschoren. Mit Schmuck sind die Weiber überall reichlich bedacht; Ohren hängen voll der verschiedensten Ohringe, Hand- und Fußgelenke sind von breiten Manschetten umgeben, früher hergestellt aus den einheimischen Muschelplättchen, heute aus roten, blauen und weißen Glasperlen. Halsbänder und Halschnüre, sowie kreuzweise über die Brust gelegte Schnüre scheinen bei dem schönen Geschlecht besonders beliebt zu sein. Die Gestalt der Weiber ist recht zierlich, auffallend sind die kleinen, zierlichen Hände, welche nur geringe Spuren von Arbeit aufweisen. Die Hautfarbe ist bedeutend heller als die der Männer, wohl weil sich die Weiber viel in den Hütten aufhalten, während sich die Männer im Sonnenschein auf dem Meere herumtummeln.

Holztrommeln (Tafelbild 61) liegen in den Häusern der Häuptlinge wie in den Männerhäusern in großer Anzahl. Die Größe ist verschieden; man trifft kleine Trommeln von ein Drittel Meter Länge und Monstre-exemplare bis dreieinhalb Meter Länge bei entsprechendem Umfang. Alle bestehen aus einem einzigen Stück Holz, einem vollen Abschnitt eines Baumstammes, der durch einen langen, engen Schlitz auf der Oberseite ausgehöhlt ist. Diese Trommeln sind fast ausnahmslos durch zierliche Relieffschnitzereien, sowohl längs des Schlitzes wie an den Seitenflächen geziert; charakteristisch ist jedoch, daß an beiden Enden, als Verlängerung des Schlitzes meistens eine menschliche Figur angebracht ist, und zwar so, daß an einem Ende Kopf und Brust sichtbar sind, am anderen Ende die Beine und der Trommellkörper gewissermaßen den Bauch der Figur darstellt. Die Eingeborenen sehen den Trommellkörper als den Bauch eines Menschen an. Der Ton der Trommeln, der weithin hörbar ist, wird durch Schlagen mit einem gebogenen Holz von etwa vierzig Zentimeter Länge erzeugt; der Trommler hält in jeder Hand ein solches Schlag-





# Karte der Admiralitätsinseln







holz und bearbeitet mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit die Seite der Trommel, unterhalb des Schläges. Eine Trommel- oder Signalsprache ist den Eingeborenen bekannt; auch zum Tanz werden diese Instrumente gerührt, und wenn bei solchen Gelegenheiten acht oder zehn Trommeln mit aller Macht bearbeitet werden, muß man starke Nerven besitzen, um das ohrenbetäubende Gedröhne zu ertragen.

Die Insel Lou ist dadurch bekannt, daß man hier den besten Obsidian zur Anfertigung von Speerspitzen findet. Man gewinnt ihn bergmännisch, indem man tiefe Schächte gräbt und die Blöcke zutage fördert, die dann nach anderen Theilen des Archipels verhandelt werden. Die Anfertigung der Klingen ist eine Fertigkeit, die nur von einzelnen Eingeborenen ausgeübt wird. Auf Poam gab uns der Klingenerfertiger eine Vorstellung seiner Kunst. Nachdem ein kleiner Obsidianblock sorgfältig ausgewählt worden war, ergriff ihn der Mann mit der linken Hand und klopfte mit einem in der rechten Hand gehaltenen Stein im Gewicht von etwa einem halben Pfund kleine Splitter von der einen Seite ab. Dann umfaßte er den Block fest mit der Hand, so daß die Seiten auf der Handfläche ruhten und die Finger beide Enden fest umklammerten, führte nun mit dem Stein einen leisen, schnellen Schlag auf die Außenfläche des Blockes, und alsbald sprang auf der gegenüberliegenden, von der Hand umklammerten Seite ein langer Splitter ab, der nun durch leichte Schläge vollends zu einer Speerspitze geformt wurde. Der Obsidian hat anscheinend eine ganz bestimmte Spaltungsrichtung, und der Anfertiger versteht es, diese aufzufinden und bei seiner Arbeit zu benutzen.

\*

Vor einigen Jahren machte der damalige Gouverneur Herr von Bennigsen mit dem Kriegsschiffe „Kormoran“ eine Expedition nach den Admiralitätsinseln und brachte einige Jünglinge von dort mit, die dem Pater P. S. Meier übergeben wurden. Einer dieser Jünglinge, der dem Moanusstamme angehörende Häuptlingssohn Po Minis, erwies sich als ungemein aufgeweckt und intelligent. Durch ihn erhielt der Herr Pater wertvolle Mittheilungen; Po Minis charakterisiert die einzelnen Stämme wie folgt:

„Die Moanus bauen ihre Häuser in die See; sie verstehen sich auf das Kanu, sie verstehen sich auf das Ruder, sie verstehen sich auf das Vorwärtstößen des Kanus mittelst Stangen, sie verstehen sich auf das Schwimmen, sie verstehen sich auf den Wind, sie verstehen sich auf das Segel. Sie verstehen sich auf die Sterne, sie verstehen sich auf den



Mond. Sie verstehen sich auf das große Fischnetz. Sie verstehen sich auf die Geister, sie verstehen sich auf die Zauberei mit dem Pfefferblatt, sie verstehen sich auf die Zauberei mit dem Kalk. Der Verstand der Moánuſ ist groß; ihre Sprache ist nur eine und dieselbe.“

„Die Uſſiai wohnen im Buſch. Die Uſſiai verstehen sich nicht auf die See, sie verstehen sich nicht auf das Ruder, sie verstehen sich nicht auf das Vorwärtſtoßen des Kanuſ mit Stangen, sie verstehen sich nicht auf das Schwimmen, sie weichen im Kanu nicht geſchickt den Obſidianſpeeren aus. Die Uſſiai ſind Tarobauer, sie ſind Sagoträger. Die Uſſiai ſind Schlangenfrefſer, sie ſind Menſchenfleifchfrefſer, sie ſind Seewaffertrinker. Der Leib der Uſſiai iſt ſchmutzig, sie riechen aus dem Munde, ihre Zähne ſind mit einer ſchmutzkruſte bedeckt. Ihre Sprache iſt immerfort eine andere.“

„Die Häuſer der Matánkor ſtehen am Strande. Die Matánkor verstehen sich auf das Kanu, sie verstehen sich auf das Segel, sie verstehen sich auf das Schwimmen, sie verstehen sich auf das große Fiſchnetz. Das Wiſſen der Matánkor iſt nicht groß. Sie kennen die Sterne nicht, sie kennen den Mond nicht, sie kennen die Zauberei mit dem einheimiſchen Pfefferblatt nicht, sie kennen die Zauberei mit dem Kalkſtaub nicht.“

Zu dieſer Kennzeichnung der einzelnen Stämme füge ich einige weiter erklärende Bemerkungen hinzu.

Die Moánuſ. Sie orientieren ſich auf Land wie auf See nach den Sternen. Auch die Zeit des Auftretens der beiden vorherrſchenden Winde, des Nordweſt- und des Südöſtwindes, erkennen ſie an der Stellung der Sterne. Erſcheint das Siebengeſtirn, tjasa, bei Anbruch der Nacht am Horizont, ſo iſt dieſes ein Zeichen für den Beginn des Nordweſtwindes. Tauchen dagegen der Skorpion (= Stachelroche) und Altair (= Haiſiſch) beim Beginn der Dämmerung im Geſichtskreiſe auf, ſo iſt dieſes ein untrüglicheſ Zeichen für die baldige Ankuſt des Südöſtwindes.

Namentlich die Häuptlinge ſind durch Überlieferung in die Sternkunde eingeweiht.

Die drei Sterne des Gürtels im Orion heißen „Anglerkanu“, weil ſie mit den drei Männern verglichen werden, die gewöhnlich in einem Moánuſkanu der Angeliſcherei obliegen. Verſchwindet dieſes Sternbild abends am Horizont, ſo ſetzt der Südöſtwind ſtark ein; daſſelbe iſt der Fall, wenn das Sternbild morgens am Horizont ſichtbar iſt. Geht es abends auf, dann iſt die Regenzeit und der Nordweſtwind nicht fern. Das Sternbild des großen Hundes heißt „Vogel“. Steht dieſes Sternbild ſo, daß der eine Flügel nach Norden zeigt, der entgegengeſetzte

aber noch unsichtbar ist, so ist die Zeit herangekommen, während der die Schildkröten ihre Eier im Sande ablegen.

Die Milchstraße wird „Tageslicht“ genannt. Der Abendstern heißt „Steuerstern“; auf See kann man sich nach diesem Stern leicht orientieren. Die drei Sterne des Adlers, in deren Mitte der Altair steht, heißen „Landstern“. Die Krone heißt „Moskitostern“; wenn dies Sternbild am Untergehen ist, kommen die Moskitos in Schwärmen in die Häuser.

Wenn das Sternbild des Zirkels in der Frühe sichtbar ist, so ist die Zeit günstig zum Fang des Fisches Papai.

Nach dem Stand der Sonne benennen die Moánuſ die Abschnitte des Jahres. Steht die Sonne nördlich vom Äquator, so heißt der betreffende Zeitabschnitt „Kriegsſonne“; während dieser Zeit wird vornehmlich mit den Feinden Krieg geführt. Steht die Sonne über dem Äquator, so nennt man diese Zeit „Freundschaftsſonne“; dies ist die Zeit des Friedens und des gegenseitigen Besuchens.

Den Mond beobachtet man namentlich des Fischfanges wegen, denn bei dem Eintritt der verschiedenen Mondphasen sind besondere Fischarten vorherrschend, deren Fang man dann obliegt.

Den Moánuſ sind die vier Himmelsrichtungen bekannt; es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit sie zu jeder Zeit des Tages sich zu orientieren verstehen; als Ausgangspunkt dient ihnen die Sonne, und nach kurzer Betrachtung derselben geben sie genau die verschiedenen Himmelsrichtungen an.

Das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß die Moánuſ sich nicht umsonst rühmen: „sie verstehen sich auf die Sterne, sie verstehen sich auf den Mond.“

Noch die Moánuſ behaupten auch: „sie verstehen sich auf die Zauberei!“ In der Tat glauben sie an zahlreiche Geister und geben an, durch deren Hilfe allerlei ausrichten zu können. Ein guter Geist spielt in dem Leben der Moánuſ eine große Rolle, und in irgendwelcher Gefahr, in Seenot und in Kriegsgefahr, bei Krankheiten und Widerwärtigkeiten ruft man ihn an. Als Beispiel diene die folgende Anrufung zur Zeit eines Krieges: der Häuptling steckt einen Stab in die Erde und nimmt in kurzem Abstand davon Aufstellung, in der Hand ein Sagobrot haltend, spricht er: „Vater! Sieh da das dir gehörige Sagobrot. Komme herab zu meinem Sagobrot! Mache, daß gleich wie mein Sagobrot diesen Stock da trifft, so ich, ich Menschen treffe! Wenn mein Sagobrot diesen Stock nicht trifft, so werden auch ich und meine Leute daneben treffen.“

Die Zauberei wird vor einem Kriege unternommen, um festzu-



stellen, wo überhaupt ein Überfall ratsam ist. Man rollt ein Betelblatt zu einer Rolle, beißt ein Stückchen ab und kaut es mit der Arekanuß; den Speichel läßt man in die Rolle fließen und öffnet dann diese; je nach dem Wege, den der Speichel läuft, entscheidet man sich für oder wider den Krieg. Fließt der Speichel über die Mitte des Blattes ab, so findet der Krieg sofort statt; fließt er nach rechts, so ist das ebenfalls ein günstiges Zeichen, nur muß man ein wenig warten; fließt er nach links, so bedeutet das einen unheilvollen Ausgang.

Ein anderes Mittel ist das Einschnupfen einer Prise Kalkstaub. Stellt sich dabei Niesreiz ein, so wird der Krieg begonnen, wenn nicht, so unterbleibt der Kriegszug.

Über die Ufsiai sagen die Moanus, daß sie ihnen an Zahl weit überlegen sind. Ihre Zersplitterung ist der Grund, warum sie von den Moanus immer in Unterwürfigkeit gehalten werden. Der Kriegszustand ist jedoch nicht dauernd, sondern beschränkt sich auf eine gewisse Jahreszeit. Außerhalb dieser Zeit treibt man Handel mit ihnen und besucht sich gegenseitig bei den Tänzen. Sowohl Moanus wie Matankor heiraten Ufsiamädchen, und dies Verwandtschaftsverhältnis bewirkt, daß gewisse Ufsiai beständige Bundesgenossen der Moanus und Matankor werden. Die Ufsiai sind tüchtige Krieger, aber sie kämpfen stets aus dem Hinterhalt.

Der Krieg endet, wenn irgendeine Partei wenigstens einen Toten hat und die unterlegene Partei Friedensgeschenke anbietet. Wird das Geschenk verweigert, so ist das ein Zeichen, daß man sich zu rächen wünscht, und der Krieg zieht sich dann in die Länge. Dieser Zustand dauert so lange, bis bei irgendeiner Partei Mangel an Nahrungsmitteln eintritt, denn während des Krieges kann man selbstredend keine Felder bebauen.

Kriegsgefangene können sich loskaufen; haben sie jedoch die Mittel nicht, so macht man sie zu Sklaven.

Die Ufsiai leben in abgeschlossenen Stämmen, häufig unter sich in Feindschaft. Diese Abgesondertheit hat eine große Verschiedenheit der Ufsiaisprachen zur Folge.

In den Pflanzungen bauen die Ufsiai Taro, Zuckerrohr, Bananen und Sago. Yamknollen werden nur auf Palual (Sankt-Patrick-Insel) und auf Rambutjo (Jesus-Maria-Insel) gezogen.

Die Ufsiai stellen Tragkörbe oder Taschen, Gürtel und Armringe aus Pflanzenfasern her und verhandeln diese an die Moanus. Sie verfertigen aus Flechtwerk unzerbrechliche Ölgefäße, kennen aber die Töpferei nicht, die nur von den Moanus betrieben wird.

Als Münze gebrauchen alle Stämme das Muschelgeld aus kleinen,

runden Muschelpfättchen, welches namentlich von den Weibern auf Söri (Wilbinsel) angefertigt wird.

Die Tänze der Ufsai sind nur von geringer Mannigfaltigkeit. Die zwei hauptsächlichsten sind die folgenden.

Beschenkt ein Ufsai einen anderen mit einem Schwein, so nimmt er zehn Lanzen, neun in die linke, eine in die rechte Hand oder, wenn sie schwer sind, vier in die linke und eine in die rechte. Zum Schall der Holztrommel trippelt der Tänzer in immer schneller werdendem Takt auf der Stelle, und wenn er aufhört, überreicht er dem Geber des Schweines die Lanzen.

Neben diesem Einzeltanz ist auch ein Gruppentanz üblich, an dem sich viele Personen beteiligen. Alle trippeln im Kreise herum, in den Händen Lanzen haltend. In der Mitte stehen zwei Vorsänger, die ihren Gesang durch Trommelschlag begleiten. Nach beendetem Tanz legt man alle Lanzen zusammen als Geschenk für den Veranstalter des Festes. Die Frauen halten statt der Lanzen Perlmutterfchalen in den Händen.

Beim Tanze drehen die Ufsai ihre langen Haare zu einem hinten abstehenden Zopf zusammen und schmücken ihn mit bunten Federn; sie legen wie die Moanus auch die Penisfuschel an.

Bei der Bestattung wird der Leichnam in sitzende Stellung aufgerichtet und geschmückt. Ist dies geschehen, so legt man ihn der Länge nach in die Hütte, bis die Verwesung eintritt; etwa drei Tage nach dem Tode wird der Leichnam innerhalb der Hütte eingescharrt, und die Weiber halten auf dem Grabe monatelang Totenwache, wobei sie den Verstorbenen laut beweinen.

Die Moanus bewohnen eine Reihe von Inseln und Ortschaften. Ein Kranz von Moanusdörfern zieht sich an der Südseite der Hauptinsel entlang. Die Hauptinsel heißt „Tjawómu“ und ist die Bezeichnung eines weithin sichtbaren Gebirgsrückens. In einem Moanusgesang wird sie Patánkor genannt, das heißt Stammland. Die Bezeichnung bedeutet Baumstamm; die Hauptinsel denkt man sich als Stamm des Baumes, und alle umliegenden Inseln heißen daher Wurzeln des Landes. Das Wort tauí ist ein mißdeutetes Moanuswort und heißt: legen, bringen, geben und ist keine Bezeichnung für die Hauptinsel.

Niederlassungen der Moanus auf der Südküste sind:

Lómpoa. Die Bewohner leben ausschließlich von der Fischerei und tauschen gegen Fische ihren übrigen Lebensbedarf ein.

Mbúnai oder Ponai, das heißt Seegurke, ähnlich beschaffen wie Lómpoa, nämlich Korallenfels.



**Sjawomptiu** = Landvorsprung des Pitou (Calophyllum), der hier in großer Anzahl wächst.

**Pére**, das heißt mein Gehirn. Der Name rührt davon her, daß die Bewohner die Sitte haben, die Köpfe der gefallenen Feinde nach Hause zu bringen. Dort werden sie auf Steinen zerschmettert und das Gehirn herausgenommen.

**Patúsi** (Einfels). Der Name rührt von einem einzelnen, hochragenden Felsen her.

**Lótja** (Mitte von Mangroven), ein kleiner Stamm, der vom Fischfang sich nährt.

**Pourárei** = Mündung des Uareiflusses.

**Sjápale**, das heißt was für Segel. Die Bewohner von Mbúle haben hier die Töpferei eingeführt, und diese, neben Fischerei, ist die Erwerbsquelle der Bewohner.

Auf der Nordküste der Hauptinsel bewohnen die Moánuş folgende Siedlungen:

**Papítáai** = Sand des Ales. Dies war früher eine Ansiedlung der Matáncor; der Stamm wurde durch Krieg und Krankheit fast ausgerieben, und die Moánuş aus Mbunai kauften schließlich den Platz und siedelten dorthin über. Hier vermischten sie sich mit dem Rest der Urbewohner, und das Resultat ist ihre etwas abweichende Sprache.

Von den Moánuş bewohnte Inseln sind:

**Siwisa**, die mittlere Fedarbinsel. Sie ist reich an Betelpalmen und hat auch Kokosbestände; die Bewohner sind der Feldarbeit abhold, treiben aber Fischerei und haben als Kanubauer einen Ruf.

**Lólau** = heimlich, weil die Moánuş aus Siwisa die dortigen Matáncor zur Nachtzeit überfielen, töteten und vertrieben.

**Réa** = eine Baumart; dies ist die vierte der Fedarbinseln und ist von Lólau nur durch ein Riff getrennt. Die vier Fedarbinseln heißen mit einem Gesamtnamen Ulu = Springsflut, zur Erinnerung an eine solche, welche vor Jahren die Inseln überschwemmte und viele Leute ertrinken ließ.

**Ngówui** (Violetinsel). Der Name ist eine Umbildung des Wortes Mopui = Citronelgras, das hier in großer Menge wächst.

**Paláiai** = Landvorsprung, wo man badet, so benannt nach einem beliebten Badeplatz.

**Udréü** = ein Uferbaum; auf dieser Insel (Berryinsel) sind die Spuren der oben erwähnten Flut deutlich sichtbar, weil sie fast den ganzen Kokosbestand zerstörte.

**Uainkatou** = Wasser des Katou, des letzten Häuptlings dieser Insel.

Kumúli (Broadmeadinself); das Wort ist entstanden aus ku = eine wohlriechende Zierpflanze, mari oder mali = speien. Die genannte Pflanze wird zerkaut und zum Zweck der Zauberei ausgekaut.

Móul (= eine Baumart) und Tak.

Takúmal. Diese beiden Inseln sind von einem einzigen, kinderreichen Stamm bewohnt.

Auf Rambútjo besitzen die Moánuß zwei Kolonien. Ndríol an der Ost- und Pálamot an der Südseite. Den Pálamotleuten gehört auch die Insel Tiliánu (San Miguel).

Die Moánuß von Papiálai beanspruchen die drei unbewohnten Los-Reyes-Inseln: Towi, Putúli und Mbutmanda.

Mbúte = Mbútei = die Eridacnamuschel; sie ist neben Móul die volkreichste der Moánußkolonien.

Ndrúwal = Pfahl des Betters. Zwei Bettern ließen sich dort nieder und erbauten ihre Häuser. Sie kamen miteinander in Streit, und im Zorn zertrümmerte einer des anderen Hauspfähle.

Ndrówa = nur Fels; die Ndrówaleute treiben nur Fischfang, mußten sich jedoch vor den Leuten von Pere und Pak nach Mbúnai flüchten. Auf den Karten ist sie Doverinsel benannt.

Die Ufsai bewohnen das ganze Binnenland der Hauptinsel. Auf der Südseite wohnen sie dem Strande näher; auf ein Zeichen mit dem Kanusegel eilen sie ans Ufer. Auf der Nordseite sitzen sie weiter zurück, dort ruft man sie mit dem Tritonshorn und der großen Trommel. Das Land der Ufsai ist der Aufenthalt der Geister, und namentlich zwei Plätze sind in dieser Beziehung berühmt. Der eine Ort ist die unbewohnte Schlucht Ndrótjun und liegt von der Insel Réta landeinwärts. Der andere Platz heißt Látjei und liegt landeinwärts von der Sanderspitze. Die Ufsai bewohnen ferner die große Insel Palúal oder Paluar (Sankt-Patrick's-Insel). Sie sind bekannt als Bambauer und als Verfertiger von Haarkämmen. Unter sich führen sie fast immer Krieg, stehen aber mit Móul in Handelsverkehr.

Rambútjo ist ebenfalls zum größten Teil von Ufsai bewohnt, die hier Bananen und Yam bauen. In ihrem Distrikt liegt die Geisterwohnung Limbúndrel = Ende der Leiter, weil in die Schlucht Stufen, in den Felsen gehauen, hinabführen.

Ndrótjun, Látjei und Limbúndrel sind also die drei Wohnstätten der Geister, dazu kommt noch Tjawórum in der Nähe von Lóniu, wo sich jedoch nur gute Geister aufhalten.

Die drei erstgenannten Orte sind schauerlich über alle Begriffe. Sie liegen in der Vergessenssamkeit, sind gähnende Abgründe, deren ewige Finsternis nicht einmal die Sonne zu durchdringen vermag. Hier wohnen



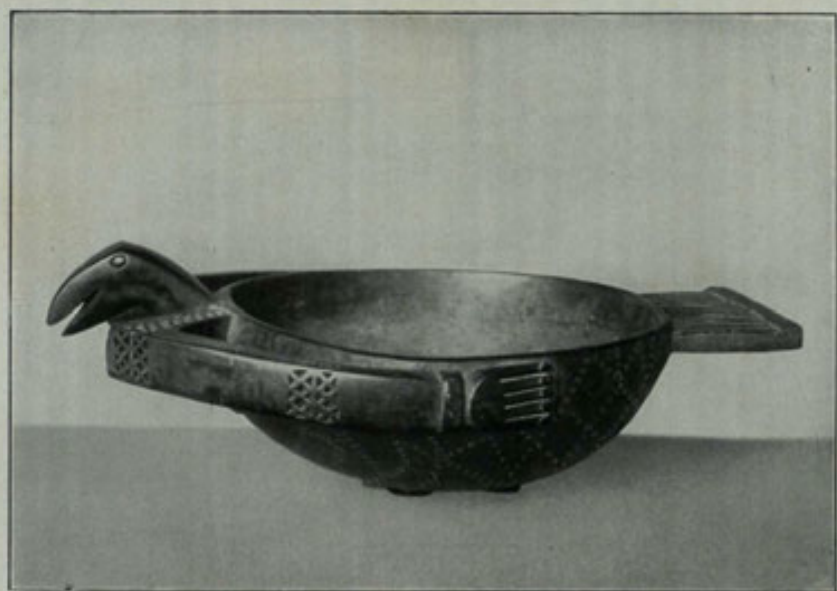
die bösen Geister. Der oberste derselben heißt kot, er unterscheidet sich von den übrigen Geistern, ala palit. Er wandelt nicht auf der Erde, er fliegt in den Lüften und verbreitet um sich einen Feuerschein. Der kot ist ewig und unveränderlich, er ist der einzige seiner Art. Die ala palit rekrutieren sich aus den Geistern der Verstorbenen. Die Häuptlinge und Reichen, aber auch die bösen Leute insgesamt kommen nach dem Tode nach diesen schauerlichen Orten. Die Häuptlinge und Reichen werden von den bösen Geistern geholt, weil diese sie um ihren Reichtum beneiden. Jetzt nach dem Tode kommt ihre Rache; sie setzen ihnen als Kost nur den Auswurf der Menschen und Schweine vor, und damit müssen sie zufrieden sein, wenn sie nicht ganz von den Geistern umgebracht werden wollen. Die Bösen, die Lügner und Mörder werden von den Geistern zur Strafe ihrer bösen Taten geholt.

Wird ein Häuptling krank, so heißt es, daß der kot oder palit seinen Geist entführt hat. Jetzt wird der Zauberer geholt, der den Geist des Kranken aus dem Versteck herbeizubringen hat; im Hause wird das Feuer gelöscht und durch leises Pfeifen die Geister herangelockt. Der Zauberer sucht nun den Entführer des Geistes zu erfragen, und gelingt ihm das, so wird der Kranke geheilt. Hat aber der böse Geist den Geist des Kranken unwiederbringlich entführt, so daß auch der Zauberer ihn nicht zurückzubringen vermag, dann wird der Kranke von den Nachbarn aus dem Wege geräumt.

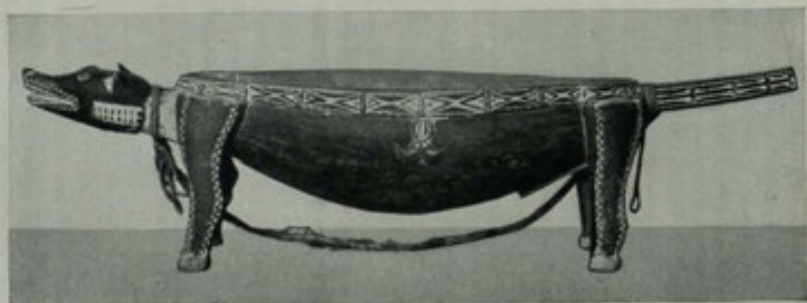
Wer zu den bösen Geistern kommt, ist seines Fortbestehens nicht sicher, denn sie können ihn völlig umbringen und verspeisen; sie können ihn allerdings auch unter sich dulden. Dies letztere erfährt der Moanus dadurch, daß er den Geist des Verstorbenen im Hause eines Verwandten, namentlich eines Sohnes, leise pfeifen hört; der Geist gibt sich dadurch als Schutzgeist des Sohnes oder des Verwandten zu erkennen, auf dessen Schutz jener auch nach dem Tode, wenn er von bösen Geistern geholt werden sollte, vertrauen kann.

Wer zu den guten Geistern in Tjawórum kommt, ist der Gefahr der Vernichtung nicht ausgesetzt. Die Geister in Tjawórum müssen den Geist des Verstorbenen abholen; kommen sie nicht schnell genug, so stellen sich die bösen Geister ein und fressen den Geist des Toten auf. Daher entsteht bei der Erkrankung eines Menschen ein Wettstreit zwischen bösen und guten Geistern; ein Verwandter des Kranken schlägt die Holztrommel und ruft die guten Geister herbei.

Wenn der kot mit Menschenseelen beladen durch die Luft fliegt, so hört man deutlich, wie er sie in die Schluchten schleudert, denn es entsteht dadurch ein donnerähnliches Geräusch. Schleudert er viele Seelen hinab, so ist das Geräusch langandauernd.



58. Holzschale in Gestalt eines Vogels (Admiralitätsinseln)

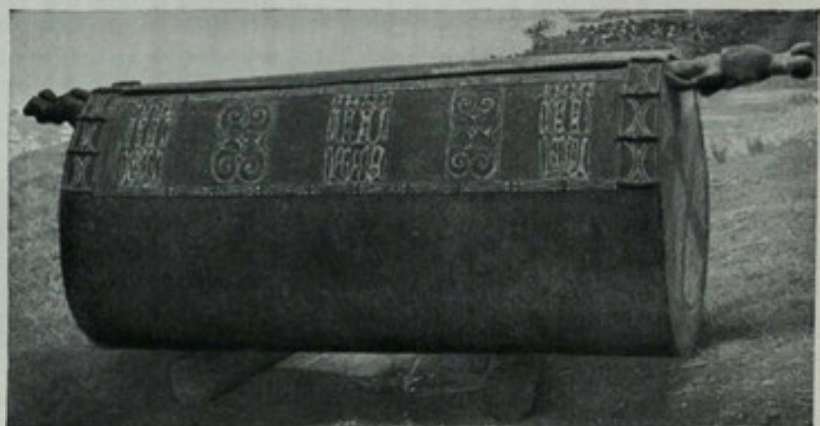


59. Holzschale in Gestalt eines Hundes (Admiralitätsinseln)





60. Sanzschurze von den Admiralitätsinseln  
 a mit Konuschnckenperlen; b mit Federmosaik



61. Holztrommel in Menschengestalt (Admiralitätsinseln)



62. Moánuweiber aus Lalobé mit ihren Kindern





63. Matánkorfrauen von der Insel Lou. Eine Anzahl mit Trauerbinden um den Kopf

Die Wohnsitze der Matáncor sind auf der Halbinsel:

Teng mit Papítalai.

Lóniu = Mitte der Kokospalmen; die Bevölkerung besitzt viele Kokospalmen, daneben sind sie eifrige Ackerbauer. Vielweiberei steht bei ihnen in Blüte, und der Kindersegen ist groß.

Pongópou, eine Art See gras. Hier befindet sich ein Hain der Waldgeister; diese wohnen auf Bäumen, sind den Menschen nicht gütig gesinnt und fahren in ihren Bauch, um das Eingeweide zu fressen.

Die Los-Negroß-Inseln gehören mit Ausnahme einer einzigen den Matáncor. Sie bewohnen die Inseln:

Korónjat = Land des Njatbaumes.

Ndrilo = Geräusch, hervorgebracht durch Kokosblätter, die durch das Wasser gezogen werden.

Hóuei; die Bevölkerung hat sich nach Pitilu zurückgezogen, vertrieben von den Leuten aus Hus.

Pitilu in der Moánuß-, Pitjilu in der Matáncorsprache. Die Bevölkerung ist in zwei kriegsführende Parteien gespalten. Fischfang ist die Hauptbeschäftigung, und mit frischen wie mit geräucherten Fischen erhandeln sie von den Usiai die übrigen Nahrungsmittel. Der Haifischfang ist eine Spezialität der Leute von Pitilu. Wenn die Sonne aufgeht, ist der Wind mäßig und treibt die Baumstämme, die der Nordwest angeschwemmt hat, ins Meer hinaus. Um diese faulenden Baumstämme herum halten sich viele kleine Fische auf, ein Leckerbissen für die Haie, die dicht an der Oberfläche des Meeres den treibenden Stämmen nachschwimmen. Zahlreiche Kanus begeben sich nun auf den Fang. Die kleineren Haie ergreift man einfach mit den Händen, die großen fängt man mit der Angel.

Die Leiche eines Moánuß wird am Tage nach dem Ableben begraben. Die Stirn der Leiche wird rot bemalt, ein roter Streifen geht über die Wangen; die Kopfhaare werden rot gepudert. Armringe zieren die Arme, und zu beiden Seiten der Leiche legt man Muschelgeld, das bei der Bestattung an die Anwesenden verteilt wird. Dann hüllt man den Toten in Pandanusmatten und setzt ihn in der Hütte bei.

Die Moánuß sind die Zwischenhändler der Pitilu und besorgen ihnen die nötigen Kanus; ebenso besorgen sie aus Lóu die Obsidianblöcke. Als eigenes Produkt verhandeln die Moánuß an die Pitilu ihre irdenen Töpfe. Die Moánuß kaufen den Pitilu nichts ab, auch keine Weiber; dagegen heiraten Pitilu und Usiai untereinander. Im ganzen sehen die Moánuß mit einer gewissen Beringschätzung auf die Pitilu herab. So werfen sie ihnen ihr ewiges Handelstreiben und Faulenzleben, welches sie nicht zur Anlage von Pflanzungen kommen läßt, vor.



Ferner verspotten sie diese wegen ihres Kannibalismus. Die Pitilu rächen sich dadurch, daß sie das Fleisch der Moanus als nicht wohl-schmeckend bezeichnen, und verspotten sie damit, daß sie Kahlköpfe seien, deren Haupthaar von der Sonne verbrannt wird, und daß sie Liebhaber des Leichengeruches sind.

Den Pitilu gehören noch folgende Inseln:

Mándrindr = Baumart mit eßbarer Frucht; die Insel wird von den Moanus der vielen Schlangen wegen gemieden.

Réta = Moreta, in der Moanus-sprache das Betelpfefferblatt. Die Insel ist sehr reich an Betelpfeffer.

Mbutjoruo, das heißt zwei kleine Inseln; sie werden als Fisch-gründe benutzt.

Hanita ist unbewohnt.

Hus hat eine dichte Fischerbevölkerung. Die Bewohner sind auch Töpfer und holen ihren Tonbedarf von der Hauptinsel.

Andra ist ebenfalls stark bevölkert. Es treibt Fischerei und fertigt Muschelgeld an.

Pónam in der Moanos-, Poném in der Matánorsprache; hier ist der Wohnort einer Art von Waldgeistern, ngam genannt. Die Pónam-, Hus- und Andraleute sind groß in der ngam-Zauberei. In der Mitte von Pónam steht ein großes Haus, vom Dache herab hängt eine große Holzschüssel und Drazänenbüschel rings herum. Wollen die Pónam einen Fremdling töten, so führen sie ihn in dies Haus und bewirten ihn, fügen aber dem Essen heimlich ngam-Zauberei hinzu. Nach Rück-kehr in die Heimat erfolgt dann der Tod. Die ngam wohnen gewöhnlich auf Bäumen und werden nur gelegentlich, wenn der Zauberer sie be-nutzen will, in das Haus gerufen.

Sori (Wildinsel) in der Moanus-, Söhi in der Matánorsprache, ist gut bevölkert. Hier wird namentlich die Anfertigung des Muschel-geldes betrieben, eine Hauptbeschäftigung der Weiber.

Sori zerfällt in drei sich gegenseitig bekriegende Häuptlingschaften.

Uhet (Suhminsel) ist unbewohnt, es gehört den Haréngan, die dort fischen.

Haréngan (Entrecasteau-Insel) ist gut bevölkert, und die Bewohner haben ein wohlgenährtes Ansehen. Sie treiben nur Fischfang und tauschen alle Nahrungsmittel von den Usiai ein.

Westlich von der Hauptinsel liegt die tolosreiche Insel Sisi. Östlich liegt Pal (San Gabriel). Die Palleute sind die verrufensten der ganzen Gruppe; sie leben untereinander in fortwährendem Krieg, gelten als Diebe und Verlezer des Gastrechtes, und ihre Dorfschaften und Ge-höfte zeichnen sich durch große Unreinlichkeit aus. Sie sind nicht nur

Ackerbauer, sondern auch Fischer und Schildkrötenfänger; da ihre Insel große Kolossbestände hat, so bereiten sie auch viel Öl, das sie nach allen Gegenden hin verhandeln. Die Leute auf Pat sind Menschenfresser; ihre eigenen Toten begraben sie in der Erde.

Tong (San Rafael) ist nur wenig bevölkert. Auf der kolossreichen Insel wird viel Öl bereitet.

Auf Rambúto ist noch die Matántorkolonie Polotjal zu verzeichnen. Die Bewohner sind die geschicktesten Kanubauer der ganzen Gruppe, sie treiben auch einen umfassenden Ackerbau.

Naúna (La Bandola); auf der Insel wohnen Geister, die zeitweilig sichtbar sind. Am frühen Morgen sieht man sie ihren Körper an den Sonnenstrahlen erwärmen; sie sind vollständig behaart; die Kopfschäare sind schneeweiß. Sie wohnen in einer Schlucht.

In Naúna versteht man durch Zauberei das bewegte Meer zu stillen, ebenso versteht man Regen zu machen und anhaltende Regengüsse aufhören zu lassen.

Lóu (Sankt-George-Insel) ist berühmt als Fundgrube des Obsidians.

Póam a ruo oder Póam aru kor sind zwei der Maitlandinseln, die dritte ist unbewohnt. Auch hier gewinnt man Obsidian, aber am bekanntesten sind die Bewohner als Schweinezüchter.

Über die Sitten und Gebräuche der Moánu sind wir ein wenig ausführlicher unterrichtet.

Wir treffen bei allen Stämmen der Admiralitätsinseln das Totemsystem, das System, wonach gewisse Tiere als gemeinsames Abzeichen für eine bestimmte Gruppe von Blutsverwandten dienen. In den Admiralitätsinseln treffen wir folgende Gruppen:

1. Die Gruppe der Kol. Sie hat fünf verschiedene Abzeichen: Kanas, eine Fischart; Pou, das Schwein; Lauat, der Kuskus; Mbuai, das Krokodil, und Remendra, eine große Fischart; die Kol sind namentlich in Papitalai stark vertreten.

2. Die Gruppe Poëndrilei, eine Fischart, auf Siwisa vorherrschend.

3. Die Gruppe Pal, Taube; sie ist namentlich auf der Insel Pat stark vertreten.

4. Die Gruppe Pēu, Haifisch.

5. Die Gruppe Kobat, Krabbe.

6. Die Gruppe Sunjak, Austerart, und Sawol, Perlmutterchale.



7. Die Gruppe Tjautu (*Philemon coquerelli*) und Pongopong, eine Frucht.

8. Die Gruppe Uri, Schweinfisch.

9. Die Gruppe Kareng, Papagei, und Karaat, Schildkröte.

10. Die Gruppe Karipou, eine Art Fischreier.

11. Die Gruppe Tjilim, Starart, und Tjihir, Papagei.

12. Die Gruppe Ngong, Seeschwalbe, und Palimat, fliegender Hund.

13. Die Gruppe Kata, Fregattvogel, und Kanau, Tropitvogel.

14. Die Gruppe Kanau, Seeschwalbenart.

Das Abzeichen vererbt sich von Mutter auf Kind. Personen eines Gruppenzeichens dürfen unter sich nicht heiraten; neuerdings ist man jedoch darin weniger streng. Ist das Totemtier eßbar, so enthält sich der Träger seines Genusses.

Leute gleichen Totems, die sich im Kriege gegenüberstehen, greifen sich nicht an. Schiffbrüchige und Fremde des gleichen Zeichens werden als Freunde behandelt, auch bestiehlt man nicht den Angehörigen der gleichen Totemgruppe.

Ein sichtbares Zeichen ist nicht vorhanden, weder am Körper, noch an den Häusern, noch an den Kanus.

Vielweiberei ist gebräuchlich, namentlich bei den Häuptlingen. Regel ist ferner, daß niemand für sich selber eine Frau kauft, dies muß stets durch einen anderen geschehen, vielfach jedoch mit dem Muschelgeld des Freiers. Obgleich nun das Mutterrecht wohl das Grundrecht ist, so wird es doch vielfach durchbrochen, und der Vater hat das Recht, das Kind für sich zu fordern, jedoch nur mit Zustimmung der Verwandten mütterlicherseits.

Der Onkel mütterlicherseits kauft gewöhnlich dem Neffen die erste Frau; beansprucht der Vater das Recht über den Sohn, dann besorgt er den Kauf. Jedoch kann ein jeder Verwandter dem betreffenden Jüngling eine Frau kaufen. Nachbarn, die sich aus irgendeinem Grunde beliebt machen wollen, können einem Jüngling eine Frau schenken. Die letzteren sind jedoch nicht gebunden, und sie lehren häufig zu dem Schenker zurück. Eine im Kriege erbeutete Frau wird vom Häuptlinge nie behalten, man würde sonst von ihm sagen, er habe kein Muschelgeld und müsse sich eine Frau stehlen. Mädchen werden erst verkauft, wenn sie die Reife erlangt haben, obgleich ein Kauf schon früher verabredet werden kann. Gekaufte Mädchen helfen bis zur eigentlichen Eheschließung der Schwiegermutter, und der zukünftige Gatte darf sie nicht sehen; nähert sie sich, so muß er sich verstecken.

Die Vielweiberei gibt Veranlassung zu viel Streit, manchmal zu blutigen Kämpfen unter den Weibern. Der Preis eines Mädchens ist

gewöhnlich hundert Faden Muschelgeld. Reicht das Muschelgeld nicht hin, so werden Hundezähne, Schweine, Gefäße mit Kokosöl usw. hinzugefügt.

Die Häuptlinge legen für jedes ihrer Weiber die Rippe eines Kokosblattes in einen eigens dafür bestimmten Korb.

Beim Kauf der Frau sieht man nicht auf die Stammesangehörigkeit, ob Ufaio der Natankor; man achtet aber wohl auf das Totem- oder Stammeszeichen, die bei allen drei Stämmen die gleichen sein sollen.

Am eigentlichen Hochzeitstage teilt der Vater oder Onkel des jungen Mannes seinen ganzen Vorrat an Muschelgeld an die Anwesenden aus; bei einem Essen, das die Verwandten der Frau darauf geben, wird das Geld wieder zurückerstattet.

Alle Kochgeschirre, Trinkgefäße, Pandanusregenschirme und Bastkleider, welche die Frau mit in die Ehe bringt, sind gemeinschaftlicher Besitz; ihr Muschelgeld, wenn sie solches besitzt, bleibt bei ihren Verwandten; im Notfalle stellt sie es aber ihrem Gatten zur Verfügung, der es als Darlehen betrachtet. Die Frau führt vom Tage der Verheiratung das Regiment über alles Hausgerät und hat die Aufsicht über das Muschelgeld. Netze, Rähne mit allem Zubehör und Waffen unterstehen dem Manne. Eine Pflanzung kann die Frau wohl besitzen, nie aber Grundeigentum.

Die Arbeiten der Weiber erstrecken sich auf Zubereitung der Speisen, auf Wasserschöpfen, Reinhalten des Hauses und Gehöftes, auf Pflanzungsarbeit, auf den kleineren Fischfang, auf Matten- und Segelflechten.

Stirbt die Frau, dann fällt dem Manne das mitgebrachte Heiratsgut zu; er muß aber den Verwandten ein kleines Geschenk machen.

Die Heirat bringt die Frau nicht ganz in die Gewalt des Mannes; sie kann zu jeder Zeit Schutz und Zuflucht bei ihren Verwandten finden. Selten kommt es vor, daß ein Ehemann seine Frau tötet, denn er setzt sich dadurch der Rache der Verwandtschaft aus.

Ebensowenig hat der Vater unbeschränktes Recht über die Kinder. Der Kinderreichtum ist im allgemeinen bei den Moanus nicht groß; Ausnahmen bilden Mout und Mbuke. Bei verschiedenen Anlässen wird geschlechtliche Enthaltensamkeit geübt, und zwar:

1. Zwei bis drei Tage vor Ausbruch des Krieges, damit der Mann nicht verweichlicht werde.

2. Fünf Tage vor dem Fischfang mit den großen Netzen.

3. Zwei Tage vor dem Besuch der Abteilung der Junggesellen im Männerhause. Die Junggesellen haben dort eine eigene Abteilung; würde ein unenthaltensamer Verheirateter dort eintreten, so würden die



Jünglinge verweichtlicht werden. Besuchen die Verheirateten jedoch die Junggesellen, so statten diese einen Gegenbesuch ab und können bei dieser Gelegenheit sich mit den Weibern unterhalten; in allen anderen Fällen ist es Sitte, daß die Junggesellen den Weibern aus dem Wege gehen.

4. Zehn Tage während der später zu beschreibenden Zeremonien.

Bei der Verheiratung sehen die Männer darauf, daß die Braut unbescholten ist. Vergeht sie sich vor der Heirat, so rächt sich der geschädigte Bräutigam blutig an dem Täter oder dessen Verwandten. Männer, die sich mit unverheirateten Mädchen vergehen, haben daher ein Interesse daran, sie mundtot zu machen, und töten sie nicht selten. Die Mädchen verstehen die Leibesfrucht abzutreiben; gewöhnlich geschieht dies durch Herabspringen von einem hohen Gegenstand.

Mißgeburten rühren vom bösen Geiste her, darum übernachtet keine Frau im Walde oder auf der See, aus Furcht, den bösen Geistern zu verfallen.

Die Moáanus haben verschiedene Arten und Weisen, ein Weib zu verführen. Zunächst durch Sauberei mit Manganerde oder roter Ockererde. Irgendeine Berührung genügt, um das Saubermittel wirksam zu machen. Dann ferner durch Zeichen, wie: Ausstrecken der Zunge, Augenwinken und Zwintern; schmaçendes Geräusch mit dem Munde; man macht auch Zeichen in Baumrinde oder wirft das Weib mit kleinen Steinchen oder Holzstückchen.

Öffentliche Weiber werden auch gehalten, in der Regel sind dies die im Krieg gefangenen Frauen. Sie werden in den Männerhäusern untergebracht. Nach der Vollendung eines Hauses stellt der Häuptling seinen Leuten häufig ein oder zwei Weiber zur Verfügung.

Ehebruch wird nicht mit dem Tode bestraft, wohl aber mit einer Tracht Prügel. Der Ehebrecher muß als Sühne Muschelgeld zahlen oder sich mit dem Ehemann schlagen. Sollte ein Kind geboren werden, so zieht es der Ehemann ohne Entschädigung groß.

Witwen können sich zwei Monate nach dem Tode ihres Mannes wieder verheiraten. Etwaige Kinder erster Ehe gehen nicht mit in die zweite, sondern bleiben bei den Verwandten ihres Vaters.

Jedes Dorf hat seinen Häuptling, manchmal auch zwei und mehrere mit eigenen Gefolgschaften. Sind diese Häuptlinge Brüder oder nahe Verwandte, dann ist das Verhältnis in der Regel friedlich, sonst sind ebenso viele feindliche Lager vorhanden, als es Häuptlinge gibt.

Die Gefolgschaft eines Häuptlings besteht zunächst aus seiner näheren Verwandtschaft; daneben hält er auch je nach seinem Reichtum angeworbene Knechte oder Söldner, für die er zwanzig bis dreißig Faden

Muschelgeld zahlt. Er kann seiner Gefolgschaft auch die im Kriege erbeuteten Jünglinge oder Knaben zugesellen, doch diese sind nicht verläßlich und laufen bei der ersten besten Gelegenheit fort.

Die ledigen Leute eines Häuptlings wohnen in eigenen Häusern, die Männer in den Männerhäusern, die Mädchen bei den Weibern des Häuptlings in Weiberhäusern. Verheiratete haben eigene Häuser. Das Gefolge eines Häuptlings besitzt eine gewisse Unabhängigkeit; die einzelnen Mitglieder können sich Pflanzungen anlegen, besitzen Rähne und erwerben Muschelgeld und andere Gegenstände. Für gewöhnlich geht aber die Arbeit ihres Herrn vor. Sie müssen beim Fischfang helfen; sie bestellen die Pflanzungen und errichten auf Anordnung ihres Gebieters Häuser und bauen Rähne. Wenn ein Krieg ausbricht, dann müssen sie selbstverständlich daran teilnehmen. Für diese Dienste versorgt der Häuptling seine Leute mit allem, was sie zum Leben nötig haben, verteilt an sie einen Teil der Kriegsbeute und veranstaltet Tänze und Festlichkeiten.

Eine fernere Arbeit der Knechte besteht darin, daß sie die Pflanzungen ihres Herrn gegen Diebe schützen, seine eingehegten Schweinezüchtereien bewachen und der Hundezucht obliegen. Hunde sind Geld, theils ihrer Eckzähne wegen, theils wegen ihrer Verwendung als Meute bei der Wildschweinjagd, ein Sport, der nur von den Häuptlingen getrieben wird.

Sonst ist die Gewalt des Herrn über die Knechte nicht groß, und ihre Streitigkeiten fechten sie ohne Intervention des Herrn unter sich aus.

Hat der Knecht unerlaubten Umgang mit den Weibern, so kämpft er die Sache mit dem Herrn aus; die Weiber suchen dem beleidigten Ehemann dabei zu helfen. Friedensstifter sind fast immer bei der Hand, die den Kämpfenden die Lanzen abnehmen, aber nicht verhindern, daß sie sich mit den Fäusten tüchtig durchbläuen. Darauf essen beide Parteien Betel, und der Friede ist wiederhergestellt. Diebstahl und falsche Anschuldigungen werden ebenso ausgetragen.

Sanken sich zwei Weiber und schlugen sich dabei blutig, dann kann der Friede erst wiederhergestellt werden, wenn die beiden Brüder oder die beiden nächsten männlichen Verwandten sich durchgeprügelt haben.

Kommt ein Häuptling zufällig herbei, so kann er die Streitigkeit dadurch schlichten, daß er dem Übertreter Muschelgeld abverlangt; die streitenden Parteien wenden sich jedoch nie an ihn.

Zeigt sich ein Knecht im Kriege feige, oder verrichtet er seine Arbeit schlecht, oder verliert der Herr durch seine Schuld sein Eigentum, dann greift dieser zum Stock, und es setzt eine Tracht Prügel. Todesstrafe



wird nur in seltenen Fällen geübt, in der Regel nur als Vergeltungsrecht; ein Mörder sucht daher schleunigst das Weite. Flüchtet er sich jedoch zu einem Häuptling, der seinem Herrn befreundet ist, so beauftragt der letztere seinen Freund mit der Rache.

Bei der Heirat ist der Herr seinen Knechten behilflich, manchmal besorgt er ausschließlich den Ankauf, manchmal hilft er durch einen Zuschuß an Muschelgeld. Die Weiber der Knechte helfen den Häuptlingsfrauen bei ihren Arbeiten.

Stirbt ein Häuptling, dann teilt dessen Sohn oder die bevorzugte Frau die bewegliche Habe und das Muschelgeld an alle Herankommenden aus. Selten wird ein kleiner Teil des Geldes zurückbehalten. Der Nachfolger muß nun seine eigenen Schätze sammeln; dies geschieht entweder durch Handel oder durch Geschenke, die ihm bei seinen Besuchen in Nachbardistrikten gemacht werden.

Grundstücke, Rähne mit Zubehör und Lanzen bleiben dem männlichen Erben.

Bei dem Tode eines Knechtes wird ebenso verfahren, nur daß der Häuptling den Löwenanteil für sich nimmt.

Der Moanus hat eine klare Vorstellung vom Eigentum. Kochgeschirre und Schweine macht er durch angebrachte Zeichen als sein Eigentum kenntlich. Er beansprucht alles das, was er bearbeitet oder bearbeiten läßt und was er großzieht. Seine Grundstücke und Liegenschaften sind nicht abgegrenzt, und einer versucht häufig den anderen zu betrügen, indem er Fruchtbäume beansprucht, die seine Vorfahren nicht gepflanzt haben, oder indem er die Grenzen der Fischereigründe willkürlich erweitert, oder Hunde und Schweine eines anderen sich anzueignen versucht. Dies ist Veranlassung zu allerlei Kämpfen und Raufereien, bei denen das Recht des Stärkeren entscheidet.

\*

Fühlt eine schwangere Frau ihre Niederkunft herannahen, so bleibt sie im Hause und nährt sich nur von Fischen und Sago. Yamwurzeln ißt sie nicht, damit das Kind nicht lang und dünn werde; Carotkollen verschmäht sie, damit das Kind nicht kurz und dick werde; Schweinefleisch rührt sie nicht an, damit das Kind nicht Borsten bekomme.

Eine geübte Hebamme leistet ihr bei der Geburt Hilfe. Sofort nach der Geburt wird das Kind gewaschen, und die Mutter bleibt mit diesem zwanzig Tage lang in der Hütte. Den Männern, auch dem Vater, ist der Zutritt während dieser Zeit verboten. Frauen bedienen die Wöchnerin wie das Kind, und am Ende der zwanzig Tage badet sich

die Frau, und ihr zu Ehren wird von den Verwandten ein Festessen veranstaltet.

Schon am Tage der Geburt wird dem Kinde ein Name gegeben. Vater wie Mutter beteiligen sich daran nicht; die Namengebung ist Sache der Verwandten. Der Name enthält gewöhnlich eine Anspielung auf irgendein besonderes Ereignis. Ein Kind kann daher eine ganze Reihe von Namen besitzen, von denen sich mit der Zeit einer als Hauptname ausbildet.

Wachsen die Kinder heran und ist ihr Kopfhaar so lang geworden, daß man daraus einen Schopf binden kann, so rasiert der Zauberer unter Hersagen von Formeln, welche dem Kinde in dem hinfortigen Leben Gutes wünschen, den Kopf völlig kahl. Später wird das Kopfhaar nicht mehr geschoren. Bis zur Verheiratung trägt man es lose, entweder herabhängend oder hoch aufgestochert, dann aber windet man es zu einem Schopf zusammen. Bei dem Haarschneiden wird eine solenne Schmauserei veranstaltet, und die Festteilnehmer erhalten von den Eltern Ruder, Regenschirme, Kleider, Tragkörbe, Lanzen, Topfwaren usw.

Bei den Lóniu, Pal und Song verbindet sich mit dieser Zeremonie auch das Beschneiden der Knaben.

Bald nach dieser Feier wird eine andere Zeremonie an Knaben vorgenommen, deren Zweck ist, Wachstum und Gedeihen der Knaben zu fördern. Alle Männer ziehen sich in ein für diese Feier erbautes Haus zurück. Am ersten Tage reicht der Zauberer dem Knaben Kokosnüsse und spricht: „Iß die Kokosnüsse, damit du nicht sterbest! Sei tapfer im Kriege und stark gegen die bösen Geister! Mögest du viele Weiber heiraten!“ Die Abgeschlossenheit dauert neun Tage; während dieser Zeit genießt der Knabe Fischnahrung.

Wächst dem jungen Burschen der erste Bart, so darf er sich einen Kamm ins Haar stecken. Tritt bei den Mädchen die Geschlechtsreife ein, so wird ein großes Festessen veranstaltet. Ist sie bereits verlobt, so müssen die Eltern des Bräutigams die nötigen Schweine, Ruskus und Fische liefern; die Verwandtschaft des Mädchens liefert Caro, Yam, Zuckerrohr, Sago, Kokosöl und -nüsse. Ist das Mädchen noch unverkauft, so bestreiten die Eltern allein das Festessen.

Die Zeremonie der Durchbohrung der Ohrläppchen und des Nasenseptums ist unerlässlich. Sie wird erst bei älteren Knaben und Mädchen vorgenommen. Wer sich dieser Zeremonie entzieht, verfällt dem Gespött. Die Nasenseidewand wird mit einem Dorn durchstoßen, und das Instrument läßt man in der Wunde stecken. Das Durchschlagen der Ohrläppchen geschieht mit einem Obsidiansplitter, und um die Wunde



zu erweitern, wird eine Blattrolle in die Öffnung geschoben. Das Blut wird sorgfältig in einer Kolosschale aufgefangen und dann vergraben, damit die Wunde schnell heile.

Nach dieser Operation wird der Knabe zwanzig Tage lang eingeschlossen, das Mädchen aber sechs Monate. Müssen sie aus irgendeinem Grunde während dieser Klausur das Haus verlassen, dann hüllen sie sich bis zum Scheitel in eine Art Sack aus Pandanusblättern ein. Während der Abgeschlossenheit dürfen die Knaben und Mädchen nichts kochen; alles Essen wird ihnen von anderen gebracht.

Nach der Klausur wird ein großes Festessen veranstaltet. Der Mann, der die Operation vorgenommen, erhält zwanzig Faden Muschelgeld, derjenige, der das Blut aufgefangen, erhält zehn Faden. Die Weiber, welche die Pflege während der Klausur besorgten, erhalten Geschenke an Muschelgeld und Hausgerät. Knaben wie Mädchen sind bei ihrem Wiedererscheinen festlich geschmückt. Das Haar ist mit Ocker rot gefärbt, das Gesicht bemalt; Arm- und Kniebänder werden angelegt, auch ein Gürtel aus Muschelgeld; unter dem Arm steckt das Körbchen mit Betelnüssen.

Wohl nirgends ist der Kriegszustand ein so andauernder wie bei den Moanus, und eine Folge davon ist, daß der Stamm so verschwindend klein ist. An Veranlassungen zum Kriege fehlt es niemals, aber auch allein aus Kampflust zieht man in den Krieg. Das Töten eines Feindes ist die Hauptsache; die Eroberung des Gebietes ist Nebensache, tritt aber ein, wenn der Feind gänzlich vernichtet und aus seinen Wohnsitzen vertrieben wird. Kriegsbeute, bestehend aus Rähnen mit Zubehör, Muschelgeld und sonstigem Eigentum, wird nicht verschmäht; Häuser werden in Brand gesteckt und Kochgeschirre zerschlagen. Was an Menschen lebend in die Hände des Siegers fällt, wird als Sklaven fortgeführt, wer sich nicht flüchtet, wird erschlagen, sei es Mann oder Weib, jung oder alt. Dabei werden die schauerlichsten Greuelthaten verübt und die Leute nicht selten zu Tode gemartert. Hat man Zeit, so nimmt man auch wohl die Leichen der Gefallenen mit und verkauft sie an die Ufsai.

Seeschlachten in Kanus sind nicht selten. Die beiden Parteien nähern sich, und in Gehörweite angekommen, überschütten sie sich mit Schmähebden und Schimpfworten. Dann rücken die beiden Kanus der Söhne der kriegführenden Häuptlinge ein wenig vor, und die beiden Söhne führen einen Zweikampf auf, in dem drei Lanzen geworfen werden

dürfen. Ist dieser Zweikampf beendet, so erfolgt von beiden Seiten gleichzeitig der Angriff. Die Taktik besteht darin, den Steuermann des Kanus zu töten und dann zu verhindern, daß ein anderer seinen Platz einnimmt. Das Kanu wird hernach umgestürzt, und die Insassen werden im Wasser gespeert.

Die durch Obsidianspizen hervorgebrachten Wunden versteht man, wenn sie nicht tödlich sind, mit großem Geschick zu heilen. Stecken Splitter in der Wunde, so entfernt man sie sorgfältig und legt Drazänenblätter hinein, damit die Wunde von innen heraus heile.

Die Knaben üben sich von Kindheit auf im Lanzenwerfen, und wenn sie älter werden, erteilen ihnen die Väter regelrechten Unterricht. Ist dieser beendet, so geht es in den Krieg, und dieser Krieg dauert, bis alle neu aufgenommenen Krieger einen Feind getödet oder wenigstens verwundet haben.

Nach Beendigung dieses Krieges wird ein Fest zu Ehren der jungen Krieger veranstaltet. Alle Krieger stellen sich in zwei Reihen auf, ein alter Krieger als Flügelmann. Dieser laut Betel und Ingwer und hält ein Drazänenbüschel in der Hand. Dieses in der Luft schwenkend, spricht er: „Geist, steige herab auf meine Söhne! Mögen sie stark sein wie ein Mann! Mögen sie niemals zittern! Niemals möge Furcht sie überkommen! Mögen sie niemals lachen, wenn Frauen ein Wort an sie richten! Mögen sie mir an Stärke gleichen! Wir Väter gingen ihnen voran, wir waren immer tapfer, mögen sie uns an Stärke und Tapferkeit gleichkommen!“

Manchmal werden auch die einzelnen jungen Krieger ähnlich angeredet. Dann folgt ein großes Festessen und ein Tanz.

Der Friede wird durch Übersendung einer Traube Betelnüsse eingeleitet. Weiber sind gewöhnlich die Vermittler.

Bei dem kriegerischen Geiste der Moanus ist hinterlistiger Verrat nichts Seltenes; sie sehen ihn als Heldenstück an und finden ihn nachahmenswert.

Die Zauberei spielt eine wichtige Rolle. Der Zauberer ist immer ein Knecht des Hauptlings. Dieser letztere beschäftigt sich nur mit dem Zauber, der im Kriege angewendet wird, alle anderen Zaubermittel überläßt er seinem Untergebenen. Dieser ist nun in seinem Auseren von anderen Leuten nicht verschieden, höchstens erkennt man ihn an dem Inhalt seines Armlörbchens, rotem Ocker, Manganerde, Ingwer, allerlei trockenen Kräutern und Baumrinden usw., die gewissermaßen sein Hand-



werkzeug bilden. Er wird von den Weibern sehr gefürchtet; sie verbieten ihren Kindern, ihm zu nahe zu kommen, sie weichen ihm aus und fliehen vor ihm, wenn sie allein sind.

Die Zaubermittel sind in der Regel Geheimnisse, die der Vater auf den Sohn vererbt. Einzelne Zaubermittel können durch Kauf an andere Personen übergehen. Zauberinnen gibt es ebenfalls, ihnen liegt namentlich die Beschwörung der Geister ob.

In dem Hause des Zauberers befindet sich immer eine große Menge Gegenstände, die er bei seinem Handwerk gebraucht: die verschiedenen Erdarten, die verschiedenen Kräuter, Rinden und Blüten, Knochen und dergleichen. In Bündelchen geordnet hängen sie unter dem Dache oder sind auf Gerüsten aufgehäuft. Zu seinem Gerät gehört auch eine Holzschüssel, in die der Zauberer täglich Essen für die Geister hineinlegt. Ein anderer hütet sich sehr, dieser Schüssel zu nahe zu kommen oder gar den Inhalt zu entwenden.

Der Zauberer steht in dem Rufe, mit den bösen Geistern umzugehen und sie auf Wunsch herbeirufen zu können.

Daß der Zauberer auch zugleich Arzt ist, erscheint selbstverständlich.

Die Zaubereien bei Krankheiten bestehen in folgendem: Berühren der kranken Stelle mit einem Drazänenblüschel, wodurch die Krankheit ausgetrieben werden soll; Bespeien von Brust, Rücken, Schläfen und Stirn mit gekautem Ingwer; Bepudern des ganzen Körpers mit gekautem, zauberkräftigem Betel; Rauen von bezaubertem Betel seitens des Patienten; Bestreichen mit Ocker- oder Manganerde; Waschen des ganzen Körpers mit bezauberter Kokosmilch; Umhängen eines bemalten Knochens vom Unterarm (zuckt dabei die rechte Seite, so macht ihn der Geist gesund, zuckt die linke Seite, so muß er sterben). Wunden heilt man durch Auflegen gewisser Blattarten. Ist ein Häuptling erkrankt, so werden berühmte Zauberer aus der Nähe und Ferne herbeigeht.

Die Zaubermittel, welche den Zweck haben, Weiber heranzulocken, sind allen Männern bekannt.

Aber selbst im Tode ist der Leichnam nicht sicher gegen die Künste des Zauberers. Er bespeit den Leichnam mit gekautem Ingwer, damit der Geist den Lebenden nicht schade, und legt Ingwerwurzeln neben den Toten.

Sonst wird bei aller und jeder Gelegenheit gezaubert, wo man sich sonst nicht zu helfen weiß. Der Dieb versucht durch einen Zauber sich zu vergewissern, ob sein beabsichtigter Diebstahl gelingen wird oder nicht. Zum Gelingen einer Festlichkeit ist es unerlässlich, daß der Veranstalter

mit einem Drazänenbüschel über den Festplatz tanzt, Formeln murmelt und Ingwer laut. Beim Fischfang speit der Zauberer gelauten Ingwer auf das Fischnetz, sonst gehen keine Fische hinein.

Die berufsmäßigen Zauberer erhalten für ihre Mühe ein bis zwei Faden Muschelgeld und können unter Umständen große Reichtümer ansammeln.

Stirbt ein Moanus, so wird der Leichnam im Hause aufgebahrt bis zur völligen Verwesung. Die allgemeine Trauer um einen Toten dauert zwanzig Tage; die Weiber wachen fortwährend bei der Leiche. Diese ist in dem Weiberhause so aufgebahrt, daß der Kopf nach der See, die Beine landeinwärts liegen. Abfaulende Fleischteile werden von den Weibern in Körbe gelegt und auf See gebracht oder an manchen Orten auch verscharrt. Wenn nur noch das Skelett übrig ist, wird dies von den älteren Weibern sorgfältig mit Seewasser abgewaschen. Rückenwirbel, Knochen der Oberarme, die Schenkel- und Wadenknochen werden in einen Korb gelegt. Dieser Korb wird mit seinem Inhalt irgendwo verscharrt. Der Schädel, die Rippen und die Unterarmknochen werden in einen anderen Korb getan und dieser eine Zeitlang ins Meer versenkt, um die Knochen vollends zu reinigen und zu bleichen. Die gebleichten Knochen legt man in eine Holzschüssel auf wohlriechende Kräuter und stellt diese in dem Hause auf, das der Tote im Leben bewohnte. Dem Schädel werden vorher die Zähne ausgenommen, und die Schwester des Verstorbenen macht sich daraus ein Halsband. Nach einiger Zeit werden dann die Rippen verteilt, und zwar von dem Sohne. Die überlebende Hauptfrau bekommt zwei, die nächsten Verwandten erhalten je eine. Die Rippen werden dann zur Erinnerung an den Verstorbenen unter den Armring geschoben. Bei der Verteilung der Rippen wird ein großes Fest veranstaltet; einige Zeit darauf folgt eine weit größere Festlichkeit, die „Feier zu Ehren des Schädels meines Vaters“. Alle, die bei der ersten Aufbahrung gegenwärtig waren, erhalten ein Geschenk an Muschelgeld, und dies ist eine stumme Aufforderung, an der Schädelfeier teilzunehmen.

Die Gäste, die erscheinen wollen, senden vorher Krüge mit Kokosöl; eine bestimmte Anzahl von Krügen ist je nach der Würde des Verstorbenen nötig. Die Anzahl der Gäste kann geschätzt werden nach der Anzahl der eingelieferten Ölkrüge. Bei der Schädelfeier großer Häuptlinge kommen bis zweitausend Krüge zusammen. Für Betel und Kokospalmen wird Schonzeit erklärt, denn das Fest erfordert riesige Vorräte dieser Früchte. Der Festgeber läßt nun aus einem Baumstamm ein



Gerüst für den Schädel zimmern. Die ganze Kunst des Holzschnitzers wird hier aufgeboten, um das Gerüst mit den Gestalten von Schildkröten, Vögeln und anderen Figuren zu verzieren; an beiden Enden hält je ein Hund Wache. Auf diesem Gerüst ruht der Schädel.

Ist nun der große Tag der Feier angebrochen, so muß der Zauberer den Veranstalter durch seine Zauberei stärken, damit er sich nicht vor der Menge fürchte. Er setzt sich zu dem Ende auf die Schultern des knieenden Festgebers und faßt ihn am Schopfe, den er stark hin und her zerrt. Bleiben dem Zauberer dabei Haare in den Händen hängen, so deutet man das als Befangenheit des Festgebers, bleiben seine Hände rein, dann wird die Rede dem Festgeber unverzagt vom Munde fließen. Der Zauberer stellt dann den Schädel auf das vorher erwähnte Gerüst, das in der Richtung von Süden nach Norden steht; an das Nordende setzt man einen Krug mit Öl, an das Südende ein Gefäß mit Wasser.

Die aus der ganzen Umgegend herbeigebrachten Trommeln erheben nun ein mächtiges Getöse, und darauf tritt der Festgeber hervor und hält seine Anrede. Diese ist in der Regel eine Verherrlichung des Verstorbenen sowie der Anwesenden und eine Beschimpfung der abwesenden Feinde. Der Festgeber versäumt nicht, auch seinen eigenen Ruhm zu verkünden, der darin besteht, daß er dies große Fest hergerichtet hat. Darauf fallen abermals die Trommeln mit ihrem weithin dröhnenden Lärm ein.

Dann tritt der Zauberer hervor und nimmt den Schädel in die Hände. Der Festgeber tritt an ihn heran, nimmt ein Drazänenbüschel, taucht es in den Ölkrug, schlägt damit auf den Schädel und sagt: „Du bist mein Vater.“ Darauf starkes Trommelschlagen. Dann tut er einen zweiten Schlag und sagt: „Nimm das zu deinen Ehren bereitete Essen an!“ Abermals starkes Trommelschlagen. Er macht noch einen dritten Schlag und spricht: „Beschütze mich!“ Es folgen noch weitere Anrufungen: „Beschütze meine Leute! Beschütze meine Kinder!“, alle von lautem Trommelschlag gefolgt. Nun beginnt das eigentliche Festessen, womit die Feierlichkeit abgeschlossen ist. Der Schädel wird hinfort sorgfältig aufbewahrt.

Zum Schluß zwei Beispiele von Gefängen der Moánuá: Sie beziehen sich auf Vorgänge, die den Zuhörern genau bekannt sind, und brauchen dieselben daher nur anzudeuten, um ohne weiteres verstanden zu werden.

Gefang des Häuptlings Po Sing von Papatálai, in Übersetzung:

Ahää — E. Mo en Pitulu, kono ngou.

E njuni io ila pel. Ae — O. Me te neti menuai.

Wa: ani io akeis? E njuni io ila pel. Ae — E. Me te net i menuai.

Wa: ani io akeis? E njuni io ila pel. Ae — Ae.

Tjatjeman pel coi. Tai pelile poam. Ae. —

In gewöhnlicher Rede würde dieser Gesang folgendermaßen lauten:

Mo en Pitulu, oi kone ngou! Oi a njuni io ila pel. Angan coi i me teio. Io nat i manuai. Io u wa: oi ani io akeis? Oi a tjetjemani pel coi. Io ku tai pel kile poam.

Pitulu, du bist berauscht! Du nennst mich einen Tarobrei. Deine Rede kommt (zu meinem Ohr) zu mir. Ich bin des Vogels Sohn. Ich erwidere: Wann issest du mich? Du prahlst mit deinem Tarobrei. Ich werde dir Tarobrei in den Mund stecken.

Die Worte, die diesem Gesang zugrunde liegen, rühren von dem Häuptlinge Po Sing (jetzt verstorben) von Papatálai her.

Po Sing wollte mit den benachbarten Pitiluleuten Frieden schließen. Als er jedoch diese in Papatálai um sich versammelte, stellte sich heraus, daß sie nicht dazu geneigt waren.

Die Friedensvorschläge des Po Sing wurden mit Schmähungen aufgenommen, und eine derselben war, daß sie den Po Sing wie einen Tarobrei verspeisen würden. Er wolle Kalk austreuen, sie hingegen würden ihm die Arme abschneiden, um damit gebrannten Kalk zu kaufen; er wolle sie mit Kokosnüssen bewirten, sie aber würden ihm die Beine abschneiden, um ihn zu lehren, auf Kokospalmen zu steigen; er wolle sie mit Muschelgeld beschenken, sie aber würden seine Eingeweide ausreißen und damit so viel Muschelgeld kaufen, als die Gedärme lang wären; er wolle ihnen Betel vorsetzen, sie würden seinen Kopf abschlagen und damit Betelnüsse und Pfeffer kaufen.

Unverrichteter Sache ging man auseinander, und einige Tage darauf überfielen Pitiluleute die Leute aus Papatálai und erschlugen einen davon. Po Sing sann nun auf Rache, und als einige Tage später die Pitilu zu Markt ruderten, um mit den Usiai zu handeln, überraschte er aus einem Hinterhalt ein Kanu mit zehn Männern und einer Frau. Alle wurden gefangen, und nachdem Po Sing die obenstehenden Worte an sie gerichtet, wurden sie schonungslos ermordet. Die Leichname wurden stückweise an die Usiai verkauft in der Weise, wie man es Po Sing angedroht hatte.

Mit den Worten: ich bin des Vogels Sohn! deutet Po Sing



seine Zugehörigkeit zu einer Sippe an, die als Totem einen Vogel hat. Viele Moanus essen kein Menschenfleisch, verkaufen jedoch die erbeuteten feindlichen Leute an die Usiai.

2.

Gesang auf das Krokodil. Papatáldialekt.

Ehee — E. lo mbuai — E. lo mbuai — Ho.  
lo mbuai — E. lo mbuai — Ho.  
lo mbuai i Lolu.  
lo u sa kau ita — Ho.  
Pa ki an amo ramat. — Ho.

Übersetzung:

Ehee — E. Ich bin das Krokodil — E. Ich bin das Krokodil — Ho.  
Ich bin das Krokodil — E. Ich bin das Krokodil — Ho.  
Ich bin das Krokodil von Lolu.  
Ich komme jetzt angeschwommen — Ho.  
Es (das Krokodil) will einen Menschen fressen — Ho.

Die Silben Ehee — E und Ho sind Ausrufe.

Lolu ist ein anderer Name für Papatálai, und die Leute betrachten sich als Kinder eines mythischen Krokodiles, welches sich dort aufhalten soll und als völlig zahm beschrieben wird, so daß es stets nur Feinde von Papatálai verspeist und geraubte Schweine diesem Stamme wieder zuträgt. Auf Kriegszügen identifiziert sich daher der Stamm mit dem ihm freundlich gesinnten Krokodil.

Von diesem erzählt man sich, daß es in dem Gewässer lebt, das den Felsen umgibt, auf dem die Stammeltern der Menschen, Nimai und Niwong, sich zuerst niederließen. Dieser Felsen ist hohl, und man kann von unten nach oben hindurch klettern. Dabei murmelt man jedoch stets den folgenden Spruch: Ich bin ein Eingeborener; mein Nabel stammt von diesem Land; mein Onkel väterlicherseits stammt von diesem Land.

Dieser Gesang wird nach einem glücklichen Kriegszug angestimmt.

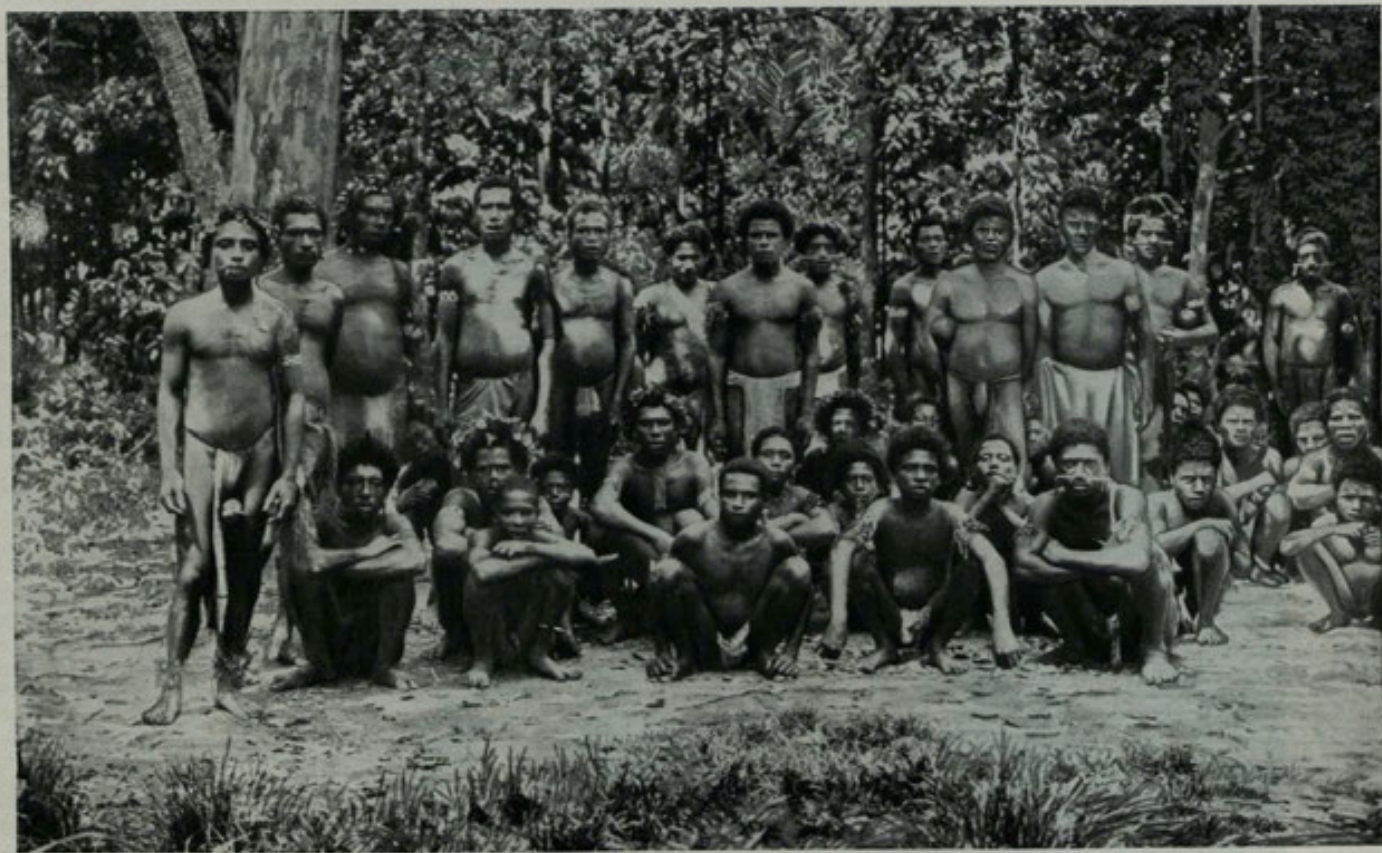


64. Natánfordorf auf Lou





65. Männer des Moánuústammes aus dem Dorfe Lalobé



66. Eingeborene vom Matánorstamm auf der Insel Lou





67. Männer von Wuvulu. Im Hintergrund Kanus, rechts ein Kanuhaus

## VI. Die westlichen Inseln

Unter der Bezeichnung „westliche Inseln“ fasse ich die kleinen Inseln und Inselgruppen zusammen, die westlich von den Admiralitätsinseln liegen. Es sind das, von Westen angefangen, die folgenden: Matty oder Wurulu, Durour oder Aua, die Echiquierinseln oder Ninigo, die Hermit- (Eremiten-) Inseln oder Luf, auch Agomes genannt, und die Anachoreteninseln oder Kaniet.

Geographisch und ethnographisch gehören zusammen

### Wurulu und Aua

Diese beiden Inseln liegen etwa vierzig Seemeilen voneinander entfernt; beide sind niedrige Koralleninseln, nur wenig über der Meeresoberfläche erhaben, aber mit einer recht reichen Vegetation bedeckt. Außer der genügsamen Kokospalme finden wir hier die charakteristische Strandflora der Südseeinseln und daneben auch den Brotfruchtbaum und die Banane, sowie die Taropflanze. Infolge dieses reichen Pflanzenwuchses hat sich auf der Oberfläche der Korallenbänke im Laufe der Jahre eine tiefe Humusschicht gebildet, so daß die Bewohner imstande sind, eine genügende Anzahl von Nährpflanzen anzubauen.

Im Juni 1899 hatte ich Gelegenheit, die beiden Inseln auf einige Tage zu besuchen, und konnte an Ort und Stelle nicht nur eine Anzahl Beobachtungen machen, sondern auch eine Reihe von photographischen Aufnahmen herstellen. Von einem etwa vierzehnjährigen Knaben aus Wurulu, der im Jahre 1902 nach dem Bismarckarchipel kam, gelang es mir, die Namen der verschiedenen ethnographischen Gegenstände zu erfahren, sowie ausführliche Auskunft über ihre Verwendung zu erhalten.

Vor der wohl durch eingeschleppte Malaria erfolgten Verminderung der Eingeborenen waren die beiden Inseln ziemlich dicht bevölkert. Aua zählte etwa zweitausend Einwohner, Wurulu etwa fünfzehnhundert.



Obgleich ein Verkehr zwischen beiden Inseln stattfindet, so soll derselbe doch größtenteils feindlich sein. Die Qualeute scheinen infolge ihrer größeren Anzahl ein Schrecken für die Bewohner von Wuwulu zu sein, die sie nicht selten überfallen, namentlich dann, wenn auf der eigenen Insel die Nahrungsmittel zur Neige gehen.

Die Bewohner von Lua sind unstreitig die kräftigeren und gesünderen. Auf Wuwulu ist Elephantiasis recht häufig, daneben findet man auch Hautausschläge und unangenehme Wunden, namentlich im Gesicht und auf den unteren Extremitäten. Während auf Lua eine peinliche Sauberkeit herrscht, scheint man auf Wuwulu die Reinlichkeit nicht sonderlich zu schätzen, weder mit Bezug auf den eigenen Körper, noch in den Wohnungen und deren Umgebung.

Sonst ist die Bevölkerung beider Inseln wohl eine und dieselbe. Die körperliche Erscheinung, die Sprache, die Sitten und Gebräuche, die Wohnungen, die Waffen und Geräte sind die gleichen, wenn auch in bezug auf letztere geringe Verschiedenheiten bestehen. In allem, was die Insulaner anfertigen, zeigen sie eine außergewöhnlich hoch entwickelte Technik; man muß unwillkürlich staunen über die korrekten Formen aller dortigen Gegenstände und ist bei ihrem ersten Anblick zu der Anschauung geneigt, daß ihre Werkzeuge hoch entwickelt sein müssen. Leider tritt auch hier wie überall, wo der Eingeborene mit dem Weißen in Berührung kommt, ein schneller Verfall der Kunstfertigkeit ein. Auf Wuwulu werden zum Beispiel jetzt schon Gegenstände angefertigt, welche nur rohe Nachahmungen der früheren sauber hergestellten Sachen sind. Die alten Sachen hat man verkauft; der Weiße bringt neue und zweckmäßigere Geräte, und dieselben verdrängen bald alles Eigen-tümliche.

Die Bevölkerung der beiden Inseln ist wohl ein Zweig des über die Südsee so weit verbreiteten malaio-polynesischen Stammes, und zwar derjenigen Abteilung am nächsten stehend, die wir mit der Allgemeinbezeichnung „Mikronesier“ benennen. Die Hautfarbe ist die der Samoaner, ein liches Braun; die Haare sind glatt oder gewellt und lockig; die Gesichtszüge sind angenehm und bei zahlreichen Individuen regelmäßig geformt. Die Männer sind schlank gewachsen und von Mittelgröße; die Weiber wie überall etwas kleiner, haben aber durchgehends, namentlich in der Jugend, zierliche, wohlgerundete Formen, gut ausgebildete Extremitäten und ungemein zierliche Hände und Füße. In den Gesichtszügen ist ein geringes Hervorstehen der Backenknochen bemerkbar, sowie ein Schiefstehen der Augen. Einzelne Eingeborene haben diese charakteristischen Züge dermaßen stark ausgebildet, daß man sie mit Malaien recht gut verwechseln könnte.

Die Augen sind lebhaft; das ganze Wesen des Volkes deutet auf einen hohen Grad geistiger Befähigung. Die Sprache wird durch Gesticulationen mit Armen und Händen begleitet.

Wahrscheinlich sind diese Insulaner aus den indonesischen Inseln eingewandert.

Bei dem Besuche der beiden Inseln fallen schon von weitem die sorgfältig gebauten Häuser auf (Tafelbild 69). Auf Uua ist die ganze Bevölkerung in einer großen Niederlassung ansässig, die denselben Namen wie die Insel trägt. Auf Wuwulu sind die Häuser zu mehreren getrennten Dorfschaften vereinigt. Die Wohnhäuser sind viereckige Holzbauten von verschiedener Größe; die kleinsten sind etwa 4 Meter lang und 2 Meter breit, die größeren 7 Meter lang und 3 bis 3,5 Meter breit; sie sind direkt auf den Erdboden gebaut, ohne Untergestell oder Unterlage. Die Konstruktion ist die folgende. Die vier Ecken bestehen aus vier aufrechten, sauber behauenen und geglätteten viereckigen Pfosten. Die Wände sind hergestellt aus Holzbrettern, die mit der Steinart hergerichtet sind, so daß sie etwa 20 bis 30 Zentimeter breit und 5 bis 6 Zentimeter dick sind. Die Bretter werden in die an den Eckpfosten angebrachten Falze hineingeschoben und sind so genau gearbeitet, daß die Ränder völlig dicht aneinander stehen. Zur weiteren Befestigung dienen harte Holzpflocke, die die Enden der Wandbretter mit den Eckpfosten verbinden. Die Wände sind 2 bis 2,5 Meter hoch; die Giebelenden werden senkrecht weiter emporggeführt in derselben Weise wie die Seitenwände. Das Dach besteht aus geflochtenen Kokosblättern oder aus Pandanusblättern und ruht auf einem Gerüste von dünnen Stäbchen. Mit diesen Stäbchen ist das Bedachungsmaterial durch Kokoschnüre fest verbunden. Der Hütteneingang ist in der Regel am Giebelende; er ist eine viereckige Öffnung von 50 bis 70 Zentimeter im Geviert, gerade groß genug, um einen Menschen hindurchzulassen, und verschlossen von einer der Öffnung sorgfältig angepaßten Brettertür, die von innen geschlossen werden kann. Diese Tür hängt am oberen Rand mit starken Faserschnüren in zwei durchbohrten Vorsprüngen am Innenrand der Giebelplanke. Das Innere dieser Wohnhäuser ist sehr sauber gehalten, der Fußboden mit einer dicken Schicht schneeweißen Korallensandes bedeckt; in der Mitte steht ein von dicken Holzplanken umgebener viereckiger Feuerherd mit einer Unterlage von Korallenbruchstücken, worauf das Feuer zur Bereitung der Speisen geschürt wird.

Außerdem enthält das Wohnhaus eine oder mehrere Pritschen zum Schlafen, hergestellt aus sauber gefugten, geglätteten Brettern; ferner ein Gerüst zum Aufbewahren von Holzschalen und anderen Geräten; unter dem Dache verstaut man die Waffen und sonstige Nabseligkeiten.



Das Äußere wie das Innere der Wohnhäuser ist stets sauber mit Kalk geweißt.

Die Kanuhäuser (Tafelbild 67) sind einfache Schuppen aus zwei schrägen, etwas gebogenen Dachflächen, die bis zum Boden reichen, an beiden Giebelenden offen; sie sind ohne Verzierung und ohne besondere Sorgfalt gebaut; nach der Länge der darin aufbewahrten Kanus sind sie fünf bis zwanzig Meter lang. Diese Kanuschuppen liegen dicht aneinander am Strande entlang, die Giebelenden dem Meere zugekehrt und die weiter dahinterliegenden Wohnhäuser vielfach verdeckend.

In der Anlage der Dorfschaften scheint kein bestimmter Plan vorzuherrschen. Einige der Wohnhäuser bilden zwar kurze Gassen, aber diese werden durch quer vorgebaute Häuser ebenso häufig versperrt. Die Umgebung der Häuser wird sorgfältig rein gehalten und die Zwischenräume mit feinem Sand und Korallenbruchstücken bestreut.

So sorgfältig wie beim Bau ihrer Häuser, so sorgfältig sind die Insulaner in der Herstellung ihrer Kanus (Tafelbild 67, im Hintergrund). Es ist erstaunlich, wie Leute ohne Eisenwerkzeuge so zierliche und sorgfältig gearbeitete Fahrzeuge herzustellen vermögen. Das eigentliche Kanu besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm und läuft an beiden Enden in einen langen geraden Schnabel aus, dem verlängerten Kiefer eines Schwertfisches ähnlich. Der obere Rand der Enden des Kanukörpers wird durch ein sorgfältig angefügtes Holzstück gebildet, das in einen nach oben gerichteten, sich schnell verjüngenden Dorn ausläuft; diese Spitzen werden beliebig verlängert durch darauf genau passende lange und sehr dünn gearbeitete Fortsätze, die ihrerseits häufig mit Büscheln menschlicher Haupthaare geziert sind. Der Ausleger ist in der gewöhnlichen Art am Kanukörper befestigt. Die Größe der Fahrzeuge ist sehr verschieden; es finden sich bis achtzehn Meter lange Kanus, die bis zwanzig Insassen führen. Die Insel Durour namentlich besitzt eine Anzahl sehr großer Kanus, wahrscheinlich für ihre gelegentlichen Raubzüge nach Wuvulu; auf der letztgenannten Insel sind mittlere und kleine Kanus vorherrschend.

Man behandelt auf beiden Inseln die Kanus mit großer Sorgfalt; nach jedesmaligem Gebrauch werden sie mit Kalk innen und außen angeweißt. Sie werden mit Paddeln fortbewegt; diese haben ein breites, spitz zulaufendes Blatt, das manchmal mit dem Stiel aus einem Stück gearbeitet, häufig jedoch am Stiel durch Schnüre befestigt ist. Stiel und Blatt sind dann so künstlich und genau aneinander gefügt, daß eine Naht schwer zu entdecken ist. Zum Ausschöpfen des Wassers dienen hölzerne Schöpflöffel mit nach innen gebogener Handhabe aus einem Stück Holz geschnitten.

Die Waffen (Tafelbild 68) der Insulaner sind sehr schön und sauber gearbeitet; beim ersten Anblick ist man versucht, anzunehmen, sie wären in einer mit allen modernen Handwerkszeugen ausgerüsteten Werkstatt hergestellt. Alles ist sauber gerundet und geglättet; die einzelnen Teile sind so sorgfältig aneinander gefügt, daß die Verbindung kaum zu entdecken ist; die Widerhaken der Speere sind so symmetrisch gearbeitet, daß die Herstellung selbst einem geübten, europäischen Holzarbeiter große Mühe machen würde.

Die Waffen lassen sich in verschiedene Hauptgruppen teilen, nämlich Holzspeere, mit und ohne Widerhaken, Nahewaffen, deren Enden mit Haifischzähnen oder mit geschärften Schildkrötenknochen bewehrt sind, Keulen und Holzschwerter. Zu den Waffen müssen auch die mehrzinkigen Fischspeere gerechnet werden, die geeignetenfalls auch gegen Menschen Verwendung finden (Tafelbild 68). Von den langen Waffen ist eine Art am Ende mit einem sorgfältig geschärften Stück eines Schildkrötenknochens bewehrt. Das Knochenblatt hat die Form einer halben Mondfischel; die nach unten gekrümmte Spitze und die konkave Seite sind zugeschärft. Sie werden beim Verfolgen der Feinde gebraucht, indem man sich der scharfen konkaven Seite des Blattes wie eines Hakens bedient, teils um arge Verwundungen herbeizuführen, teils um den Feind zu Fall zu bringen.

Die Grundform der Keulen ist ein runder Stab mit einem scharf-randigen, breiten Knauf. Ein einfacher Knauf ist die allgemeine Regel, es kommen jedoch auch doppelte und mehrfach übereinander gestellte Knäufe vor, derart, daß der nächste Knauf, der mit dem unteren durch einen dünnen Stiel verbunden ist, immer etwas kleiner gearbeitet ist. Solche Knäufe sind nichts als Verzierungen.

Ganz eigentümlich ist die Waffe, die die Form eines mächtigen zweischneidigen Schwertes mit geradem Stiel oder die eines langstieligen Haumessers hat. Sie ist die Nachahmung einer Eisenwaffe. Dafür spricht nicht nur die Form der Klinge, sondern manche Details der Form, die, obgleich sie völlig unwesentlich sind, die Eingeborenen gewissenhaft beibehalten. So finden wir zuweilen den Eisen- oder Messingring, der bei der Originalwaffe dort angebracht war, wo das Eisenblatt in den Stiel eingelassen war, um den letzteren gegen Spaltung zu sichern, getreulich in Holz nachgeschnitten; ebenso kleine Knöpfe an beiden Seiten des Stieles als Nachahmung der Niete oder Bolzen, womit die Klinge des Originalen am Griff befestigt war.

Ich lasse hier eine Beschreibung der Fischspeere folgen, weil dieselben nicht nur dem Fischfang dienen, sondern auch als Waffe im Kampf Verwendung finden. Alle diese Fischspeere sind vierzintig. Man ver-



wendet beim Einsetzen der Zinken als Leim eine Masse, die mit unserem Gummiarabikum große Ähnlichkeit hat. Die Zinken, die ein wenig schräg vom Speerstiel absteigen, sind unter sich zur besseren Stabilität mit dünnen Schnüren umwickelt und befestigt. Auf Lua sah ich Fischspeere, bei denen Zinken und Speerschaft aus einem Stück Holz geschnitten waren; die Zinken waren hier kreisrund und glatt.

Ehe ich von den Waffen Abschied nehme, will ich noch erwähnen, daß Herr Professor Dr. Karus im Globus 1903, Heft 2 versucht hat, die Verwandtschaft einiger Wuwuluwaffen mit Waffen von der Insel Engano, westlich Sumatras, nachzuweisen. Es ist dies ein weiterer Beweis dafür, daß fremde Einflüsse sich auf diesen entlegenen Inseln bemerkbar machen, und daß diese Einflüsse ihren Ursprung weit im Westen haben; vielleicht sind auf demselben Wege die Holzschwerter eingewandert.

Die aus Eridacnashale hergestellten Artklingen zeichnen sich durch besonders sorgfältige Arbeit aus. Die Form sowie die Art der Befestigung ist verschieden. Zunächst treffen wir die weitverbreitete Befestigung, wobei die Klinge mit einer knieförmigen Handhabe fest verschnürt ist, so daß die Schneide der Art quer zum Stiel steht. Eine zweite Form hat einen geraden Stiel und ein hohles hölzernes Zwischenstück, in dem die Klinge steckt.

Die Eridacnaklingen sind verschiedener Art; einige haben eine regelmäßige dreieckige Form und eine gerade, von einer Seite angeschliffene Schneide, die mit dem Artstiel parallel läuft; bei solchen Arten hat das Futteral meistens zwei Haken, so daß man es mitsamt der Klinge beliebig umdrehen kann; dann liegt die Schlißfläche der Schneide bald nach rechts, bald nach links, wie es dem Arbeiter gerade am bequemsten ist. Eine andere Art der Klingen ist sehr lang, bis fünfunddreißig Zentimeter, und auf der ganzen Länge gleich breit. Sie sind so geschliffen, daß die Längsseiten um ein geringes zur Längsachse gedreht stehen, wodurch die Schneide eine schiefe Stellung erhält. Die Schneide dieser Klingen ist halbrund und die Schlißfläche etwas konkav. Das Holzfutteral hat nur einen Haken und kann daher nicht umgestellt werden. Diese letztere Art der Arte wird namentlich zum Ausschölen der Kanus verwendet, während mit der erstbeschriebenen Art die Seitenwände des Fahrzeuges behauen und geglättet werden, ebenso die Pfosten und Planen zum Häuserbau.

Hausgerät ist bei den Insulanern in ziemlicher Anzahl und in der verschiedensten Form vorhanden. Zunächst fällt die große Menge von zierlich gearbeiteten Holzschüsseln auf. Am zierlichsten und von eigentümlicher Form sind die viereckigen Schalen mit gewölbtem Boden und geschweiften Seiten (Abb. 25). Außer diesen gibt es längliche

Schüsseln mit abgerundeten Enden, muldenförmige Schüsseln mit zwei kleinen dreieckigen Endvorsprüngen als Handhaben und daneben kleine, sehr zierliche Doppelschüsseln mit runden und mit spizen Enden.

Zu dem Hausgerät gehören auch geflochtene Körbe aus Kotosblättern. Diese Körbe sind häufig an einer Schnur befestigt, und diese wiederum an einem weiten Haken, den man um den Hals oder über die Schulter halt und so den Korb trägt.

An Reizmitteln besitzen die Insulaner Betelnüsse, die wie überall mit Betelpfeffer und gebranntem Kalk genossen werden. Kalkkalebassen werden aus einer länglichen, in der Mitte eingeschnürten kürbisartigen Frucht gemacht; auf der gelben Oberfläche sind braune Ornamente eingebrannt, am häufigsten Fische und Fischhaken.

Daß ein so lebhaftes und aufgewecktes Volk wie diese Insulaner auch dem Tanz und Spiel ergeben ist, darf uns nicht wundern. Bei meinem Besuch brauchte man nur die Gebärde des Tanzens zu machen, so fielen alsbald die Anwesenden in Tanzschritte und Sprünge; sie unterschieden sich nicht wesentlich von den Tänzen der meisten Mikronesier. Der Gesang blieb mir unverständlich. Als besonderes Tanzgerät beobachtete ich einen langen Speer, der oben in zwei oder drei rundgearbeitete Spitzen von fünfundsiebzig Zentimeter Länge gespalten war. Diese Tanzspeere, die ich mit dem Namen Klapperspeere wohl am besten bezeichne, werden von den Weibern bei gewissen Tänzen in der Hand gehalten; das taktmäßige Aufstoßen oder Schütteln dieser Klapperspeere bringt ein rasselndes Geräusch hervor. Zur Begleitung des Tanzes dienen sanduhrförmige Trommeln, die mit der Haut der auf den Inseln in gezähmtem Zustande herumlaufenden großen Eidechsenart überspannt sind.

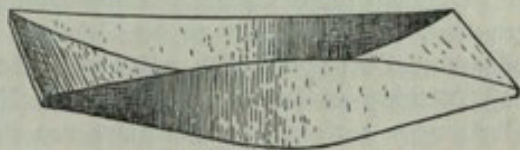


Abb. 25. Holzschüssel von Wuwulu

Es ist recht interessant, daß auf der Insel Ponape dieselbe Form der Trommel wiederkehrt. Auch der Name deutet darauf hin, aiwa oder aipa in Wuwulu und aip in Ponape sind unstreitig dasselbe Wort.

Doch es gibt noch andere Anknüpfungspunkte, die uns bis zu den polynesischen Inseln führen. Hierher gehört ein glatter speerähnlicher Stock, etwa einen Meter lang, aus hartem, zähem Holz angefertigt; das eine Ende ist fein zugespitzt, das andere Ende etwa einen Zentimeter im Durchmesser und sorgfältig abgerundet; von der Basis bis zur Spitze ist das Stöckchen aufs sorgfältigste geglättet. Dieses Stäbchen ist ein Spielzeug der männlichen Bevölkerung, dessen sich jung und alt bedient.



Wer es am weitesten wirft, hat gewonnen. Es gehört zu diesem Stabwerfen eine lang fortgesetzte Übung und große Geschicklichkeit. In Samoa und Tonga finden wir nun genau dasselbe Spiel, ebenso auf Rotuma. Die Fischereigeräte sind von der üblichen Form.

Von einer Bekleidung der Insulaner ist kaum zu sprechen. Die Männer gehen völlig nackt, bedecken höchstens den Kopf mit einem aus Pandanusblättern angefertigten, künstlich gearbeiteten Hut oder mit einer Umhüllung von grünen Bananenblättern. Die Weiber tragen um den Bauch eine dünne Schnur, woran vorn ein einzelnes grünes Blatt, das die Scham bedeckt, und hinten ein kurzes Büschel von Kokosblattstreifen befestigt ist; die meisten jungen Mädchen gehen gänzlich nackt.

Schmuck beobachtete ich nur in geringem Maßstabe. Roh gearbeitete Armringe aus Trochus kamen vor; Pandanusblätter mit langen freihängenden Enden waren um Oberarm oder unter dem Knie befestigt. Die Ohrläppchen der Weiber sind durchbohrt und zu einer enormen Größe erweitert, so daß sie bis an die Schultern herabreichen. Diese herabhängenden Ohrläppchen sind mit runden Schildpattplättchen geziert, so daß Plättchen an Plättchen liegt; um die Rundung herzustellen, ist am Ohrläppchen entlang eine Blattrippe von einem Kokosblatt gelegt.

Knaben und kleine Mädchen tragen das Kopfhaar etwa drei bis vier Zentimeter lang. Jünglinge und Erwachsene haben es in der Regel zu langen Locken angeordnet und sie mit einer weißen Masse eingerieben; diese Locken hängen bei einzelnen Insulanern über den Rücken herab bis zur Taille; ältere Männer tragen häufig auch kurz geschorenes Haar. Die Jünglinge flechten in die Locken lange, schmale Pandanusblattstreifen, die beim Laufen oder beim Rudern im Winde flattern. Als Kopfschmuck dient in vielen Fällen ein gebleichter Pandanusblattstreifen, der um Stirn und Hinterkopf gelegt und im Rücken so verknotet ist, daß zwei lange Zipfel über den Rücken hinabhängen. Die Weiber scheinen das Kopfhaar sorgfältig zu pflegen; verfilztes Haar wurde nicht beobachtet, die Frisuren waren sorgfältig aufgestochert. In vielen Fällen war das Haar in der Mitte gescheitelt und fiel über die Ohren bis an den Nacken. Die Farbe des Kopfhaares ist ein tiefes Schwarzbraun. Die Haare der Albinos, die verhältnismäßig häufig zu sein schienen, waren flachs-farben. Einige Albinos hatten eine bläsröte Hautfarbe über den ganzen Körper, andere waren bläsröt und braun gescheckt und machten mit ihren blinzelnden Augen, umrahmt von flachs-farbenen Wimpern und Brauen, einen unangenehmen Eindruck.

Als Nahrungsmittel dienen Kokosnüsse, die teils ohne weitere Zubereitung gegessen, teils geschabt und mit anderen Nahrungsmitteln vermischt werden, dann Caro und eine Mlocasiaart, ebenso die Brot-

frucht und in geringerem Maßstabe die Banane. Taro und Brotfrucht werden zwischen glühenden Steinen und Asche geröstet, teils in diesem Zustande verzehrt, teils auch zerstampft und mit geriebener Kokosnuß vermischt. Die Masse wird dann nochmals gebacken und ist recht wohl-schmeckend. In besonders hergerichteten Pflanzgruben baut man eine *Allocasia*art, deren Rhizom essbar ist, wie die Taro-Knolle. Fische dienen in großem Maßstabe als Nahrungsmittel, um so mehr da auf den Inseln weder Hunde, noch Schweine oder Haushühner vorhanden sind. Trinkwasser war in flachen, gegrabenen Brunnen vorhanden.

Die Sprache ist auf beiden Inseln dieselbe; wir haben es hier wohl mit einer malaio-polynesischen Sprache zu tun; daraus dürfen wir vielleicht schließen, daß die Wuwulu- und Auainsulaner ein Zweig des großen malaio-polynesischen Stammes sind, der, von Westen kommend, sich über die Südsee hin verbreitete. Seit der Niederlassung auf den beiden Inseln haben sich gelegentlich fremde Stämme vorübergehend dort niedergelassen oder sind mit den Insulanern wenigstens in vorübergehenden Verkehr getreten, und von diesen Besuchern hat man neue Geräte übernommen. Die Ähnlichkeit einiger Waffen von Engano könnte andeuten, woher die Wuwululeute ursprünglich einwanderten, das Vorkommen der großen sanduhrförmigen Trommeln auf Ponape könnte uns vielleicht einen Wink geben, welchen Weg die Wanderer einschlugen.

### Ninigo, Luf und Kaniet

Zwischen der Mattygruppe und den Admiralitätsinseln liegen mehrere Inselgruppen und einzelne Inselchen; zunächst etwa zwanzig Seemeilen östlich von Uua die kleine Koralleninsel Manus (Allisoninsel), die von Ninigo aus besiedelt worden ist. Diese letztgenannte Gruppe, von den Entdeckern Echiquier- oder Schachbrettinseln genannt, besteht aus etwa vierzig bis fünfzig Schuttinseln; sie liegen fast alle in Schweite voneinander. Die annähernde Ausdehnung der ganzen Gruppe von Südwesten nach Nordosten beträgt etwa fünfunddreißig Seemeilen.

Etwas vierzig Seemeilen östlich von Ninigo liegt die kleine Gruppe Luf. Sie besteht aus einem Korallenriff, auf dem sich eine Anzahl größere und kleinere Schuttinseln gebildet haben. Durch dieses Riff führen mehrere Durchfahrten in ein tieferes Bassin, das teilweise von Korallenbänken durchzogen ist, in dessen Mitte jedoch eine Anzahl von höheren, teilweise aus basaltigem Gestein gebildeten Inseln sich erhebt, die wiederum von Strandriffen umgeben sind und zur Zeit der Ebbe trocken liegen. Die größte dieser zentralen Inseln ist Luf. Auf den Karten führt die Gruppe den Namen Hermit- (Eremiten-) Inseln. Die Be-



zeichnung *Agomes* für diese Gruppe beruht auf einem Irrtum. Die Eingeborenen kennen diesen Namen nicht, weder als Gemeinbezeichnung der ganzen Gruppe noch als Bezeichnung einer der einzelnen Inseln. Der Name ist eine Verdrehung des Namens „Hermit“, welcher in dem Munde der Eingeborenen „*Aramis*“ oder „*Agomis*“ wird und von Europäern falsch verstanden worden ist. Eine allgemeine Bezeichnung der ganzen Gruppe ist den Eingeborenen unbekannt. Die Vegetation der Inseln ist eine verhältnismäßig üppige, und Bananen, Taro und Yam, abgesehen von der genügsamen Kokospalme, gedeihen vorzüglich, so daß die Einwohner keinen Mangel an Nahrungsmitteln leiden.

Fünfundvierzig Seemeilen nordöstlich von Luf liegt die kleine Gruppe *Raniet* oder die *Anachoretensinseln*. Sie besteht aus mehreren Schuttinseln, die auf einem gemeinschaftlichen Korallenriff gelegen sind. Kubary, der diese Inseln besuchte, gibt die mutmaßliche Abstammung der Bezeichnung *Raniet*, welches nach ihm eine Bezeichnung der Lufleute ist, wodurch sie die unschön vergrößerten und durchbohrten Ohrläppchen der dortigen Frauen bezeichnen.

Auf allen vorgenannten Inseln ist die Bevölkerung in rapidem Aussterben begriffen. Elefantiasis, Lues, Frambösie usw. sind die Hauptursachen des schnellen Verfalles. In früheren Jahren trat hinzu, daß man von hier aus zahlreiche Arbeiter für den Treppengang nach den Karolinen ausführte, von denen nur wenige jemals zurückkehrten.

Die heutige Bevölkerung ist recht harmlos. Es ist jedoch nicht lange her, daß sie im Verkehr mit den Weißen sich noch heimtückisch und verräterisch zeigte. Im Jahre 1883 mußte die Korvette „*Carola*“ eine Strafexpedition nach Luf unternehmen, weil die dortigen Eingeborenen Hemsheimsche Händler und Schiffsleute ermordet hatten.

Auf den Inseln wohnt ein Mischvolk, das polynesisches und mikronesisches Eigentümlichkeiten aufweist, aber auch melanesische, die letzteren weisen namentlich nach den Admiralitätsinseln hin. Außerdem sind Einflüsse bemerkbar, die als malaiische bezeichnet werden dürfen und wahrscheinlich jüngeren Datums sind. Dies darf uns nicht wundern, denn wo in der ganzen weiten Südsee finden wir wohl eine Insel, von deren Bevölkerung wir behaupten können, daß sie nicht das Endergebnis vielfacher Vermischung und Verschmelzung verschiedener Rassen wäre?

Bei der Geburt eines Kindes\* legte man es auf *Raniet* in eine Holzschüssel und badete es mit frischem Wasser; nach dem Bade fengte man mit einer glühenden Holzkohle sämtliche Kopfhaare ab und salbte den kleinen Körper mit Kokosöl. Die Frauen brachten dann ihre Glück-

\* Partinon folgt, wie er ausdrücklich bemerkt, den Veröffentlichungen von Kubary und Schlenker.

wünsche dar, und bei dem am Abend folgenden Feste wurde das Neugeborene herumgezeigt, angetan mit einem Gürtel aus Koloschnur und mit einem kleinen Brustschmuck aus Schildpatt.

Das Kind gehörte dem Vater. Töchter blieben auch nach der Entwöhnung im Hause, lernten beim Heranwachsen das Herstellen der Flechtarbeiten und halfen bei der Zubereitung der Speisen und den häuslichen Arbeiten. Söhne wurden fast stets einer anderen Familie zur Erziehung übergeben und lernten den Fischfang, die Herstellung der Pflanzungen usw.

Näherte sich die Zeit der geschlechtlichen Reife, so hatten die Knaben sowohl wie die Mädchen sich einer Reihe von Vorbereitungen und Ceremonien zu unterwerfen.

Die Knaben traten nach der Beendigung der Ceremonien in die Gemeinschaft der erwachsenen Insulaner ein. Während derselben waren sie „tabún“, das heißt von der Gesellschaft gänzlich ausgeschlossen.

Die Zeit des Eintrittes des tabún bestimmte der Häuptling, wenn seine Söhne oder diejenigen seiner Anhänger das Alter von etwa zehn bis zwölf Jahren erreichten. Auf dem Riff, weit ab vom Lande, oder in der unbewohnten und mit tabún belegten Gegend der Insel Suf wurde ein größeres Haus erbaut. Hier wurden die Knaben unter Aufsicht eines alten Mannes und einer beschränkten Zahl der männlichen Verwandten untergebracht. Von dem Augenblick des Betretens des Hauses waren die Knaben tabún und genossen besonders für sie hergerichtete Speisen, von denen ihre Begleiter nicht essen durften. Die Nahrung wurde von den Eingeborenen in den Dörfern bereitet und von dem Häuptlinge gesandt. Solange die Knaben das Haar noch lose herabhängend tragen, dürfen sie keine durch heiße Steine gargemachten Nahrungsmittel essen, sondern nur frei am Feuer gekochten Taro; sie dürfen ebensowenig frische Brotfrucht, Kolosmilch oder alte Nüsse mit schwammigem Kern genießen; Fische nur in getrocknetem oder geräuchertem Zustande. Erst wenn die Haare bedeutend länger geworden sind, dürfen sie mit heißen Steinen gekochte Nahrungsmittel anrühren; Betel dürfen sie jedoch noch nicht kauen. Zahlreiche andere Vorschriften des tabún sind daneben noch zu beachten. Es ist den Knaben verboten, das Haupthaar mit Salzwasser naß zu machen, sie dürfen keine Fische fangen, keine Frau ansehen, noch sich dem ausnahmsweise nach dem amahei tabún kommenden Vater zeigen. Kommt der Vater oder Häuptling dorthin, so verstecken sich die Insassen in ihren Schlafräumen und bleiben dort, bis jene sich entfernt haben. Während der Klausur lernen die Knaben die Gebräuche und Sitten ihres Volkes, ebenso schmücken sie das Haus für den Augenblick ihrer Entlassung und sammeln Vorräte für das dann stattfindende Fest. Diese Vorräte bestehen in geräuchertem Taro, der in



eigenen Pflanzungen angebaut wird. Unter Aufsicht der älteren Männer gehen die Knaben frühmorgens nach den Taropflanzungen auf einem Wege, der so angelegt ist, daß sie auf ihm keine Gefahr laufen, mit den Inselbewohnern, namentlich den Frauen, zusammenzutreffen. Die reifen Taro werden nach dem Hause getragen, geschält und auf lange Stöcke gereiht, um dann im Rauche zu trocknen; so präpariert halten sie sich jahrelang. Die Verzierung des Hauses geschieht durch Behängen des inneren Raumes mit langen, gefärbten Kokosblättern, die so dicht nebeneinander angebracht werden, daß man sich durch sie mit Hilfe der Urme einen Weg bahnen muß. Hat das Haar schon eine derartige Länge erreicht, daß man einigermaßen genau den Zeitpunkt berechnen kann, wenn sich eine würdige Frisur daraus herstellen läßt, dann beginnen die Vorbereitungen für die eigentliche Einweihung. Es werden Bananenpflanzungen angelegt, und wenn nach einiger Zeit die Früchte reif sind, bringt man sie nach dem Hause und schmückt und behängt es damit. Ist dies geschehen, so geben die Jünglinge durch Singen und Lärmen den Dorfbewohnern ein Zeichen, daß jetzt die Zeit der Einweihung herangekommen ist. Am folgenden Tage gehen nun die Väter nach dem Hause, um ihre zu Jünglingen herangewachsenen Kinder zu sehen. Die Bananen werden dem Häuptling gegeben, der sie an die übrigen Väter verteilt. Die Knaben tragen von nun an das Haar zusammengebunden, und das tabú wird bezüglich der Nahrung erleichtert.

Es folgt hierauf eine abermalige vollständige Abschließung der Jünglinge, bis das Haar so lang geworden ist, daß die eigentliche Männerfrisur daraus hergestellt werden kann. Ist dieser Zeitpunkt erreicht, so werden die Knaben von den Angehörigen abgeholt, ebenso alle angesammelten Vorräte, und ein allgemeines großes Fest wird vorbereitet; abends lehren die Novizen jedoch stets nach ihrem Hause zurück.

Sind alle Vorbereitungen getroffen, so erhält jeder Jüngling ein aus Stäben gebundenes Holzgerüst von Herzform, dessen Enden, die freien Enden der gebogenen Stäbe, hinten in seinen Gürtel gezwängt werden, während an dem oberen Teil das Haupthaar, möglichst weit auseinandergezogen, befestigt wird. Das ganze Gerüst hat eine Höhe von etwa zwei Meter; je größer die mit Haar überdeckte Fläche ist, um so angesehenere ist der Träger.

Mit dieser Last und in der dadurch bedingten Kopfhaltung umgeht der Jüngling seine Heimatinsel. Das Haus des Häuptlings ist mittlerweile mit Kokos- und Bananenblättern dicht ausgehängt worden, und gegen Abend tritt der Jüngling in dieses ein; die ganze Verwandtschaft und einzelne Freunde sind anwesend. Sobald die Jünglinge eingetreten sind, berichtet ein eigens dazu bestellter Mann singend und unter Trommel-

begleitung, was während der Klausur sich zugetragen hat. Ein Festessen findet statt, und der Jüngling darf zum erstenmal Betel kauen. Der Häuptling slicht dann den Eingeweihten die Frisur. Sie werden nun seine Untergebenen und treten untereinander in ein festes Freundschaftsverhältnis.

Von der Zeit an ist der Kopf des Mannes heilig, und keine Frauenhand darf ihn berühren. Es ist daher auch kein Wunder, daß die Insulaner auf ihr Haar große Sorgfalt verwenden. Die *lubún* genannte Frisur besteht darin, daß der über dem Scheitel abgeschnürte Schopf nach vorne umgelegt und einmal bis siebenmal quer durchgebunden wird. Zur Verzierung der Frisur dienen Hibiskus- und andere Blüten, rote Bohnen und kleine Schildpattringe.

Begreiflicherweise nehmen diese Vorbereitungen zur Aufnahme der Jünglinge in die Gemeinschaft der Erwachsenen eine lange Zeit in Anspruch, manchmal gegen zwei Jahre.

Die Mädchen werden bei dem Eintritt der Reife ebenfalls nach dem isolierten Haus gebracht und sind nun *tabún*. Nach einem Aufenthalt von anderthalb bis zwei Jahren verlassen sie es; reich geschmückt umschreiten sie die Insel, und es folgt dann je nach der Leistungsfähigkeit der Eltern ein Fest.

In ihrer Kindheit, etwa zwischen dem vierten und sechsten Lebensjahr, müssen sie sich jedoch einer recht schmerzhaften Operation unterziehen, nämlich dem Aufschlitzn der Ohren. Die Weiber verbringen die Nacht schlaflos und beginnen die Operation am frühen Morgen. Die Mutter hält das Kind im Schoße, und andere Weiber spannen die Ohrmuschel aus. Das operierende Weib macht mit einem scharfen Obsidiansplitter auf dem Grunde der *Fossa innominata* von der Mitte der Länge dieser zuerst nach unten bis zur Höhe des *Antitragus* einen Schnitt, dann bei veränderter Lage des Kindes nach oben bis zur *Fossa triangularis*. In den Schnitt steckt man eine Rolle getrockneter *Pandanus*blätter, wäscht die Wunde mit Salzwasser und schützt den abgetrennten Heligrand durch *Pandanus*blättchen. Nach zwei Tagen wird dieser Verband entfernt. Nach etwa zwei Monaten wird das linke Ohr ganz in der vorbeschriebenen Weise vorgenommen. Sobald die Ohren völlig geheilt sind, werden die abgetrennten Ränder mit Schildpattringen dicht besetzt, und durch die Ringe elastische, federnde Nerven von *Kolos*blättern gezogen, so daß der abgetrennte Rand steif und kreisförmig absteht. Die Ohrschleife wird durch diese federnden Blattnerven immer mehr vergrößert und reicht bisweilen bis zur Brust, was als eine besondere Zierde der Frau angesehen wird.

Das Durchbohren der Nasen wird in frühem oder im späteren Alter



vorgenommen; zur Operation bedient man sich eines zugespitzten Stückes harten Holzes.

Nach Beendigung der Feier der Mannbarkeit nehmen die jungen Männer und Weiber an allen Arbeiten der Erwachsenen teil, werden überhaupt von nun an den letzteren in allen Dingen gleichgestellt.

Bei Todesfällen wird die Leiche entweder in ein Kanu gelegt, aufs Meer gebracht und versenkt oder oberflächlich unweit des Hauses eingescharrt, wobei Gesicht und Brust nach unten gekehrt werden. Aller bewegliche Besitz des Verstorbenen wird auf das Grab gelegt und nach etwa drei Wochen verbrannt. Bald darauf wird dann der Schädel ausgegraben, wobei ein Leichenschmaus stattfindet; der Schädel wird in einen Korb getan, im Hause aufgehängt und geräuchert. Der Schädel ist nicht nur ein Erinnerungszeichen, er findet auch Verwendung bei zahlreichen Beschwörungen, um die Geister der Verstorbenen von ihrem bösen Vorhaben abzuwenden.

Auf Luf werden Neugeborene in der See gewaschen, und die Nachgeburt wird im Walde begraben. Zeremonien bei Eintritt der Mannbarkeit sind heute unbekannt. Die Leiche eines Mannes wird im Boot- hause eingescharrt, die eines an Krankheit Gestorbenen im Walde begraben. Alle bewegliche Habe wird hier wie auf Raniet auf das Grab gelegt.

Von Ninigo wissen wir nicht viel mehr wie von Luf. Die Behandlung der Neugeborenen ist dieselbe, die Bestattung wie auf Raniet. Die Seelen der Toten gehen auch hier um, wohnen auf Bäumen, verüben allerlei Unfug und werden durch Beschwörungen gebannt. Häuptlinge gibt es noch heute, sie scheinen ursprünglich ihrem Range nach Anführer im Kriege gewesen zu sein, möglicherweise waren es aber auch Leute, die einen dominierenden Einfluß infolge ihres Reichtumes ausübten.

Die Stellung der Frauen ist eine untergeordnete. Auf Ninigo herrscht Monogamie; der Mann kauft die Frau von deren Vater; auf Raniet ist dasselbe der Fall, und auf Luf ist es in früheren Zeiten wohl ebenso gewesen. Auf der letztgenannten Insel hat sich jedoch mit dem Verfall des Volkes und bedingt durch den Mangel an Weibern in der Neuzeit die Sitte ausgebildet, daß der Ehemann seine Frau an einen anderen verschenkt oder ihm zeitweilig abtritt. Die Frau ist gewissermaßen Gemeineigentum aller Männer.

Eine große Sorgfalt verwendete man auf den Bau der Boote. Da auf der Insel keine genügend starken Baumstämme wachsen, so ist man auf Treibholz angewiesen. Die Größe der angetriebenen Stämme bestimmt, ob man daraus ein Fischerboot oder ein Reiseboot anfertigt.

Die Bordwände erhöht man nöthigenfalls durch schmale Planken, die mit Kotoschnüren an die Ränder des Einbaumes genäht sind. Um das Umschlagen des Einbaumes zu verhüten, werden Ausleger und Schwimmer an einer Seite des Bootes angebracht. Der Schwimmer hat etwa zwei Drittel der Länge des Bootes und ist aus einem leichten Holz angefertigt; die Ausleger, vier bis fünf an der Zahl, sind an Stäbchen befestigt, die in den Körper des Schwimmers fest eingetrieben werden. Der Mast wird im Boden des Bootes aufgerichtet und durch eine der Längsleisten, die von vorn nach hinten laufen, sowie durch zwei Tau, die von der Mastspitze aus nach dem vorderen und hinteren Ausleger gespannt sind, in seiner Lage gehalten. Das viereckige Mattensegel ist zwischen zwei Stäben befestigt; der untere Stab trägt eine Gabel, die an den Untermast angelegt wird; der obere Stab hat etwa ein Drittel vom Ende ein Tau, das über das gabelförmige obere Ende des Mastes gelegt wird; mit diesem Tau zieht man das Segel am Mast hoch.

Auf Luf ist im ganzen die Form eine ähnliche. Ein großes Reiseboot von Luf, ein Prachtstück ersten Ranges, hat in dem Museum für Völkerkunde in Berlin Aufstellung gefunden (Tafelbild 70 und 71). Man kann an der Seetüchtigkeit dieses mächtigen Fahrzeuges, das bis fünfzig Personen trug, nicht zweifeln, um so weniger, wenn man sich erinnert, mit welsch kleinen und zerbrechlichen Booten die Polynesier lange Seereisen zu unternehmen wagten. In Ninigo ist die Form der Boote etwas abweichend.

Beim Häuserbau tritt keine große Kunstfertigkeit auf den Inseln hervor. Sämtliche Hütten sind niedrig; auf Raniet sind die Seitenflächen des Daches eben, auf den anderen Inseln sind sie gebogen und reichen fast bis an den Erdboden.

Die Waffen bestehen aus Speeren. Auf Ninigo ist eine auffallende Ähnlichkeit mit den Waffen von Wuvulu und Lua bemerkbar, auf den übrigen Inseln sind ähnliche Formen in unvollkommenerer Ausführung vorhanden.

Das Betelkauen ist auf allen Inseln üblich. In älteren Zeiten bediente man sich auf Raniet und Luf als Kalkbehälter eines eiförmigen Kürbisses, heute ist dieser jedoch verdrängt durch die von den Admiralitätsinseln eingeführte, in der Mitte eingeschnürte Kürbisart, die man, wie in ihrer Heimat, mit schwarzen Ornamenten ziert. Die Kalkspatel sind von besonderem Interesse. Ursprünglich sind sie am oberen Ende mit einem unilateralen Ornament verziert, das auf die menschliche Figur zurückgeht. Vor Jahren bildete sich infolge der Kunstfertigkeit eines einzelnen Insulaners eine besondere Spatelform aus, in deren Verzierung die Spirale die Hauptrolle spielte. Der ornamentierte Teil



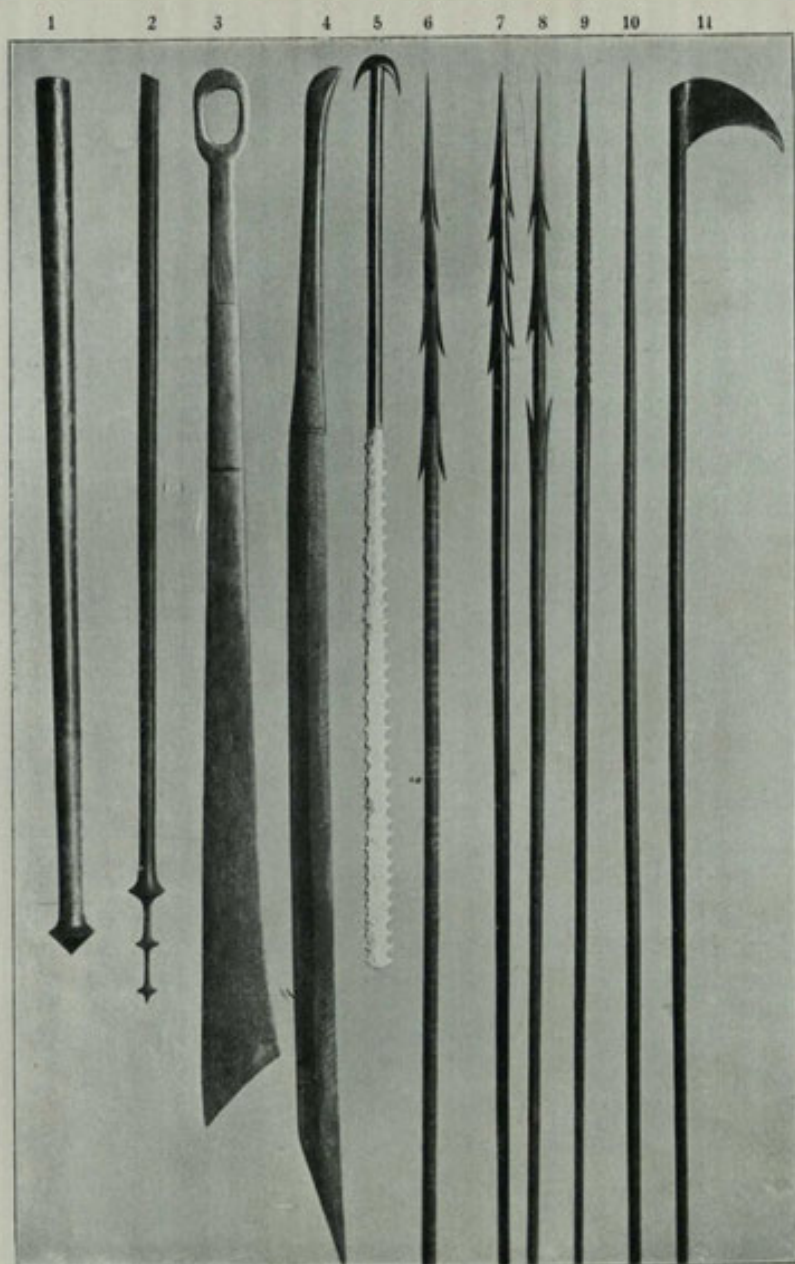
ist bei diesen Geräten flach und in sehr zierlicher und feiner Arbeit durchbrochen.

Die Tracht ist auf Kaniet bei beiden Geschlechtern verschieden. Als Gürtel tragen die Männer Kotoschnüre, die in zahlreichen Windungen um die Taille gelegt sind; die Frauen tragen einen mehrmals um den Bauch gewundenen breiten Gürtel, hergestellt aus gebleichten Pandanusblätterstreifen, der auf der Innenseite mit Rindenzeug gefüttert ist, das man hier aus *Ficus indica* herstellt. Die gewöhnliche Frauenkleidung ist ein breites Stück Rindenzeug, das um die Hüften geschlungen ist und bis zu den Knien reicht. Eine weitere Tracht, die nur bei Festlichkeiten angelegt wird, besteht aus einem Schurz, oder richtiger Doppelschurz, dessen beide Teile vorn und hinten getragen werden. Der vordere Schurz besteht aus einer festen, geflochtenen Platte, etwa zwanzig Zentimeter hoch und fünfundzwanzig Zentimeter breit, deren unterer Rand mit Reihen von fransenartigen Blattstreifen in vielen übereinander liegenden Lagen besetzt ist. Das hintere Stück besteht ebenfalls aus einer geflochtenen Platte, die jedoch schmaler und gegen fünfzig Zentimeter hoch ist; der Fransensbesatz ist ebenfalls erheblich länger. Die Platten sind durch eingeflochtene bunte Fasern rautenförmig gemustert. Um diese beiden Stücke festzuhalten, umwindet man den Körper, nachdem sie in die richtige Lage gebracht sind, mit langen Schnüren aus Kotosfasern, so daß sie einen wulstigen Gürtel bilden. Die geflochtene Platte ragt vorne wie hinten über den Schnurgürtel hervor; die Blätterfransen bedecken die Scham und das Gesäß. Ursprünglich gingen Männer wie Weiber nackt.

Schmucksachen sind nur wenige vorhanden. Auf Ninigo treffen wir einen eigenartigen Schmuck: ein Halsband aus aneinander gereihten Rückenwirbeln eines kleinen Haifisches, in das in bestimmten Abständen lange, geschliffene, rote Muschelstäbchen eingefügt sind. Daneben sieht man einfache Schildpattringe als Ohrschmuck und Armringe aus geflochtenen Fasern von graugelber Farbe mit einem Punktmuster aus schwarzen Fasern.

Ein besonderer Schmuck der Männer, namentlich der Häuptlinge und Vornehmen, ist die künstliche Bildung von Zahnstein auf den Vorderzähnen des Oberkiefers. Bei geschlossenem Munde ragt ein breiter schwarzer Streifen zwischen den Lippen hervor und bedeckt einen Teil der Unterlippe.

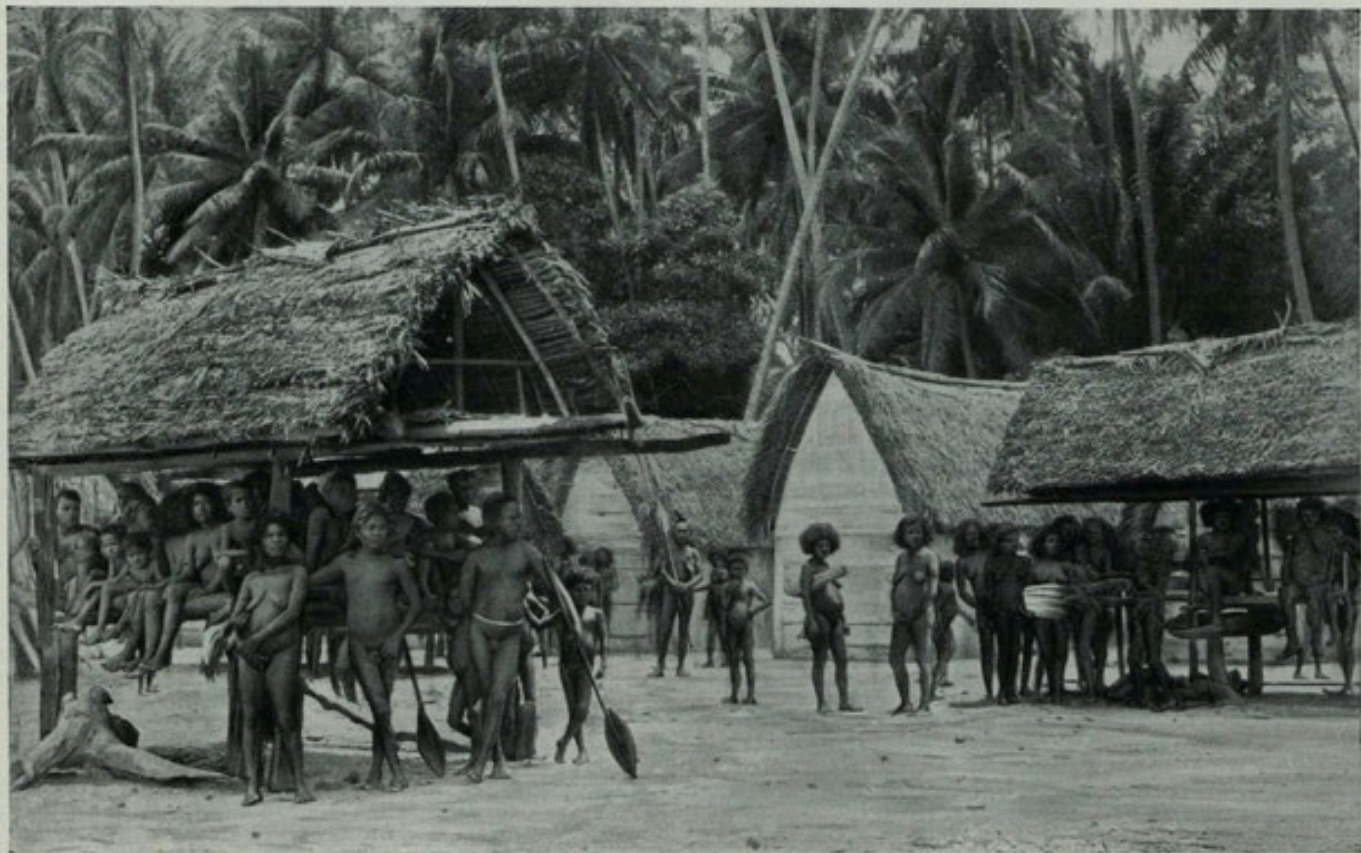
Unter dem wenig zahlreichen Hausgerät stehen Holzschalen im Vordergrund. Auf Kaniet ist eine eigentümliche Holzschale gebräuchlich, die von den Männern herumgetragen wird und zum Aufbewahren von allerhand Kleinigkeiten dient; sie sind sauber und regelmäßig gearbeitet,



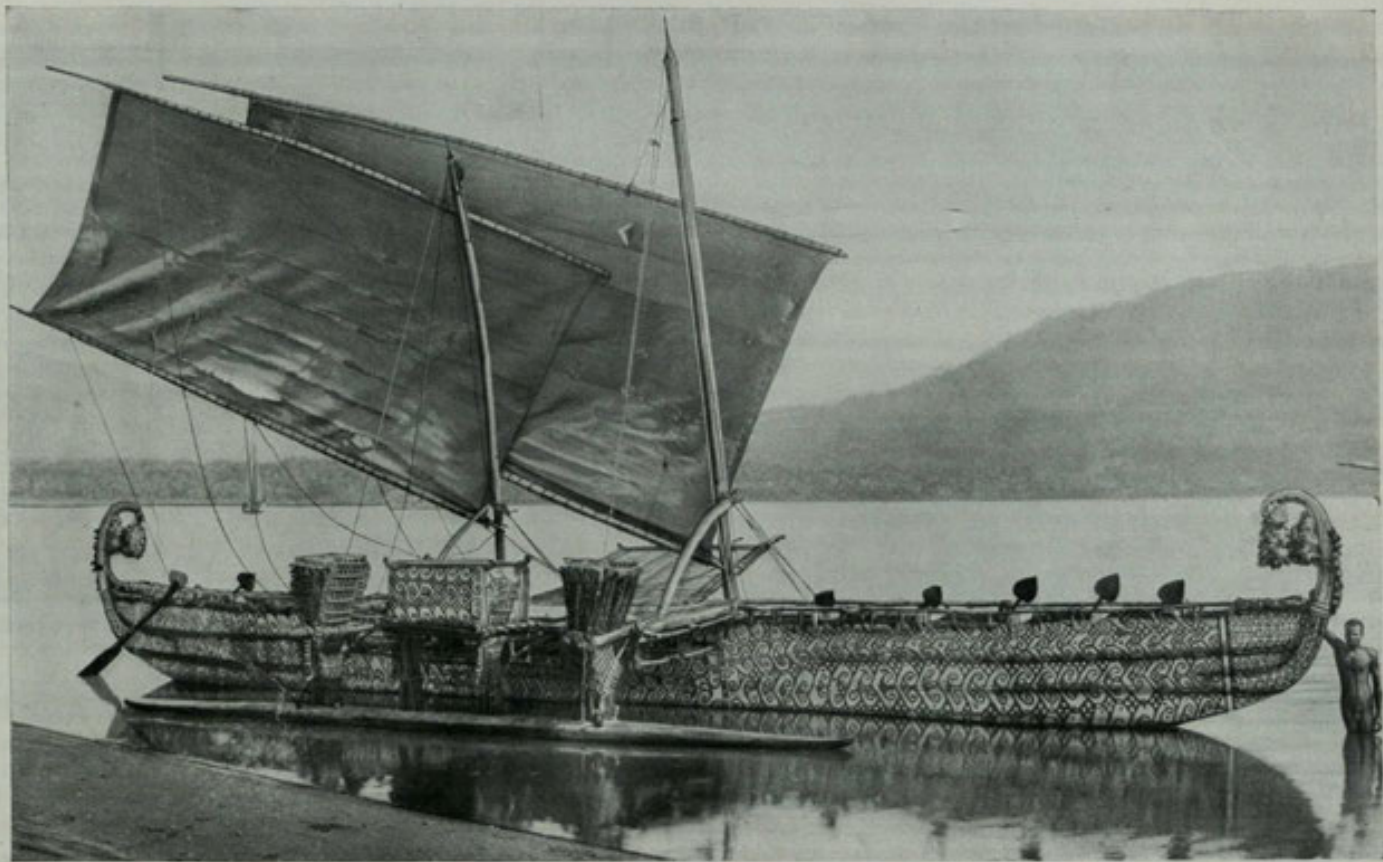
68. Waffen von Winvulu und Nua

1 und 2 Keulen; 3 und 4 langstielige Haumesser; 5 Holzspeer mit Haifischzähnen; 6-9 Holzspeere mit Widerhäfen; 10 Holzspeer ohne Widerhäfen; 11 Holzspeer mit Schildtrottnochen





69. Dorffzene auf Lua



70. Segelboot von den Hermitinseln





71. Ausleger und Brücke des Segelboots von den Hermitinseln

in der Mitte bauchig, an den Enden spitz zulaufend. Die letzteren enden in durchbrochener Schnitzerei.

Die Fischgeräte bestehen aus größeren und kleineren Wurf- und Senknehen, außerdem aus Angelhaken aus Trochuschale, die in der Form an *Aua* erinnern.

Steinäxte sind nicht mehr vorhanden. Die Axt aus *Kaniet* erinnert an ähnliche Geräte von den Admiralitätsinseln; die Klinge ist in ein keulenförmiges Stück Holz eingelassen, so daß die Schneide parallel dem Griffe steht.



## VII. Die vormalig deutschen Salomoninseln nebst Niffan und Carteretinseln

Zum ehemals deutschen Gebiet in der Südsee gehören die beiden nördlichsten Inseln der Salomongruppe: Bougainville und Buka; noch weiter nach Norden folgen die zwei kleinen Inselgruppen Niffan (Sir-Charles-Hardy-Inseln) und die Carteretinseln, die ich hier anschließe, weil sie von Salomoinsulanern bewohnt sind.

Der Flächeninhalt von Bougainville mit den an den Küsten liegenden kleineren Inselchen beträgt ungefähr 10 000 Quadratkilometer.

Der englische Seefahrer Carteret sichtete in der Nacht vom 24. bis 25. August 1767 die Carteret- und die Niffangruppe; am 25. frühmorgens gewahrte er dann die Insel Buka, welche er Winchelseainsel nannte; dem Franzosen Bougainville verdanken wir die Entdeckung der nach ihm benannten großen Insel.

Bereits Bougainville erwähnt das hohe Gebirge, welches die Insel von Norden nach Süden durchzieht; diese gewaltige Gebirgsmasse gehört zu den höchsten der Südsee.

Nähert man sich der Insel, dann unterscheidet man leicht das nördliche Kaisergebirge mit dem 3100 Meter hohen Balbiberg von dem südlichen, etwas niedrigeren Kronprinzengebirge. Letzteres bietet mit seiner vielfachen Zerklüftung, mit seinen zahlreichen Spitzen und Zacken und seinen rauchenden nackten Vulkankegeln einen weit schöneren Anblick als das Kaisergebirge. Es erstreckt sich mondichelförmig; in der Mitte der Sichel liegt der etwa 1285 Meter hohe Vulkan Guint.

Die Nordabhänge des Kronprinzengebirges sowie sämtliche West- und Südabhänge eignen sich aufs vortrefflichste für den Anbau tropischer Kulturpflanzen. Dasselbe ist der Fall mit den Abhängen des Kaisergebirges, und man darf ohne Übertreibung behaupten, daß auf der Insel Bougainville so ausgedehnte und kulturfähige Strecken Landes zu finden sind wie auf keiner Insel des Bismarckarchipels; höchstens Kaiser-Wilhelms-Land ist in dieser Beziehung der Insel Bougainville überlegen.

Mit Ausnahme der katholischen Maristen hat noch niemand den Versuch gemacht, sich auf Bougainville dauernd niederzulassen. Hoffentlich wird es nicht allzulange dauern, ehe wir die dichten Wälder der Insel sich lichten und blühenden Pflanzungen Platz machen sehen.

Die Insel Buka ist bedeutend kleiner als Bougainville; ihre Länge von Norden nach Süden beträgt ungefähr fünfundfünfzig Kilometer.

Die Südhälfte ist bergig, die höchste Spitze etwa dreihundertundfünfzig Meter hoch. Die Insulaner nennen diesen gebirgigen Teil, ebenso wie die dort wohnenden Eingeborenen, *Jolloß*.

Buka ist dicht bevölkert und würde sich aus diesem Grunde allein nicht für Pflanzungsanlagen in größerem Maßstabe eignen. Die Bewohner gehören demselben Stamme an, der die Insel Bougainville bewohnt, und sind seit vielen Jahren gewohnt, sich als Arbeiter zu verdingen.

An Produkten liefert sowohl Bougainville wie Buka wenig. Die behufs Arbeiteranwerbung verkehrenden Schiffe vermitteln in der Regel auch den geringen Tauschhandel.

Etwa sechzig Kilometer nordwestlich von dem Nordkap von Buka liegt die Nissangruppe oder die *Sir-Charles-Hardy-Inseln*. Sie ist ein Atoll mit Neigung von Osten nach Westen und umfaßt eine ziemlich große und geräumige Lagune. Die Ostränder sind an einzelnen Stellen bis fünfzehn Meter hoch und steil abfallend. Am nordwestlichen Ende ist die Insel von mehreren Passagen durchbrochen; die südlichste davon hat eine Wasserfläche von etwa viereinhalb Meter und erlaubt kleineren Fahrzeugen den Zugang zur Lagune, die einen völlig sicheren Hafen bildet. In der Mitte der Lagune, deren innere Ränder fast durchweg mit Mangrovesümpfen bedeckt sind, liegt eine kleine Insel, *Lehon*.

Auf den heutigen Karten ist die Nissangruppe viel zu groß verzeichnet; sie ist in Wirklichkeit von Norden bis Süden etwa fünfzehn Kilometer lang und von Osten nach Westen gegen zehn Kilometer breit.

Die Bewohner der Insel sind emigrierte *Bulainsulaner*, die noch immer alljährlich Fahrten dorthin unternehmen. Die beiden Inselgruppen haben dadurch eine besondere Bedeutung, weil sie die Brücke bilden zwischen den schwarzen Melanesiern der *Salomoinselfn* und den helleren Melanesiern des *Bismarckarchipels*.

Die *Carteretinseln* endlich bestehen aus einem fast kreisrunden Atoll, auf dem die sieben Inseln, die die Gruppe bilden, zerstreut liegen. Im Westen und Süden führen Passagen in die Lagune hinein.



Die Gruppe ist von etwa zweihundertundfünfzig Eingeborenen, Emigranten aus Bula, bewohnt, die aus der Landschaft Hanahan auf der Ostküste dorthin vor Jahren verschlagen wurden. Ihre Überlieferungen berichten, daß die Gruppe damals von hellfarbigen Menschen bewohnt gewesen sei, die allmählich unterjocht wurden, und die als einzige Spuren sauber gearbeitete Artklingen aus Tridacnaschale hinterlassen haben, die man heutzutage gelegentlich in der Erde findet, und die in der Form mit ähnlichen Geräten aus Mortlock und aus Ongtong Java übereinstimmen. Die Bevölkerung wird also wohl ein Stamm von Polynesiern gewesen sein, wie sie auf den genannten Nachbarinseln noch heute sitzen.

\*

Die Bevölkerung von Bougainville und Bula stand von jeher im Ruf, wild und blutdürstig zu sein. Die frühesten Entdecker berichten von blutigen Konflikten. Nicht hinterrücks und auf Schleichtwegen, sondern offen und mutig griffen die Salomonier die weißen Besucher an; obwohl oft durch die überlegenen Waffen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, erneuerten sie dennoch immer wieder ihre Angriffe. Es ist schwer zu entscheiden, wer die erste Veranlassung zu diesen feindlichen Zusammenstößen gegeben hat. Die älteren Seefahrer waren in ihrem Umgang mit den Eingeborenen wohl nicht immer peinlich bemüht, die Eigentümlichkeiten derselben zu respektieren; unbewußt mögen sie oft Anstoß erregt haben, und da war bei der kriegerischen und streitbaren Gesinnung der Insulaner, die sich ohnehin nicht mit den Fremdlingen verständigen konnten, ein Zusammenstoß unvermeidlich.

Etwa seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts kommt ein weiteres Element in Betracht, das nirgends in der Südsee zur Befriedung der Eingeborenen beigetragen hat, am wenigsten dort, wo wie auf den Salomoinseln, ein mutiges und kriegsbereites Volk saß. Dies Element waren die Walfischfänger, die Sandelholzjäger und die Arbeiteranwerber. Für unsere Inseln kommen nur die Walfischfänger und die Werber in Betracht. Die ersteren fanden zu jener Zeit ein ergiebiges Feld und kamen dadurch häufig mit den Salomoniern in Berührung. Bald gewahrten sie, daß diese nach kurzer Zeit zu geübten Seeleuten ausgebildet werden konnten, auch sonst an Bord des Schiffes während der Reise gut zu brauchen waren, und mancher hat die lange Fahrt gezwungen mitmachen müssen, häufig um schließlich auf einer fremden Insel zwischen fremden Leuten gelandet zu werden. Ein solches Verfahren mußte böses Blut machen; Walfischfänger wurden alsbald in jenen Gegenden als Feinde betrachtet und als solche behandelt.

Noch viel schlimmer wirkte die Arbeiteranwerbung. Die Walfischfänger hatten immerhin nur eine geringe Anzahl der Eingeborenen geraubt, auch war ihr Jagdwild aus diesen Gegenden bald fast ganz verschwunden, so daß die Jäger neuen Jagdgründen nachzogen; aber die Arbeiteranwerber waren weit mehr auf die Füllung ihrer Schiffslisten bedacht. Sie gingen von Ort zu Ort, suchten mit ihren Booten die ganze Küste ab und mußten wohl oder übel mit den Eingeborenen in Konflikt kommen, mit denen sie sich nicht zu verständigen vermochten und die aus Erfahrung oder durch Hörensagen die Art und Weise der Anwerbung von Arbeitern kannten und sie als einen Menschenraub ansahen. Gründlich wurde erst dann damit aufgeräumt, nachdem die Mächte die Inseln annektiert hatten und durch Beamte verwalten ließen. Wundern dürfen wir uns jedoch nicht, daß in jener Zeit alljährlich Ermordungen von Weißen zu verzeichnen waren; mögen sie nun durch eigene Schuld herbeigeführt oder die Rache für vorhergegangene Übergriffe anderer Anwerber gewesen sein. Zu jener Zeit galt jeder Weiße als Feind, ob er Anwerber, Händler, Reisender oder Missionar war; das Verbrechen des einen ist häufig die Ursache des Todes anderer, völlig harmloser und friedlicher Menschen gewesen.

Heute wird die Arbeiteranwerbung von den Behörden überwacht, und Ausschreitungen von seiten der Weißen gehören zu den seltenen Ausnahmen; infolgedessen sind auch feindliche Zusammenstöße und Überfälle der Eingeborenen von Jahr zu Jahr seltener geworden. Die Anwerbung ist im Laufe der Zeit eine allen Eingeborenen bekannte Einrichtung geworden; sie wissen, daß sie nach einem fremden Platz geführt werden, dort arbeiten müssen und nach einer gewissen Zeit in die Heimat zurückbefördert werden, bereichert durch den ihnen ausgezahlten Lohn. Viele Hunderte ihrer Landsleute sind vor ihnen in die Fremde gezogen und sind wohlbehalten zurückgekehrt; von diesen haben sie erfahren, worum es sich handelt, und nicht nur der lockende Erwerb, auch eine Art Sehnsucht, dies ferne Land mit den wunderbaren Dingen, von denen die Heimgekehrten zu erzählen wissen, kennenzulernen, treibt sie zum Fortgehen. Im Laufe der Zeit haben die Eingeborenen die verschiedenen Arbeitsplätze kennengelernt, und je nachdem der Ruf derselben ein günstiger oder ungünstiger ist, gestaltet sich das Geschäft des Werbers leichter oder schwerer. Der gute Ruf eines Platzes hängt von verschiedenen Faktoren ab. Zunächst kommen die dort obwaltenden Gesundheitszustände in Betracht; lehren von den Arbeitern nur wenige zurück und berichten diese von dem Tode viele ihrer Landsleute, dann ist der gute Ruf dieses Platzes ein für allemal dahin. Inhumane Behandlung, namentlich ungenügende oder nicht zusagende Ernährung und



Ablöhnung bedingen in zweiter Reihe den Ruf eines Arbeitsplatzes. Geht einem Platz ein schlechter Ruf voraus, so fällt es sehr schwer, für diesen Arbeiter anzuwerben; ist das Gegenteil der Fall, dann hat der Anwerber in kurzer Zeit ein volles Schiff.

Allerdings tragen auch manche andere Umstände dazu bei, den Erfolg der Werbung zu beeinflussen. Vielleicht ist in der Gegend gerade ein größeres Fest im Gange oder steht in Aussicht; in diesem Falle ist kaum auf Erfolg zu rechnen. Das Fest im Stich zu lassen, kann ein Eingeborener nicht übers Herz bringen; das Arbeiterschiff wird schon wieder kommen, und es wird häufig genug sich Gelegenheit bieten, in die Fremde zu gehen. Oder, die Dorfschaft ist mit dem Nachbarstamm in Krieg; dann sind die jungen Männer zur Verteidigung der Heimat notwendig, und wenn sie auch noch so gerne fortgingen, so werden sie doch von den Alten und den Familienhäuptern durch Überredung und Gewalt zurückgehalten. In solchen Fällen ist es ratsam, die Eingeborenen sich selber zu überlassen; denn das Fortgehen des einen oder des anderen erzeugt bei den Zurückgebliebenen nicht selten böses Blut und veranlaßt Streitigkeiten und Feindschaft.

Die Arbeiteranwerbung der Gegenwart darf daher nicht mit den Gewalttaten früherer Zeiten verwechselt werden. Man kann mit Fug und Recht behaupten, daß der erhöhte Verkehr zwischen Eingeborenen und Weißen, der durch die Anwerbung bedingt wird, einen nicht unbedeutenden zivilisatorischen Einfluß auf die ersteren ausübt. Sie haben einsehen gelernt, daß der Weiße nicht unbedingt als Feind anzusehen ist; sie haben erfahren, daß Übergriffe der Weißen ebensowohl wie ihre eigenen Vergehen bestraft werden; und wenn auch keine große Freundschaft sich entwickelt hat, so ist doch im Laufe der Zeit ein gewisses Vertrauen entstanden.

Im gemeinschaftlichen Verkehr auf den Pflanzungen und sonstigen Arbeitsplätzen haben die Eingeborenen manche alten Stammesvorurteile fallen lassen, und die Arbeiteranwerbung hat unzweifelhaft versöhnlich auf die Gemüther eingewirkt. Eingeborene, die früher sich als Todfeinde gegenüberstanden, verkehren nach der Anwerbung mehrere Jahre lang friedlich miteinander. Mittlerweile lernen sie sich gegenseitig kennen, der alte Groll, der überlieferte Stammeshaß verraucht in der Fremde, und wenn sie nach vollendeter Dienstzeit in ihre Heimatdörfer zurückkehren, dann vermitteln sie die erste Annäherung und häufig einen dauernden Frieden.

Die Bewohner der vormal's deutschen Salomoinseln gehören dem Stamm der Melanesier an. Nirgends sonst treffen wir diesen Stamm reiner und unvermischter, am reinsten wohl auf der großen Insel Bougainville, obgleich sich auch hier, namentlich in den Küstendörfern, Spuren einer fremden Beimischung bemerkbar machen, wahrscheinlich eine Folge von Einwanderungen von hellfarbigen Polynesiern. Ihrer Lage nach waren die nördlichen Salomoinseln der aus Osten kommenden Einwanderung nicht so stark ausgesetzt wie die übrigen weiter im Südosten gelegenen Inseln. Auf den südlichen Salomoinseln, auf den Neuhebriden, auf Neukaledonien und auf Fidji ist der polynesische Einfluß augenfällig, auf Bougainville und Buka dagegen versteckt und erst nach sorgfältiger Beobachtung bemerkbar.

Die Bergbewohner der Insel Bougainville haben mattschwarze Hautfarbe und im allgemeinen krauses Haar, obgleich mir auch eine nicht geringe Anzahl von Eingeborenen zu Gesicht kam, die neben der schwarzen Farbe schlichtes oder wenig gewelltes Haar aufwiesen. Auf den Küsten trifft man neben den mattschwarzen Eingeborenen auch solche, die dunkelbraun genannt werden müssen. Vereinzelt hellbraune Individuen sind Mischlinge, bei denen das polynesische Element vorwiegend ausgeprägt ist.

Bei den zahlreichen Bergbewohnern, die ich gesehen habe, ist mir niemals helle Hautfarbe aufgefallen; die mattschwarze Farbe ist die bei weitem vorherrschende, daneben kommt auch ein intensives Dunkelbraun vor, wohl eine Folge der Mischung mit den Küstenstämmen. Das Auftreten schlichter oder schwach gewellter Haare ist hier kaum durch Vermischung mit schlichthaarigen Polynesiern entstanden. Es ist mir auf der Ostseite von Bougainville gesagt und von Bergbewohnern bestätigt worden, daß im Innern einige Stämme wohnen, bei denen das schlichte Haar vorherrschend und auch die Körpergröße geringer sein soll.

Die Sprache der nördlichen Salomonier ist nicht einheitlich. Auf Niffan und Carteret, die ursprünglich von Buka aus besiedelt wurden, spricht man dieselbe Sprache wie auf letztgenannter Insel. Die Bukasprache wird auch auf der ganzen Nordküste von Bougainville gesprochen, und man versteht sie längs der Küste bis etwa nach Kap Moltke auf der Westseite und bis Numanuma auf der Ostküste. Die Bewohner des Kaisergebirges haben eine eigene Sprache, ebenso die Bewohner des Kronprinzengebirges, deren Sprache wiederum verschieden ist von derjenigen der benachbarten Küstenbewohner. Auf den südlich von Bougainville liegenden Shortlandinseln ist bereits das polynesische Element in der Sprache deutlich zu erkennen. Als Beispiel führe ich hier die Zahlwörter von eins bis zehn an.



	Buſa	Kaiſergebirge	Kronprinzengebirge	Œhortlandinſeln
1	atoa	paäs	monumoi	kala
2	a huel	bäk	kikako	elua
3	topiſa	kukán	páigami	epiſſa
4	tohazi	tánan	korégami	efati
5	tolima	tónim	uvugami	lima
6	monom	tunom	tugigami	onómo
7	tohetu	towut	paigamituo	fitu
8	towali	towal	kitakotuo	álu
9	toſie	toſie	kámburo	ulía
10	maloto	sawun	kuvúro	láfula.

Die Dorffchaften werden von je einem Häuptling regiert; mächtige und unternehmende Häuptlinge üben jedoch auf ſchwächere Nachbarn einen Druck aus, ſo daß dieſe mit ihnen ein Schutz- und Trugbündnis abſchließen. Solche Verbindungen ſind nicht ſelten und vereinigen hin und wieder ganze Diſtrikte unter einem nominellen Oberhaupt. Die Häuptlingswürde iſt erblich, der Nachfolger wird vom Vater ernannt und iſt nicht immer der älteſte Sohn. Macht der Häuptling ſich innerhalb des Stammes mißlieblich, ſo kann es vorkommen, daß man ihn ſeiner Würde entſetzt, ihn totschlägt oder vertreibt.

Die einzelnen Diſtrikte liegen unter ſich in faſt ſtetem Krieg, obgleich in neuerer Zeit durch die gemeinſame Arbeit von Angehörigen verſchiedener Stämme ein friedlicher Verkehr angebahnt worden iſt, der ſich von Jahr zu Jahr erweitert. Namentlich iſt dieſes der Fall in den Küſtendiſtrikten; mit den Bergbewohnern ſtehen die Strandbewohner faſt überall noch auf Kriegsfuß, und wenn die erſteren ſich an den Strand begeben, ſo geſchieht dieſes immer in großer Anzahl, um gegen feindliche Überfälle ſicher zu ſein. Dieſes geht ſo weit, daß ſelbſt da, wo Bergbewohner mit den Strandbewohnern in Tauschverkehr treten, ſtets durch eine gewiſſe Machtentſaltung die gegenseitige Sicherheit feſtgeſtellt wird. Im Jahre 1902 war ich auf Bougainville Augenzeuge eines ſolchen Vorganges. Etwa ſechs Kilometer ſüdlich von Keaop (Kap l'Averdie) trafen die Eingeborenen dieſes Platzes mit den Bergbewohnern zuſammen, um gegenseitig Produkte auszutauſchen. In der Regel tauſchen die Bergbewohner Fiſche ein gegen Taroknollen. Die Keaopleute, größtenteils Weiber mit ihren Laſten von friſchen und gebackenen Fiſchen, kamen teils in Kanus, teils zu Fuß am Strande entlang an. Bewaffnete Männer bildeten eine Art von Vorhut. Bald darauf erſchienen die Bergbewohner; zunächſt die bewaffneten Männer, dann die Weiber mit ihren Tarolaſten. Beide Gruppen lagerten ſich etwa

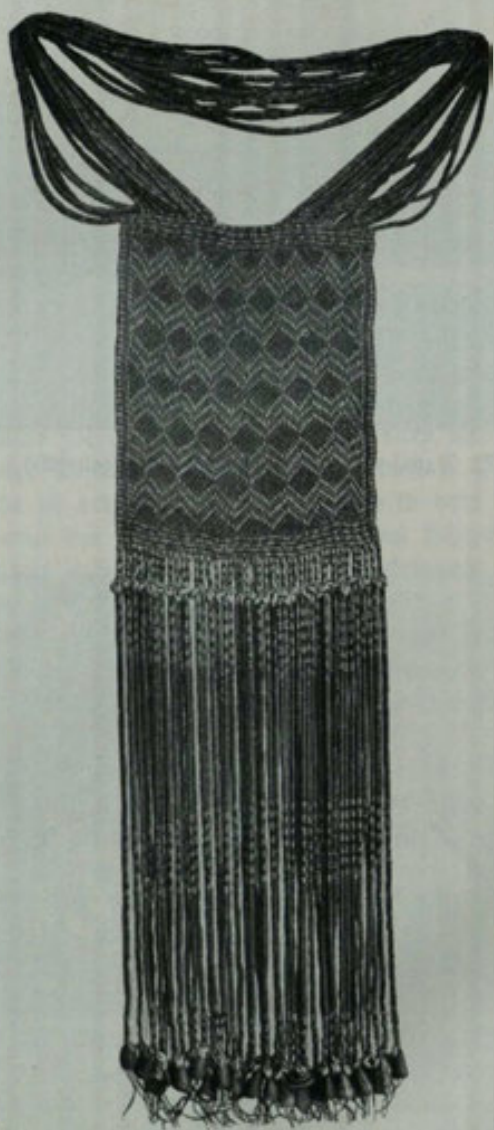


72. Bannuhafen (Nordküste von Bougainville)

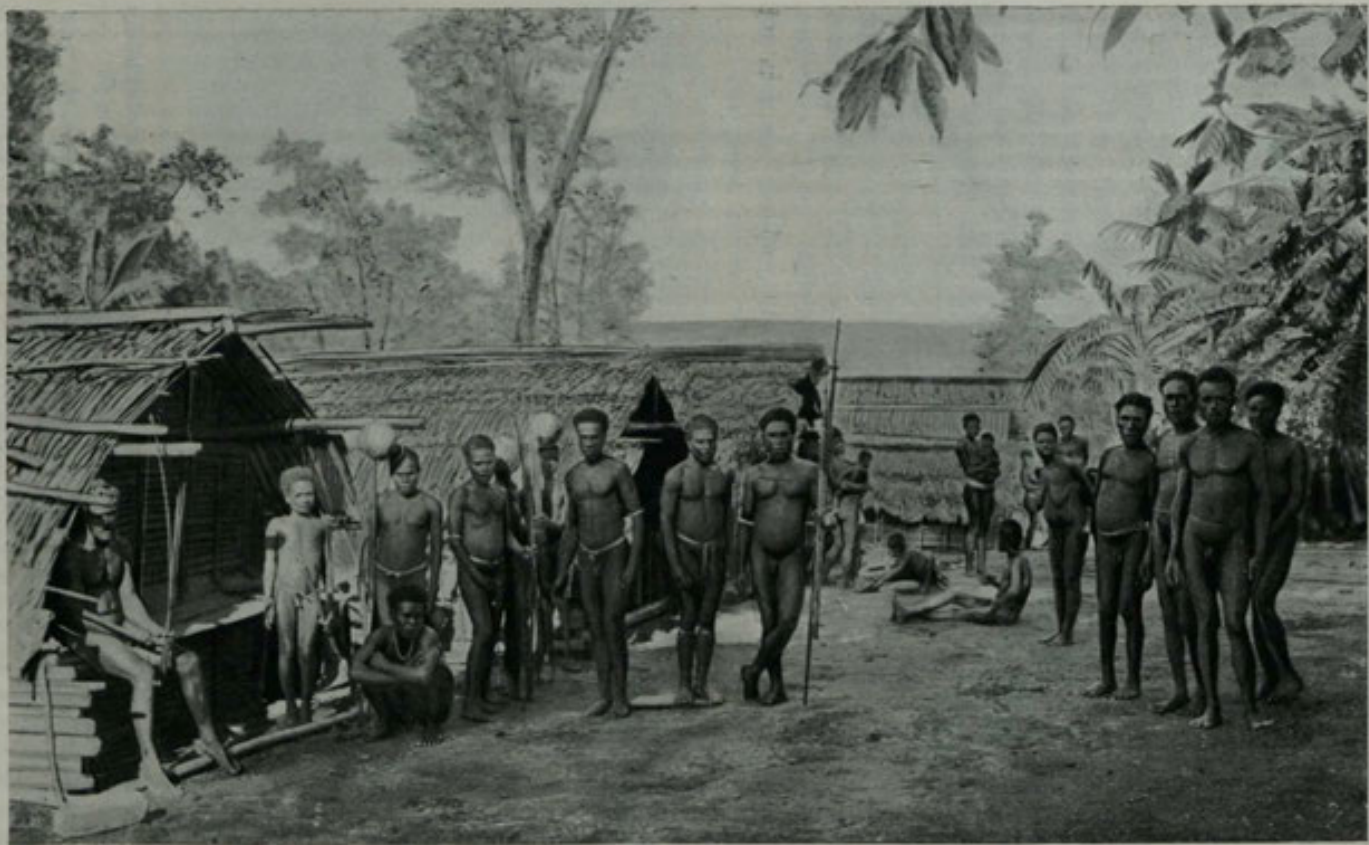


73. Verbrennung einer Leiche in Kieta auf Bougainville



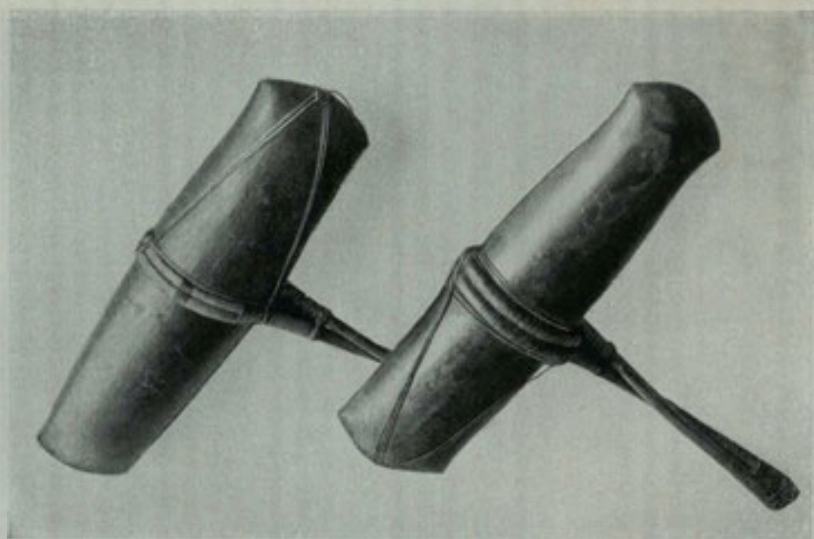


74. Häuptlingschmuck aus Konuschnedenscheibchen

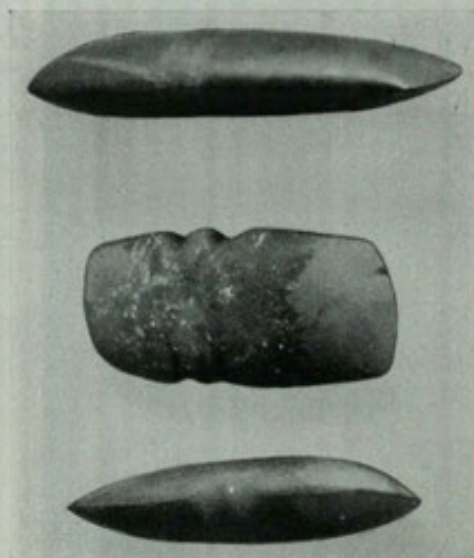


75. Dorffzene am Ernst-Günther-Hafen (Nord-Bougainville)

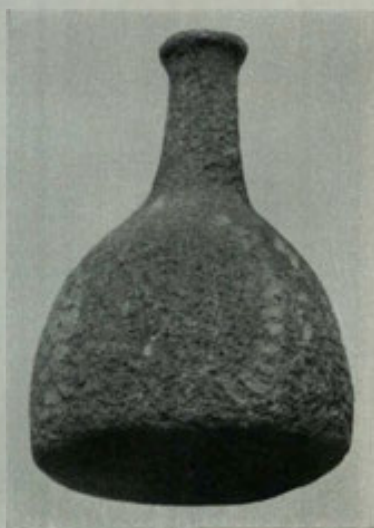




76. Steinbeile von den Salomoinfeln



77. Steinbeißlingen von den Salomoinfeln



78. Steinerner Stampfer von den Salomoinfeln

fünfhundert Meter entfernt voneinander am Strande und stimmten einen lauten Gesang an. Währenddessen trennte sich von beiden Haufen eine Gruppe von Männern; einer jeden Gruppe voran schritt ein älterer Mann, in der einen Hand ein Bambusröhr mit Wasser haltend; ihm folgten etwa ein Duzend bewaffnete Krieger. Als beide Gruppen zusammentrafen, traten die beiden Alten aneinander heran, wechselten einige Worte und schleuderten dann das Wasser aus den Behältern nach allen Richtungen. Das Gefolge trat dann heran, und beide Parteien theilten Betelnüsse aus und aßen sie. Als bald stimmten die Weiber wieder ihren Gesang an, der diesmal jedoch nur kurze Zeit dauerte. Nach dem Gesang traten nun die Weiber mit ihren Tarolasten heran, legten die Knollen in kleinen Häufchen am Strande hin und entfernten sich dann wieder. Die Reaopweiber brachten nun ihre Fische herbei, legten sie neben die Tarohäufchen und stellten sich dann abseits, während die beiden Alten sich den Tausch ansahen, wohl um zu prüfen, ob niemand übervorteilt wurde. Nach beendeter Prüfung holten die Reaopweiber nun die Tarolnollen fort und darauf die Weiber der Bergleute ihre Fische. Jetzt folgte abermals ein kurzer Gesang, und die Weiber entfernten sich mit den eingetauschten Sachen. Die Männer unterhielten sich noch ein Weilchen, dann zogen auch sie ihren Weibern nach.

Der ganze Handel verlief so ruhig und ordentlich ohne Feilschen und ohne unnützes Geschwätz, daß man glauben sollte, es herrsche zwischen beiden Parteien die größte Eintracht, und dennoch versicherten mir die alten Leute, daß die beiden Parteien im gewöhnlichen Leben sich als erbitterte Feinde betrachten, daß aber der Austausch von Lebensmitteln einen augenblicklichen Frieden herstellt.

Die ganze Bevölkerung zerfällt in mehrere Totemgruppen, die als Abzeichen verschiedene Vogelarten haben. In Buka sind das Huhn und der Fregattvogel die Abzeichen, im südlichen Bougainville außerdem die Taube, der Buceros, der Kaladu und mehrere andere Vögel. Männliche und weibliche Eingeborene, die einen und denselben Vogel als Stammeszeichen besitzen, dürfen sich nicht heiraten. Ehen können nur geschlossen werden, wenn beide Parteien verschiedene Abzeichen haben; die aus der Ehe entsprossenen Kinder haben stets das Zeichen der Mutter.

Weiber werden in den meisten Fällen von ihren Verwandten gekauft, doch kann es vorkommen, daß auch geraubte Weiber als Ehefrauen genommen werden, wenn das Stammeszeichen solches erlaubt. Muschel- und Zahngeld dient namentlich zum Einhandeln von Frauen.

Die Zahlung der üblichen Kaufsumme macht die Frau zum Eigentum des Käufers, und in der Regel finden keine weiteren Förmlichkeiten



statt, höchstens eine kleine Schmauserei, die zu Ehren der Verheirateten von der Verwandtschaft gegeben und nach einigen Tagen in gleicher Weise durch das neue Paar erwidert wird. Bei den Eheschließungen der Häuptlinge geht es etwas feierlicher her; es werden Tänze aufgeführt und bei dieser Gelegenheit bunt bemalte, geschnitzte Keulen aus leichtem Holz verwendet. Polygamie ist allgemein; wer es sich leisten kann, hat mehrere Frauen, Häuptlinge bis fünfzig. Daraus folgt, daß es zahlreiche junge Männer gibt, die keine Frau haben oder höchstens eine; je älter ein Eingeborener wird und je mehr er an Reichtum und Ansehen zunimmt, im selben Maße wächst die Zahl seiner Weiber. Im ganzen führen sie ein recht erträgliches Dasein; sie müssen zwar arbeiten, aber auch daran nehmen die Männer teil, und in den Dorfschaften führen sie das große Wort; es ist daher immer eine richtige Politik, wenn man bei einem Besuch der Dörfer sich zunächst mit den alten Weibern befreundet; hat man diese erst gewonnen, dann widerstehen auch die Männer nicht sehr lange.

Festlichkeiten bei der Geburt der Kinder finden nicht statt. In Süd-Bougainville wird während der Schwangerschaft ein Fest veranstaltet, an dem nur die Weiber teilnehmen. Wird einem Häuptling ein Sohn geboren, so müssen Mutter wie Kind etwa anderthalb bis zwei Jahre in der Hütte bleiben, dann erst wird ihnen erlaubt, sich öffentlich zu zeigen, bei welcher Gelegenheit Tänze und Schmausereien stattfinden. In Buka findet solche Absperrung nicht statt, und eine Festlichkeit wird erst veranstaltet, wenn der Knabe sieben bis acht Jahre alt ist.

Kindermord kommt allerdings auch auf den vormals deutschen Inseln vor, jedoch weit weniger als in der südöstlichen Gruppe. Die Bevölkerung ist daher nicht wie so manche andere Südseevölker im Aussterben begriffen. Wenn sie sich auch nicht sonderlich mehrt, so findet jedenfalls keine Abnahme statt.

Der Tod eines Eingeborenen gibt zu manchen Festlichkeiten Veranlassung. Im Norden, das heißt in Nissan, Carteret, Buka und Nord-Bougainville, kennt man zwei Bestattungsarten: die Beerdigung und das Versenken des Leichnams ins Meer; das letztere wird am häufigsten angewendet. Festessen und Tänze finden statt, und die Leidtragenden bemalen das Gesicht mit einer weißen Tonart. In Süd-Bougainville besteht neben den vorgenannten Methoden noch eine dritte, nämlich die Leichenverbrennung. Die Verbrennung ist ein Vorrecht der Vornehmen, der Häuptlinge und Begüterten. Der Scheiterhaufen wird zwischen vier, am oberen Ende manchmal geschnitzten und bemalten Pfählen aufgerichtet, die Leiche darauf gelegt und unter Wehklagen und Trauergeheul der Anwesenden verbrannt. Die Über-

reste werden gesammelt und in einen irdenen Topf getan; dann wird auf der Verbrennungsstelle, zwischen den vier Pfählen eine Grube gescharrt und der Topf hineingesenkt. Während der ganzen Feier erschallen laute Totenklagen, die erst dann enden, wenn das mittlerweile bereitete Mahl aufgetragen wird. Etwa einen Monat darauf folgt ein zweites Festmahl, und damit ist die eigentliche Feier beendet. Die Begräbnisstelle wird in der Regel mit einem geschlizten und bemalten Bretterzaun umgeben und mit buntblättrigen Pflanzen dekoriert. Bei dem Tode eines Vornehmen wird ein Sklave getötet; der Leichnam bleibt unverscharrt, wird aber nicht verspeist.

Auf Bougainville und Buka finden wir Geheimbünde der Männer, verbunden mit Maskierungen der Gesichter und Verhüllung des Körpers.

Allgemein verbreitet ist die Ansicht, daß die Salomoinulaner ohne Ausnahmen Kannibalen sind. Auf Niffan ist Kannibalismus allgemein; auf Carteret herrscht diese Sitte wohl deshalb nicht, weil auf den kleinen Inseln die geringe Bevölkerung unter sich in vielfacher verwandtschaftlicher Beziehung steht. Auf Buka und in Nord-Bougainville ist Kannibalismus allgemein, dagegen fehlt er vollständig auf der südlichen Hälfte von Bougainville. Die Küstenbewohner sind die ärgsten Anthropophagen, die sich zu gemeinsamen Menschenjagden verbinden, namentlich um die Inlandbewohner zu beschleichen.

Auf der kleinen Insel Pinepil, nördlich von Niffan, trennt man den Kopf vom Rumpfe, und nachdem das geröstete Fleisch abgenagt ist, wird ein künstliches Gesicht aus den zerstoßenen Kernen von *Parinarium laurinum* über die Gesichtsknochen geformt. Solche Schädel werden als Erinnerungszeichen in den Hütten aufbewahrt. In Buka und Bougainville wird als Erinnerungszeichen der Untertiefer des Verspeisten aufbewahrt; in den Häuptlingshütten sieht man nicht selten ganze Reihen dieser Trophäen auf einer der Dachlatten nebeneinander stecken. Fast jeder Häuptling hat nahe bei seiner Wohnung einen eigenen Festplatz für diese scheußlichen Schmäuse; Knochenreste und zer Schlagene Schädel in großer Anzahl beweisen deutlich, daß die Feste nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Weiber und Kinder verzehren ihren Teil so gut wie die Männer, jedoch ist es ihnen verwehrt, den Platz, wo die Leichname verteilt werden, zu betreten.

Ursprünglich ist wohl das Verspeisen der erschlagenen Feinde als ein Ausdruck für die schimpflichste Erniedrigung, die ihm oder seiner gesamten Sippe angetan werden konnte, anzusehen. Aber nirgends bewahrt sich das alte Sprichwort: „Der Appetit kommt mit dem Essen!“ besser wie hier, denn Menschenfleisch bildet für viele einen



begehrten Leckerbissen, und Erschlagene aus weit entfernten Gegenden, die man nie gesehen, mit denen man nie weder friedlich noch feindlich verkehrte, werden des Fleisches wegen angelauft und verspeist.

Europäische Einflüsse haben bisher nichts gegen den Kannibalismus der Salomonier ausrichten können. Mir sind Fälle bekannt, in denen Jünglinge, die auf den Pflanzungen in Neupommern drei Jahre als tüchtige und zuverlässige Arbeiter gedient hatten, sich bereits vor der Rückkehr in die Heimat verabredet hatten, sofort nach Ankunft einen Streifzug zu unternehmen, um sich den langentbehrten Genuß wieder zu verschaffen.

Der Kannibalismus ist eine der Hauptveranlassungen zu den fortwährenden gegenseitigen Feindseligkeiten. Die Besiedlung durch Weiße würde schnell eine Änderung zum Besseren hervorrufen.

Im südlichen Bougainville gewahrt man in den öffentlichen Versammlungshäusern einzelne oder mehrere Schädel. Diese sind Schädel erschlagener Feinde und eine Erinnerung an den errungenen Sieg, nicht an ein Kannibalenfest. Die Körper der erschlagenen Feinde werden im Triumph nach der Dorfschaft gebracht, mehrere Tage öffentlich ausgestellt und dann verscharrt.

Auf der schwarzen oder schwarzbraunen Haut der Salomonier würde eine Tatauierung keine sichtbaren Spuren hinterlassen; man ist daher auf die Sitte des Skarifizierens der Haut gekommen, das heißt man ritzt mit einem scharfen Instrument die Haut auf, so daß nach der Heilung sichtbare Narben entstehen, die verschiedene Muster bilden. Die Knaben werden im Alter von sieben bis elf Jahren skarifiziert, und das Muster erstreckt sich über Gesicht, Nacken und Schulterblätter; die Skarifizierung der Weiber erstreckt sich außerdem über den ganzen Rücken, über Teile der Brust, des Bauches und der Lenden. Die Prozedur wird mit einer scharf geschliffenen Muschel ausgeführt und soll sehr schmerzhaft sein; die Vernarbung der Wunden verläuft nicht selten unregelmäßig, es entstehen Eiterungen, die das Muster zerstören und nach der Heilung statt dessen unschöne Wülste und unregelmäßige Narben erzeugen. Eine gut geheilte Skarifizierung, die die Linien des Musters klar und deutlich zeigt, ist die größte Zierde der Männer wie der Weiber; die letzteren steigen je nach der Schönheit des Musters im Preis.

Musik, Gesang und Tanz der Salomonier gehören teilweise zu dem Eigentümlichsten, was man in dieser Art bei Melanesiern antrifft. Die Musik muß im Vergleich mit den Leistungen anderer Südseevölker entschieden auf eine hohe Stufe gestellt werden; Gesang und Tanz sind dagegen in vielen Fällen sehr primitiv, obgleich auch hier Leistungen zutage treten, die eine bedeutende musikalische Begabung bekunden und

von einem entwickelten Gehör für Takt und Rhythmus zeugen. Die Musikinstrumente bestehen aus Trommeln von der gewöhnlichen Art, das heißt es sind ausgehöhlte Abschnitte von Baumstämmen, die auf der oberen Seite einen Schlig haben; der Ton wird durch leichtere und schwerere Stöße gegen die Wandung etwas unterhalb des Schliges mit einem oder mehreren, zu einem Bündel zusammengeschnürten Rotangstöcken hervorgerufen. Diese Trommel erzeugt einen weithin schallenden dröhnenden Ton und dient zum Signalisieren. Die über andere Teile Melanesiens so weit verbreitete sanduhrförmige, an einem Ende mit Monitorhaut bespannte Trommel kommt hier nicht vor. Neben den Trommeln kommen Panflöten aus Bambusrohr zur Verwendung. Ein Konzert auf Panflöten darf als eine für ein Naturvolk ziemlich hohe musikalische Leistung hingestellt werden. Die Flöten sind nicht nur auf Oktaven gestimmt, sondern haben eine Tonreihe von vier bis sechs ganz bestimmten Tönen.

Die Instrumente, die bei den Geheimbänden verwendet werden und als heilig gelten, erwähne ich an anderer Stelle (Abschnitt IX).

Neben sehr wohlklingenden, melodischen Gesängen, denen ein bestimmter Text zugrunde liegt, kommen ferner als Lieblingsgesänge des Volkes, ich möchte sie fast Nationalgesänge nennen, musikalische Leistungen vor, die, da ihnen keine artikulierten Worte untergelegt sind, höchstens als eine Art melodischen Gejohles bezeichnet werden können. Eine Melodie ist nicht zu verkennen, auch kehren gewisse mehrstimmige Akkorde regelmäßig wieder, aber ich zweifle daran, daß es möglich wäre, das Ganze in unserer Notenschrift wiederzugeben. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Tänzen; neben solchen mit vorzüglichem Rhythmus und mit einem festen Takt, nach welchem jede Bewegung abgemessen ist, kommen auch solche vor, die im Grunde nur aus einer Reihe von exzentrischen takt- und regellosen Sprüngen bestehen. Dieser Tanz und der entsprechende johlende Gesang haben etwas so unbeschreiblich Wildes, daß den Zuschauer manchmal eine Gänsehaut überläuft.

Denke man sich einen offenen Dorfplatz, umgeben von den niedrigen Hütten der Eingeborenen, die Dunkelheit erhöht durch Palmen und andere mächtige, dichtbelaubte Bäume. In weitem Kreise hocken und liegen die nackten Gestalten, beleuchtet von dem flackernden Schein eines Feuers. Lautlos treten vier oder fünf ältere Männer in die Mitte, Speere, Bogen und Pfeile in den Händen; bald gesellen sich zu ihnen die jüngeren Männer, die sich in Reihen aufstellen, die strahlenförmig von der aus den alten Männern bestehenden Mitte ausgehen; an der Peripherie nehmen die halbwüchsigen Knaben Platz. Nun beginnen die Alten in der Mitte ihr eintöniges Gejohle; allmählich fallen die jungen Männer und die Knaben mehrstimmig ein, und gleichzeitig



beginnt der ganze Knäuel sich langsam um den Mittelpunkt zu bewegen. Bald beschleunigt sich das Tempo und die Tänzer am Außenrande müssen gewaltige Sprünge machen, um mitzukommen; zwischenhinein ertönen schrille Pfliffe; die Tänzer klappern mit den Waffen, schnellen sich hoch empor, und die Aufregung steigert sich allmählich dermaßen, daß einzelne Tänzer, in Schweiß gebadet, aus dem dichten Haufen der Tanzenden hervorstürzen und sich in wilden Verzückungen auf dem Erdboden wälzen.

Noch wilder gestaltet sich dieser Tanz, wenn daran die Panflöten und Holztrommeln teilnehmen. Die Musiker mit den über meterlangen tiefgestimmten Flöten bilden die Mitte, ringsherum gruppieren sich die Tänzer, teilweise kleinere Panflöten in den Händen. Zu dem ohrzerreißenden Gejohle gesellt sich nun die Flötenmusik, bald fällt eine Holztrommel ein, dann mehrere, und der Lärm steigert sich schnell zu einem unbeschreiblichen Getöse der wildesten Art.

Über den Häuserbau kann ich mich kurz fassen. Im Norden von Bougainville und auf den kleineren Inseln stehen die Hütten auf ebener Erde; sie sind drei bis vier Meter breit und dementsprechend drei- oder viermal so lang. Die Wände sind etwa ein Meter hoch, darüber wölbt sich das schwach gebogene Dach, hergestellt aus den Blättern einer Palmenart oder aus Kokosblättern (Tafelbild 81). Das Innere ist durch zwei oder mehr Quervände in Abteilungen geteilt. Im Süden von Bougainville stehen die Hütten auf hohen Pfählen, die zwischen sich einen unteren freien Raum lassen. Daneben treten auch Tabuhäuser, das heißt Versammlungsplätze der Männer, auf; hier empfängt man Besucher, hier hält man Festlichkeiten und Schmäufe ab, bei denen die Weiber ausgeschlossen sind, wie ihnen überhaupt das Betreten dieser Häuser verboten ist. Irgendwelche Geheimnisse bergen sie nicht; sie sind wohl aus dem Bedürfnis entstanden, die oft recht lästige Weibergesellschaft fernzuhalten. Diese Versammlungshäuser sind mit großer Sorgfalt gebaut, namentlich sind die Pfeiler, welche das Dach tragen, sowie die Querbalken häufig künstlerisch geschnitz und bemalt. An Stellen, wo man keine Tabuhäuser hat, vertreten die großen Kanuhäuser denselben Zweck.

Von einer Kleidung kann kaum die Rede sein. Die Inlandbewohner gehen völlig nackt, und es ist zu bewundern, wie sie in diesem Zustande die niedrige Temperatur ertragen können, die namentlich nachts in ihren manchmal bis fünfzehnhundert Meter über Meereshöhe gelegenen Hütten empfindlich kalt ist.

Die jungen Männer tragen häufig einen aus buntgefärbten Fasern geflochtenen Gürtel, der die Taille so fest umschließt, daß es unbegreiflich

erscheint, wie sie eine solche Einschnürung zu ertragen vermögen. Rotgefärbte Rotangstreifen, lange Schnüre aus aneinander gereihten kreisrunden Muschelplättchen, schwarze und weiße Streifen ineinander geflochtener Pandanusblätter haben denselben Zweck. Die jungen Mädchen tragen, wenn sie nicht ganz nackt gehen, eine dünne Schnur um die Hüften, an der vorn ein buntes, in der Regel ein rotes Drazänenblatt als leichte Bedeckung der Scham hängt. Verheiratete Frauen tragen einen Lendenschurz aus Faserstoff, der bis ans Knie reicht; der Schurz wird von einem etwa handbreiten Gürtel festgehalten, der häufig aus bunten Faserstoffen geflochten und mit zierlichen Mustern versehen ist. Als Schutz gegen Sonne und Regen tragen die Weiber ein aus Pandanusblättern gefertigtes Kleidungsstück (Tafelbild 81). Die verheirateten Frauen legen diese Kappe an, sobald ein Fremder sich nähert. In Süd-Bougainville tragen Männer wie Weiber, namentlich diese, ein großes getrocknetes Blatt einer Art von Fächerpalme, dessen Ränder mit zierlichen Mustern besetzt sind. Dies Blatt hält man in der Hand oder unter dem Arm und bedeckt damit die einzelnen Körperteile je nach Belieben.

Schmuck kommt nicht so reichlich vor wie bei anderen Melanesiern. Rote Hibiskusblüten schmücken allgemein das krause Kopfhaar, und einen eindrucksvolleren Schmuck kann man sich kaum denken. Wenn der Krieger in den Kampf zieht, dann hängt er sich ein Bündel von gelb und rot gefärbten Blattstreifen um, so daß das Bündel über den Rücken herabhängt. Dieser Schmuck ist zugleich ein Talisman, der den Träger beschützt. Als Kampfschmuck wird in den Haaren ferner ein Bündel weißer Kakadufedern befestigt.

In dem durchbohrten Nasenseptum tragen die meisten Männer einen Eridacnapflock. Ohrringe oder Ohrgehänge sind nicht häufig; sie sind anscheinend eine Zierde der Männer.

Brustschmuck in zwei verschiedenen Formen wird von den Männern, wenn auch nicht gerade häufig getragen. Kreisrunde Eridacnaplatten mit aufgelegter durchbrochener Schildpattplatte wurden früher von Neumecklenburg über Nissan eingeführt; an Ort und Stelle ahmt man sie plump nach. Andere Eridacnaplatten sind mit einem eingravierten, stilisierten Fregattvogel ornamentiert; diese in Bula und Bougainville selbst angefertigten Platten stehen in hohem Ansehen und werden nur von einzelnen Künstlern hergestellt.

Einen anderen, äußerst seltenen und ungemein kostbaren Brustschmuck, aus verschiedenfarbigen Muschelplättchen stellt Tafelbild 74 dar.

Armringe aus Eridacna kommen in zwei Formen vor; solche mit kreisrundem Durchschnitt werden aus dem Süden über die Shortland-



inseln eingeführt; die breiten und dicken Armringe mit einer tiefeingeschnittenen Kerbe auf der Außenseite werden über Pinepil und Nissan eingeführt und namentlich auf der Insel Tanga hergestellt.

Siemlich rohe und oberflächlich geschliffene Armringe aus Trochus werden ebenfalls getragen. Höher geschätzt werden jedoch die geflochtenen Armbänder mit aufgenähten bunten Mustern in Rot und Gelb. Beachtenswert sind auch die fein geflochtenen Armbänder, deren Anfertigung mit einem Apparat erfolgt.

Die Männer, namentlich die Jünglinge, verwenden auf ihre Haarfrisur große Sorgfalt; das krause Haar wird mit einem spizen Stöckchen aufgestochert und die Haarspitzen werden sorgfältig gestutzt, so daß eine ebenmäßige, kugelige Frisur entsteht. Sie wird gelegentlich ganz oder teilweise grün oder rot gefärbt. Die Weiber verwenden nur in der Jugend einige Kunst auf ihre Frisur; im Alter ist der Kopf meistens kahl geschoren oder die Kopfschädelhaare sind mit braun oder schwarz gefärbtem Lehm zu breiten, flachen Zotteln geformt.

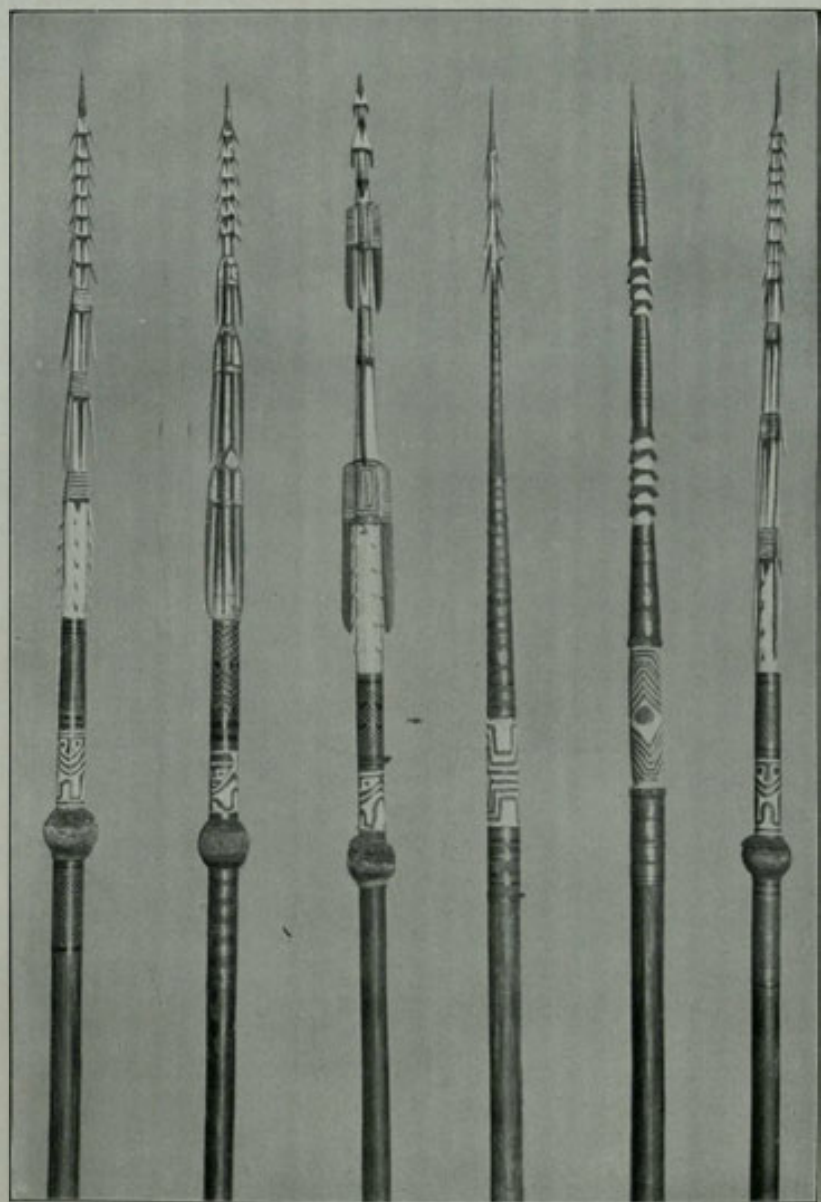
Bemalung des Gesichtes und der Ohren mit roter oder weißer Farbe ist allgemein üblich.

Geld finden wir in verschiedenen Formen auf Bougainville wie auf den kleineren Inseln. Im Norden sind zwei Sorten Geldschnüre gangbar, beide aus Zähnen des fliegenden Fuchses oder aus Delphinzähnen hergestellt. Daneben ist eine Geldsorte im Gebrauch, die namentlich von den Carteretinseln eingeführt wird und aus braunroten, weißen und bläulichweißen Muschelplättchen besteht.

Auf der Insel Nissan ist im dortigen Lokalverkehr eine Geldsorte gangbar, die aus doppelt faustgroßen Stücken der Eridacnashale (Tafelbild 82) hergestellt wird.

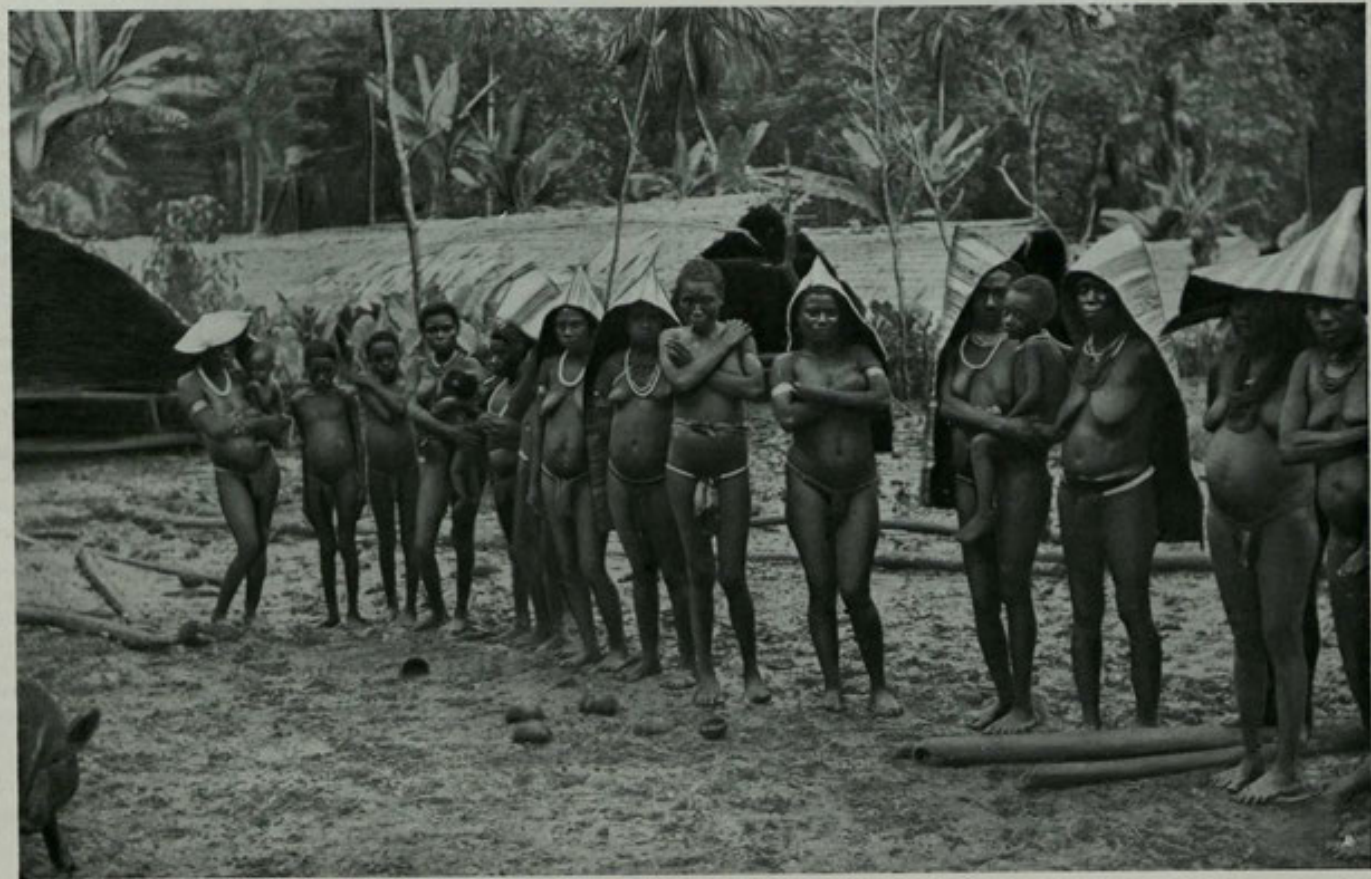
Im Verkehr der Eingeborenen unter sich vertreten die vorgenannten Gegenstände das Geld der zivilisierten Völker. Daneben dient jedoch alles Eigentum der Eingeborenen als Tausch- und Zahlungsmittel: Armringe, Bogen und Pfeile, Speere, Töpfe, kurz alles, was ein Eingeborener besitzt, selbst Menschen; so zum Beispiel wanderten vor wenigen Jahren zwei junge Nissanmädchen als Tauschobjekt gegen ein großes Kriegskanu nach Bula.

Hausrat in unserem Sinne belästigt den Salomonier nur in geringem Grade. In den meisten Fällen schläft er auf der bloßen Erde oder auf einer Kokosmatte; wird er sehr luxuriös, so stellt er sich ein Schlafgerüst her aus nebeneinandergelegten Bambusrohrstücken oder aus alten Kanuplanken. Ist er durch irgendeinen Umstand zu einem Umzug gezwungen, dann werden die wertvollsten Gegenstände im Handumdrehen zu Bündeln verschürzt und von den Weibern davongetragen.

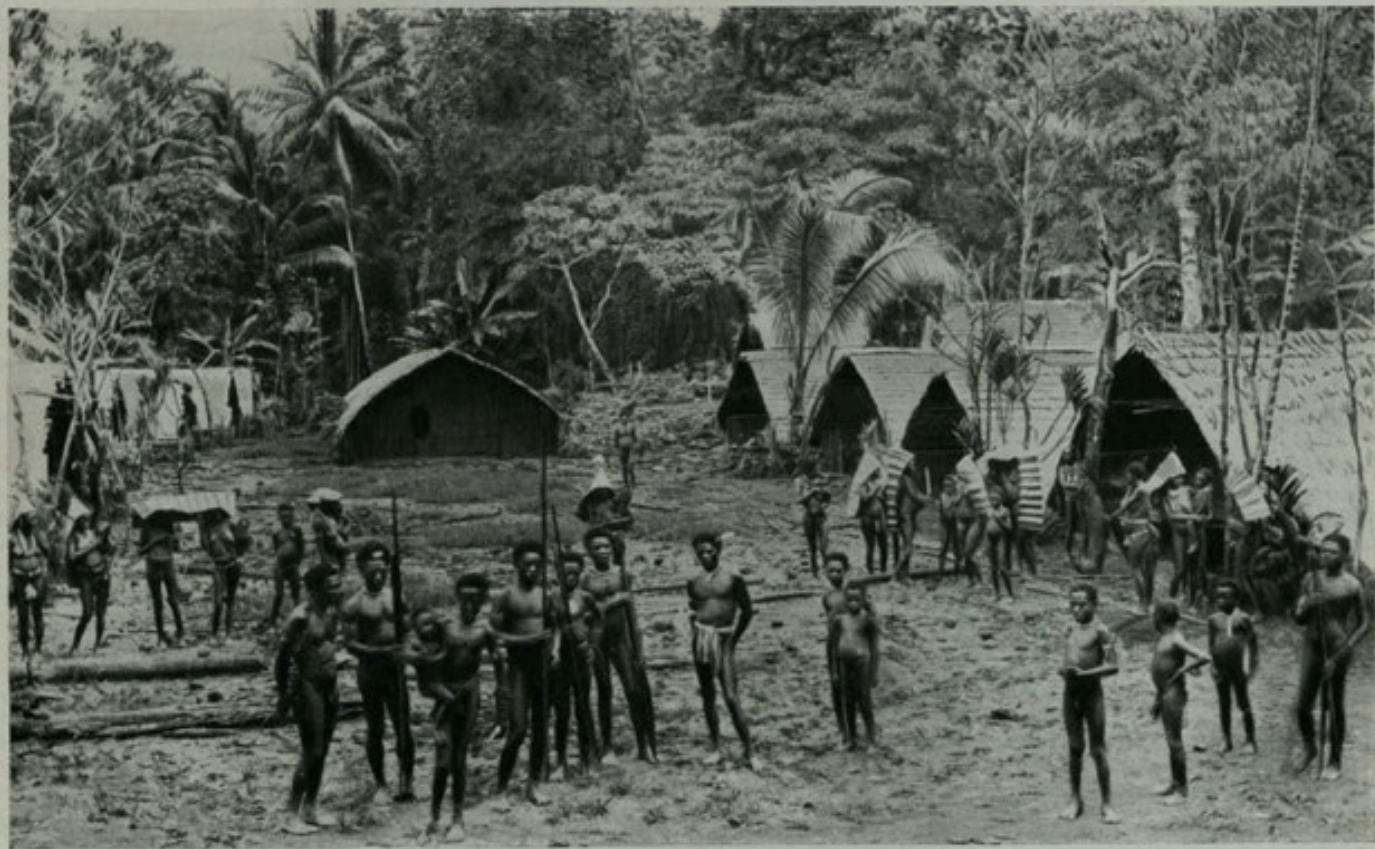


79. Speere von den Salomoinfeln mit Stacheln von Fledermausknochen



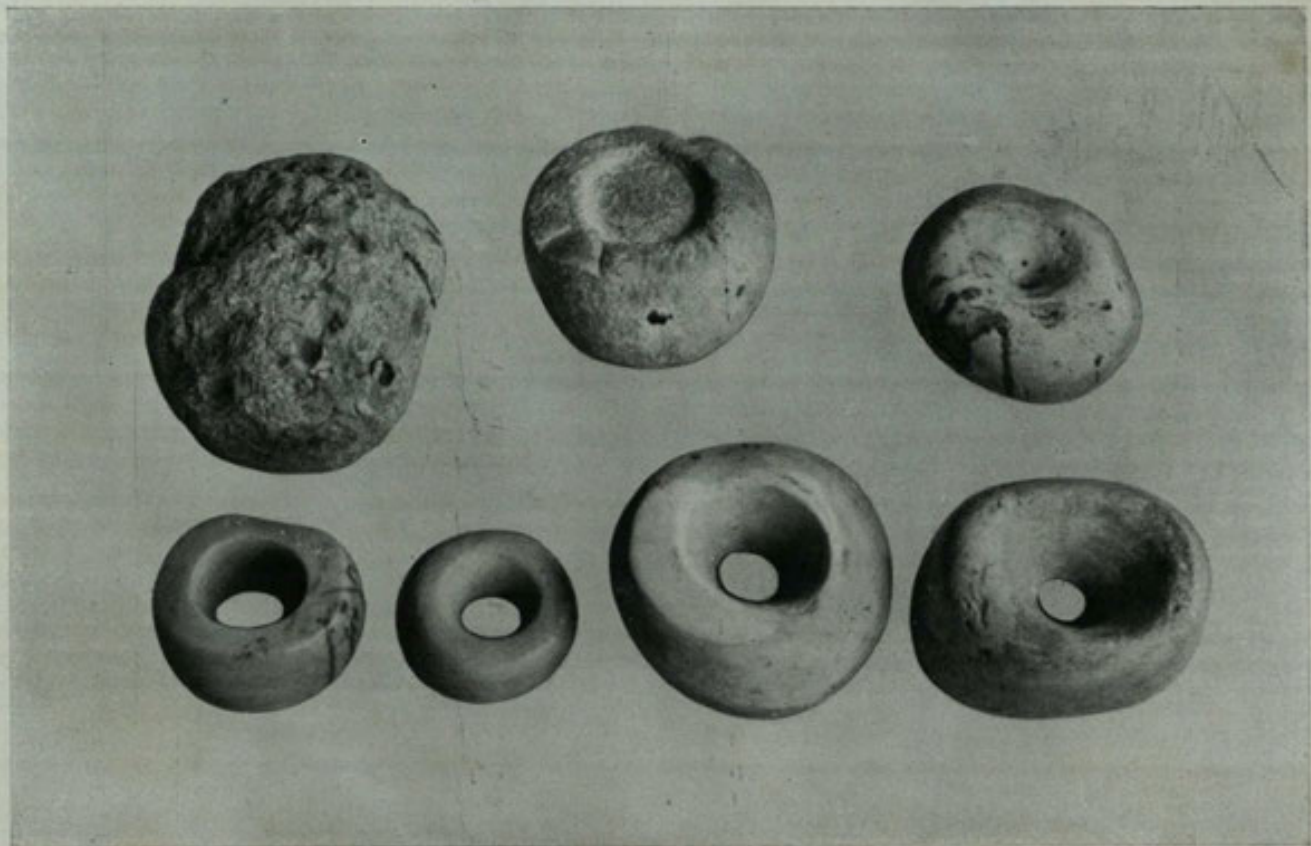


80. Weiber von Bufo



81. Dorfszene auf Nissan





82. Eridacna-Muschelgeld von der Insel Niffan. Verschiedene Stufen der Bearbeitung

Sehen wir uns jedoch das Anwesen eines Insulaners an, um uns mit seinem Hausrat vertraut zu machen. Dieser besteht fast ausschließlich aus Gegenständen zum Herrichten der Nahrungsmittel. In erster Linie beanspruchen die Töpferwaren unsere Aufmerksamkeit, deren Anfertigung den Weibern obliegt; sie holen den geeigneten Lehm, trocknen und zerstoßen ihn und entfernen alle darin enthaltenen Steinchen; dann wird der pulverisierte Lehm mit Wasser benetzt, zwischen Steinen bearbeitet und geknetet, bis daraus eine vollständig einheitliche Masse entstanden ist, und nun geht's an die Arbeit. Das Handwerksgerät ist sehr einfach; es besteht aus einer hölzernen Spachtel und einem runden oder ovalen, glatten, faustgroßen Stein. Ein Lehmklumpen wird nun mit der befeuchteten Spachtel zu einer kleinen Scheibe ausgeklopft; daran werden weitere Lehmklümpchen gelegt und flach geschlagen, wobei die eine Hand auf der Innenseite den runden Stein fest andrückt, um der Spachtel den nötigen Widerstand zu leisten. In dieser Weise werden der Boden und die Wände des Topfes allmählich aufgebaut und mit den beiden Instrumenten außen wie innen geglättet. Die Töpferin hat in der Regel mehrere Töpfe auf einmal in Arbeit, damit der fertiggestellte Teil ein wenig antrocknet, während ein anderer Teil in Arbeit ist.

Ist das Gefäß fertig geformt, dann wird es im Schatten langsam getrocknet und schließlich im Feuer gehärtet. Zu diesem Ende wird auf dem Erdboden ein leichtes Feuer gemacht, darauf stellt man das Gefäß, richtet brennende Holzscheite ringsherum auf und unterhält mehrere Stunden lang ein ziemlich scharfes Feuer; der Topf bleibt an Ort und Stelle stehen, bis er ganz abgekühlt ist; er ist dann hart gebacken und zum Gebrauch fertig.

Die Form der Töpfe ist in Nord- und Süd-Bougainville verschieden. Im Norden ist die Form konisch.

Zum Zerstampfen der gekochten Taroknollen bedient man sich eines tiefen Holzmörfers, dessen unteres Ende eine zapfenartige Verlängerung hat, um das Gerät in den Erdboden fest aufrecht zu stellen; als Stampfer dient ein dicker Stock.

Um die harte Schale der von allen Melanesiern so hoch geschätzten Canarinüsse zu zerschlagen, bedient man sich eines schweren, steinernen Stößels (Tafelbild 78).

In Süd-Bougainville, vom Dorfe Toboroi an, verwendet man zum Auftragen des Essens geflochtene Schüsseln und Körbe von verschiedener Form.

Überall auf den Inseln verwendet man ferner aus Kokosblättern geflochtene Körbe der verschiedensten Größe, in deren Herstellung die Eingeborenen eine erstaunliche Fertigkeit besitzen.



Die Steinlingen der Ärte — jetzt sind sie meistens durch Eisen ersetzt — wurden früher ausschließlich auf Bougainville hergestellt, von wo sie auf dem Wege des Tauschhandels nach Buka, Nissan und Carteret gelangten (Tafelbild 77).

Eigentümlich ist die Befestigung der Klingen im Artstiel (Tafelbild 76).

Verschiedene geschärfte Muschelschalen dienen, oder richtiger dienen als Messer und Schaber, namentlich Auster- und Perlmutterchalen sowie die Schalen einer bestimmten Cyprinaart. Gebümmte, auf der konkaven Seite geschärfte Eberhauer habe ich ebenfalls als Schaber verwenden sehen, namentlich zum Glätten von Holzgegenständen; verschiedene Arten von Korallen dienen als Raspel. Schleifsteine zum Schärfen der Steinartlingen findet man noch überall in den Dörfern; es sind größere oder kleinere Steinblöcke, in denen durch langjährigen Gebrauch tiefe, muldenförmige Aushöhlungen entstanden sind, und die manchmal aus weit entfernten Distrikten herbeigeschafft wurden.

Drillbohrer habe ich auf Carteret wie auf Buka gesehen, und solche werden wohl auch auf Bougainville vorkommen; am unteren Ende ist ein Stückchen Quarz als Bohrspitze eingellemmt und mit Rotangstreifen befestigt.

Heute sind die vorgenannten Geräte bereits zum großen Teil durch moderne Eisenwerkzeuge ersetzt.

Ein so kriegerisches Volk wie das der Salomonier verwendet naturgemäß eine außerordentliche Sorgfalt auf Herstellung seiner Waffen. Ganz bestimmte Gegenden liefern Bogen und Pfeile, andere liefern Speere, und diese Erzeugnisse finden auf dem Handelswege durch Tausch nach weit entfernten Distrikten ihren Weg.

Bogen und Pfeile werden, soweit die vormalig deutschen Salomoninseln in Betracht kommen, fast ausschließlich in den Bergdörfern von Bougainville hergestellt. Buka bezieht seinen Bedarf von Bougainville und verhandelt einen Teil nach den Carteretinseln und nach Nissan.

Mit den Speeren (Tafelbild 79) verhält es sich ähnlich. In den Dörfern des Kronprinzengebirges wird in großer Anzahl ein ganz bestimmter Speer angefertigt, der seinen Weg nach Norden bis Buka und Nissan findet, und nach Süden hin bis zur Insel Guadalupe. Die in den Dorfschaften des Kaisergebirges angefertigten Speere sind in der Form weit mannigfaltiger und leicht von den Speeren des Kronprinzengebirges zu unterscheiden; ihre Verbreitung ist keine so ausgedehnte.

Der Speer des Kronprinzengebirges ist etwa dreihundertvierzig

Sentimeter lang und aus hartem Palmenholz hergestellt. Die Widerhaken sind aus den Flügelknochen einer Pteropusart angefertigt.

Die sauber ausgeführte Umsflechtung des Schaftes geschieht mit ein Millimeter breiten roten und gelben Pflanzenfasern. Dieses Flechtwerk bildet eine Reihe von abwechselnd roten und gelben Zickzacklinien, die rings um den Speerschaft laufen.

Das geschnitzte Ornament am Speere versinnbildlicht wohl den Geist, der dem Speere die tödliche Kraft verleiht; die Kugel ist die Wohnung des Geistes. Dasselbe Ornament lehrt häufig wieder auf den Pfeilschäften, wenn auch nicht immer in voller Ausführung.

Die Speere des Kaisergebirges sind in der Form bei weitem mannigfaltiger, wenn sie auch in Sorgfalt der Ausführung denjenigen des Kronprinzengebirges nachstehen.

Die Hauptwaffe der vormals deutschen Salomonier ist jedoch Bogen und Pfeil. Sie sind überall in den Dorfschaften handgerecht aufgestellt, und man kann sich einen Mann von Bula oder Bougainville kaum ohne diese Waffe in der Hand denken. Ist der Bogen auch nicht gerade immer sichtbar, so bedarf es doch nur der geringsten Veranlassung, um innerhalb weniger Sekunden die Lieblingswaffe schußgerecht hervorzuzaubern.

Eine eingehende Beschreibung aller verschiedenen Bougainvillepfeile würde eine umfangreiche Arbeit sein; hier muß eine systematische Einteilung genügen.

Gruppe I: Pfeile mit glatter Spitze:

a) mit runder Spitze; b) mit eckiger Spitze.

Gruppe II: Pfeile, deren Spitzen mit Widerhaken versehen sind:

a) mit Widerhaken, die aus der Pfeilspitze herausgearbeitet sind;

b) mit Widerhaken, die aus einem anderen Material als die Pfeilspitze bestehen, das heißt aus Knochen, Gräten, Dornen usw., und mit der Pfeilspitze durch Umwicklung und Ver kittung künstlich verbunden sind.

Gruppe III: Pfeile mit mehreren Spitzen, die zum Teil zum Erlegen von Fischen verwendet werden.

Der Pfeil besteht immer aus zwei Teilen, aus der Pfeilspitze und aus dem Schaft; sie ist in den Rohrschaft hineingeschoben und durch eine Umschnürung von feinen Bastfäden fest damit verbunden; zur weiteren Verstärkung wird die Befestigungsstelle mit der zerstoßenen Fruchtmasse von Parinarium überstrichen.

Vergiftete Pfeile gibt es nirgends; der gelbe Faserstoff, mit dem die Pfeile am äußersten spitzen Ende umwickelt sind, dient zur Erhaltung der sonst leicht zu beschädigenden feinen Spitze.



Der Schaft ist durchschnittlich ein Meter lang. Er ist am unteren Ende häufig mit feinen Bastfasern umwickelt und mit zerstoßener Parinariumnuß beschmiert, um ein Spalten des Schaftes zu verhüten. Das Ende ist in der Regel schwach eingelerbt, um dem Pfeil einen sicheren Stützpunkt auf der Bogensehne zu gewähren.

Die allermeisten Pfeilschäfte zeigen eine eingeritzte, schwarze Zeichnung oberhalb der einzelnen Knoten des Rohres; diese ist eine Art von Handelsmarke.

Der Bogen wird aus dem äußeren harten Holz einer Palmenart angefertigt; er ist in der Regel zwei Meter lang, in der Mitte gegen vier Zentimeter breit, nach beiden Enden allmählich verjüngt. Die äußere Seite ist flach und fast immer dunkelbraun oder schwarz gebeizt; die der Bogensehne zugekehrte Seite ist konvex und meistens poliert.

Beim Gebrauch hält der Schütze den Bogen in der linken Hand, zugleich mit einem Vorrat von Pfeilen. Der Zeigefinger der linken Hand ist vorgestreckt und drückt den Pfeil leicht gegen den Bogen. Die rechte Hand faßt den Pfeil zwischen Daumen und gebogenem Zeigefinger und drückt die Kerbe gegen die Sehne — sie besteht aus zusammengedrehtem Bast —, diese gleichzeitig anziehend. Beim Abschießen wird der Bogen stets so gehalten, daß der Pfeil sich in Augenhöhe des Schützen befindet.

Zum Schutz des linken Armes gegen An- und Rückprall der Bogensehne bedient man sich einer zehn- bis zwölfreihigen Spirale aus Baumrinde, die den Unterarm vom Handgelenk bis zum Ellenbogen umgibt.

Weit geringere Bedeutung als die vorhergenannten Waffen haben die Keulen (Tafelbild 83, Fig. 1 bis 3).

Zu der Herstellung ihrer Fahrzeuge bieten die Insulaner große Kunstfertigkeit auf. Für den kleineren Verkehr und den Fischfang auf dem Riff dienen Flöße, bestehend aus vier bis fünf nebeneinander befestigten Baumstämmen, sowie einfache Boote mit Auslegern. Diese letzteren sind aus einem einzigen Baumstamm hergestellt, laufen an beiden Enden spitz zu und haben je nach der Länge zwei oder drei Seitenausleger, an denen der Schwimmer befestigt ist. Auf der Insel Niffan sind diese Einbäume besonders schmal, so daß die Aushöhlung eben genügt, um ein Bein vor das andere zu setzen. Die größeren dieser Fahrzeuge haben in der Regel auf den Auslegern eine Plattform aus nebeneinander befestigten Stäbchen, darauf steht dann und wann noch ein viereckiger, korbartiger Behälter zur Aufnahme von Fischen und anderen Seetieren. Auf den Carteretinseln bedient man sich für Bootfahrten eines dreieckigen Mattensegels. Dies ist keine Neuerung, sondern

wird bereits im Jahre 1767 von Carteret als eine Eigentümlichkeit der Insulaner erwähnt.

Die allergrößte Sorgfalt wird auf den Bau der großen, aus einandergefügtten Planken gebauten Boote verwendet. Die einzelnen Planken werden zunächst mit der Art aus einem gefällten Baumstamm herausgearbeitet und möglichst sorgfältig geglättet; um das nicht sehr harte Holz gegen Wasser widerstandsfähiger zu machen, werden die Seiten über Feuer schwach angelohlt. Zwei aneinandergenähte lange Planken bilden den Boden des Bootes, so daß die Naht die Kiellinie bildet. Die Seitenplanken werden der Länge nach an die Bodenplanken angenäht; drei bis vier Reihen Planken, seltener fünf, genügen zum Aufbau der Seiten. Vorder- und Hintersteven sind als lange, schräg nach oben verlaufende Schnäbel aus je zwei schmalen Planken hergestellt. Diese Schnäbel sind in der Regel sorgfältig in Flachrelief ornamentiert und bemalt, so daß die Verzierung beide Seiten des Schnabels einnimmt und längs der oberen Bootplank auf ein bis zwei Meter fortgesetzt wird. Dies Ornament hat entweder die Form eines breiten, vielfach geknickten Bandes, oder es besteht aus einer Vereinigung der grotesken Menschenfiguren, die für die Nord-Salomonen so kennzeichnend sind. Die Bemalung ist fast immer in Rot und Schwarz auf weißem Grund ausgeführt. Die Nähte der Boote werden durch Beschmieren mit dem zerstoßenen Parinariumkern wasserdicht gemacht. Im Inneren geben hölzerne Rahmen dem Bootkörper eine größere Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit. Sitzbretter gehen von Bord zu Bord und sind an den Enden eingekerbt, so daß die Ränder der Planken in die Kerben hineinfassen. Obgleich diese Boote keine Ausleger haben, ist es erstaunlich, wie geschickt die Insassen das schwankte Fahrzeug selbst in der höchsten See balancieren. Je nach der Größe trägt ein solches Boot zehn bis vierzig Insassen; die Häuptlingsboote haben in der Mitte noch eine Plattform, auf der der Eigentümer zum Zeichen seiner Würde aufrecht steht.

Die Boote werden durch Ruder fortbewegt. In den kleinen Booten sitzt ein Ruderer hinter dem anderen; in den großen Booten sitzen die Ruderer zu zweien nebeneinander auf den Sitzbrettern, manchmal zwanzig Ruderer auf jeder Seite. Dadurch wird es möglich, die leichten Fahrzeuge mit großer Schnelligkeit fortzubewegen; auf hoher See fliegen die schlanken Boote buchstäblich über die Wellen, so daß zeitweilig über ein Drittel des langen Bootkörpers völlig frei in der Luft schwebt.

Die Fischerei wird eifrig betrieben; die Inlandbewohner beziehen ihren Bedarf auf dem Wege des Tauschhandels von den Strandleuten und zahlen dafür recht hohe Preise.



Zum Fischgerät gehören Sentneze bis dreihundert Meter Länge und bis zwei Meter Breite. Diese großen Neze sind Gemeingut einer Familie oder einer Dorfschaft. Daneben besitzen die einzelnen Insulaner kleinere Handwurfneze bis zu zehn Meter Länge und einen halben Meter Tiefe, die geschickt aus der Hand um kleine Ansammlungen von Fischen in flachem Wasser geworfen werden. Ferner bedient man sich eines auf einem knieförmigen Holzrahmen aufgespannten Netzes von verschiedener Größe. Die größeren davon, manchmal drei bis vier Meter lang, werden so verwendet, daß eine Anzahl der Fischer mit ihren Netzen die Fische im flachen Wasser dermaßen umstellen, daß Netz an Netz steht.

Auch das Fischen mit einem Drachen wird in Bougainville und Buka betrieben. Der Drache ist aus leichten, getrockneten Palmblättern angefertigt; die leichte Schnur, an der er befestigt ist, wird am Boot festgebunden; eine andere Schnur, an deren unterem Ende der Fischköder mit dem Fangapparat hängt, reicht vom Drachen bis an die Wasseroberfläche. Das Boot wird langsam gegen den Wind angerudert, und wenn ein Fisch anbeißt, senkt sich infolge des Widerstandes der Drache, und der Fischer birgt seinen Fang.

Auf hoher See wird der Fang des Bonito und anderer großer Seefische mit Angel betrieben. An der etwa dreißig Meter langen Schnur hängt der Fischhaken. Dieser Haken besteht aus einem fingerlangen Stückchen Eridacnashale, an deren einem Ende ein sehr spitzer Haken aus Schildpatt angebracht ist. Die Kunst der Fischer besteht nun darin, daß man das Fangboot so schnell fortbewegt, daß der Haken auf der Wasseroberfläche dahinfährt. Der Fisch wird durch die helle Farbe des Angelhalens angelockt; die modernen Stahlhaken vermochten noch nicht diesen Originalhaken der Eingeborenen zu verdrängen.

Auf dem Riffe werden Fische mit mehrzinkigen Speeren, auch wohl mit dem Pfeil erlegt. Die Bewohner von Buka und Nord-Bougainville fischen ferner mit künstlich hergestellten Reusen; sie sind aus Blattrippen einer Palmenart hergestellt und bis eineinhalb Meter hoch, kegelförmig; die untere, weite Öffnung hat bis zu einem Meter Durchmesser.

Die nicht seltenen giftigen Fischarten weiß der Salomonier aus Erfahrung zu vermeiden; dennoch sind, namentlich bei der Nachtfischerei, Verwundungen durch Berührung giftiger Fische nicht selten, die häufig einen schleunigen Tod herbeiführen.

Auch die Jagd wird, namentlich auf Bougainville, stark betrieben; das Hauptwild ist das Schwein, aber auch wilde oder verwilderte Hunde, alle Pteropusarten und die verschiedenen Kukusarten sowie Vögel werden eifrig gejagt und durch Speer oder Pfeil erlegt.

## VIII. Die östlichen Inseln

(Ruguria, Taa'u und Nukumanu)

Östlich von den großen melanesischen Inseln zieht sich eine lange Kette kleiner Inseln hin, größtenteils gehobene Korallenriffe oder Atolle, die geographisch zu Melanesien gehören, ethnographisch aber eine ganz besondere Stellung einnehmen. Drei dieser kleinen Atolle, Ruguria, Taa'u und Nukumanu, sind trotz der Nachbarschaft der melanesischen Inseln von Polynesiern bewohnt.

Ruguria (Abgarris- oder Feadinselfn) besteht aus zwei durch einen tiefen Meeresarm getrennten Atollen; sie sind mit Kolosbäumen bestanden.

Die Bevölkerung ist im Aussterben begriffen, neuerdings namentlich infolge der Influenza.

Taa'u, ausgesprochen Ta-u-u (Mortlock- oder Marqueeninseln) ist ebenfalls eine Atollbildung. Auch hier stirbt die Bevölkerung schnell hin; im Jahre 1885 waren noch etwa fünfzig Bewohner vorhanden.

Auf dem Nukumanu-Atoll (Takmaninseln), dessen Hauptprodukt ebenfalls die Kokosnuß bildet, ist die Bevölkerung im Verhältnis zur Größe ziemlich bedeutend; im Jahre 1900 betrug sie annähernd dreihundert Seelen. Daß die Sterblichkeit hier weniger groß und das Volk widerstandsfähiger ist, liegt wohl daran, daß von dem recht bevölkerten Liueniua neue Zugügler von Zeit zu Zeit eine Verjüngung herbeiführen, die auf den anderen Inseln ihrer isolierten Lage halber nicht stattfindet.

Alle diese Inseln sind von Polynesiern bewohnt mit einer wahrnehmbaren, wenn auch geringen Beimischung melanesischen Blutes. Alle Polynesier haben nun in hohem Grade die Eigenschaft, alte Überlieferungen zu bewahren, und da es bekannt ist, daß fast ausnahmslos diesen ein geschichtlicher Kern zugrunde liegt, so ist es von großer



Bedeutung, ihre Reste zu sammeln, um daraus weitere Schlüsse zu ziehen.

Auf Ruguria erzählte man mir:

Im Anfang kamen über den Ozean in einem Kanu zwei Götter mit drei Frauen. Sie kamen aus Nukuoro und Taraua. Die Namen der Götter waren Katiariki und Haraparapa; die drei Frauen hießen Lopi, Tefuai und Tupulelei. Als das Kanu das Riff erreichte, schlug Katiariki mit seinem Stock ins Wasser, und aus der Tiefe erhob sich eine Blase, die, an der Oberfläche angekommen, zerplatzte und aus der ein dritter Gott, genannt Loatu, entsprang. Gleichzeitig erhob sich unter den Füßen der drei Götter eine Sandbank über die Meeresfläche. Katiariki und Haraparapa waren große Freunde und nahmen auch Loatu in ihren Bund auf. Als sie jedoch die Beobachtung machten, daß die Insel öde und unbebaut war, beschloßen Katiariki und Haraparapa, eine Reise anzutreten, um Nahrungsmittel zu suchen; Loatu wurde beauftragt, die Insel zu hüten. In der Abwesenheit der beiden oben Genannten erschien noch ein anderer Gott, genannt Sepu; er kam aus Nukumanu, vertrieb Loatu und nahm die Insel in Besitz. Mittlerweile lehrten Katiariki und Haraparapa mit Nahrungsmitteln zurück, und als sie gewahrten, daß Sepu ihr Eigentum genommen, waren sie erzürnt und warfen in ihrem Zorn die mitgebrachten Nahrungsmittel fort; dies ist der Grund, daß eine gewisse eßbare Seeschnecke sowie die Pampflanze nur auf der Malumgruppe vorkommen und nicht auf der Ruguriagruppe. Katiariki und Haraparapa riefen den vertriebenen Loatu herbei, und alle siedelten sich auf Ruguria an. Sepu bewohnte den kleinen Hügel Mauga (Berg), und dieser ist bis zum heutigen Tage heiliger Grund und Boden, den Göttern und deren Verehrung ausschließlich geweiht. Katiariki und Haraparapa siedelten sich rechts und Loatu links von dem Hügel Mauga an, und alle werden noch heute als höhere Wesen verehrt.

Zu der Zeit des Sepu traf vom hohen Meer Pakewa ein in Gestalt eines Fisches.

Aus Tawu ist uns keine Überlieferung bekannt, jedoch wird in dem dortigen heiligen Haus ein *aitu* verehrt, der den Namen Loatu trägt, ein höheres Wesen, das wir auch auf Ruguria antreffen und ebenfalls in Nukumanu und Liueniua. In dem *hare aiku* werden heute die folgenden Vorfahren verehrt:

Loatu (aus Savaii?), Seporo und Lutuma, sowie die Frauen Pulena, Tetuai und Hinepua.

Um die Überlieferungen von Nukumanu zu verstehen, müssen wir diejenigen von dem benachbarten Ongtong Java erwähnen. Hier wurde mir in Liueniua erzählt:

Lolo wohnte auf dem Meeresgrund und baute von dort aus die Korallenriffe empor. Als diese noch nicht ganz über die Meeresfläche gestiegen waren, kam von fernher ein Kanu und darin Siva. Dieser sah den Kopf Lolos aus dem Sande hervorragen und ergriff ihn an den Haaren, die von den Wellen hin und her bewegt wurden, und zerrte daran. Lolo rief ihm zu, recht kräftig zu ziehen, und es gelang dem Siva, ihn ganz ans Licht zu ziehen. Lolo jedoch bedeutete dem Siva wieder fortzugehen, denn seine Insel sei noch nicht fertig, auch sei dieselbe zu seinem eigenen Gebrauch und nicht für Fremdlinge bestimmt, worauf Siva weiter zog. Lolo baute nun fleißig weiter und brachte das Riff so hoch über Wasser, daß die Wellen nicht darüber hin spülen konnten, alsbald begann er das Gestein mit Gras und Kräutern zu bekleiden, dann mit Büschen und Gestrüpp und endlich mit großen Bäumen.

Während dieses Stadiums kam abermals ein Kanu daher, das vier Insassen enthielt, drei Männer und eine Frau. Lolo, dem sich vorher zwei Genossen zugesellt hatten, Keui und Puapua, wollte die Fremdlinge nicht landen lassen und befahl ihnen, mit ihrem Kanu am Strande zu bleiben. Aber die Angekommenen baten und flehten und versprachen dem Lolo, sie würden ihn viele neue Sachen lehren, die ihm und seiner Insel zu großem Vorteil gereichen würden, so daß Lolo sich schließlich erweichen ließ und ihnen Erlaubnis gab, seine Insel zu betreten. Die im Kanu angekommenen Männer hießen Ame le lago, Sapu und Kau, die Frau hieß Keruahine. Ihre Heimat war Makarama.

Die Neuangekommenen hielten das gegebene Versprechen. Kau lehrte durch Aneinanderreiben von zwei Hölzern Feuer zu erzeugen, was bisher unbekannt gewesen; auch zeigte er, wie man durch Feuer die Speisen bereiten könne, was ebenfalls vorher nicht bekannt war. Sapu brachte aus dem Kanu Kolosnüsse herbei, die er auf der Insel pflanzte und dadurch den Grund zu den heutigen Kolosbeständen legte. Ame le lago hatte Taropflanzen mitgebracht, und er mit Keruahine legten die erste Taropflanzung an. Keruahine führte auch das Tatauieren ein; Lolo streckte sich auf einer Matte aus und wurde von ihr mit den heute noch gangbaren Mustern tatauiert. Das Tatauieren wurde dadurch allgemein und ist bis zum heutigen Tage noch eine Verrichtung der Frauen. Ame le lago zeigte den Leuten auch, wie man auf einem Webstuhl Matten zur Bekleidung von Männern und Weibern anfertigen könne, und das Weben wird infolgedessen noch immer von den Männern verrichtet; nur der oberste Häuptling und seine Verwandten üben das Weben nicht aus.

Lolo erwählte nach einiger Zeit Keruahine zu seiner Frau. Er



erzürnte aber dadurch seine beiden Genossen, Keui und Puapua, die ihrerseits ein Auge auf Keruahine hatten, und Puapua war so zornig, daß er die Inselgruppe ganz verließ und sich auf dem benachbarten Rikumanu (Nukumanu, Tasmaninseln) ansiedelte, wo er heute noch im Hare aiku verehrt wird. (In Nukumanu wird er Pau-Pau genannt.) Keui blieb allerdings auf der Insel, aber er zog nach dem unbewohnten Teil jenseits des Begräbnisplatzes Keave, wo er auf dem Platze Kelahu ein Haus baute.

Zur Zeit Keruahines kam auch Kapu lau lagi aus Nuguria in einem Kanu an. Nur nach langen Verhandlungen erlaubte man ihm zu landen unter der Bedingung, daß er für sich allein wohnen bliebe.

Losos und Keruahines Rinder waren Poho uru moro, eine Tochter, die als Kind starb (ulu mole mole heißt auf samoanisch Kahlkopf), und ein Sohn, Kemagia.

Das Nordwestende der Ongtong-Java-Gruppe wird nach der dortigen Hauptinsel Pelau genannt. Die Pelaulente, bedeutend geringer an Zahl, behaupten unter einem eigenen Häuptling eine gewisse Unabhängigkeit von dem Häuptlinge in Eueniua. Sie verehren ebenfalls ihre sagenhaften Vorfahren als aiku. Die dortige Überlieferung meldet, daß Kepu der Erschaffer der Insel Pelau und deren erster Bewohner war. Später wanderten ein Apio, Loaku und Waitahi, sowie die Frauen Ogäi und Kehä und auch Keania. Diese werden heute noch als aiku verehrt und haben ihre eigenen Hare aiku.

Die Deutung dieser Überlieferungen ist nun unstreitig die, daß die in der frühesten Zeit Eingewanderten von den Nachkommen göttliche Verehrung genossen, daß sie aber Menschen von Fleisch und Blut waren, die aus irgendeiner Veranlassung auf den kleinen Inseln landeten, sei es nun auf der Wanderung nach unbekanntem Gegenden, sei es, weil sie durch Wind und Wellen von ihrer Heimat vertrieben und hier endlich nach langem Umherirren eine Heimstätte fanden. Die Überlieferungen geben zuweilen genau die ursprüngliche Heimat an; so zum Beispiel Samoa, die Ellicegruppe, Rotuma, Sitaiana, Titopia, die Ringsmillinseln, einzelne Inseln der Karolinen. Daher sind wir zu der Annahme berechtigt, daß die Bevölkerung aller dieser Inseln aus einer Mischung der verschiedensten polynesischen Stämme entsprungen ist.

Für die Zusammengehörigkeit mit den Polynesiern spricht ferner die große Ähnlichkeit der Sprache sowie die ganze Erscheinung der Insulaner. Auch das spezifische Rassenmerkmal der Polynesier, der eigentümliche blaugraue handgroße Fleck, den alle rein polynesischen Säuglinge bis etwa zum fünften Monat nach ihrer Geburt am oberen

Rande des Gefäßes zeigen (in Samoa *ila* genannt), findet sich hier meistens. Die Abwesenheit des *ila* verrät eine Vermischung mit einer anderen Rasse.

Sehen wir uns nun die Insulaner etwas näher an, so kommen wir zu der Überzeugung, daß ihr Äußeres mit dem der Polynesier übereinstimmt. Die Männer sind von mittlerer Größe, wengleich auch in Nukumanu und namentlich auf Tauu großgewachsene Menschen recht häufig sind. Auf Nuguria wohnt ein kleineres Geschlecht, wahrscheinlich weil die Haupteinwanderung von Norden her von den Karolinen stattfand und die Karolinier trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit den Zentralpolynesiern nicht deren Körperlänge erreichen.

Die Farbe der Haut darf als hellbraun bezeichnet werden. Hellere und dunklere Schattierungen kommen hier wie in Samoa vor, zum Teil als Folge der Beschäftigung, die den einen Eingeborenen den Sonnenstrahlen mehr aussetzt als den anderen. Die Fischer und die im Freien Arbeitenden sind daher auch dunkler als zum Beispiel der Häuptling, der sich größtenteils in seiner Hütte aufhält, und als die Weiber, die ebenfalls nicht viel ins Freie kommen.

Das Haar ist teils völlig glatt, teils geringelt oder gewellt. Auf Nuguria habe ich Kopfschare beobachtet, die man fast kraus nennen konnte, wenn auch die eigentümlichen kleinen Locken von der Form eines eng gewundenen Korkziehers, die für Melanesien so charakteristisch sind, nicht auftreten. Bart ist im ganzen spärlich; auf Liuenuia und auf Tauu sieht man allerdings recht kräftige Bärte.

Im Alter werden namentlich die Weiber ungemein fett und wohlbeleibt; einige der alten Tauufrauen waren so wohlbeleibt, daß sie nicht imstande waren, sich zu bewegen, und von ihren weniger beleibten Landsleuten nicht nur sorgfältig von Ort zu Ort befördert, sondern auch gefüttert werden mußten. Nuguria steht in dieser Beziehung den anderen Inseln nach, wohl wegen der Kränklichkeit der Bevölkerung; wohlgenährte und wohlbeleibte Frauen sind jedoch in den Augen der Insulaner die größten Schönheiten.

Die Sprachen dieser Inseln weisen unter sich eine große Ähnlichkeit auf und sind außerdem den zentralpolynesischen Sprachen sehr nahe verwandt. Die samoanische Sprache wird auf den Inseln ohne besondere Schwierigkeit sofort verstanden; nähere Untersuchung bringt jedoch die Tatsache zum Vorschein, daß viele Worte aus dem Norden, namentlich den Karolinen, stammen, wodurch abermals bewiesen wird, daß auch von dort aus eine Einwanderung stattfand.

Die religiösen Vorstellungen sind überall im Grunde dieselben.

Obgleich das zentralpolynesische Element vorherrschend ist, so finden



wir dennoch nur geringe Spuren von der Kenntniß eines höchsten Gottes, wie sie sich sonst in Polynesien wohl findet. Auf Nukumanu kennt man höhere Geister, welche in Ba e lagi wohnen. Ba e lagi ist ein unbestimmter Begriff, er bedeutet sowohl den Aufenthaltsort des Geistes als den Geist selbst. Ba e lagi hat zwei Kinder, nämlich Kolo e lagi und Reagiva (die Milchstraße). Kolo e lagi ist der Bewacher des Platzes Ba e lagi, der die Seelen der Verstorbenen, die ohne genügenden Schutz Keruahines dorthin zu gelangen streben, unter Donner und Blitz nach dem Riff Muli a au zurückschleudert. Reagiva sendet den Regenbogen und wenn er erzürnt ist, die Windhose. Die Makua haben das Privilegium, Reagiva anzurufen, der dann die Sternschnuppen sendet, um Unheil anzurichten.

Geister wohnen auch im Monde; man sieht den Mondgeist, Makaga, deutlich im Monde sitzen und Kolosfaserschnur drehen.

Magu wohnt im Abendstern und macht Wind und schlechtes Wetter; Rauha hat seinen Sitz im Morgenstern und macht Sonnenschein und gutes Wetter.

Auch auf Tautu kennt man einen Aufenthalt über den Sternen, wo ein höherer Geist wohnt. Sein Name ist Taroa, was eine Verstümmelung des Namens Tagaloa sein könnte.

Auf Ruguria kennt man ein höheres Wesen, daß man i Luna te lagi nennt, dem alles Lebende und Leblose untertan ist, auch die Ahnengottheiten.

Von keinem dieser höheren Wesen macht man Nachbildungen, die öffentlich verehrt werden.

Der ganze religiöse Kultus bewegt sich um die Verehrung jener ersten Kolonisten; ihnen werden eigene Wohnhäuser errichtet, und viele sind in irgendeiner Gestalt abgebildet.

Auf Nukumanu finden wir in einem eigenen Haus den Ahnen Pau-Pau (Abb. 26). Er ist eine Holzfigur von etwa fünf Meter Höhe und fast eine genaue Nachahmung der auf Liueniua aufgestellten Bildnisse des Lolo und der Keruahine. Das Gesicht dieser Ahnenbilder erinnert sehr stark in seiner Form an die großen Holzmasken aus der Lukunorgruppe, die dort Topánu genannt werden.

Auf Tautu werden die Ahnen Loatu, Teporo und Hinepua verehrt. Das Ahnenbild Loatus war ein geschnitzter Speer, dessen unterer Schaftteil abgebrochen und durch ein neueres Stück Holz ersetzt war (Abb. 27). Es gelang mir, dies alte Stück zu erwerben, und seit jener Zeit hat man als Ahnenbild des Loatu einen einfachen Stock aufgestellt. Teporos Ahnenbild ist ein schwarzes Stück Holz, an einem Ende rot bemalt, etwa vier Meter lang und am dicksten Ende etwa

fünfzehn Zentimeter im Durchmesser; es scheint ein angetriebenes Bruchstück einer Schiffsrabe zu sein. Hinepuhas Ahnenbild ist ein einfacher, roher, unbehauener Holzblock.

Auf Nuguria besteht das Ahnenbild des Tegu aus einem Stein; nach Aussage der Insulaner sollen noch andere hölzerne Ahnenbilder vorhanden gewesen sein, die vom Feuer zerstört wurden.

Im Laufe der Zeit haben die Ahnen göttliche Funktionen angenommen und werden bei allen Gelegenheiten als göttliche Wesen verehrt und angerufen. Als Vermittler zwischen ihnen und den Menschen hat sich im Laufe der Zeit eine eigene Klasse von Priestern oder Zauberern gebildet, die ein besonderes Ansehen genießen; einige von ihnen sind zeitweilig angestellt, andere bleiben Priester ihr Leben lang. Bei diesen letztgenannten vererbt sich in der Regel das Geschäft vom Vater auf den Sohn. Ein besonderer Schmuck dieser Priester sind zwei große Zierate aus Schildpatt, die in den beiden Nasenflügeln hängen; auch ein Fächer und eine zusammengefaltete Matte gehören zu ihren Würdezeichen.

Die Zauberer oder Priester versehen auch das Amt der Heilkünstler und Ärzte. Eigentliche Heilmittel scheinen sie nicht zu kennen; alle Krankheiten werden gebannt durch Hermurmeln besonderer Sprüche, Einreibung mit Öl, Besprengung mit Salzwasser, Umwicklung mit besonderen heiligen Matten, Hin- und Herschwenken bestimmter grüner Zweige und Befächerung mit dem Fächer des Priesters. Die bösen Geister, die alle Krankheiten hervorrufen, müssen dann dem Zauberer weichen; anderenfalls ist die Krankheit durch den Zorn irgendeines Ahnengeistes entstanden, und dann muß dieser durch Opfer und Anrufung beschwichtigt werden, bis er anderen Sinnes wird; in diesem Falle erfolgt die Genesung, im entgegengesetzten Falle tritt der Tod ein.

Neben den Ahnengöttern gibt es noch eine große Reihe von Geistern, die wir als Naturgeister bezeichnen können; sie bewohnen das Korallenriff, das Meer, die Luft, einzelne Bäume oder gewisse Steinblöcke. Sie necken die Menschen, verursachen Krankheit und Schaden und

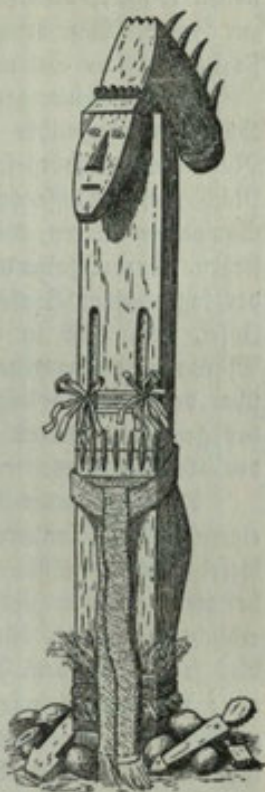


Abb. 26. Ahnenbild des Pau-Pau, Nukumanu



können durch Vermittlung bestimmter Priester oder Zauberer beschwichtigt werden. Ihre Zahl ist sehr groß und die Bezeichnung der einzelnen auf den verschiedenen Inseln verschieden. Einzelne von ihnen haben die Eigenschaft, daß sie sich nachts sichtbar den Insulanern darstellen können; dies hat dann immer eine Krankheit oder einen Anfall zur Folge. Man bringt ihnen Opfer in der verschiedensten Gestalt, um sie in günstiger Stimmung zu erhalten.

Die Insulaner zerfallen in mehrere Klassen. Die oberste bilden die Häuptlinge und ihre männlichen Verwandten; in Liuenua und auf Nukumanu wird diese Klasse Tu'u genannt, auf Tauu dagegen Tui. Nach dieser Klasse folgt im Range die der Makua oder Matua (in Samoa = Eltern, die Älteren), mit denen die Priester in einem Rang stehen. Darauf folgt das gemeine Volk. Die Tu'u sind die Nachkommen der sagenhaften Vorfahren; ihre Seelen bleiben nach dem Tode auf der Insel, zum Teil in eigenen Häusern. Die Seelen der Makua oder Matua gehen nach dem Tode nach dem sagenhaften Aufenthaltsort, der über den Sternen liegt, falls sie das nötige Geleit haben. Die Seelen des gemeinen Volkes gehen in der Regel nach einer bestimmten Stelle des Korallenriffes.

Die Mitglieder der obersten Klasse heiraten niemals Weiber der eigenen Klasse, sondern stets aus der untersten Volksklasse. Die Weiber dieser Klasse müssen daher stets Männer von niedrigerem Range heiraten. Sollten nach der Heirat Männer einer unteren Klasse unerlaubten Umgang mit den Frauen der oberen Klasse haben, so wurde dies früher mit dem Tode bestraft. Weiber aus einer oberen Klasse, die, ohne verheiratet zu sein, mit Männern aus einer unteren Klasse unerlaubten Umgang hatten, wurden dadurch bestraft, daß ihnen die weibliche Verwandtschaft die Nase und die Ohren abbiß.

Übrigens sind die jungen Mädchen aller Klassen vor der Verheiratung recht ungebunden in ihrem Lebenswandel, halten sich aber weislich innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Klasse.

Die Frauen der verstorbenen Mitglieder der obersten Klasse dürfen nie wieder heiraten. Witwen oder Geschiedene der übrigen zwei Klassen können sich wieder einen Ehemann suchen.

Besondere Heiratsgebräuche sind nicht vorhanden. Die Männer aus der oberen Klasse schicken einfach ihr Gefolge nach dem Hause des Mädchens, das sie begehren, und dieses folgt ruhig mit. In den anderen zwei Klassen ist es nötig, daß der Freier dem Vater des Mädchens ein Geschenk an Matten, Schildpatt und Gelbwurz bringt. Die Annahme dieses Geschenkes ist gleichbedeutend mit der Annahme des gestellten Antrages, und das Mädchen folgt ohne weiteres dem Freier

in seine Hütte. Scheidungen kommen vor, jedoch nicht häufig, und sind meistens die Folge von Eifersuchtszügen. Selbstmord der Weiber aus demselben Grunde kommt ebenfalls vor, seltener ist er bei den Männern.

Die Geburtsfestlichkeiten und Gebräuche sind von geringer Bedeutung. Der schwangeren Frau wird im fünften Monate eine Art Fest veranstaltet; die Verwandten bringen Speisen, und es wird ein öffentliches Mahl bereitet; der Zauberer spricht seine Beschwörung über die Schwangere. Die Großmutter des Kindes verrichtet in der Regel den Dienst der Geburtshelferin. Ist die Schwangere an einen Eingeborenen der beiden oberen Klassen verheiratet, dann findet die Entbindung in dem Hause des Familienoberhauptes dieser Klasse statt. Die Frauen der untersten Klassen gebären in dem Hause ihres Mannes.

Das neugeborene Kind wird von der Großmutter gepflegt; sie gibt dem Kopf des Säuglings durch leichten Druck seine Gestalt und wäscht es dann in der See. Nun wird das Kind in Matten gehüllt und von der Großmutter während der zwei folgenden Tage neben dem Feuer gehalten, damit es recht warm bleibe; dann wird es der Pflege der Mutter übergeben. Nach etwa vier Wochen bringen die Verwandten Kotosnüsse und Speisen, und es wird wieder geschmaust.

Sind die jungen Knaben etwa zehn bis elf Jahre alt, so werden ihnen das Septum und die Nasenflügel durchbohrt und die Belleidungsmatte angelegt. Mädchen in denselben Jahren werden die Ohrläppchen durchbohrt; sie werden gleichzeitig mit der Matte belleidet, und die Tatauierung von der Taille bis zu den Knien wird allmählich ausgeführt. Ist diese fertig, so sind die Mädchen heiratsfähig. Die Knaben werden erst nach der Verheiratung tatauiert. Auf Ruguria und Sann, wo das Tatauieren nicht gebräuchlich ist, wird die Verleibung der Matte als Reifezeichen angesehen.

Die Gebräuche bei dem Tode sind, je nach der Klasse des Verstorbenen, verschieden. Ein Verstorbener der obersten Klasse wird in Matten gehüllt und in der Hütte auf Matten ausgestreckt. Dann beginnt eine allgemeine Totenklage, die zwei Tage und Nächte ununterbrochen anhält. Man beerdigt hernach den Leichnam auf dem für die oberste Klasse vorbehaltenen Begräbnisplatz und stimmt dann wieder mehrere Tage lang die Klage an, diesmal an dem Hause, an dem die Seelen der Mitglieder dieser



Abb. 27. Abbildung des Poatu, Sann



Klasse nach der Meinung des Volkes sich aufhalten. Gleichzeitig wird ein großes Festmahl bereitet. Die Priester haben hierbei nichts zu tun, denn die Geister der Verstorbenen verkehren direkt mit ihren Ahnen.

Stirbt ein Makua oder ein ihm im Rang Gleichstehender, so legt man die Leiche auf ein etwa zweieinhalb Meter hohes Gerüst und reibt sie mit Öl und Gelbwurz reichlich ein; die Verwandten decken dann gewebte Matten über den Leichnam. Der Priester tritt nun heran, beschwört die Ahnengeister und entzündet trockene Blütenhülsen der Kokospalme, die er unter das Gerüst legt. Bei jeder einzelnen Hülse nennt er einen Vorfahren des Verstorbenen. Jeder männliche Makua tritt an die Leiche heran und muß die Antworten zu einem bestimmten Gesang, den die Umstehenden anstimmen, hersagen. Nach zwei Tagen bringt man die Leiche nach dem Wohnhaus der Ahnengeister, und hier werden diese angesprochen, die Seele des Verstorbenen nach dem Aufenthalt über den Sternen zu geleiten. Darauf wird der Leichnam auf einem Holzrahmen festgebunden, in Matten gehüllt und auf dem Beerdigungsplatz der Makua eingescharrt. Zu Häupten des Grabes richtet man einen Korallenblock auf, salbt ihn mit Öl und umwindet ihn mit heiligen Pandanusblättern. Die Witwen der Makua bedecken sich das Haupt mit einem Kokosblattgeflecht und irren tagelang verlassen am Strande oder im Walde umher; die Begegnenden verstecken sich bei ihrem Herannahen.

Die niedrigste Klasse wird nach kurzer Totenklage der Verwandten ohne weitere Zeremonien beerdigt. Dasselbe ist der Fall mit allen verstorbenen Weibern.

Alljährlich, etwa im März, wird ein allgemeines Fest zu Ehren der Ahnengeister gefeiert, das vier bis sechs Wochen dauert. Bei diesen Festlichkeiten findet die Mattenverleihung an Knaben und Mädchen statt; die Ahnenbilder werden ins Freie getragen, bekränzt und mit Matten geschmückt. Kinder und Erwachsene bilden eine Prozession mit lautem Gesang zu Ehren der Ahnen, und namentlich das junge Volk führt ein ungebundenes und ungezwungenes Leben.

Die Tatauierung des Körpers ist namentlich auf Nukumanu allgemein. Sowohl Männer wie Weiber werden tatauiert, und namentlich ist die Prozedur bei den letzteren sehr umfassend und zeitraubend, da nahezu der ganze Körper mit tatauierten Zeichnungen, stilisierten Fischen, Seetieren, Raupen, Vögeln und Vogelschnäbeln bedeckt ist (Tafelbild 86 und 87).

Die Tatauierinstrumente sind lange Holzstöckchen, in die an einem Ende dünngeschabte, feingezähnte Knochenblättchen rechtwinklig zum Stiel eingefügt sind. Beim Gebrauch hält man das Instrument mit der



83. Holzkeulen aus Buta und Bougainville  
 1-3 alte Häuptlingskeulen, 4-6 Tanzkeulen

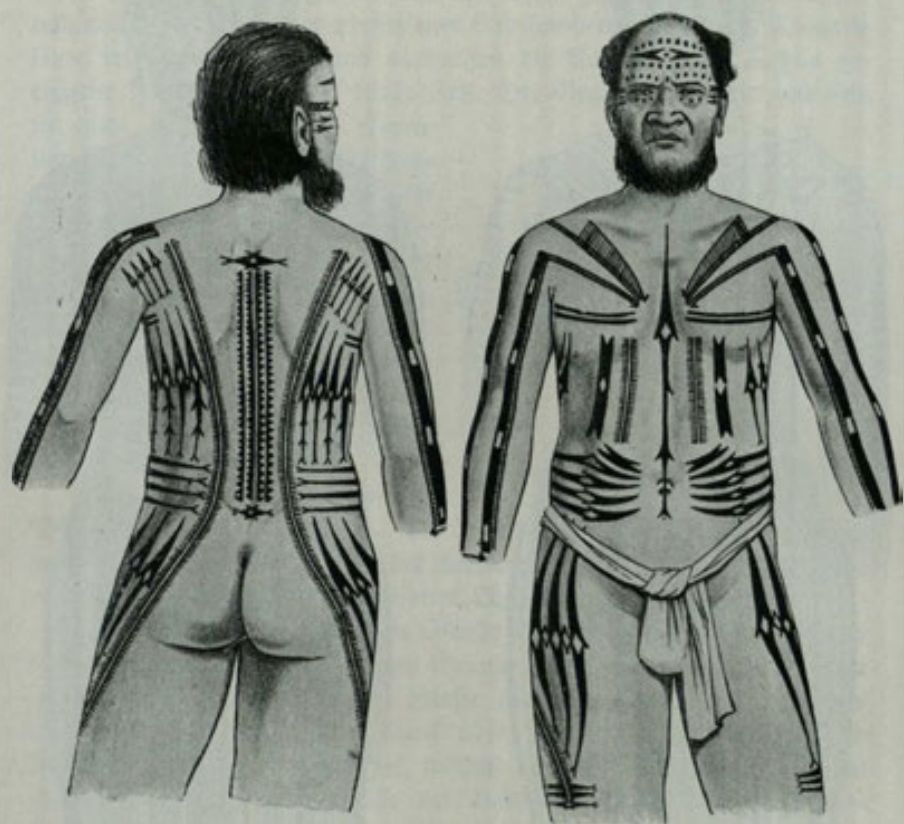




84. Mädchen von Nukumanu (Tasmanien)

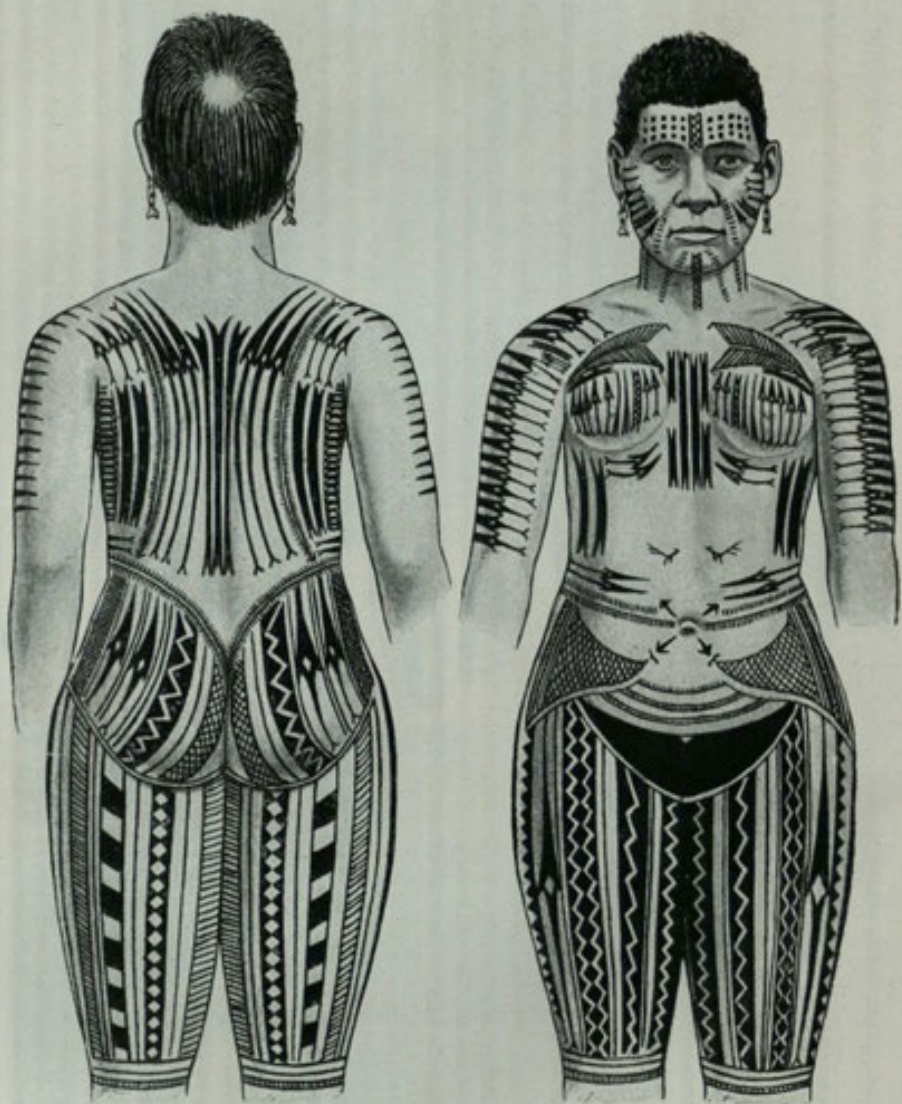


85. Knaben von Nukumanu (Tasmanien)



86. Tatauierung eines Mannes von Nukumanu





87. Tatauierung einer Frau von Nukumanu

linken Hand fest und treibt durch leichte Schläge mit einem in der rechten Hand gehaltenen Stäbchen die feinen Spitzen durch die Oberhaut, nachdem man das Instrument mit schwarzem Farbestoff angefeuchtet hat. Das Tatauieren ist ausschließlich ein Geschäft der Weiber, die sich dafür mit Matten, Gelbwurz usw. bezahlen lassen.

Die Insulaner waren in früheren Zeiten nicht so friedfertig wie heute. In Tawu wurde Mitte des vorigen Jahrhunderts die ganze Besatzung eines Walfischfängers getötet und das Schiff zerstört. In den achtziger und neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts töteten die Rugurialeute friedliche Händler und verbargen die Tat durch zur Schau getragene Freundlichkeit auf lange Zeit. Der Begriff von mein und dein ist nicht stark entwickelt. Eigentum sammeln nur die Häuptlinge auf Kosten ihrer Untertanen. Im allgemeinen muß man die Insulaner als wenig arbeitsam, aber auch sehr bedürfnislos bezeichnen. Mit Kokosnüssen und Fischen und den ganz geringen und minderwertigen Arumarten, die auf den Inseln wachsen, fristen sie jahraus, jahrein das Leben.

Die Häuptlinge regieren ihr Völkchen ziemlich autokratisch. Die Häuptlingswürde ist erblich, jedoch geht sie zuerst auf die Brüder des verstorbenen Häuptlings, wenn solche vorhanden sind, über, erst in zweiter Linie auf den Sohn.

Obgleich dem Häuptling die Oberhoheit über alles zusteht, so ist er doch nicht alleiniger Besitzer von Grund und Boden. Bei weitem der größte Teil gehört jedoch der Klasse der matua, die unter sich das Land verteilt haben. Durch Kauf oder Schenkung geht Grund und Boden mit allem, was darauf wächst, in den Besitz eines anderen matua über. Die dritte Klasse der Bevölkerung hat keinerlei Grundeigentum; sie schließen sich den Mitgliedern der beiden oberen Klassen an, verrichten allerlei Dienstleistungen und bilden die Gefolgschaft des Betreffenden, der ihnen dafür einen Teil seiner Kokosnüsse und sonstigen Früchte gibt und ihnen das Fischen auf dem Riff und in der Lagune erlaubt.

Die Frauen führen im ganzen ein recht bequemes Leben und arbeiten nur wenig im Freien. Die Häuptlingsfrauen liegen größtenteils auf den Matten, lassen sich bedienen und verhätscheln. Sie sind immer reichlich mit Öl und Gelbwurz eingerieben und verwenden auf diese

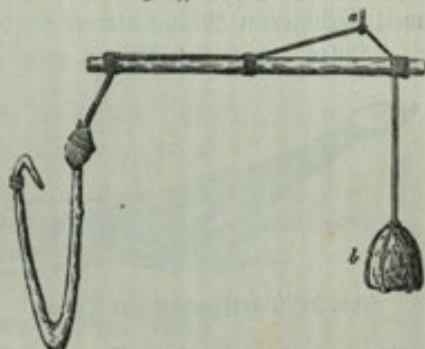


Abb. 28. Ruvettushaken aus Nukumanu



Toilette viel Zeit. Ins Freie gehen sie nur selten, um nicht von der Sonne gebräunt zu werden, denn eine helle Hautfarbe, die das Muster der Tatauierung stark und scharf hervortreten läßt, wird als eine besondere Schönheit betrachtet. Begeben sie sich von einer Insel zur anderen, so baut man in dem Boote für sie ein Schuttdach gegen Sonnenstrahlen. Die Männer, bis zum obersten Häuptling hinauf, fürchten ihre bösen Zungen, die dann auch hin und wieder zu ehelichen Zwistigkeiten führen, in denen der Mann seine Gewalt durch den Stock betätigt. Treibt ein Weib das Gezänk allzu stark, dann ist dies ein Grund zur Ehescheidung.

Der Fischfang bildet die Hauptbeschäftigung der Insulaner, in weit geringerem Maße nimmt sie der Ackerbau in Anspruch.

Alles, was im Meere und auf dem Riff lebt, wird verzehrt.



Abb. 29. Bootschnabel aus Saa'u

Ein- und mehrzinkige Speere sind überall im Gebrauch und finden Verwendung auf dem Riff und in feichem Wasser innerhalb der Lagune. Daneben bedient man sich kleiner Netzhamen, Handwurfnetze und langer Senknetze, welche letztere Gemeingut der ganzen Be-

völkerung oder einzelner Familien sind. Kleine Netze, die zwischen zwei über Kreuz verbundenen Stöckchen auf Schnüren befestigt und so eingerichtet sind, daß der Fisch das Netz beim Tauchen über sich zusammenzieht, sind hier wie auf Samoa in Gebrauch. Außerdem fischt man mit Angeln; das Material ist Perlmutter, Schildpatt und Stücke der Trochus-Schnecke wie einer bestimmten Pinnaart. Am interessantesten ist ein großer, aus Holz angefertigter Haken, den man in der Regel als Haihaken kennt, der aber nicht zum Fang dieses Raubtieres dient, sondern zum Fang einer gewissen Ruvettusart. Der Ruvettus lebt in dem tiefen Wasser außerhalb des Rifves; man fischt ihn nur während der dunkeln Nächte und muß zu diesem Zweck mit den Booten auf hohe See hinausgehen. Diese Ruvettusfischzüge geben sehr häufig die Veranlassung, daß Boote mit ihren Insassen in plötzlich entstehenden Wetterböden die Insel aus Sicht verlieren und nach anderen Gegenden verschlagen werden. Der Ruvettushaken ist aus hartem Holz hergestellt (Abb. 28; a ist die Leine, mit der der Haken versenkt wird; b ist ein schwerer Korallenblock, der das Ende des Stockes nach unten zieht, so daß der Stock wagrecht im Wasser steht und der daran befestigte Haken frei schwimmt).

Der Fisch ist ein wahrer Lederbissen, obgleich der Genuß stark

abführende Wirkungen hat, weshalb er auch anderswo Purgierfisch heißt.

Von Ackerbau kann auf den kleinen Koralleninseln keine Rede sein. Die Kokospalme wächst überall üppig. Die größeren Inseln haben im Innern einen Waldbestand, darunter die großkernige Brotfruchtart, und auf der Seeseite der Inseln einen Kranz von Pandanusbäumen, deren Früchte von den Insulanern als Nahrung genossen werden. In der Mitte der Inseln, durch einen dichten Baumbestand gegen Seewinde geschützt, treibt man den geringen Ackerbau, der für diese Inseln charakteristisch ist. Die Insulaner haben hier, wohl seit Jahrhunderten, flache Gruben aus der Oberfläche des Korallenriffes herausgebrochen. Diese sind bis zwei Meter tief und von hundert bis fünfhundert

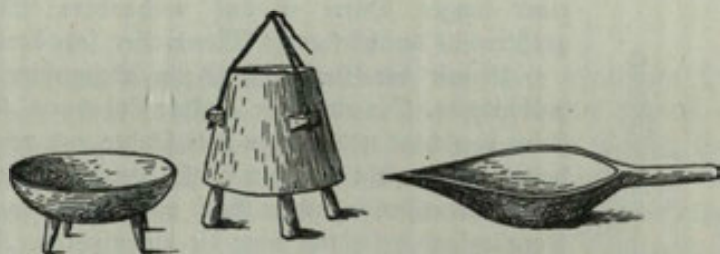


Abb. 30. Holzgefäße (Östliche Inseln)

Quadratmeter Flächeninhalt. Auf dem Boden dieser Gruben hat man durch Hineinwerfen von allerlei Pflanzenstoffen im Laufe der Zeit eine lüggliche Humusschicht erzeugt und baut hier eine kleine Caro- sowie eine Allocastaart. Bananen sind erst in der neueren Zeit eingeführt.

Die Fahrzeuge der Insulaner sind ausgehöhlte Baumstämme mit einem Ausleger (Abb. 29).

Auf unseren kleinen Inselgruppen wohnt die Bevölkerung auf der Hauptinsel des Atolles; die kleineren Inseln werden nur während des Fischfanges und der Kokosnußernte vorübergehend bewohnt.

Die Dorfschaften sind nach einem gewissen System angelegt; breitere Straßen ziehen sich zwischen den Hütten hin, und wo die Bevölkerung noch zahlreich ist, trägt man Sorge, daß die Wege gelehrt und mit Sand bestreut werden. Die Hütten sind überall nach demselben Plan gebaut, etwa sechs bis acht Meter lang und drei bis vier Meter breit. Die Seitenwände sind anderthalb bis zwei Meter hoch; das Dach ruht auf zwei bis drei etwa sechs Meter hohen Pfosten und springt an den Giebelenden etwa anderthalb Meter über die senkrechte Giebelwand hervor. Dach und Seitenwände sind in der Regel mit geflochtenen Kokosblättern bedeckt. Der Fußboden ist die festgestampfte Erde, mit



Korallensand bedeckt. Eine flache, kreisrunde Grube dient als Herd. Zum Schlafen oder Sitzen breitet man geflochtene Pandanusmatten auf dem Fußboden aus. Das Wohnhaus ist weit weniger sorgfältig gebaut als die Häuser der Ahnen. Der Fußboden des Ahnenhauses oder Tempels ist stets mit Kokosmatten bedeckt und wird nur von den Priestern betreten; das übrige Volk sitzt an den Wänden entlang.

Der freie Platz am Ahnenhaus wird marae genannt, hier herum stehen auch die offenen Hütten, die als Wohnsitz der Geister der verstorbenen Häuptlinge angesehen werden.

Jede Dorffschaft hat mehrere Brunnen, das heißt tiefe, in den Korallenboden gebrochene Löcher, worin sich namentlich zur Regenzeit das Wasser sammelt; zur Zeit einer langen Dürre ist das vorhandene Wasser, größtenteils durchsickerndes Meerwasser, sehr brackisch.

Unweit der Dorffschaft ist ein allgemeiner Begräbnißplatz. Die einzelnen Gräber sind durch Kopfsteine bezeichnet und werden stets sauber und rein gehalten. Man sieht hier sehr häufig Dorfleute, die Untraut ausrufen, irgendein Grab mit frischem, weißem Korallensand beschütten oder die aufgerichteten Kopfsteine bekränzen oder mit Öl einsalben.

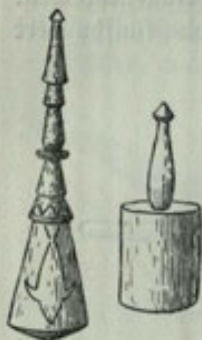


Abb. 31. Stampfer  
(Östliche Inseln)

So wie die Bevölkerung dieser Inseln aus einem Gemisch vieler umliegender, hauptsächlich polynesischer Volksstämme besteht, so haben auch die meisten der dort vorkommenden ethnographischen Gegenstände eine Verwandtschaft mit Gegenständen der Urheimat (Abb. 30 und 31).

Die Hauptwaffe ist ein Knüttel aus Mangroveholz; lange Speere kommen selten zur Verwendung.

Schmucksachen sind nur in geringem Maße vertreten. Einreibung mit Öl, das durch geriebene Gelbwurz intensiv gelb gefärbt ist, steht als Schmuck in erster Linie; die Verwendung ist bei Festlichkeiten dermaßen reichlich, daß die Leute förmlich öltriefend sind; namentlich die Weiber scheinen solche Einreibungen zu lieben, denn sie geben der Haut eine hellere Färbung, ein Schönheitszeichen in den Augen der Männer. Die Zauberer oder Priester der Ahnen tragen in beiden Nasenflügeln einen Schildpattschmuck, bestehend aus zwei Platten, die über den Mund herabhängen; sie legen ihn niemals ab.

Ohrschmuck in Gestalt von ineinandergeschobenen Ringen und fischähnlichen Schildpatt- oder Muschelplättchen ist nicht selten; geflochtene Armbänder sieht man hie und da.

Weiber tragen bei Festlichkeiten einen breiten Gürtel zum Festhalten

der Bekleidungsmatte; er besteht aus etwa zehn Reihen Perlschnüre. Die einzelnen Perlen sind aus Koloschale hergestellt.

Die Bekleidung besteht aus gewebten Matten, hergestellt aus den Fasern einer Hibiskusart. Die Weibermatte wird mit einem braunen Farbstoff und Öl nach der Herstellung dunkelbraun gefärbt; die Männermatte ist kürzer, wird zusammengefaltet und um die Taille gelegt, das eine Ende zwischen den Beinen durchgesteckt und hinten befestigt.

Die Anfertigung dieser Matten erfolgt mit Hilfe eines Webapparates (Tafelbild 89). Dieser Webstuhl hat sicherlich seine Heimat in Asien und hat von da sich über alle Weltteile, mit Ausnahme von Australien, verbreitet; er ist ein malαιο-polynesisches Gerät, kein melanesisches.

Die Wanderungen der Polynesier von ihrer asiatischen Heimat nach dem Osten bilden im ganzen ein noch sehr dunkles Kapitel in der Geschichte dieses über die Südsee so weit verbreiteten Volkes. So wie wir nicht einmal mit annähernder Sicherheit die Lage ihrer Heimat anzugeben vermögen, ebensowenig können wir die Etappenstraße mit Genauigkeit bezeichnen, auf der die Wanderer ihren Weg nach Osten nahmen. Sehen wir uns die Karte des Stillen Ozeanes an, so ergeben sich zwei Hauptwege für die Wanderungen. Der südliche Weg geht über die Sundainseln, Neuguinea, den Bismarckarchipel, die Salomoinseln, Neuhébriden, Neukaledonien und Fidji, der nördliche über die Pelauinseln oder die Marianen nach den Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln und von da weiter.

Je weiter wir uns auf dem erstgenannten Wege von Westen nach Osten fortbewegen, je mehr häufen sich die Anzeichen polynesischer Beeinflussung. Auf dem Ostende von Neuguinea, im Bismarckarchipel, auf den Salomoinseln, namentlich den südlichen Inseln der Gruppe, auf den Neuhébriden und auf Fidji, überall ist der polynesischer Einfluß merklich. Er äußert sich nicht nur in der Sprache, sondern auch in den Einrichtungen, in den Sitten und Gebräuchen der Insulaner, ja selbst in ihren körperlichen Eigenschaften.

Nun wäre es ja immerhin möglich, daß ein Teil der Polynesier diesen Weg von Westen nach Osten einschlug. Sie würden dann zunächst längs der unwirtbaren Küste von Neuguinea gegangen sein, hier aber überall, nicht nur von den kriegerischen Papua einen feindlichen Empfang gefunden haben, sondern auch ein Klima, das ihnen infolge der dort herrschenden Malaria nicht zusagte. Diese beiden Faktoren würden sie weiter gedrängt haben, bis sie sich schließlich auf den Insel-



gruppen im Osten von Neuguinea niederließen, während das Gros schließlich eine bleibende Heimstätte auf den Inseln fand, die heute noch im engeren Sinne die zentralpolynesischen Inseln genannt werden.

Ich glaube jedoch nicht, daß dies der Weg gewesen ist, den die Wanderer nahmen. Die polynesischen Elemente, die wir heute auf den meisten melanesischen Inseln vorfinden, sind das Ergebnis späterer Wanderungen der Polynesier, als sie sich bereits in Zentralpolynesien fest niedergelassen hatten, Wanderungen, die, durch Meeresströmungen und Winde begünstigt, in der Hauptrichtung von Osten nach Westen gingen. Diese Wanderungen waren teilweise freiwillige und bewusste Züge nach sagenhaften Gegenden, und die Überlieferung der Polynesier weiß heute noch manches darüber zu berichten, teilweise waren sie jedoch unfreiwillig und zufällig, indem seefahrende Polynesier durch Winde und Strömungen weit von ihrer Heimat verschlagen wurden und endlich auf melanesischen Inseln landeten. Daraus erklärt es sich, daß die den zentralpolynesischen Inseln am nächsten gelegenen melanesischen Inselgruppen, wie Fidji, Neuhebriden und Südsalomoinseln, die meisten polynesischen Einflüsse aufweisen. Diese Wanderungen fanden statt seit der Zeit der Niederlassung in Zentralpolynesien und erstreckten sich demnach über eine Zeitspanne von vielen Jahrhunderten, da sie bis zur neuesten Zeit reichen; denn kein Jahr vergeht, das nicht angetriebene Polynesier auf melanesischen Inseln zu verzeichnen hat.

Daß die Polynesier auf ihren Wanderungen von Westen nach Osten wenig, vielleicht gar nicht mit den Papua in Berührung kamen, glaube ich durch folgende Betrachtung beweisen zu können.

Es ist bekannt, daß die Zentralpolynesier ein begabtes und in der Entwicklung weit vorgeschrittenes Volk sind. Wir dürfen annehmen, daß die heutige Kultur, oder richtiger die Kultur, die von den europäischen Entdeckern vorgefunden wurde, der Überrest einer früheren höheren Kultur war, die während einer jahrhundertlangen Wanderung unter unzähligen Mühsalen und Entbehrungen und beeinflusst von tieferstehenden Völkerstämmen stufenweise immer tiefer gesunken ist. Die geistige Begabung war jedoch geblieben, und daher sehen wir mit Staunen, wie Polynesier bei sorgfältiger Erziehung schnell sich dem Weißen ebenbürtig zeigen. Dies begabte Volk würde unstreitig auf seinen Wanderungen solche Einrichtungen adoptiert haben, die ins Auge springende Vorteile gewährten. Ich will hier namentlich zweierlei hervorheben, was die Polynesier auf ihren Wanderungen längs der Neuguineaküste als vorteilhafte Neuerungen erfaßt haben müßten, falls sie diesen Weg einschlugen.

Das erste ist die Töpferei. Auf der ganzen vorherbeschriebenen

südlichen Route würden die Polynesier Völker angetroffen haben, die die Töpferei kennen und sich der Tongefäße zur Zubereitung ihrer Speisen bedienen. Ich will ferner hervorheben, daß ein solcher Wanderzug ursprünglich wohl vorherrschend aus Männern bestand, und daß diese auf ihren Wanderungen vielfach eingeborene, das heißt papuanische Weiber als Gattinnen oder Sklavinnen zu sich nahmen. Nun ist die Töpferei, wie bekannt, in Neuguinea und auf einigen melanesischen Inseln eine Fertigkeit der Weiber. Diese würden sicherlich auf den Wanderungen ihre Kunstfertigkeit weiter geübt haben, um so mehr, da das Material überall anzutreffen war und die Zubereitung der Speisen in irdenen Kochgeschirren weit schneller vor sich geht als bei der polynesischen Art des Kochens durch glühend gemachte Steine. Trotzdem ist die Töpferei den Zentralpolynesiern völlig fremd geblieben; auch nicht die frühesten Entdecker berichten etwas von dieser Kunst. Wir müssen daher annehmen, daß die Zentralpolynesier weder in ihrer ursprünglichen Heimat die Töpferei kannten, noch auf ihren Wanderungen mit Völkern in Berührung kamen, denen dies Handwerk bekannt war. Daß die Polynesier aus Zweckmäßigkeitsgründen das Kochen in irdenen Gefäßen angenommen haben würden, wenn ihnen diese Methode erst einmal bekannt war, scheint unzweifelhaft. Ihre Wanderungen gingen nicht über Land, sondern über See in mehr oder weniger seetüchtigen Fahrzeugen. Es ist nun ins Auge springend, daß das Garmachen der Speisen in Töpfen auf längeren Seereisen wesentliche Vorteile gewährte gegen die ursprüngliche Zubereitung durch heiße Steine. Man brauchte die Fahrzeuge zunächst nicht durch mitgeführte Steine zu beschweren, man brauchte ferner weit geringere Mengen an Feuerungsmaterial, beides Umstände, die auf langen Seereisen in kleinen Fahrzeugen wesentlich in Betracht gezogen werden müssen. Auf der Küste von Neuguinea sehen wir heute noch auf den Booten kleine Feuerstellen aus Lehm, die als Herd für die Kochtöpfe dienen; wie einleuchtend müßte der Vorteil einer solchen Einrichtung den alten Polynesiern gewesen sein, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, Bekanntschaft damit zu machen. Aus diesem Grunde schließe ich, daß sie nicht den südlichen Weg über Neuguinea und die melanesischen Inseln einschlugen.

Ein zweites, das von einem so begabten und daneben auch kriegerischen Volke wie die Polynesier als hervorragende Neuerung adoptiert worden wäre, ist der Gebrauch von Bogen und Pfeil als Kriegswaffe. Auf der Wanderung längs der Neuguineaküste und weiter östlich würden die Polynesier nun fast fortwährend mit Völkerstämmen zu tun gehabt haben, die Bogen und Pfeil als Waffe führten. Daß der Verkehr zwischen den Wanderern und der eingeborenen Bevölkerung in der Regel



ein feindlicher gewesen ist, darf man wohl als sicher voraussetzen. Die Polynesier würden meiner Ansicht nach sehr schnell den Vorzug des Bogens und Pfeiles, der Keule und dem Speer gegenüber, begriffen und die bessere Waffe angenommen haben. Nun haben wir bei den Zentralpolynesiern jedoch keinen Fall aufzuweisen, in dem sie Bogen und Pfeil als Kriegswaffe gebrauchen. Sie sind bei der Waffe der Urheimat, bei dem Speer und der Keule geblieben, weil sie auf ihren Wanderungen nicht mit Völkern zusammengetroffen sind, von denen sie den Gebrauch einer vollkommeneren Kriegswaffe erlernen konnten.

Es bleibt meiner Ansicht nach als Wanderstraße nur die nördliche Route übrig, nämlich über Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln, und in der That sprechen die vorhandenen Thatfachen für diesen Weg.

Ich will hier jedoch vorausschicken, daß ich die Einwanderung der Polynesier in die Südsee in zwei völlig verschiedene Perioden lege, die ich unterscheide als die Einwanderung der Uropolynesier, deren Überreste heute die Zentralpolynesier sind, und die weit spätere Einwanderung eines nahe verwandten Stammes, der sich über die Karolinen, die Marshall- und Gilbertinseln verbreitete und dann in späteren Jahrhunderten wieder durch eine neue Überflutung mit zentralpolynesischen Elementen durchsetzt wurde.

Die Wanderung der Zentralpolynesier fällt höchstwahrscheinlich in eine Zeit, die viel weiter zurückliegt, als man gewöhnlich annimmt, wenn wir auch keine Möglichkeit haben, den Zeitpunkt genau zu bestimmen. Percy Smith führt in seinem Buche: „Hawaiki, the original home of the Maori“, einen Stammbaum der Herrscher Karotongas auf, der bis 450 vor Christus zurückreicht. Aber solche Überlieferungen sind mit Vorsicht aufzunehmen und dürfen nicht als sichere geschichtliche Dokumente betrachtet werden.

Wir irren kaum, wenn wir annehmen, daß die Wanderungen nicht auf einmal, wie in einem Guß, einsetzten und dann aufhörten. Sie haben sich wahrscheinlich über längere Zeiträume erstreckt; alljährlich zur günstig erscheinenden Zeit haben sich die Stämme auf die Wanderung nach Osten hin begeben und allmählich ihre Siedlungsplätze im heutigen Zentralpolynesien erreicht.

Man wird dagegen nun die Richtung der Meeresströmungen und herrschenden Winde ins Feld führen als einen Beweis dafür, daß die Uropolynesier nicht diesen Weg haben nehmen können. Ich muß nach einem langjährigen Aufenthalt in der Südsee und gestützt auf zahlreiche Beobachtungen dagegen einwenden, daß weder Strömungen noch Winde ein Hindernis gewesen sein können. Allerdings ist die Richtung dieser beiden Faktoren eine überwiegend ost-westliche, aber es gibt Zeiten des

Jahres, während deren beide nicht nur sehr schwach sind, sondern sogar eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. Zwischen dem Aequator und den Karolinen habe ich mehrfach Strömungen angetroffen, die von Nordwesten nach Südosten setzten, und dieselbe Erfahrung haben zahlreiche Schiffskapitäne gemacht, obgleich die Handbücher eine Ost-Westrichtung angaben. Die Ozeanographie des Stillen Ozeanes ist noch bei weitem nicht genau bekannt; so viel steht fest, daß namentlich die Strömungen nicht von Jahr zu Jahr gleichmäßig wiederkehren. Wo man in einem Jahre einen Oststrom antraf, gerät man häufig im folgenden Jahr zur selben Zeit in einen starken Weststrom hinein. Ein Volk, das des Seefahrens kundig war, fand sicher keine Schwierigkeit, von Ostasien nach Osten vorzubringen, namentlich wenn es getrieben wurde von überschwenglichen Erwartungen des Schönen und Beglückenden, das der Osten zu versprechen schien.

Allerdings sind die Wanderungen kaum jemals genau längs derselben Linie verlaufen. Stürme traten auf, widrige Strömungen setzten ein, und so gerieten die Wanderer bald hierhin, bald dorthin. Zahlreich werden auch die Opfer gewesen sein, die ihren Wagemut mit dem Leben bezahlten und ihren Tod in den Tiefen des Ozeanes fanden.

Trotz aller Schwierigkeiten sehen wir, daß die Wanderer endlich ein Ziel fanden und sich auf den Inseln niederließen, die sie heute noch bewohnen. Heute noch zeigen sich dem Beobachter in zahlreichen kleinen Charakterzügen und Gewohnheiten der Zentralpolynesier die Überreste der Eigentümlichkeiten, die man während der Wanderjahre annahm. Größtenteils auf das Meer angewiesen, wurden die Wanderer vortreffliche Fischer; sie lernten aber, wenn der Hunger sie trieb, neben den schmachhafteren Fischen auch alle anderen Meeres- und Riffbewohner als Nahrung schätzen, und auf Samoa zum Beispiel finden wir noch heutigentages, daß es kaum ein Tier im Meere oder auf dem Korallenriff gibt, das nicht ganz oder teilweise als Nahrungsmittel dient, mag die äußere Gestalt noch so unappetitlich sein. Der weit tiefer stehende Melanesier sieht heute noch mit Ekel und Schaudern, wie der Samoaner zum Beispiel Rifftiere mit großem Wohlgeschmack verzehrt, die er selber nur mit Widerwillen anrührt, geschweige denn als Nahrung verwendet, obgleich er sonst kein Kostverächter ist.

Das Anstete in dem Charakter der meisten Polynesier, ihre Unruhe und der wenig entwickelte Sinn für stetige, zielbewußte Arbeit ist meiner Ansicht nach eine Folge der langen Wanderjahre. Eigentum ansammeln, sich für den Nächsten aufopfern, das war auf den Wanderungen kaum möglich. Jeder sorgte für sich, sorgte zunächst für den heutigen Tag; was morgen kam, war ungewiß. Wer etwas hatte, teilte es dem Kameraden mit, soweit es eben reichte. War ein Überschuß vor-



handen, so wurde geschwelgt bis zur grenzenlosesten Verschwendung, selbst wenn man für die nächsten Tage dem bittersten Mangel entgegensehen konnte. Alle diese Charakterzüge finden wir heute noch bei vielen Zentralpolynesiern.

Nach der Einwanderung der Zentralpolynesier in ihre heutigen Wohnsitze hat dann ein viel späterer zweiter großer Strom der Auswanderung von Westen her sich über die äquatorialen Inseln, die Karolinen, Gilbertinseln usw. ergossen. Diese Wanderer haben sich mit den dort angesiedelten Polynesiern vermischt, und aus dieser Mischung entstand der Stamm, den man heute als Mikronesier bezeichnet. Diese spätere Einwanderung brachte ein Volk nach dem Osten, das mit den heutigen Malaien und Tagalen weit näher verwandt war als mit den Urpolynesiern. Auf vielen der Karolinen sind wir erstaunt, heute noch fast reine tagalische oder malaiische Typen zu finden. Eingeborene aus Amboina und Eingeborene der Rukinseln sind zum Beispiel einander dermaßen ähnlich, daß man sie sehr leicht verwechselt. Diese Einwanderung erstreckte sich nach Osten, jedoch nicht über die Gilbertinseln hinaus; nach Süden fand ein Zweig des Volkes seinen Weg nach den Greenwichinseln (Rapingamarangi), nach Ruguria, Tawu, Rukumanu, Luenuia, Sikiana bis nach den Neu-

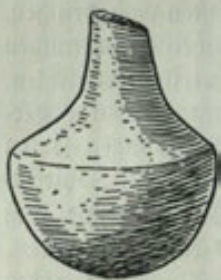


Abb. 32. Steinerne  
Mörserkeule, ge-  
funden auf Iatom  
(etwa  $\frac{1}{6}$  n. Gr.)

hebriden, und dieser Zweig führte den Webstuhl mit sich und die Kunst, Gewebe anzufertigen. Dieser nach Süden abschwenkende Zug erreichte auch die Küsten des heutigen Neumecklenburg\* sowie die vorgelagerten

\* Ein Beweis für eine Einwanderung von den indonesischen Inseln scheinen mir einige Funde zu sein, die neuerdings am Nordende von Neumecklenburg gemacht worden sind.

Hier wurde mir vor einigen Jahren eine Steinkugel (Abb. 32) mit abgebrochenem Stiel gegeben, die beim Roden eines Platzes in Räuwieng am Rusaafen gefunden worden war. Im Jahre 1904 fand ich bei einem Spaziergang auf der gegenüberliegenden kleinen Insel Rusa das Bruchstück eines bearbeiteten Steingerätes, und es gelang mir schließlich, einige weitere Bruchstücke zu finden, die alle aneinander paßten, so daß sich die Originalform des Gerätes leicht erkennen ließ, nämlich die einer Steinschüssel von etwa neunundzwanzig Zentimeter Durchmesser und achtzehn Zentimeter Höhe (Abb. 33). Die Form war etwa halbkugelförmig, am unteren Ende mehr konisch und in einen Zapfen endend, der jedoch abgebrochen war. Die schalenförmige Höhlung war sechs- bis sieben Zentimeter tief, und der vor Jahren gefundene Steinknauf paßte genau in die Höhlung, so daß ich annehmen mußte, daß beide Stücke zueinander gehörten und nur durch Zufall getrennt wurden, so daß das eine Stück, die Schale, nach der Insel Rusa geriet, während das andere, der kugelförmige Stößel, nach dem gegenüberliegenden Räuwieng verschleppt wurde. Bald darauf gelang es mir, aus einem etwas weiter entfernten Distrikt von Neumecklenburg zwei andere ähnliche Gegen-

Außeninseln, und die vielen Spuren mikronesischer Elemente, die wir heute dort noch antreffen, lassen sich dadurch erklären. Allerdings trafen die Wanderer auf dieser großen Insel eine zahlreiche papuanische Bevölkerung, der sie nicht in so hohem Maße wie auf den kleinen Inseln ihre Eigentümlichkeiten aufzwingen konnten, vielmehr verloren sie in der allmählichen Vermischung den größten Teil ihrer charakteristischen Eigenschaften und Merkmale und übernahmen die Eigentümlichkeiten des Volkes in der neuen Heimat. Auf den noch weiter nach Westen gelegenen kleinen Inseln, auf Luf, Raniet, Ninigo, Wuwulu und Nua blieben sie jedoch dem Urzustande näher. Auf Wuwulu und Nua finden wir den Stamm wohl noch am reinsten erhalten, auf den übrigen Inseln haben starke melanesische Einflüsse sich mit der Zeit geltend gemacht. Daß eine fortgesetzte Wanderung nach Süden keine bedeutenden Spuren hinterlassen konnte, schreibe ich in erster Linie dem Klima zu. Weiter im Süden lagen Neuguinea, Neupommern, die Salomoninsel, alles Gegenden, die von der Malaria heimgesucht werden, und wie heute noch ein Karolinier, nach diesen Gegenden versetzt, schnell an der Malaria zugrunde geht, so war es wohl auch zu jener fernen Zeit.

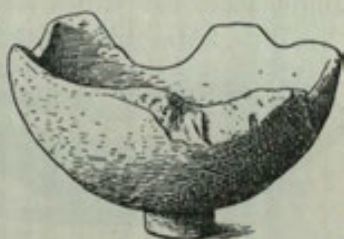


Abb. 33. Steinschale, gefunden am  
Barzinberg (Gazellehalbinsel)  
(etwa  $\frac{1}{6}$  n. Br.)

Auf seinen Wanderungen nach Südosten wurde dieser polynesischer Stamm von den Zentral- oder Urpolynesiern aufgehalten, die abermals aus ihren kaum gewählten Wohnsitzen aufgebrochen waren und neue Wanderungen unternahmen. Die Veranlassung dieser neuen Züge ist

stände zu erlangen, die in der Form etwas verschieden waren, jedoch zweifellos demselben Zweck gedient hatten. Das eine dieser Geräte war eine Steinschale (Abb. 34), in der Form eines Kugelsegmentes ohne Zapfen am unteren Ende; das andere war ein nach unten etwas verjüngter säulenartiger Steinblock mit einer aus demselben Block gefertigten Schale (Abb. 35). Die Eingeborenen wissen nicht, woher diese Gegenstände gekommen sind, haben auch keine Verwendung dafür. Weder aus Neuguinea noch von den melanesischen Inseln sind solche Gegenstände bekannt, sie müssen wahrscheinlich aus Indonesien eingeschleppt worden sein, und da der in Abbildung 35 abgebildete Block über zwanzig Kilo wiegt, so muß das Fahrzeug, worin er befördert wurde, nicht gerade klein und gebrechlich gewesen sein. [Die Abbildungen 32 bis 35 sind nach Stücken gezeichnet, die sich im Berliner Museum für Völkerkunde befinden und den von Herrn Parkinson beschriebenen Exemplaren vollkommen gleichen, wenn auch die Fundorte nicht durchweg dieselben sind. Die Stücke Abbildung 34 und 35 stammen von Nusa, die in Abbildung 33 dargestellte Schale aus der Gegend des Barzinberges auf der Gazellehalbinsel, und die Steinkugel, Abbildung 32, von der Insel Iatom. Anmerkung des Herausgebers.]



uns unbekannt. Möglicherweise sind sie eine Folge der den Zentralpolynesiern innewohnenden Wanderlust gewesen. Unmöglich ist es jedoch nicht, daß Naturereignisse von außergewöhnlichem Umfang, namentlich vulkanische Ausbrüche, die Wanderungen veranlaßt haben können. Auf den Gilbertinseln hat man heute noch sagenhafte Überlieferungen\*, die beweisen, daß eine erste Einwanderung von Samoa aus stattfand, daß diese Auswanderer mit der Heimatinsel Verbindung unterhielten, bis eine gewaltige vulkanische Katastrophe zur Besiedlung aller Gilbertinseln führte. Ebenso hat man auf Ponape Überlieferungen von Einfällen zentralpolynesischer Völker, die den Weg über die Gilbertinseln nahmen und in Ponape die alte Dynastie stürzten, neue Herrscher einsetzten und neue Einrichtungen und Sitten mitbrachten.

Diese letzte, zielbewußte Auswanderung der Arpolynesier, die ihre Wellen bis nach Ponape entsendete, fällt wahrscheinlich zusammen mit den Auswanderungen, die in Neuseeland ihr Ziel fanden.

Daß auf den Samoainseln gewaltige vulkanische Ausbrüche stattgefunden haben, die verhältnismäßig jüngeren Datums sind, dafür zeugen

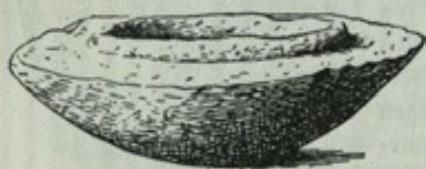


Abb. 34. Steinschale, gefunden in Rusa (etwa  $\frac{1}{5}$  n. Br.)

die mächtigen, nackten Lavafelder auf der Insel Savaii, die sich von dem Zentrum der Insel aus bis nach der Nordküste erstrecken. Nicht ohne große Mühe habe ich vor vielen Jahren dies mächtige Lavafeld bis zu seinem Entstehungspunkt in mehrtägiger, anstrengender Wanderung durchquert. Überall schritt man über Felder harter Lava, die den Eindruck machte, als ob sie erst eben eine feste Form angenommen hätte. Unzählige kleinere und größere Krater, ebenso nackt und kahl wie die Lavafelder, zeigten den Ursprung der letzteren. An manchen Stellen konnte ich die nebeneinander fließenden Lavaströme der einzelnen Krater noch deutlich auf lange Strecken verfolgen. Daß die vulkanische Tätigkeit auf Samoa heute noch nicht erloschen ist, zeigt der kleine Ausbruch auf der Insel Savaii im Jahre 1902.

Sehr vieles, das uns bisher unklar war, läßt sich nach meiner Ansicht durch die vorstehende Hypothese erklären. Greifen wir zum Beispiel zurück auf die Entstehung der gewaltigen Steinbauten in Matalanim auf Ponape. Daß diese von einem hochkultivierten Volke herkommen, ist unzweifelhaft. Ein solches Volk waren die ersten polynesischen Ansiedler. Ponape war eine der ersten größeren ozeanischen Inseln, die sie

\* Siehe „Beiträge zur Ethnologie der Gilbertinsulaner“ von R. Parkinson. Internationales Archiv für Ethnographie Band II.

auf ihrer Wanderung antrafen, und wir dürfen wohl annehmen, daß man hier eine Hauptniederlassung gründete. Die mächtigen Bauten, die man in ihrer Ausdehnung und Großartigkeit mit eigenen Augen sehen muß, um ihre volle Bedeutung zu würdigen, werden höchstwahrscheinlich dem Kultus gedient haben. Sie dienten ihm noch bis zur Einführung des Christentumes und werden heute noch im geheimen für diesen Zweck verwendet. Aber der Nebenzweck, den sie in späteren Jahren hatten, nämlich als Begräbnisplätze der hohen Häuptlinge von Natalanim, ist kaum der ursprüngliche gewesen. Die Insel Ponape bietet heute noch so viel Interessantes, daß es sich wohl lohnen würde, dort nähere Untersuchungen, namentlich Ausgrabungen, vorzunehmen. Mächtige Steinbauten finden wir außerdem auf einigen zentralpolynesischen Inseln, Bauten, über die die bestehenden Überlieferungen keine Kunde geben. So ist die Insel Sawaii und teilweise auch Upolu von mächtigen Kunststraßen durchzogen, die ohne große Schwierigkeit dem heutigen Verkehr eröffnet werden könnten, wenn der sie überdeckende Baumwuchs entfernt würde. Auf Sawaii sind diese Bauten besonders großartig; sie führen wie die Römerstraßen Südeuropas über Berggrücken und an steilen Halden entlang; tiefe Täler sind durch Aufschüttung von mächtigen Lavablöcken überbrückt worden, und in den Ebenen gewahrt man die Überreste von Steinwällen, die an den Seiten die Wege einsaßten.

Die heutigen Samoaner führen diese Wege auf die Zeit der Tonganerinvasion zurück und nennen sie *ala toga*, das heißt Tongawege. Daß die Tonganer diese Wege erbaut haben, ist schwerlich anzunehmen; wenn der Bau der Wege durch unterjochte Samoaner ausgeführt wäre, so würden wir sicherlich in den Überlieferungen etwas darüber hören, aber das ist nicht der Fall. Daß die Tonganer zur Zeit ihres Einfalls sich dieses Weges strategisch zunutze machten, scheint eher annehmbar, und daher mag der Name herrühren. Die gewaltigen Bauten waren aber schon zu jener Zeit vorhanden, und ihre Entstehungsgeschichte lag in solch fernen Zeiten, daß man bereits nichts mehr darüber wußte. Diese Wege sind nachweisbar bereits vorhanden gewesen, als der vorerwähnte große vulkanische Ausbruch auf Sawaii stattfand, denn das Lavafeld hat einen großen Teil eines solchen Weges durchbrochen und zerstört; er ist an einer Stelle bis zum Rande des Lavafeldes

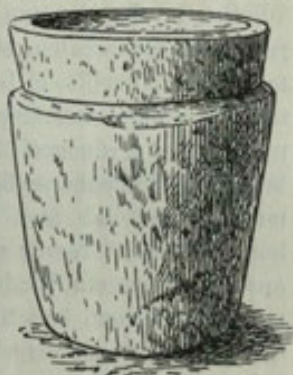


Abb. 35. Steingefäß, gefunden in Nusa (etwa  $\frac{1}{14}$  n. Br.)



noch heute verfolgbar, wird dann plötzlich von diesem unterbrochen, kann jedoch ohne sonderliche Schwierigkeit jenseits wieder aufgefunden werden.

Dies sind aber nicht die einzigen Überreste einer Vorzeit, von der heute nichts mehr bekannt ist. Im Jahre 1877 wurde die Pflanzung *Mulifanua* auf *Upolu* landeinwärts ausgedehnt; der Wald wurde abgeholzt und die gefällten Stämme nebst dem Unterholz verbrannt. Da entdeckte man, daß auf große Strecken der Boden mit aufgeschichteten Steinwällen bedeckt war. Sie bildeten kleine Vierecke von wenigen Metern im Geviert, umgeben von einem System von Wegen, die ebenfalls von Steinwällen eingefast waren. Jahrhunderte hatten nicht vermocht, die Umrisse dieser Bauten ganz zu zerstören, obgleich nur hie und da einige meterlange Stücke der Wälle einigermaßen gut erhalten waren. Das Trümmerfeld erregte meine Aufmerksamkeit, und ich forschte bei alten Samoanern, die mit den Sagen und Überlieferungen Bescheid wußten, nach, ob man vielleicht über den Zweck dieser Bauten etwas wisse. Niemand konnte mir jedoch Aufklärung geben. Ein alter Mann aus *Manono*, ein Nachkomme eines *saitaulanga* (heidnischer Priester), wußte allerdings, daß der nicht unweit der Ruinenstätte gelegene Berg *Ufolau* in längst vergessenen Zeiten Sitz einer Gottheit (wohl eines besonderen Kultus) gewesen sei; er wies auch auf einen alten Steinwall hin, der heute noch den Namen *pasa* (heiliger Wall) trägt und vom Strande aus, zwischen den Dorfschaften *Tisitifi* und *Satapuala* landeinwärts laufend, von einer Seite der Insel bis zur anderen führen soll; aber von dieser alten Kulturstätte war ihm und anderen alten Leuten, die deswegen befragt wurden, nichts bekannt. Und doch mußte hier in alter Zeit ein reges Leben geherrscht haben, das bewiesen die zahlreichen Steinärzte, die hier von den Plantagenarbeitern gefunden wurden. Leider war mir eine eingehende Untersuchung nicht möglich. Bald wurde das große Feld mit Baumwolle bepflanzt, und in kurzer Zeit machten die üppig emporschießenden Stauden alle Übersicht unmöglich. Heute würde man dort noch mit Erfolg Nachforschungen anstellen können, denn längst schon sind die Baumwollstauden verschwunden und haben *Kokospalmen* Platz gemacht, die, in weiten Abständen gepflanzt, einen besseren Überblick erlauben.

In der ganzen Anordnung der Steinwälle, die ich als Fundamente alter Bauten ansehe, besteht eine augenfällige Ähnlichkeit mit den Steinbauten in *Matalanim* auf *Ponape*. Auf der letzteren Insel bot sich in den basaltischen Säulen ein geeigneteres Material zur Herstellung der Bauten, in *Samoa* mußte man sich mit den überall in großen Mengen herumliegenden *Lavablöcken* von unregelmäßiger Form begnügen, wahr-

scheinlich in Verbindung mit Holzbauten, die selbstverständlich längst verschwunden sind, so daß wir heute nur noch die Fundamente der alten Bauwerke in teilweise sehr verklümmerten Überresten vor uns haben.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine ausführliche Darlegung meiner im Laufe der Jahre durch zahlreiche Beobachtungen gestützten Hypothese über die Wanderungen der Polynesier zu geben. Das Vorstehende ist allein zu dem Zweck angeführt worden, um das Vorkommen polynesischer Reminiscenzen in Melanesien zu erklären, nicht nur in solchen Gegenden, wo wir ein starkes polynesisches Element noch heute ungestört und bald wenig, bald mehr mit papuanischen Bestandteilen vermischt sitzen sehen, sondern auch in solchen Gegenden, wo äußerlich das polynesisches Element von dem papuanischen völlig aufgesaugt wurde, aber doch in Sprache, in manchen Sitten und Gebräuchen unverwischbare Spuren hinterlassen hat.

Schon zu der Zeit, als die Urpolynesier ihre ostasiatische Heimat verließen, bildeten sie zweifellos eine gemischte Rasse. Auf der Wanderung trat eine weitere Mischung ein, wahrscheinlich mit einem Volke, das den heutigen Alfuren sehr nahe stand. Für eine Mischung, und zwar eine recht starke mit einem Mongolenstamm sprechen zum Beispiel der blaue Geburtsfleck der Polynesier, den Dr. Bälz auch bei Mongolen nachgewiesen hat, ferner die mehr oder weniger stark auftretende Mongolenfalte des oberen Augenslides, das wir zum Beispiel häufig in Samoa, gelegentlich auf den Karolinen und auch auf Wuwulu und Lua antreffen. Die Überreste der dunkeln Völker offenbaren sich in den Haaren und in der Hautfarbe und in der vielfach breit angelegten Nase. Dann treten auch leise Merkmale auf, die auf eine Rasse hindeuten, wie sie heute in der Mittelmeergegend sesshaft ist, und die uns namentlich bei den Neuseeländern auffallen, weniger bei Tonganern und Samoanern.

Zum Schluß führe ich noch eine Äußerung Kubarys an, die er gelegentlich der Besprechung der in Samoa früher üblichen Sitte des künstlichen Formens des Schädels des Säuglings durch vier flache Steine macht.

„Was ist die wirkliche Ursache des samoanischen, respektive polynesischen Schädelbildens im allgemeinen? Warum fand man das Ideal in einem runden brachycephalen Schädel und nicht in einem ulu toi (ulu = Kopf; toi = Steinart; ulu toi demnach = artförmiger Kopf), den wir schon bei den Nachbarn, den Viti wie den Melanesiern überhaupt wohl vorfinden? Die einstigen Polynesier waren sicher Kurzschädler, die ihren Schädel, verglichen mit einem langen Schädel, schöner geformt fanden und beibehalten wollten. Waren aber die Urpolynesier eine reine



Rasse, so brauchten sie bei ihrer Nachkommenschaft, falls sie sich nicht mit einer langschädeligen Rasse vermischten, ja keine langen Schädel zu erwarten. Aus dem großen Eifer aber, den die Samonaner für die Erhaltung ihrer Kopfform entwickelten und der seinerzeit ein sehr ausgeprägter gewesen sein muß, da er sich all den anderen von Samoa abgezweigten Stämmen der Polynesier mittheilte, kann man schließen, daß die derzeitigen Polynesier oder vielmehr die Ursamoaner in ihrer Nachkommenschaft oft Langschädel vorfanden und, an ihrer urheimatlichen Form festhaltend, diese zu unterdrücken suchten.“



88. Weiber von den Greenwichinseln





89. Weber bei der Arbeit



90. Duf-Duf-Tänzer auf dem Festplatz (Gazellehalbinsel)



91. Der Duf-Duf präsentiert sich auf dem Wasser



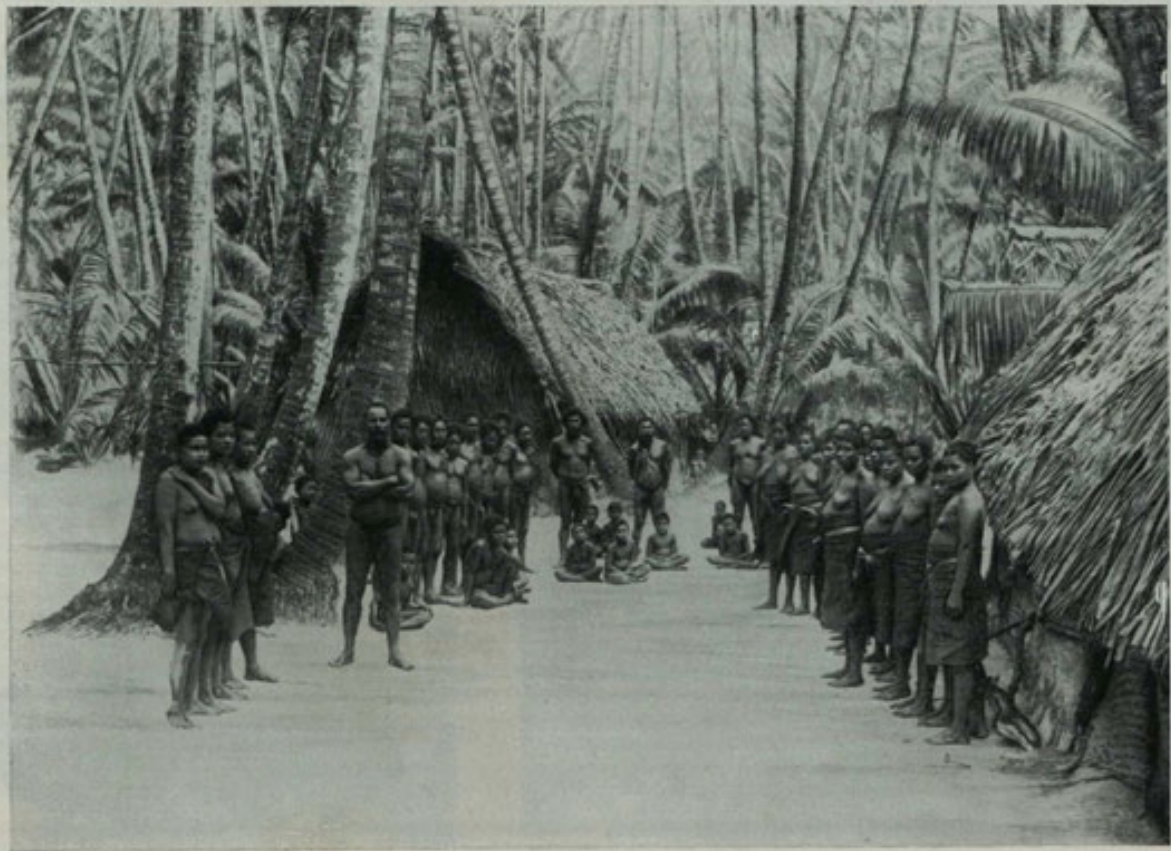
92. Der Duf-Duf bei der Landung



93. Schädelmasken von der Gazellehalbinsel

Mittlere mit Querholz, um zwischen den Zähnen gehalten werden zu können





94. Dorfszene auf Nukumanu

## IX. Geheimbünde, Totemismus, Masken und Maskentänze

Fast allen Melanesiern ist es eigen, daß sie Verbindungen bilden und mit Geheimnissen umkleiden, die den Nichtmitgliedern und namentlich den Weibern vorenthalten werden.

Es ist schwer zu ergründen, was wohl die Veranlassung zu diesen Einrichtungen gewesen ist. Von den Eingeborenen selber den Ursprung zu erfahren, wenn er eine Anzahl von Generationen zurückliegt, halte ich für aussichtslos; man wird hier wie in so vielen anderen Fällen als einzige Erklärung die Auskunst erhalten: „Unsere Vorfahren haben es so gemacht, und wie wir es von diesen gelernt haben, machen wir es auch.“

Sich in den Gedankengang eines Melanesiers hinein zu versetzen, ist nicht leicht. Er steht geistig auf einer tiefen Stufe; logisches Denken ist ihm in den allermeisten Fällen eine Unmöglichkeit; was er nicht durch Wahrnehmung seiner Sinne begreift, ist Zauberei und magische Kunst, worüber weiter nachzugrübeln eine völlige nutzlose Arbeit ist. Höchstwahrscheinlich liegt denn auch die Erklärung zu manchen geheimen Verbindungen und zu den damit in Verbindung stehenden Einrichtungen in Gebräuchen, die in der Zauberei ihren Ursprung haben, entweder um die üblen Folgen des Zaubers abzuwenden, oder um durch seine Hilfe den Teilnehmern günstigere Lebensbedingungen zu schaffen.

Nicht selten stehen Ahnenkultus und totemistische Ideen mit den Geheimbünden in engerer oder in weitläufigerer Verbindung, aber auch hier ist die Veranlassung wohl in Zauberei und Geisterglaube zu suchen, und es ist daher kein Wunder, wenn die Eingeborenen alle aus diesen Quellen herrührenden Gebräuche miteinander in Zusammenhang bringen und im Laufe der Zeit ein gewisses System in ihrer Ausübung ausbilden.

Es ist nicht meine Absicht, den geistigen Kern der Geheimbünde bis auf ihren Ursprung zu erforschen; ich werde im nachstehenden versuchen, die einzelnen Verbindungen dieser Art im Bismarckarchipel und



in den vormalß deutschen Salomoinseln zu schildern, wie sie sich heute dem Beobachter darbieten.

Wenn ich hier das Wort „Geheimbund“ gebrauche, so muß ich im voraus hinzufügen, daß ich die darunter verstandenen Vereinigungen der Eingeborenen nicht in dem Sinne aufgefaßt wissen will, wie wir in Europa wohl das Wort verstehen. Ein „Geheimbund“ in der zivilisierten Welt ist eine Vereinigung einzelner Personen, die unter sich bekannt sind, manchmal auch dies nur in beschränktem Maße, immer aber allen Nichtmitgliedern des Bundes unbekannt bleiben; ja manchmal ist selbst das Bestehen eines solchen Bundes ein tiefes Geheimnis. Die Geheimblinde der Eingeborenen können auf diesen Namen nur insofern Anspruch erheben, als ihre Gebräuche und deren Zweck allein den Mitgliedern des Bundes bekannt sind; die Mitglieder selber sind der Gemeinschaft bekannt, und eben dieser Umstand gibt ihnen ein Übergewicht über Nichtmitglieder im gewöhnlichen Leben und bildet für die letzteren eine Triebfeder, sich in diese Verbindung der Bevorzugten aufnehmen zu lassen.

So weiß zum Beispiel auf der Gazellehalbinsel jedes Weib und jeder Nichteingeweihte, wer zu der Verbindung des Duk-Duk gehört; so weiß in Nord-Bougainville jeder Dorfbewohner, wer in die Geheimnisse des Kul-Kul oder Burru eingeweiht ist.

Auch die Gebräuche der Geheimbünde sind nicht immer den Aneingeweihten ein Geheimnis. Sobald die Geheimbündler zu irgendeinem bestimmten Zweck, der ihrer Verbindung dienlich ist, es für gut befinden, sich der Öffentlichkeit zu zeigen, so tun sie dies, allerdings auch dann das Geheimnis dadurch wählend, daß die aktiven Mitglieder maskiert erscheinen. So zeigen sich auf der Gazellehalbinsel der Tubuan und der Duk-Duk den Nichtmitgliedern, in ihren charakteristischen Maskierungen von Dorf zu Dorf wandernd; daselbe finden wir in Bula, wo der Kolorra sich maskiert der Öffentlichkeit zeigt. Stets aber bleibt der eigentliche Festplatz oder Zusammenkunftsort den Aneingeweihten auß strengste verschlossen, und sein Betreten wird mit schweren Geldbußen, häufig mit dem Verlust des Lebens bestraft.

Die Eingeweihten halten den Aneingeweihten gegenüber die Geheimnisse der Verbindung streng verschwiegen, und es ist auch für den Europäer sehr schwer, das Geheimnis zu durchbrechen.

Die Zusammenkunftsorte, oder richtiger die Festplätze der Vereinigungen zu betreten, fällt dem Europäer bei näherer Bekanntschaft mit den Eingeborenen nicht schwer; aber selten sieht er dort viel, was ihm eine Aufklärung über den Zweck oder über die Gebräuche der Verbindung geben kann.

Aus dem, was wir heute über die Geheimbünde wissen, vermögen wir noch nicht, uns über Wesen und Zweck ein völlig klares Bild zu machen; wir sind, glaube ich, allzusehr geneigt, nach höheren Bedeutungen, nach einem tieferen Sinn zu forschen, und ziehen Parallelen und Schlüsse, die wenig haltbar sind. Im Laufe der Jahre bin ich allmählich zu der Ansicht gekommen, daß allen diesen Geheimbünden im Grunde jede tiefere Bedeutung fehlt, und daß sie einfach den ganz materiellen Zweck verfolgen, den Mitgliedern den Weibern und Nichtmitgliedern gegenüber ein höheres Ansehen zu verschaffen, daß die Mitgliedschaft nicht nur gewisse soziale Vorteile gewährt, sondern auch materielle Genüsse, besseres Essen, Gelegenheit zum Faulenzen, zum ungehinderten Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, sowie die Möglichkeit der Erwerbung von Eigentum auf Kosten der Nichtmitglieder. Stellenweise vertreten die Geheimbünde auch wohl den richtenden und rechtsprechenden Häuptling, wo ein solcher fehlt, und sorgen für die Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb des Stammes und für die Innehaltung der herkömmlichen Gebräuche, wobei sie allerdings häufig das eigene Interesse und das eigene Wohlergehen in erster Linie im Auge haben.

Fast in allen Fällen wird dem Aneingeweihten eine Anzahl von Schauergeschichten erzählt, von Geistererscheinungen und von Umgang mit Geistern, und zur weiteren Bestätigung wird allerhand sonderbares Geräusch hervorgebracht, angeblich die Stimmen der gefürchteten Geister. Die Einführung in den Geheimbund besteht jedoch einfach aus einer längeren oder kürzeren Absonderung der Kandidaten, aus einer Eintrittszahlung an die Mitglieder des Bundes und in der Teilnahme an gewissen Festen und Schmausereien. Etwas wirklich Neues lernt der Eingeweihte nicht; die Vorteile, die der Verein bietet, werden ihm fortan zuteil, und er erzählt nun den Eingeweihten dieselben Schauergeschichten, die ihm früher aufgebunden wurden.

Die Neuzeit hat den Geheimbünden mancherlei Feinde gebracht. Zunächst tritt als solcher der weiße Anstiedler auf; er fürchtet sich nicht vor Geistern und Geisterstimmen, er kümmert sich nicht um Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, er achtet nicht die geheimnisvollen Versammlungsplätze, und je mehr sich der Eingeborene in Geheimnissträmerei und Schweigen hüllt, je mehr hält er es für seinen Beruf, das Rätsel zu lösen. Manchmal ergeht es ihm dabei schlecht.

Ganz besonders sind die christlichen Missionare Feinde der Geheimbünde; es gibt jedoch auch unter ihnen solche, die die Geheimbünde dulden, nachdem sie deren Bedeutung erkannt und sich überzeugt haben, daß diese im Grunde harmloser Natur sind.



Zu den bekanntesten Geheimbünden des Bismarckarchipels gehört die Duf-Duf-Verbindung der nordöstlichen Gazellehalbinsel. Der Duf-Duf-Verbindung gehören ausschließlich Männer an, doch wird es einzelnen alten Weibern (Tubuan) dann und wann erlaubt, insofern dem Bunde beizutreten, als sie seine Tänze außerhalb des Taraiu mitmachen dürfen.

In der Regel sind die Festplätze, Taraiu, nur für Mitglieder betretbar. Allen Nichteingeweihten ist die Lage eines Taraiu bekannt, und sie hüten sich sehr, ihn zu betreten, denn darauf steht eine schwere Buße. Haben uneingeweihte Angehörige eines Mitgliedes vorsätzlich oder unvorsätzlich den Taraiu betreten, so muß das Mitglied wohl oder übel die übliche Sühne an den Verein zahlen.

Aneingeweihte meiden aus diesen Gründen selbstredend den Taraiu, und die Mitglieder schärfen ihnen das Verbot noch mehr ein, da sie es sind, die in der Regel für die Übertreter die immerhin für einen Eingeborenen sehr erhebliche Buße an Tabu zahlen müssen. In früheren Zeiten ist es vorgekommen, daß Weiber, die den Taraiu betraten, von den Duf-Duf-Mitgliedern getötet wurden.

Der Taraiu ist so gelegen, daß das Treiben auf ihm keinem Aneingeweihten sichtbar ist; er befindet sich im Walde unter hohen Bäumen und ist mit dicht belaubten Büschen und Sträuchern eingefast; zur Zeit der Festlichkeiten umzäunt man ihn, wenn nötig, zum weiteren Schutz gegen neugierige Blicke mit einer hohen Wand aus Kotosmatten. Auf dem Platze stehen eine bis zwei Hütten, die den Mitgliedern als Unterschlupf und auch wohl als Aufbewahrungsort für die Masken und Blätteranzüge des Duf-Duf dienen; da auf einem Taraiu häufig zahlreiche Duf-Duf-Masken aus benachbarten Distrikten zusammenkommen und die errichteten Hütten nicht alle zu bergen vermögen, so sind daneben etwa einen Meter hohe Pfosten in den Erdboden eingelassen, an denen die Laubringe, die den Anzug bilden, sowie die charakteristische Kopfbedeckung aufgehängt werden.

Der Taraiu ist der offizielle Sammelplatz für die Vereinsmitglieder. Daneben werden, gelegentlich der Tänze und Festlichkeiten, die der Verein außerhalb des Taraiu veranstaltet, auf den zeitweiligen Festplätzen umzäunte Räume für die Maskierten hergestellt, damit diese ungesehen von der Menge ihr Kostüm von einem Träger auf den anderen übergeben lassen können. Gewöhnlich wird der abgetrennte Platz mit Kotosblättern dicht umstellt, so daß die Davorstehenden nicht gewahren können, was dahinter vorgeht.

Alle Vorbereitungen zu einem Duf-Duf-Fest werden auf dem Taraiu von den Mitgliedern getroffen, namentlich findet hier die Anfertigung

der Maskenanzüge statt. Diese bestehen aus zwei Theilen, aus einer Blätterumhüllung für den Oberkörper und aus einem konischen Hut, der, den Kopf völlig bedeckend, auf den Schultern ruht. Die hergestellten Masken sind zweifacher Art, je nachdem sie einen Tubuan oder einen Dut-Dut vorstellen. Sie unterscheiden sich darin, daß die Kopfmaste des ersteren einen kurzen Keil bildet, gekrönt mit einem großen Busch aus Kakadufedern, die des zweiten dagegen lang und spitz ausläuft, manchmal bis zu einer Höhe von zwei Meter, verziert mit kleinen, buntbemalten Holzschnitzereien, Federkränzen und Büscheln, buntgefärbten Pflanzenfasern und dergleichen. Tafelbild 90 zeigt links vier Tubuan, darauf folgt ein Dut-Dut, dann wieder zwei Tubuan, zwei Dut-Dut usw.

Das Grundgerüst sämtlicher Masken ist ein konisches Gestell aus dünnen Bambusstreifen; darüber ist aus gefärbten Pflanzenfasern, Bastzeug und dergleichen Material eine Hülle gearbeitet, die den ganzen Kopf des Maskenträgers bedeckt, jedoch hinreichend weite Lücken bildet, um das Hindurchsehen zu gestatten, andererseits aber eng genug ist, um das Erkennen des Gesichtes des Maskenträgers von außen her zu verhindern. Der Laubanzug wird hergestellt aus den Blättern einer bestimmten Rotangart; die breitlanzettförmigen Blätter werden zu Kränzen verschlungen, so daß die Blätter nach außen hängen; eine Anzahl solcher Kränze, weit genug, um den Oberkörper eines Erwachsenen bequem hindurchzulassen, werden übereinander befestigt und daran aus zusammengedrehtem Laub zwei Achselbänder angebracht.

Der Tubuan, angeblich ein Geist weiblichen Geschlechtes, ist der höchste Würdenträger in der Verbindung. Nur ganz bestimmte Eingeborene, die durch Erbschaft in der Familie oder durch Kauf das Recht erworben haben, einen Tubuan erscheinen zu lassen, sind deren Eigentümer. Jeder Tubuan hat seinen bestimmten weiblichen Namen.

Die Eigentümer des Tubuan sind die an Einfluß und Muschelgeld reichsten Mitglieder der Verbindung. Wer Eigentümer eines Tubuan ist, hat damit auch die Verpflichtung übernommen, ihn standesgemäß auftreten zu lassen, und seine Nachbarn wachen darüber, daß dies geschieht. Versäumt er seine Pflicht, dann kann es wohl vorkommen, daß ihm die Berechtigung entzogen wird.

Die Übereinstimmung vieler Gebräuche der Dut-Dut-Verbindung mit den Gebräuchen der Geheimbünde auf den Salomoninseln, sowie mit den Gebräuchen der Geheimbünde des übrigen Neupommern deutet darauf hin, daß entweder von dem einen oder von dem anderen Platz eine Anregung erfolgte. Unfreiwillig werden Eingeborene häufig in ihren Kanus von starken Winden und Strömungen nach anderen Gegenden vertrieben, und es wäre irrig, anzunehmen, daß sie in allen Fällen bei



dem Betreten des neuen Landes getödet werden. Solche Verschlagene aus anderen Gegenden mögen den Geheimbund eingeführt haben, theils um dadurch an Ansehen zu gewinnen, theils in dem Bedürfnis, ihre Gebräuche aufrechtzuerhalten. Die neue Einrichtung fand Beifall und wurde dann im Laufe der Zeit mit neuen Beigaben, neuen Zeremonien und Festlichkeiten verbrämt, die den neuen Verhältnissen entsprachen.

Die Dul-Dul-Mitglieder stimmen bei den Tanzfesten der Maskierten Gesänge an, wenn sie öffentlich auftreten. Hierbei werden Worte durch besondere Endungen unkenntlich gemacht, die üblichen Bezeichnungen von Gegenständen des täglichen Gebrauches durch andere ersetzt, und dem Zuhörer, der dies alles nicht weiß, klingt das Ganze recht fremdartig und schauerlich. Eine Probe der Dul-Dul-Poesie in Übersetzung lautet:

„Warum hörst du nicht auf, Pea (eine Erdart) zu graben?“

„Sage den Dimai (ein Vogel) fort; der Dimai schämt sich!“

Dieser alte Gesang stammt aus der Zeit der Einführung in Raluana. Alle anderen Dul-Dul-Gesänge sind von demselben Zuschnitt und ebenso unverständlich; viele Stunden lang wird dasselbe Wortgeplärre fortwährend wiederholt.

Die Einführungszeremonien sind in Neulauenburg wie auf der Gazellehalbinsel im allgemeinen dieselben.

Soll ein männliches Kind, ein Knabe oder ein Jüngling, in den Bund aufgenommen werden, so meldet der Vater oder der Onkel des Betreffenden dies bei dem Eigentümer eines Tubuan an.

Kommt der Tag des Erscheinens des Tubuan heran, dann hört man dessen lautes Rufen auf dem Taraiu, und dies ist das Zeichen, die Neulinge herbeizuführen. Auf dem Taraiu lagern sich diese im Kreise, der Tubuan, mit einem leichten Stecken versehen, tanzt inmitten des Kreises, schreiend und gestikulierend, und schlägt die Neulinge mit dem Stecken; dasselbe tun auch die außerhalb des Kreises stehenden Mitglieder. Die Zeremonie endet selten ohne Schmerz- und Wehgeheul der Neulinge. Die Mütter und weiblichen Verwandten sitzen während dieser Vorgänge daheim in ihren Hütten, Wehklagen anstimmend.

Dann verteilt der Einführende, Vater oder Onkel, an die Anwesenden kleine Stückchen Tabu, etwa eine Spanne lang; der Tubuan erhält selbstverständlich ein größeres Stück. Hierauf setzt man den Aufzunehmenden ein besonders für diese Gelegenheit bereitetes Essen vor, bestehend aus Fischen, gebackenem Taro und dergleichen.

Ist diese Mahlzeit beendet, so müssen sie sich abermals im Kreise auf dem Taraiu niedersetzen, und der Tubuan tritt in ihre Mitte,

nimmt seine konische Kopfbedeckung ab, dann einen der ihn umhüllenden Laubringe, dann noch einen und so fort, bis er gänzlich entblößt da-  
steht. Dann werden die Neulinge unterrichtet, wie die Sprünge und  
Schritte des Duk-Duk zu machen sind. Inzwischen wird ihnen eingeschärft,  
nichts von dem zu verraten, was auf dem Taraiu vorgehe, und  
werden die ihnen im Übertretungsfall drohenden Strafen vorgehalten.  
Hernach wird ein reichliches Festessen, das von ihren Verwandten her-  
gerichtet wurde, auf dem Taraiu von allen Anwesenden verzehrt.

Die Einführung ist damit vollendet. Sind die Neueingeführten  
noch kleine Kinder, so müssen sie eine Reihe von Jahren warten, bis sie  
einen eigenen Duk-Duk erhalten; sind sie jedoch etwa zwölf Jahre alt,  
so erhalten sie sofort einen solchen und machen alle Ceremonien auf  
einmal durch.

Die Verleihung eines Duk-Duk erfolgt am Tage nach dem  
Geborenwerden desselben durch den Tubuan. An dem Tage der eigent-  
lichen Geburt des Duk-Duk bringen die Väter oder Onkel den mittler-  
weise heimlich angefertigten Duk-Duk-Anzug nach dem Taraiu, von wo  
aus der Tubuan seinen lauten Schrei ertönen läßt, begleitet von dem  
lauten Getöse der Holztrommeln, wodurch die Geburt des Duk-Duk  
angekündigt wird. Auch die Neulinge versammeln sich auf dem Taraiu,  
wo man während der ganzen Nacht verbleibt.

Am frühen Morgen des folgenden Tages zeigt sich der Tubuan  
mit seinen neugeborenen Kindern, den Duk-Duk, der Öffentlichkeit  
(Tafelbild 91). Manchmal kommt es vor, daß die Kanus, in denen  
man die Maskierten am Strande entlang gerudert hat, zertrümmert  
werden.

Bei solchen Festlichkeiten ist immer nur ein gebärender Tubuan  
vorhanden; man sieht jedoch stets mehrere davon bei dem Feste; sie  
sind dann, mit Ausnahme des einen, bloße Festteilnehmer aus benach-  
barten Distrikten.

Ist diese Vorführung der Duk-Duk vollendet, dann begeben sich  
sämtliche Festteilnehmer, das heißt die alten Mitglieder sowohl wie die  
Neuaufgenommenen, auf den Taraiu, und von hier setzt sich nun der  
Zug, bestehend aus allen Maskenträgern wie aus sonstigen Mitgliedern,  
nach dem Festplatze des Eigentümers des Tubuan in Bewegung. Voran  
schreiten und springen die anwesenden Tubuan, darauf folgen, ge-  
wöhnlich zu zweien, die Duk-Duk; daneben und dahinter drängt sich  
die Schar der Mitglieder, schreiend, singend, trommelnd und mit beiden  
Händen gebrannten Korallenkalk in die Luft werfend. Auf dem Fest-  
platze werden von den Maskierten Tänze aufgeführt, und Eingeweihte  
wie Uneingeweihte, Weiber, Mädchen und Kinder, die aus der



ganzen Umgegend herbeigekommen sind, lagern ringsum, den Sprüngen zusehend.

Nach den Tänzen folgt eine kleine Komödie, um den Nichteingeweihten einen Begriff zu geben von der Nacht und dem strengen Regiment des Duf-Duf innerhalb der Vereinigung. Die anwesenden Tubuan ergreifen nämlich ziemlich dicke, junge Bananenstämme, und die anwesenden unmaskierten Mitglieder springen herbei, um einen wuchtigen, laut klatschenden Hieb über den Rücken zu erhalten. Die Geschlagenen verbeißen den Schmerz, lachen und machen Witze, ergreifen auch wohl die Bananenstämme und teilen freundschaftlich nachbarliche Schläge aus, die immer erwidert werden, alles um den Eindruck hervorzurufen, sie seien gegen Schmerzen gefeit und machten sich aus solchen Kleinigkeiten nichts.

Nachdem diese Komödie beendet ist, ordnen sich sämtliche Tubuan und Duf-Duf zu einem weiten Kreis, und in der Mitte des Kreises stellen sich die Eigentümer des aktiven Tubuan auf. Tabu wird nun herbeigebracht und den in der Mitte Stehenden überreicht. Als bald setzen sich die Maskierten auf den Erdboden, und jedem der neugeborenen Duf-Duf werden drei bis vier Meter Tabu eingehändigigt. Dieser Vorgang soll zeigen, wie vorteilhaft es ist, ein Mitglied der Verbindung zu sein. Dann gehen alle, auch die Neuaufgenommenen, nach dem Taraiu zurück; die Maskierten legen ihre Anzüge ab, und nach des Tages Mähen stärkt sich nun jeder an Speisen, die von den Verwandten der Neueingetretenen herbeigeschafft wurden.

Am folgenden Tag beginnen die Duf-Duf das Einsammeln von Tabu. Der Neuaufgenommene begleitet zusammen mit mehreren Freunden und Verwandten, die alle Mitglieder sein müssen, den Duf-Duf; wird der Träger müde, so schlüpft er ins Gebüsch, legt schnell den Anzug ab, und ein anderer legt ihn an, um dann sofort weiterzuspringen und durch seinen lauten, bellenden Ruf seine Ankunft anzukündigen. Tag um Tag werden die verschiedenen Gehöfte der Nachbarschaft besucht und überall eine kleinere oder größere Gabe an Tabu eingeheimst; dies dauert in der Regel etwa einen Monat.

Während dieser Sammelzeit herrscht auf dem Taraiu ein reges Leben; die Mitglieder sind hier stets in großer Anzahl beisammen, und die Väter, Onkel und Verwandten der Neueingetretenen müssen dafür sorgen, daß stets genügende Nahrungsmittel vorhanden sind.

Nachdem das Einsammeln des Tabu beendet ist, sagt der Eigentümer des Tubuan das Ende des Festes an. Alle Mitglieder, maskierte wie unmaskierte, versammeln sich nun auf dem Festplatze des Tubuanbesizers, wo sie nach einem kurzen Tanz sich auf den Erdboden

niederlassen. Die Väter, die Onkel und die übrigen männlichen Verwandten der Neueingetretenen bringen ihnen, oder richtiger deren Dul-Dul, Geschenke an Tabu. Vater und Onkel zahlen ein bis zwei Meter Tabu, entferntere Verwandte ein kürzeres Stück, das, angebunden an einen bunten Drazänenzweig, vor dem betreffenden Dul-Dul niedergelegt wird. Die Weiber senden große Bündel hergerichteter Leckerbissen, die alle später nach dem Taraiu geschafft werden. Nach der Bescherung geht wieder alles nach dem Taraiu, und nun ist der Dul-Dul tot. Der Tubuan dagegen stirbt niemals, er ist immer vorhanden, er erscheint dann und wann bei passenden Gelegenheiten, wenn er gerade Verwendung findet; er ist unvergänglich.

Auf dem Taraiu werden nun die Masken zerstückelt; die Überreste werden in den Hütten unter die Dachsparren und sonstwo hingesteckt.

Nach dem Tode des Dul-Dul geht jeder nach Hause, aber die Sache ist noch lange nicht beendet, denn nach einigen Tagen erfolgt die eigentliche Abrechnung. Am dritten Tage nach dem Hinscheiden der Dul-Dul versammeln sich zunächst in dem Heimatsgehöft des Neueingetretenen alle diejenigen, die während der Festzeit mitgewirkt haben; ein jeder erhält ein Geschenk, das um so reichlicher ausfällt, je mehr Tabu der Dul-Dul gesammelt hat. Selbstverständlich ist dabei auch für ein reichliches Festessen gesorgt.

Am folgenden Tage versammeln sich alle Mitglieder auf dem Taraiu; Vater oder Onkel des Neuaufgenommenen tritt heran und überreicht eine bestimmte Anzahl von jungen Kokosnüssen; jede Nuß bedeutet zehn Klafter Tabu. Je mehr Tabu der Neueingetretene bezahlen muß, je höher steht er im Rang. Reiche Leute bringen am Zahlungstage bis hundert Klafter Tabu; dies ist jedoch nur Renommage, denn das Muschelgeld geht schließlich an sie zurück.

In der Regel haben die Neueingetretenen nicht so viel Tabu gesammelt, um damit alle Auslagen ihrer Einführer decken zu können; sie müssen in diesem Falle dann arbeiten, um die nötige Summe zusammenzubringen. Ist er nun endlich nach langer Mühe der glückliche Besitzer der ganzen Summe, dann kommt der große Tag der Zahlung. Vater oder Onkel bereiten ein großes Festessen, das nach dem Taraiu gebracht wird; hier versammeln sich die Mitglieder, und die ganze Summe an Tabu, mit einem bunten Drazänenblatt zusammengebunden, wird abgeliefert.

Das Festessen bei dieser Gelegenheit fällt so reichlich aus, daß man manchmal acht bis zehn Tage lang auf dem Taraiu schmausen kann; während dieser Zeit erscheint auch der Tubuan auf dem Taraiu,



läßt sein lautes, bellendes Geschrei weithin erschallen und erhält als Geschenk ein Stück Tabu von ein bis zwei Klafter Länge von jedem der Neueingetretenen. Die bisher in der Hütte aufbewahrten Reste der Duf-Duf-Maskierungen werden jetzt verbrannt, und der Eingetretene ist von nun an ein vollberechtigtes Mitglied des Vereines.

Der in den Verein Aufgenommene kann niemals wieder ausgestoßen werden; er genießt während seines ganzen Lebens alle Vorteile der Verbindung, namentlich die Teilnahme an zahlreichen Festlichkeiten, die ihm sonst mit den obligaten Schmausereien unzugänglich sein würden. Hinter ihm steht ferner im Falle der Not der Tubuan und der ganze Bund, der ihn in seinen mächtigen Schutz nimmt, wenn solches not tut.

Das Oberhaupt, gewissermaßen das leitende Prinzip im Bund, ist der Tubuan.

Zunächst hat er das Recht, Strafen aufzuerlegen, die in der Regel in Zahlung von Tabu bestehen und von ihm in Person einlassiert werden. Spricht einer ungebührlich über den Tubuan oder über Mitglieder des Vereines, gleich ist der Tubuan bei der Hand, um dafür Tabu einzufordern. Namentlich die Weiber und die Nichtmitglieder haben häufig seine schwere Hand zu fühlen. Aber auch Mitglieder, die auf irgendeine Weise sich gegen die Satzungen des Vereines vergangen haben, werden zur Rechenschaft gezogen und unterwerfen sich stillschweigend, denn hinter dem Tubuan stehen die Duf-Duf und bilden ein festes Gefüge, wogegen der Einfluß des einzelnen machtlos ist.

Der Tubuan vertritt daher das Prinzip der sozialen Ordnung und des herkömmlichen Rechtes und sorgt für seine Aufrechterhaltung. Ist der Eigentümer eines Tubuan ein liberal denkender Mann, das heißt ein Eingeborener, der weniger habfüchtig ist als sein Nachbar, so ist das Regiment des Tubuan ein verhältnismäßig gelindes. Ein habgieriger Tubuan treibt dagegen die Sache arg, und dann kann es wohl vorkommen, daß auch die Mitglieder über den auch auf ihnen lastenden Druck murren und schließlich die Tubuan aus den benachbarten Gegenden die Sache ins Geleise bringen. Im großen und ganzen darf man jedoch behaupten, daß Ausschreitungen des Tubuan zu den Seltenheiten gehören.

Als gewissermaßen höchste Gerichtsinstanz hat der Tubuan auch Mittel und Wege, Eigentum zu beschützen. Er beschützt Caro-, Yam- und Bananenpflanzungen, beschützt einzelne Bäume und große Palmenbestände, und dies alles lediglich durch Anbringung eines einfachen Zeichens, bestehend aus einem Grasbündel, einem geflochtenen Kokosblatt, einigen buntbemalten Kokoschalen usw. an dem zu beschützenden

Gegenstand. Dies Zeichen ist das Tabuzeichen des Tubuan und wird aus Furcht vor seiner Strafe streng geachtet.

Bei Sterbefällen reicher Eingeborener (Tafelbild 113) oder bei Festen zu Ehren der Vorfahren darf der Tubuan keineswegs fehlen; er verherrlicht das Fest oder die Feier durch seine Tänze, aber für seine Mühe läßt er sich gut bezahlen.

Obgleich nun der Tubuan zunächst für seinen Eigentümer Tabu zusammenrafft, so vergißt er darüber doch nicht seine Kinder, die Dul-Dul; da gilt das Prinzip: „Leben und leben lassen!“

Eine Besonderheit der Gazellehalbinsel sind die Schädelmasken; sie sind aus den Stirn- und Gesichtsknochen und aus dem Unterkiefer des menschlichen Schädels hergestellt. Um eine möglichst große Ähnlichkeit mit dem Gesicht eines lebenden Menschen zu erzielen, ist die Außenseite mit der zerstampften Masse der Ruz Parinarium laurinum überzogen und dann bemalt (Tafelbild 93). Die Maske wird entweder mit der einen Hand vor das Gesicht gehalten, oder es ist auf der Rückseite ein Querholz angebracht, das vom Träger mit den Zähnen gefaßt wird (vgl. die mittlere Maske auf dem Tafelbild 93).

Die Verwendung ist eine mehrfache. Wenn bei Eheschließungen das Muschelgeld (Tabu) verteilt wird, so nimmt der Verteiler während des Vorganges die Maske vor's Gesicht. Nach der Verteilung legt er sie wieder fort. Ein weiterer Gebrauch besteht darin, daß bei Festlichkeiten gewisse Leute, eine solche Maske vor das Gesicht haltend, sich auf den Festplatz begeben und dann einen Teil der Nahrungsmittel als Geschenk in Empfang nehmen, wozu sie unmaskiert nicht berechtigt sein würden.

Die Heimat der Schädelmasken sind die Distrikte auf dem Hochplateau zwischen dem Weberhafen und der Blanchebucht, und der Gebrauch ist auf diese Gegend beschränkt. Ein Zusammenhang der Schädelmasken mit dem Ahnenkultus ist nicht erweisbar.

Eine weit größere Bedeutung als die Dul-Dul-Einrichtungen hat für die Bevölkerung des Nordostens der Gazellehalbinsel die geheime Verbindung der Männer, die mit dem Namen Marawot oder Ingiot bezeichnet wird; sie sind tief mit dem ganzen seelischen Leben der Eingeborenen verknüpft.



Marawot, an manchen Orten auch Moramora, ist der Name des Platzes, auf dem die Männer sich versammeln, sowie für die Tänze; Ingiät, oder Iniet oder Ingiat, ist ebenfalls die Benennung für den Tanz der Eingeweihten wie für die Verbindung überhaupt.

Bei weitem die größte Anzahl der männlichen Eingeborenen gehört dem Marawot oder Ingiät an und nennt sich selbst Ingiät. Knaben werden schon im Kindesalter in den Bund aufgenommen.

Die Einführung geschieht ohne besondere Zeremonien; eine Zahlung von Tabu wird gemacht. Die Eingeführten hocken während der Tanzaufführung in einer Hütte, wo sie von den älteren Mitgliedern bewirtet werden. Der eigentliche Festplatz ist mit einem hohen, dichten Zaun umgeben, damit die uneingeweihten Weiber und Kinder nicht das dort vor sich gehende Treiben gewahren können.

Nur ganz bestimmte Personen können die Geheimnisse des Ingiät mitteilen. Jede dieser Personen hat ihren bestimmten Ingiät, dessen Eigentümer sie ist. Die Einführung in einen Ingiät berechtigt zum Beitritt zu allen anderen Ingiätverbindungen. Der Tanz ist mit geringen Abweichungen überall fast derselbe, dagegen sind die ihn begleitenden Worte des Gesanges verschieden.

Zweck dieser Einrichtung ist, die Mitglieder in alles Zauberwesen einzuführen und sie mit den zahlreichen Zauberformeln bekanntzumachen, mögen diese nun zum Gegenstande haben, häusliches Glück, Gedeihen der Familie, Schutz gegen Krankheiten oder böse Geister herbeizuführen, oder auch Krankheiten, Tod und Verderben über Nebenmenschen heraufzubeschwören.

Ich war bei zahlreichen dieser Ingiätversammlungen anwesend und will daher im nachstehenden einige derselben näher beschreiben.

In einer Lichtung war eine hohe und dichte Umzäunung von Kokos- und anderen Palmenblättern hergestellt, der innere, völlig freie, rechteckige Raum war etwa dreißig Meter lang und zehn Meter breit; an einem Ende stand eine offene Hütte von der landesüblichen Bauart. Die Schmalseite der Umzäunung, der Hütte gegenüber, war aus geflochtenen Kokosmatten sauber hergestellt, und die Matten waren mit Malereien in Schwarz, Rot und Weiß verziert; diese stellten menschliche Figuren dar mit den charakteristischen in den Knien gebogenen Beinen und den nach oben gerichteten gebogenen Armen. Die beiden Längswände waren mit allerlei buntem Laubwerk, mit Blumen und Federgirlanden geschmückt, und das Ganze machte einen recht gefälligen Eindruck. Außerhalb dieser Umfriedigung trieb sich eine große Anzahl von Eingeborenen aus den umliegenden Distrikten herum, festlich geschmückte Männer, Jünglinge und Knaben; daneben aber auch zahlreiche Weiber, die

große Bündel zubereiteter Speisen, in Bananenblätter eingehüllt, herbeibrachten.

Von dem Platze her erschallte nun ein lauter unverständlicher Gesang in höchster Kopfstimme, und die draußen stehenden Männer und Knaben begaben sich alsbald durch den engen Eingang nach dem Platze, der bald zum Erdrücken gefüllt war. In der kleinen Hütte nahmen die aufzunehmenden Knaben mit ihren männlichen Verwandten Platz; der Hütte gegenüber, mit dem Gesichte derselben zugekehrt, ordneten sich die geschmückten Männer zu mehreren nebeneinander stehenden Reihen, und auf ein gegebenes Zeichen begann der Tanz, wozu die Holztrommel sowie ein Gesang der Tänzer den Takt angaben. Der Gesang wurde von allen Tänzern in höchster Kopfstimme angestimmt und muß die Stimmwerkzeuge sehr in Anspruch genommen haben. Er endete zeitweilig plötzlich, und ein einzelner Eingeborener rezitierte dann, ebenfalls in den höchsten Tönen und mit erstaunlicher Zungenfertigkeit, eine Anzahl von Sätzen, worauf Gesang und Tanz wie vorher einsetzten. Der Tanz unterschied sich im großen und ganzen nicht von den sonstigen öffentlichen Tänzen, mit der Ausnahme, daß von Zeit zu Zeit alle Tänzer a tempo mit großer Gewalt mehrmals den Fuß auf den Erdboden stampften, wodurch ein weithin schallender, dröhnender Ton entstand; nach jedem Fußtritt wurde einstimmig ein tiefer Kehllaut ausgestoßen. Die sonstigen Bewegungen und Figuren des Tanzes, die Neigungen des Oberkörpers, die Arm- und Handbewegungen wurden mit erstaunlicher Pünktlichkeit ausgeführt, die eine langdauernde Übung bekundete.

Eine andere Eigentümlichkeit des Tanzes war die, daß er zeitweilig eine Neigung zum Obszönen zeigte, obgleich dies niemals ausartete, sondern stets nur angedeutet wurde.

Nachdem ein Tanz beendet war, traten die schweißtriefenden Tänzer vom Schauplatz ab, und neue traten auf. So ging es mehrere Stunden lang, bis alle anwesenden Parteien ihren Tanz und Gesang zum besten gegeben hatten. Nun traten die Neuaufgenommenen mit ihren Verwandten aus der Hütte hervor und legten am gegenüberliegenden Ende der Umzäunung ihr Eintrittsgeld nieder. Einige der früheren Tänzer traten dann an die Neueingetretenen heran, in jeder Hand ein geschnitztes Holzbrettchen haltend; mit diesen machten sie eine Bewegung, als ob sie die Knaben damit durchbohren wollten, und sagten dazu: *jau tung tamam* (*jau* = ich, *tung* = ein Loch machen, *tamam* = dein Kind). Andere brachten Speere, kleine, bunte Federbüschel, Hals- und Stirnbänder herbei, die sie den Neueingetretenen überreichten, um später von den Eltern oder den Onkeln derselben den üblichen Preis



dieser Gegenstände in Muschelgeld als Gegengeschenk in Empfang zu nehmen. Auf dem Festplatze werden gelegentlich auch menschliche Figuren aufgestellt; Götzenbilder kann man dieselben kaum nennen, denn man zollt ihnen keine Verehrung oder Anbetung; sie sind bildliche Darstellungen der Geister von besonders angesehenen Mitgliedern des Bundes, die man nach dem Tode zu ehren meint.

Die draußen versammelten Weiber trieben mittlerweile einen schwungvollen Handel mit den herbeigebrachten Lederbissen, an denen sich die Tänzer nach getaner Arbeit gütlich taten.

Diese genannten Festlichkeiten dauern manchmal mehrere Tage nacheinander.

Die Neuaufgenommenen sind von nun an Ingiät und dürfen ihr Leben lang kein Schweinefleisch essen, denn in dem Schwein wohnt ein böser Geist, der bei anderen Ingiätversammlungen für Zauberzwecke angerufen wird.

In dem vorher beschriebenen Fall ist die Zauberformel eine höchst einfache; durch sie sollen alle bösen Geister von den Gehöften und Wohnplätzen, von der Familie überhaupt verschucht werden. Die Anwendung besteht darin, daß der Betreffende einen Zweig des Busches Karongon zur Hand nimmt und ihn mit ausgestrecktem Arm über dem zu schützenden Platz hin und her bewegt, auch die zu schützenden Gegenstände und Personen damit berührt, wobei er die Zauberformel schnell hersagt und vielfach wiederholt.

Weit schwieriger ist es, Zutritt zu den Plätzen zu gewinnen, wo der todbringende Zauber gelehrt wird. Zu dem Ende muß der Zauberer sich in den Besitz des puta des zu Bezauobernden setzen. Puta ist alles, was mit seinem Körper in Verbindung steht oder gestanden hat; ein Teil seines Speichels, seiner Exkremente, seines Essens, seiner Kopf- oder Barthaare, ja sogar Erde, worauf seine Fußtapfen sichtbar abgedrückt sind. Es ist daher kein Wunder, wenn der Eingeborene alle diese Dinge aufs sorgfältigste verbirgt oder vernichtet, oder ihre Spuren verwischt. Unter Anrufung einer langen Reihe böser Geister glaubt der Zauberer mit Hilfe des puta den Tod seines Feindes herbeiführen zu können.

Ein Eingeborener, der in alle Ingiät eingeweiht ist und dieselben besonders wirkungsvoll zu handhaben weiß, ist infolge seiner gründlichen Kenntnisse imstande, manches auszuführen, das dem nur oberflächlich Eingeweihten unmöglich ist. So kann er sich zum Beispiel in eine Geisterfrau verwandeln, das heißt er kann nach Belieben die Gestalt irgendeiner Frau annehmen. Man zahlt ihm eine bestimmte Menge Tabu, damit er in der Gestalt eines bestimmten Weibes einen

gewissen Mann, dem man Übles zugebracht, heranlockt. Wenn dieser Mann den Versuchungen der Geisterfrau zum Opfer fällt, stirbt er durch Blutungen aus dem Penis.

Ferner kann er Tod oder Krankheit eines Menschen herbeiführen dadurch, daß er die Fußstapfen einer Person mit dem Stachel eines Rochen nach bestimmter Weise punktiert.

Es ist begreiflich, daß der Eingeborene, der sich auf Schritt und Tritt von bösem Zauber umgeben glaubt, nun auch darauf bedacht ist, Gegenzauber bei der Hand zu haben. Viele Marawot- und Ingietervereinigungen haben daher den Zweck, solche Gegenzauber und Entzauberungsformeln zu lehren. Auch diese bestehen darin, daß ein bestimmtes Wort oder ein bestimmter Spruch schnell wiederholt wird und dabei die bösen Geister der Reihe nach aufgezählt werden, um sie zu bewegen, von dannen zu gehen.

Soweit betrachtet wäre der Ingieterbund einfach eine Verbindung der Männer zur Ausübung ihrer abergläubischen Gebräuche. Er hat jedoch einen weit tieferen Einfluß, indem er die Moral der Eingeborenen vollständig untergräbt. Die Weiber ohne Verwandtschaft und alleinstehende Witwen müssen sich bei den Übungen der Ingieter in der Nachbarschaft einstellen, und die Mitglieder treiben mit diesen ohne alle Scheu Unzucht. Da die Übungen lange Zeit in Anspruch nehmen und viele der Tänzer am Orte bleiben, so streifen sie in der Umgegend herum, stehlen und rauben aus Pflanzungen und Gehöften, was sie zu ihrem Lebensunterhalt gebrauchen. Sie sind jedoch recht vorsichtig, daß sie das Eigentum anderer Ingieter nicht angreifen. Kranke werden gezwungen, sich in die Versammlungen zu begeben, und müssen Muschelgeld bezahlen, angeblich dafür, daß man den bösen Geist, der die Krankheit hervorgerufen, beschwört und unschädlich macht. Kurz, die Ingieter können tun und schalten, wie sie wollen, denn keiner wagt es, sich ihnen zu widersetzen, aus Furcht, bezaubert zu werden und eines qualvollen Todes zu sterben. Doch die Scheußlichkeiten sind damit noch nicht zu Ende. Der frühere Brauch, daß die Eingeweihten Menschenblut trinken mußten, hat allerdings aufgehört. Dagegen besteht noch immer eine große Anzahl der abscheulichsten Gefänge, die bei den Versammlungen von alt und jung gesungen werden; es ist unmöglich, sich etwas Anflätigeres und Roheres zu denken.

Bei der Aufnahme in einige Ingieter wird vor den Augen der Anwesenden Sodomie getrieben. Um diese Ansitten zu beseitigen, muß erst der Aberglaube ausgerottet werden, und das können allein die Missionare vollbringen, allerdings nicht in wenigen Jahrzehnten. In Europa blüht trotz vielhundertjährigen Christentums noch heute manch alter Aber-



glaube, gegen den die Kirche nichts auszurichten vermag, und so wird es auch hier draußen gehen.

Auf der Neulauenburg-Gruppe ist die Ingotverbindung ebenso allgemein verbreitet wie auf der Gazellehalbinsel.

Ehe ich von den Bewohnern von Neulauenburg und dem Nordosten der Gazellehalbinsel scheidet, will ich noch kurz deren Totemsystem besprechen. Auf Neulauenburg ist die Einwirkung der ursprünglichen Heimat, der Südhälfte Neumecklenburgs, daran erkenntlich, daß jede Abteilung ein bestimmtes Totemzeichen besitzt. Allerdings finden wir nur zwei große Gruppen, die sich als Maramara und Pitalaba unterscheiden und die innerhalb ihrer Gruppe keine Ehen abschließen, sondern immer in die andere Gruppe hineinheiraten. Regel ist auch hier, daß die Kinder zur Gruppe der Mutter gehören. Als Attribut hat jede Gruppe eine gewisse Mantisart; diejenige der Maramara wird „kam“, die der Pitalaba wird kogilele genannt.

Die Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel teilen sich ebenfalls in zwei große Gruppen, jedoch mit dem Unterschied, daß hier im Laufe der Zeit die Namen der Gruppen gänzlich verlorengegangen sind. Alle, die zu einer Gruppe gehören, betrachten sich als nahe Verwandte, und geschlechtlicher Verkehr innerhalb der Gruppe wird als ein großes Verbrechen angesehen; die Kinder gehören auch hier zur Gruppe der Mutter.

Nachdem ich die Geheimbünde des nordöstlichen Teiles der Gazellehalbinsel geschildert habe, wende ich mich zu den Baining.

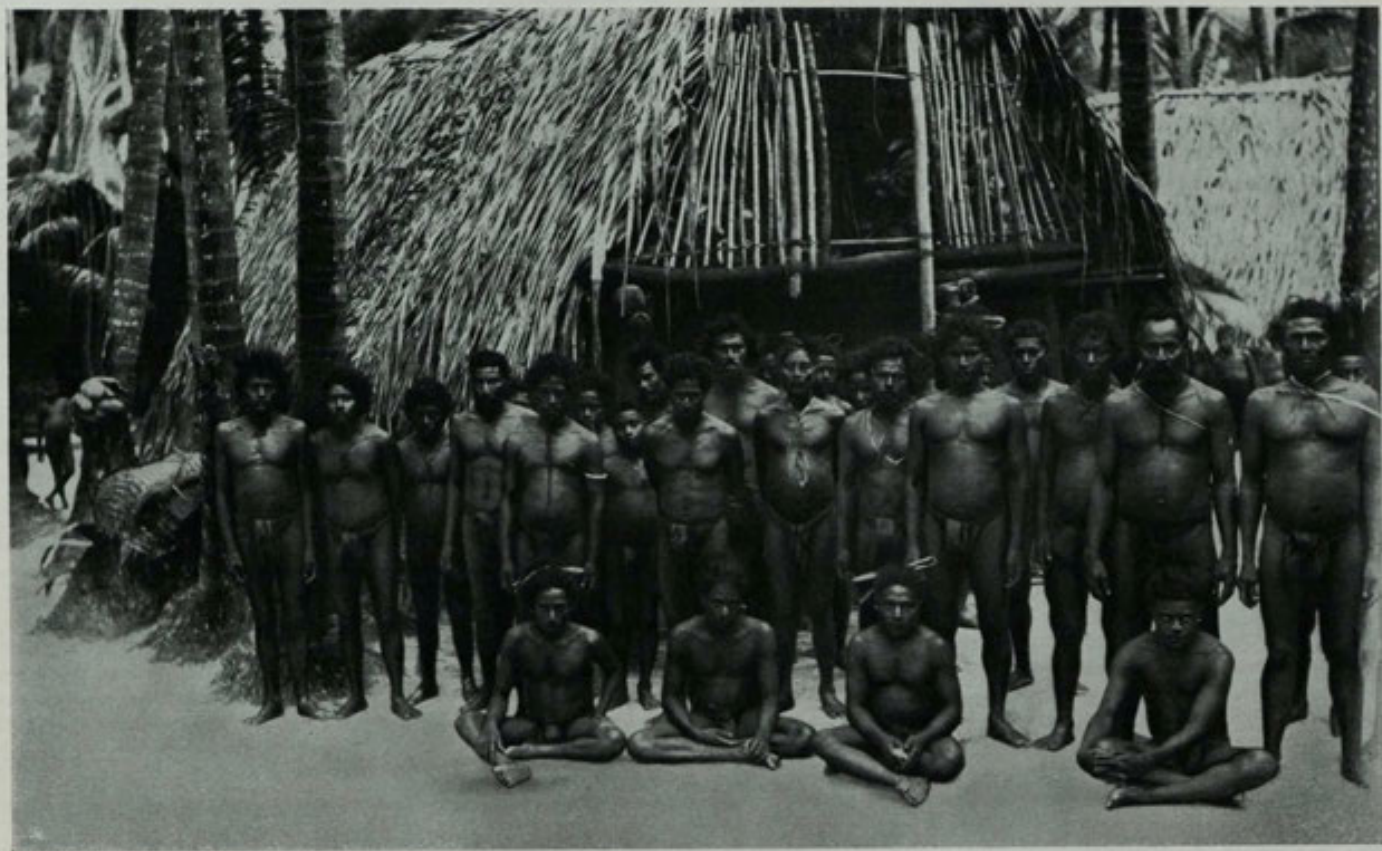
Sie sind Bergbewohner und Ackerbauer und stehen auf einer weit tieferen Stufe der Entwicklung als ihre östlichen Nachbarn. Sie bilden wohl die Urbevölkerung der Gazellehalbinsel, und es lohnt sich daher, ihre Maskentänze und Vermummungen näher zu betrachten, um so mehr da die Einführung des Duk-Duk an vielen Stellen noch ganz jungen Datums ist. Da diejenigen Stämme, die heute den Duk-Duk haben, meiner Ansicht nach ursprünglich aus der südlichen Hälfte von Neumecklenburg eingewandert sind, so liegt es nahe, anzunehmen, daß sie auch von dort her die Grundelemente des Geheimbundes mitbrachten.

Die Masken und Tänze der Baining sind erst bekannt, seitdem es der Katholischen Mission gelungen ist, in jener Berglandschaft festen Fuß zu fassen, Stationen anzulegen und die Sprache zu erlernen.



95. Weiber von Nukumanu



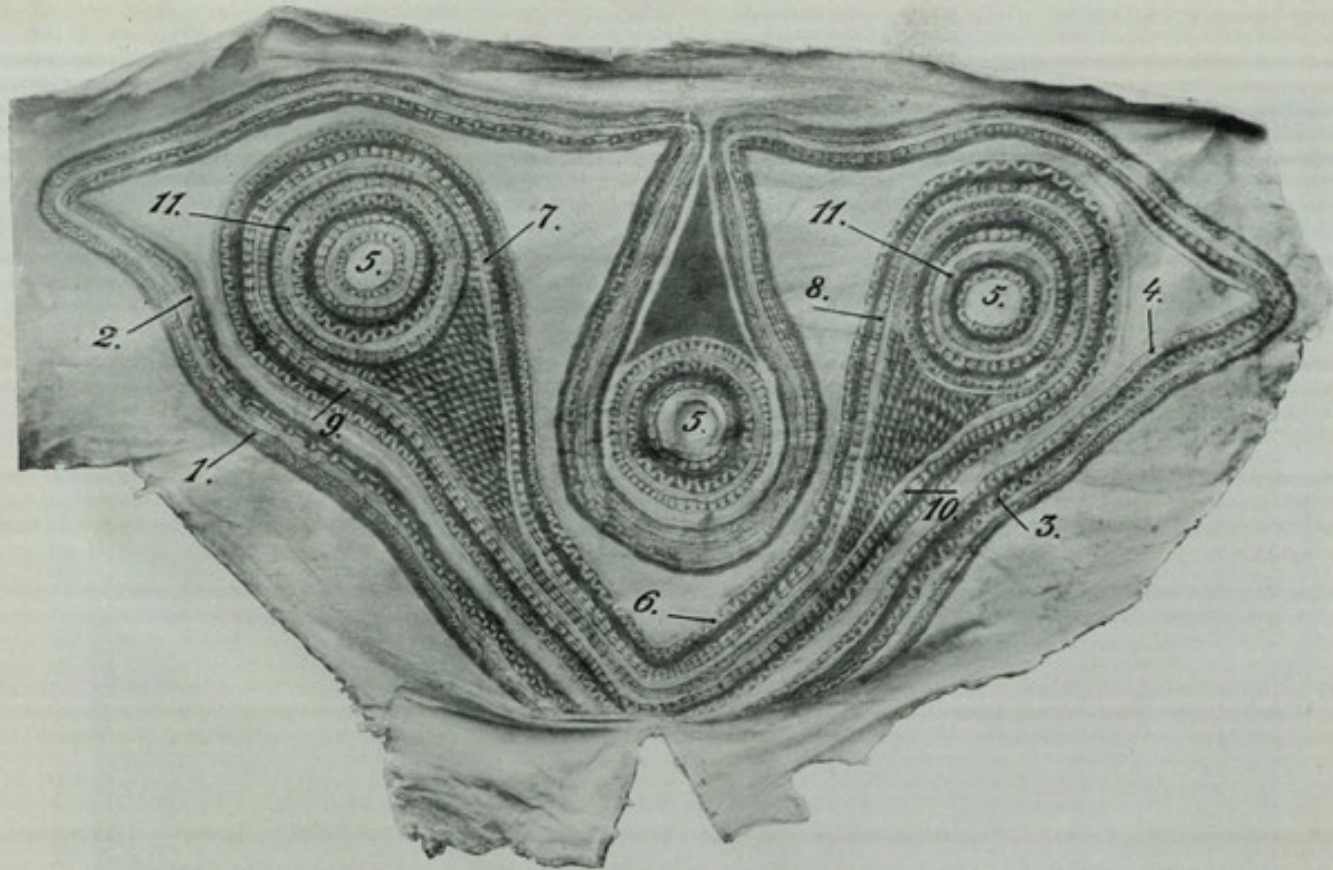


96. Männergruppe aus Nufumanu



97. Künstlich angelegte TaroPflanzung auf Tutumano





98. Bemaltes Stück Rindenzug der Vaining

Es sollen darstellen: 1. Farnkraut; 2. Wirbelsknochen der Schildkröte; 3. Einlen ohne besondere Bedeutung; 4. Insekt;  
5. Holzfeulen; 6. vgl. 3; 7. Nassschnecken; 8. Ornament Kanagoat; 9. Bäume; 10. und 11. fraglich

Über diese Tänze und den Gebrauch wie die Anfertigung der Masken berichtet Herr Pater Rascher\*:

„Nach kurzer Begrüßung des Häuptlings eilten wir dem Tanzplatz zu. Männer und Knaben trugen unter großem Lärmen kolossale Masken, die mit trockenen Blättern umhüllt waren. Andere folgten in der heitersten Stimmung mit gezierten Lanzen, Tanzstöcken und sonstigen Gegenständen, die nur bei diesen Feierlichkeiten Verwendung finden. Vom Abhang des Wasserom (ein hoher Berg) herüber ertönte Gesang mit den begleitenden Tönen der Saramuttrommel. Der Tanzplatz war sehr breit und lang und von allem Gestrüpp rein gemacht. Ganz oben stand ein mächtiges, etwa fünfzehn Meter hohes und vierzig Meter langes Gerüst, aus Bambusstangen errichtet. Vor dem Gerüst und mit diesem verbunden zog sich ein drei bis vier Meter breiter Tisch, ebenfalls aus Bambus, hin. Angeheure Massen von gekochten und ungekochten Caros, Bams und Bananen waren darauf zur Schau ausgestellt. Jede Stange und jedes Querstück des Gerüstes war von unten bis oben zierlich mit Girlanden von Kokos, Bananen, Nüssen, Zuckerrohr usw. geschmückt. Vor dem Tische kauerten die festlich geschmückten Frauen und Kinder. In der Mitte dieses bunten Haufens hatte das Orchester Platz genommen, das nur aus Weibern bestand, von denen eines eine Holztrommel bearbeitete, einige andere das Ende eines Bambusrohres auf die bloße Erde oder auf Steine stießen; ein anderes Weib schlug mit einem kurzen Tambourstock auf ein brettförmig zugehauenes Stück Gallipholz. Gerade als wir anlangten, begann der Reigen der Frauen. Ungefähr zehn bis fünfzehn sowie einige Mädchen trippelten langsam und stillschweigend im Kreise umher.

Jede Tänzerin, auch kleine Mädchen, trug ein Kind auf den Schultern, das mit den Händen ihren Kopf umfaßte. Das Zetergeschrei dieser kleinen „Reiter“ war zuweilen furchterregend.

Gegen zehn Uhr ungefähr kamen plötzlich vier bis fünf von Kokosöl triefende Gestalten zum Vorschein. In diesem Augenblick mündeten auch die Zuschauer und Gäste, Weiber und Kinder, die von weit hergekommen waren, auf den Festplatz. Sie lagerten sich dorfsweise. Die phantastisch aufgepußten Tänzer kamen immer näher. Beim Gehen stützten sie sich auf Lanzen. Bald schritten sie gebückt daher, bald richteten sie sich, den Leib heftig einziehend, wieder auf, blieben dann wieder wie erschöpft stehen, leuchteten und spreizten die Beine. An den Fußknöcheln trugen sie an eine Schnur gereihte Nußschalen, die ein Rascheln verursachten. Eine mit Kaladu- und Papageienfedern geschmückte Lanze ging jedem

\* Der Bericht mußte leider gekürzt werden.



vom Gefäß durch die Veine. Der Lanzenschaft steckte zwischen den Beinen in einer Scheide aus Tapa, die an einem schmalen, bemalten Tapa-gürtel hing, der selbst wieder am Ende des Rückgrates durch die Haut gezogen war, um die Lanze von hinten festzuhalten. Sowohl mitten auf dem Gefäß als auch vorne am Schambecken ist ein Fächer aus Kasuarfedern angebracht. Auf dem vorderen Fächer befinden sich immer der ausgebalgte Kopf und Hals eines Kakadu. Stampfend und in raschem Tempo erreichten sie den Tanzplatz. Die Weiber traten scheu zurück, doch gleich darauf erschienen andere Tänzerinnen und schlossen sich dem Reigen der Männer an. Letztere gingen wie die Frauen stillschweigend im Kreise umher. Bei jedem neuen Übergang des Tanzes machten die im Kreise herumgehenden Männer und Weiber lehrte. Plötzlich ertönte vom Fuße des Abhanges herauf Geschrei. Siebzig bis achtzig Männer schleppten im Galopp und unter Tauchzen ein entblößtes Maskenbild herbei, richteten es unter großen Anstrengungen auf, indem sie mit Bambusstangen den Hinterteil (Oberteil) der Maske in die Höhe hoben, und legten den Vorderteil (unteren Teil) einem der Tänzer, die während dieser Szene stehen blieben, auf den Tanzstock, den man in der Eile auf dem Kopf befestigt hatte. Hierauf schritt der Tänzer mit dem Nonstrum einige Schritte voran, stampfte und raschelte, worauf er unter dem Gejohle der Menge die Maske zu Boden warf. Die Zuschauer fallen über die Maske her, reißen und schneiden die Tapa herab, um sie mit nach Hause zu nehmen. Die erste Maske, die vorgeführt wurde, maß fünfunddreißig Meter in der Länge.

Die Zahl der auf die beschriebene Weise vorgeführten Masken schätze ich auf sechzig bis siebzig.

Den Schluß des Tanzes bildete der Aufmarsch des Häuptlings. Es war schon vier Uhr vorbei. Männer, Frauen und Kinder gingen ihm bis zu seiner Toilettenhütte entgegen. Eine Anzahl Männer und Kinder trugen eine Riesenmaske vor ihm her, darauf folgte die Ehrenbegleitung; der Häuptling folgte zuletzt, in jeder Hand eine Nakanailanze tragend. Die herrlich geschmückte Lanze, die er am Gefäß befestigt hatte, wurde von zwei Leuten mittels Bambusgabeln ehrfurchtsvoll hochgehalten. Der Zug bewegte sich stillschweigend Hügel auf und ab die Anhöhe herauf. Hin und wieder beugte sich der Häuptling tief auf die Erde, zog den Bauch ein, stampfte und schritt wieder ernst weiter. Oben angekommen, setzte man ihm einen konischen Hut auf den Kopf, band ihn unten am Kinn fest und nahm ihm die zwei Lanzen ab. Hierauf befestigte man ihm die Riesenmaske auf dem Hut. Wohl zwanzig Mann standen hinter ihm, um das schwerfällige Ding mit Bambus zu unterstützen, damit es den Träger nicht erdrückte. Hierauf stampfte er einige

Minuten, dann überreichte ihm einer zwölf getrocknete und mit Luft gefüllte Schweinsblasen, die er eine nach der anderen mit aller Gewalt auf die platte Seite des Beiles schlagen sollte, daß sie recht knallten. Bei der neunten verließ ihn jedoch die Kraft, so daß einer seiner Trabanten ihm den Liebesdienst tun mußte. Die Maske des Häuptlings blieb unverfehrt; sie wurde an einen Baum gelehnt; auch wurde er seines Tanzschmuckes nicht beraubt, sondern übergab ihn seinen Leuten zum Aufbewahren. Hierauf ging er an das Gerüst und teilte die aufgeschichteten Taros, Bananen, Kokosnüsse usw. an die anwesenden Gäste aus.“

Über den Zweck und die Bedeutung der Tänze sind wir bis heute noch nicht im klaren. Herr Pater Rascher meint, sie fänden statt teils zu Ehren der Toten, teils als Vergnügungsfeste zur Zeit der Reife der Taroknollen.

Die Vorbereitungen zu einem solchen Fest nehmen bedeutende Zeit in Anspruch. Zunächst muß das Rindenzug angefertigt werden. Man stellt es her aus der Rinde des Brotfruchtbaumes, die in Wasser geweicht und mit Holzstücken geschlagen wird, um die holzigen Teile zu entfernen. Zu einer großen Maske gehören große Mengen dieses Rindenzuges, namentlich wenn das Gebilde fünfunddreißig bis vierzig Meter lang ist. Das Anfertigen des Rindenzuges ist Sache der Männer, ebenso das Bemalen. Die hauptsächlichsten Farben sind Rot, Gelb und Schwarz.

Die Wiedergabe der Zeichnungen (Tafelbilder 98—100) auf dem Rindenzug geben in meisterhafter Weise eine Vorstellung der mit erstaunenswerter Sorgfalt und ich möchte fast sagen mit künstlerischem Gefühl ausgeführten Zeichnungen.

Was ist ihre Bedeutung? Wir stehen abermals vor einem Rätsel, das schwer zu lösen ist. Die Muster sind jedenfalls überliefert, und es ist möglich, daß die heutigen Künstler einen großen Teil der ursprünglichen Bedeutung vergessen haben. Gelegentlich eines Besuches in Baining zeigte man mir zwei dieser Zeichnungen mit der Bemerkung, die eine stelle einen Menschen, die andere ein Schwein vor. Die Figuren auf einem anderen Stück Rindenzug (Tafelbild 98) wurden mir, wie folgt, erklärt: Der äußere Rand der bandförmigen Zeichnung, die das Ganze gewissermaßen umrahmt, stellt Farnkraut dar (1), der innere Rand desselben Bandes (2) stellt Wirbellknochen der Schildkröte dar; die gebrochene Zickzacklinie (3), die die Mitte des Bandes auf der rechten Seite bildet und die wir wieder als Umrahmung der beiden rechts und links von der Zentralfigur stehenden Zeichnungen finden (6), sind nach Erklärung der Eingeborenen Linien an und für sich, die der Ornamentierung dienen, ohne irgend etwas Besonderes vorzustellen; die kleinen fast T förmigen Zeichnungen auf dem Innenrand des Bandes rechts (4)



sind eine Art von Insekt, das die Blätter einer bestimmten Baumart zernagt; die mit 5 bezeichnete Ornamentierung bedeutet Holzkeulen; die Esförmigen Figuren (7), die zu Kreisen und Bändern angeordnet sind, stellen Nassaschnecken dar; an der mit 8 bezeichneten Stelle nennt man diese Figur kanagoal, ein Wort, dessen Bedeutung unbekannt ist; das Muster 9 stellt Bäume vor.

Die Abbildungen auf den Tafelbildern 99 und 100 sind photographische Nachbildungen der verschiedenen Muster auf den bemalten Rindenstoffen.

Die mit Zeichnungen versehenen Rindenzeugstücke werden nach Fertigstellung auf das Gerüst gespannt, das dem Gebilde Form gibt. Dies Gerüst besteht aus gespaltenen Bambusrohrstreifen, die mit einer feinen Liane oder mit Rotangstreifen aneinander befestigt werden. Das fertige Gerüst, das sehr stark und zähe im ganzen Gefüge ist, wird zunächst mit trockenen Bananenblättern umhüllt, und darüber werden die Rindenzeugstücke gelegt und mit einer dünnen trockenen Liane aneinandergenäht.

Die Befestigung der mit Federn geschmückten Lanze geschieht so: Man faßt mit den Fingern der einen Hand die Haut an beiden Seiten des Rückrates eben oberhalb des Gefäßes und zieht sie über das Rückgrat hervor; zwischen Hand und Rückgrat durchsticht man dann die Hautfalte mit einer Speerspitze oder einem Knochenpfriem, setzt auch wohl mit einem Messer, und zieht durch das entstandene Loch ein Band aus Rindenstoff, das zur Befestigung der Lanze dient. Die Prozedur ist sehr schmerzhaft. Sie muß häufig in den ersten Kinderjahren vorgenommen werden, denn ich sah acht- und zehnjährige Knaben, bei denen die Wunde bereits völlig vernarbt war.

Mit dem Tanze sind auch andere Kasteiungen des Leibes verbunden. Die Teilnehmer müssen während einer Periode von fünf Tagen vor dem Fest streng fasten; nur das Betelkauen ist erlaubt.

Charakteristisch für die Maskentänze der Baining ist, daß keinerlei Geheimnistuerei damit verbunden ist, weder bei der Anfertigung der Masken noch bei der Aufführung der Schausstellungen. Manche Eigentümlichkeiten finden wir wieder bei weit entfernten Geheimbünden, so das Kasteien des Leibes durch Fasten, die Geißelung durch Ruten usw.; auch der konische Hut kehrt an anderen Stellen wieder, so daß eine Verwandtschaft aller dieser Erscheinungen wohl kaum mehr bezweifelt werden kann.

Wenden wir uns weiter nach Süden, jenseits der „Weiten Bucht“ nach der Gegend südlich und südwestlich von dem Kap Orford, so betreten wir hier eine neue ethnographische Provinz; dennoch fehlen auch hier die Masken nicht (Tafelbild 101).

„Ebenso neu wie die Form ist auch die Technik dieser Masken. Um sie trotz ihrer so bedeutenden Größe möglichst leicht zu machen, sind sie nur aus einem ganz lockeren Skelett von dünnen Ruten gefertigt und im übrigen mit Blattstreifen und mit ganz leichten Markzylindern ausgekleidet.“

Die Sukka — von diesen stammen die Masken — haben viele verschiedene Masken, und jede hat eine bestimmte Bedeutung. Bei den großen Maskenfesten hat jede Maske eine besondere Funktion und trägt einen eigenen Namen.

Eine Ähnlichkeit mit dem *Dut-Dut* der Gazellehalbinsel ist nicht zu verkennen. Hier wie dort gehören die Mitglieder einem Geheimbunde der Männer an, in den Knaben und Jünglinge eingeführt werden. Die Weiber und Nichtmitglieder glauben, daß die Masken wirkliche Geister sind, die gelegentlich Kinder und Weiber verschlingen. Wenn die Weiber die Versammlungsplätze der Geheimbändler beträten, so würde dies die Zerstörung der Leibesfrucht und hinfortige Unfruchtbarkeit zur Folge haben. Um die Weiber zu warnen, wenn eine Maske in der Nachbarschaft ist, schwingt man das Schwirholz, und die Geängstigten, die darin eine Geisterstimme zu erkennen glauben, verstecken sich schleunigst.

Die Masken der Sukka haben eine gemeinsame Mutter, *Parol* genannt. Die Mutter kommt jedoch nie zum Vorschein, sondern wohnt immer auf dem Versammlungsplätze, weil sie infolge böser Wunden nicht gehen kann. Ueingeweihte glauben, daß die *Parol* dort alle großen Holztrommeln anfertigt, indem sie die Holzblöcke, woraus sie hergestellt sind, mit den Zähnen aushöhlt.

Bei Festlichkeiten kommt die Maske „Alter Mann“ nach den einzelnen Gehöften, begleitet von den wild schreienden und gestikulierenden Mitgliedern der Vereinigung. Im Gehöft angekommen, hockt der Maskenträger zunächst auf dem Erdboden, springt dann plötzlich auf und beginnt einen Tanz zu dem begleitenden Gesang seines Gefolges. Während er auf dem Boden hockt, schiebt man die kleinen Kinder an ihn heran, damit sie ihn berühren; dies soll zur Folge haben, daß solche Kinder gut gedeihen und groß werden.

Auch andere Maskierte stellen sich in den Gehöften ein mit einer Anzahl von Stecken, die aus geschmeidigen Schlingpflanzen hergestellt sind. Die Bewohner des Gehöftes stellen sich aufrecht hin, beide Hände über den Kopf erhebend, und der Maskenträger beginnt jetzt die Züchtigung.



Die Väter bringen bei dieser Gelegenheit ihre Knaben herbei und halten sie vor sich in die Höhe, damit der Maskierte sie durchprügeln kann, was zur Folge haben soll, daß sie sich kräftig entwickeln.

Weiter nach Westen zu begegnen wir abermals Geheimbünden und Masken. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, stehen sie in Verbindung mit den Beschneidungszeremonien, wenigstens ist dies der Fall auf den Französischen Inseln wie auf den Lieblichen Inseln und in den Gegenden am Südkap, östlich und westlich von dem Nöwehafen. Die abgebildete Maske aus der Gegend um Nöwehafen (Tafelbild 102) hat manche Ähnlichkeit mit der Dut-Dut-Maske der Gazellehalbinsel. Die maskierte Gestalt stellt einen Geist vor, Newo, und seine Wohnung hat er in einem geräumigen Hause, das in dem Dorfe steht, aber von den übrigen Hütten abge sondert.

Die Festlichkeiten finden alljährlich zu einer bestimmten Jahreszeit statt, und die Knaben müssen sich durch Zahlung von Muschelgeld einkaufen. Auf den Lieblichen Inseln besteht neben der vorher beschriebenen Maske noch eine Anzahl anderer, die teils bei den Beschneidungsfestlichkeiten auftreten, teils aber auch in Tätigkeit treten, wenn auf Koloßnüsse ein Tabu gelegt wird. — Bei Tänzen zur Feier der Beschneidung tragen die Tänzer maskenartige Kopfaufsätze mit bunten Federkämmen verziert (Tafelbild 117), die auffallend an ähnliche Hüte in der Gegend von Finschhafen in Kaiser-Wilhelms-Land erinnern.

Auf den Französischen Inseln treffen wir auch Masken und Kopfaufsätze, jedoch in einer anderen Form. Die hier abgebildete Maske (Tafelbild 103) wird bei den Beschneidungsfesten verwendet.

Charakteristisch ist ferner für diese ganze Gegend des westlichen Neupommerns, daß bei den Beschneidungsfestlichkeiten das Schwirrh Holz eine bedeutende Rolle spielt und wie in Kaiser-Wilhelms-Land und auf Bougainville als die Stimme eines Geistes angesehen wird, dessen Anblick den Weibern auf jeden Fall verboten ist.

Das Schwirrh Holz besteht aus einem dünnen, lanzettförmigen Holzblatt, das mit einer Schnur an eine lange Rute befestigt ist. Um ein sum mendes Geräusch hervorzubringen, schwingt man die Rute im Kreise herum; je kräftiger die Schwingung, desto lauter das Geräusch. Das Instrument wird in den Männerhäusern sorgfältig aufbewahrt und darf von den Weibern nicht gesehen werden. Aus dieser Gegend kennen wir auch als heiliges Instrument die Wasserflöte, die uns auch in Kaiser-Wilhelms-Land bis weit nach Westen begegnet. Sie besteht aus einem

etwa fünfzig Zentimeter langen, oben offenen Bambusrohr, das teilweise mit Wasser gefüllt ist. Darin steckt ein anderes Bambusrohr, oben wie unten offen; in dieses bläst der Musiker, und je nachdem er dieses Blasrohr in das Wasser eintaucht oder emporhebt, entsteht ein anschwellender oder abnehmender Flötenton. Auch dies Instrument dürfen die Weiber nicht sehen, der Flötenton ist ihrer Meinung nach eine Geisterstimme.

Auch auf der ganzen Nordwesthälfte von Neumecklenburg, auf der Sandwichinsel, auf den Fischer- und Gardnerinseln finden wir eine Vereinigung, die zu den Geheimbünden gerechnet werden muß, wenn auch Zweck und Bedeutung wesentlich andere sind wie bei den Geheimbünden Neupommerns. Es ist dies die Gemeinschaft der Männer, die auf besonderen, manchmal streng abgeforderten Plätzen die Feierlichkeiten zu Ehren und zum Gedächtnis der Verstorbenen begehrt.

Auch hier findet eine öffentliche Schaustellung statt, an der das ganze Volk teilnimmt und die malangene genannt wird.

Diese Schaustellungen finden alljährlich etwa Ende Mai bis Anfang Juli statt, und die bei dieser Gelegenheit verwendeten Masken und Schnitzwerke werden während der übrigen Zeit des Jahres in größter Heimlichkeit auf abgesonderten Plätzen, die zu betreten den Weibern und Kindern streng untersagt ist, hergestellt.

Die Festlichkeiten sind im großen und ganzen Feierlichkeiten, bestehend aus großen Schmausereien und aus Tänzen, die unter Benutzung von Kopfmasken aufgeführt werden. Die Veranstalter der Feste wissen daneben in höherem oder geringerem Grade die Vorbereitungen dazu, namentlich das Herrichten der Masken und Schnitzereien, mit Geheimnissen zu umkleiden.

Einige der Schnitzwerke werden niemals dem gemeinen Volke gezeigt, sie sind in einer dafür gebauten Hütte ausgestellt, und der Platz, auf dem die Hütte steht, ist von einer hohen und dichten Umzäunung eingeschlossen. Weibern und Kindern ist der Zutritt verboten.

Die Schnitzwerke sind verschiedener Art und dienen verschiedenen Zwecken. Die Helmmasken (Tafelbild 106), miteno, sind eigentliche Tanzmasken; sie werden auf den Kopf gestülpt, so daß sie denselben ganz bedecken; der Körper wird von der Taille an in Laub eingehüllt, und die so Maskierten führen vor dem Festhause einen Tanz auf, der im allgemeinen pantomimisch die Annäherung beider Geschlechter zur Dar-



stellung bringt. Begleitet wird dieser Tanz oder richtiger die pantomimische Aufführung von dem Gesang der Anwesenden unter Bearbeitung der Holtrommel oder durch Klopfen trockener Bambusrohrstücke mit dünnen Holzstäbchen.

Tafelbild 118 zeigt ein Maskenhaus im Labangerarum auf Neu-  
mecklenburg am Tage der Festlichkeit. Auf dem unteren Bord stehen in Reihe die Tanzmasken; auf dem oberen Bord stehen die sogenannten kepong. Den letztgenannten Masken ist es eigentümlich, daß sie an beiden Seiten des Kopfes flügelartige Ansätze besitzen, die Ohren darstellen. Mit diesen Masken wird nicht getanzt. Die männlichen Verwandten der Verstorbenen, zu deren Ehren und Andenken die kepong angefertigt worden sind, setzen diese wohl auf den Kopf, aber sie gehen schweigsam damit im Dorfe von Haus zu Haus. Vor jedem Wohnhause stillstehend, erhalten sie ein Stückchen des dortigen Muschelgeldes, wohl eine Art Zahlung für den bei der Festlichkeit erforderlichen Aufwand an Schmausereien.

Den kepong nahe verwandte Masken, aber viel größer und sorgfältiger geschnitz, sind die matua. Weil sie zu schwer sind, um damit im Dorfe herumzugehen, so setzen sich die Verwandten der Verstorbenen sie vor dem Maskenhause auf den Kopf und bleiben dort stehen.

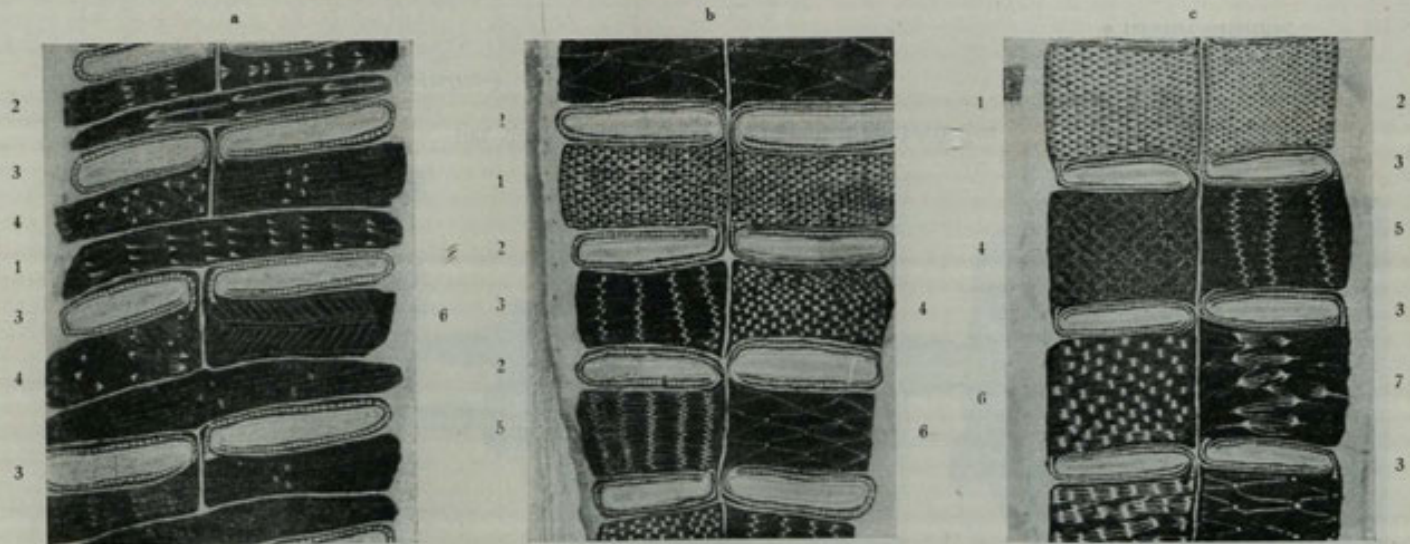
Wenn die kepong und matua auf dem Festplatz zum Vorschein kommen, entsteht ein lautes Wehklagen der Versammelten, und die Namen der Verstorbenen, die durch diese Schnitzwerke geehrt werden sollen, werden unter Zammern und Schluchzen laut gerufen.

Außer den genannten Schnitzwerken gibt es eine weitere Art, die, wie der am unteren Ende angeschnitzte Zapfen andeutet, in den Erdboden gesteckt werden, so daß sie aufrecht stehen; sie sind eine Abart der matua und werden totok genannt (Tafelbild 110).

Auf den Gardner- und Fischerinseln, sowie in den Gegenden Neu-  
mecklenburgs, die diesen Inseln gegenüberliegen, findet man noch eine weitere Art von Schnitzwerken, die demselben Zweck dienen wie die matua und totok. Es sind dies geschnitzte Bretter, teilweise in Relief oder in durchbrochener Arbeit, oder in durchbrochener Arbeit geschnitzte Balken, beide manchmal von beträchtlicher Größe; sie werden mit einem Gesamtamen turu genannt (Tafelbild 119).

Die Anfertigung der Tanzmasken, tatanua oder miteno, ist einem jeden, der es bewerkstelligen kann, freigestellt; dagegen werden die übrigen Schnitzwerke von bestimmten Künstlern gegen Zahlung hergestellt.

Die Schnitzwerke, diejenigen in Maskenform wie die anderen, die als Erinnerungszeichen an Verstorbene angefertigt werden, zeigen häufig phantastisches Beiwerk; es entspricht der Eingebung durch den Geist



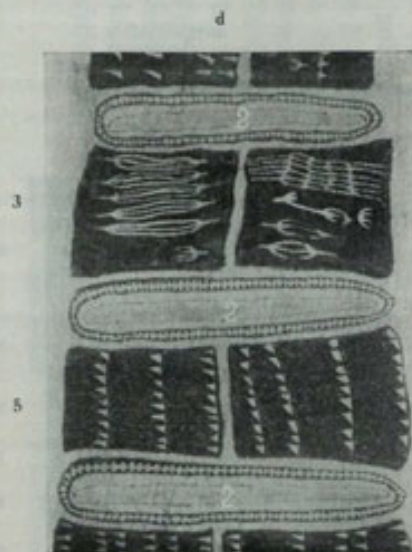
99. Verschiedene Muster von bemalten Rindenstoffen

- a 1. Schmaroher, der auf Bäumen wohnt  
 2. Tabakspfeifen  
 3. Magen oder Eingeweide  
 4. Blüten  
 6. Fischgräten

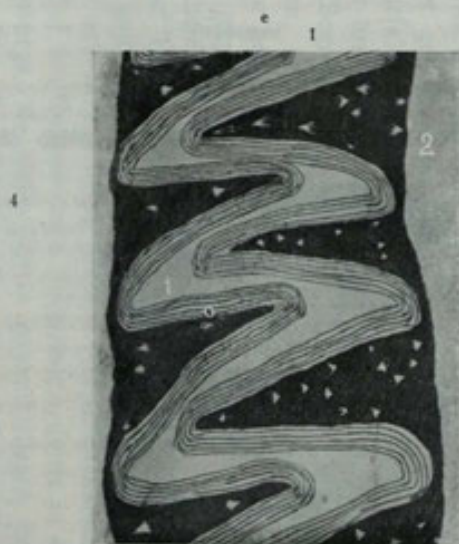
- b 1. Keulen  
 2. Magen oder Eingeweide  
 3. Fischgräten  
 4. Neb  
 5. Fischgräten  
 6. Neb

- c 1. und 2. Keulen  
 3. Magen oder Eingeweide  
 4. Ornament ohne Bedeutung  
 5. Fischgräten  
 6. traglich  
 7. Hände

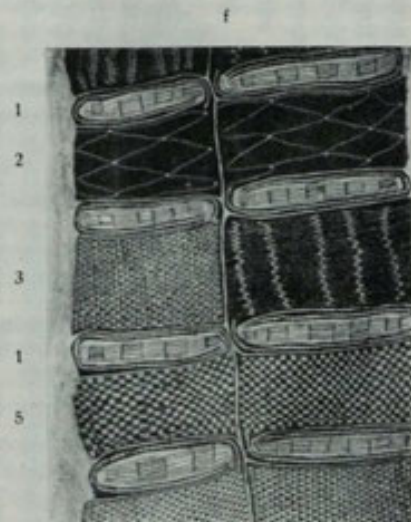




d 2. Magen oder Eingeweide  
3. und 4. Bambusgerüst eines Kopfaufhanges  
5. Reuten



e 1. gedrehte Fäden  
2. Hände



f 1. Magen oder Eingeweide  
2. Reifform  
3. Reuten  
4. Fischgräten  
5. varierter Reiferstoff

100. Verschiedene Muster von bemalten Rindenstoffen



101. Tanzmaske vom Kap Orford  
(Südostküste von Neupommern)





102. Maske bei Beschneidungsfeften. Liebliche Inseln und  
Möwehafen (Westliche Südküste Neupommerns)



103. Kniender Maskenträger von den Französischen Inseln

des Verstorbenen, der sich dem Schöpfer des Bildwerkes in Gestalt des manu (Vogel) des Verstorbenen offenbart. Der manu des Verstorbenen ist das Abzeichen seines Stammes oder seiner Verwandtschaft während seines irdischen Lebens, sein Totemzeichen.

Dies Totemzeichen des Verstorbenen darf auf diesen Schnitzwerken niemals fehlen. Es stellt gewissermaßen das Familienwappen des Toten vor. Jeder Neumecklenburger hat als Familienzeichen einen bestimmten Vogel oder manu. Im Leben der Eingeborenen spielt der manu eine große Rolle; Mann und Weib, die denselben manu haben, dürfen sich nicht heiraten oder geschlechtlichen Umgang pflegen; dies gilt als Blutschande und wird mit dem Tode bestraft. Nur solche Eingeborene, die verschiedene manu haben, dürfen heiraten, und die Nachkommen dieses Paares erben stets den manu der Mutter. Mitglieder eines und desselben manu verbinden sich in der Regel zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, während Leute mit anderem Totem nicht daran teilnehmen.

Auch in den Kriegen der einzelnen Distrikte untereinander, wo manchmal viele Kämpfer auf jeder Seite vorhanden sind, teilen sich die Parteien nach dem manu der einzelnen. Es kann nun vorkommen, daß auf beiden Seiten je eine Gruppe vorhanden ist mit demselben manu; in solchem Falle gehen sich diese stillschweigend aus dem Wege und suchen mit einer Partei, die einen anderen manu hat, handgemein zu werden.

Leute, die denselben manu besitzen, betrachten sich als nahe Verwandte, auch wenn sie sich persönlich völlig fremd sind; sie nehmen sich gegenseitig freundschaftlich in ihren Häusern auf und bewirten sich, als wenn sie langjährige Freunde und Bekannte wären.

Auf den vorerwähnten großen Schnitzwerken, die den manu des Verstorbenen zeigen, finden wir bei näherer Betrachtung, daß auch andere Tiergestalten dargestellt sind, namentlich die Schlange, die Eidechse, Haifische und Delphine, das Schwein usw. Diese häufig mit künstlerischer Treue dargestellten Tierbilder gehören nicht der Reihe der manu oder Totemzeichen an, die ausschließlich der Vogelwelt entnommen sind, sondern sind Darstellungen der bösen Geister, die den manu bekämpfen, um schließlich doch von ihm überwunden zu werden.

Jedes Schnitzwerk hat daher eine besondere Geschichte, die den Kampf des manu mit dem bösen Geiste veranschaulicht. Mächtig als böse Geister sind vor allem die Schlange und die Baraneidechse; aber die guten Geister, namentlich der Buceros und die Taube, üben ihren mächtigen Schutz aus, so daß die bösen Geister denen, die diese beiden Vögel als manu haben, nichts antun können. Aus diesem Grunde



sehen wir häufig diese beiden guten Geister auf den Schnitzwerken in Zusammenstellung mit den bösen Geistern.

Von den manu sind eine große Anzahl Sagen und Märchen vorhanden. Bald haben sie dies, bald haben sie jenes vollbracht, und die Schnitzer bemühen sich, diese Sagen bildlich darzustellen.

Auf den Caensinseln (Tanga) wie auf Sankt John (Aneri) und in dem mit diesen Inseln verkehrenden Distrikt Siara auf der Ostseite von Süd-Neumecklenburg finden wir, wenn auch in abweichender Form, nicht nur das Totemwesen, sondern teilweise auch den Gebrauch der Masken, wenn auch die letzteren hier nur eine Art Schmuckwerk bei den großen Tanzfesten bilden.

Alle Bewohner dieser Distrikte haben als Totemzeichen bestimmte Tiere, die auch hier den Namen manu tragen, obgleich es nicht ausschließlich Vögel (manu) sind. Dieselben sind der manlam (Seeadler), am bal (Tauben), an dun (schwarzer und weißer Fliegenfänger), angkika oder angkäkä (Papageienarten), am pirik (Papageienart), tagau (die Wölfe), außerdem noch fumpul (der Hund) und fumbo (das Schwein).

Hier wird nicht nur strenge darauf gehalten, daß Inhaber desselben Totems nicht unter sich heiraten, sondern es ist auch nicht erlaubt, daß sein Mann zum Beispiel eine Frau, die ein beliebiges anderes Totemzeichen hat, heiratet. Die Männer heiraten vielmehr wie folgt:

Tagau heiratet stets eine Frau aus dem manlam; angkika heiratet ebenfalls nur manlam; am bal heiratet aus sämtlichen Totem; am pirik heiratet nur angkika und am bal; an dun heiratet manlam, tagau, angkika und am bal; fumpul heiratet in sämtlichen Totem, ebenso fumbo, mit Ausnahme des manlam.

Die Tiere, die als Totemzeichen dienen, werden in keiner Weise ausgezeichnet oder verehrt; man ißt sie wie alle anderen Tiere.

Die Kinder erben stets das Totemzeichen der Mutter. Bei Festlichkeiten und Zusammenkünften aller Art, auch in den sehr häufigen Fehden, halten alle Mitglieder eines und desselben Totems stillschweigend zusammen, und allein daraus kann der Eingeborene leicht die Mitglieder derselben Totemgruppe kennenlernen.

Im südlichen Neumecklenburg, in dem Distrikte Laur, fertigen oder richtiger gesagt fertigten die Eingeborenen, denn der Gebrauch ist durch Beeinflussung durch die christliche Mission jetzt ganz verschwunden, aus Kreide menschliche Figuren an, die mit dem Namen kulab bezeichnet wurden, und die man als Ahnenfiguren ansehen kann (Tafelbild 112).

Sobald ein Eingeborener starb, Mann, Weib oder Kind, ging einer der nächsten Verwandten nach einem bestimmten Ort, wo die Kreidefelsen jutage standen. Dort brach er ein für die Figur hinreichendes Stück und bearbeitete es dann mit seinen primitiven Werkzeugen, bis es die rohe und unvollkommene Gestalt eines Menschen hatte. Diese Darstellungen Verstorbener wurden in einer dafür bestimmten Hütte aufbewahrt, die nicht von den Weibern betreten werden durfte, vor welcher sie sich jedoch zeitweilig einstellten und ein Klagegeheul über den Verlust ihres Verwandten anstimmten. Diese Ahnenfiguren wurden nach einer gewissen Zeit stillschweigend von den Männern entfernt und zer-  
schlagen.

Ich komme nun zu den Geheimbänden in Bougainville, Buka und Nissan. Die wenigen Masken, die mir in Bougainville zu Gesicht kamen, bestanden aus gebogenen, schwarz bemalten Holzbrettern; für Mund und Augen waren Öffnungen vorhanden; auf dem schwarzen Grunde der Maske waren Ornamentierungen in Flachrelief, rot und weiß bemalt, die die bei Tänzen übliche Bemalung nachahmten.



Abb. 36. Maske aus Nissan

Auf der Nissangruppe sind die Masken bei weitem sorgfältiger hergestellt: Ein Gerüst aus Bambusstreifen, das den ganzen Kopf bedeckt, ist mit Bast überzogen, auf dem ein künstliches Gesicht mit der zerstampften Ruß von *Parinarium laurinum* nachgemacht ist; daran schließt sich eine künstliche Perücke aus Moos oder Pflanzenfasern; die Ohren werden durch abstehende geschnitzte Brettchen markiert, ganz wie bei den Neumecklenburg-Masken (Abb. 36). Dies ist die eine Art der dort gebräuchlichen Masken; eine andere stellt ein aus Holz geschnitztes Gesicht dar, auf dessen schwarzem Grunde die übliche, kunstvolle Gesichtskarikaturierung mit weißen und roten Linien sorgfältig nachgeahmt ist; die Perücken dieser Masken sind aus Menschenhaaren gemacht und zeigen die in dortiger Gegend übliche Frisur. Zu diesen Masken gehört ein eigentümliches, hemdartiges Gewand mit Ärmeln aus braun gefärbtem, dünn geklopftem Faserstoff des Brotfruchtbaumes. Dies wird über den Körper gestülpt und reicht bis an die Fersen.



Auch auf der Insel Buka sind ganz ähnliche Masken in Gebrauch.

Von Zeit zu Zeit begeben sich die Männer auf Verabredung nach einem entlegenen Ort im Walde, wo sie einen kleinen Platz säubern und kleine Hütten errichten. Den Weibern ist es aufs strengste verboten, diesen Platz zu betreten. Hier verfertigt man die Masken und Rindenanzüge. Die Vermummung wird einzig und allein als ein Mittel zur Erpressung von allerhand Eigentum benutzt. Es wird nämlich den Uneingeweihten gesagt, in der Verkleidung stecke der Geist Kolorra; wenn sie nun den vermeintlichen Geist erblicken, werfen sie schleunigst alles, was sie zur Zeit tragen, von sich und entfliehen so schnell wie möglich. Die Männer sammeln natürlich das fortgeworfene Gut auf und betrachten es als ihr Eigentum.

In Nord-Bougainville finden wir einen ähnlichen Brauch, die anscheinend eine Erweiterung und Vervollkommnung des Vorherbeschriebenen ist. Man nennt sie in Bougainville rukruk, manchmal auch burri. Der Hergang ist nun dieser: Zeitweilig erwählen die älteren Männer aus befreundeten Nachbarfamilien einen Knaben oder Jüngling, der den Kuk-Kuk noch nicht mitgemacht hat. Häuptlinge wählen gewöhnlich mehr als einen Jüngling, aber selten übersteigt die Anzahl der Erwählten die Zahl vier. Die Auserwählten werden nach der Wahl Matafesén genannt und gehören als solche während der Zeit des Kuk-Kuk den Wählern, die deren Marau genannt werden. Der Marau führt seine Matafesén nach einem entlegenen Platz im Walde, wo eine geräumige Hütte errichtet worden ist. In der Hütte werden die ballonförmigen Hüte aufbewahrt, mit denen die Matafesén bekleidet werden. Diese Hüte werden von bestimmten alten Männern angefertigt, und der Marau zahlt dem Fabrikanten für jeden Hut einen Faden Muschelgeld, Speere, Pfeile und Bogen usw. Die Matafesén müssen sich auf dem Platze aufhalten, bis ihre Kopfhaare so lang wachsen, daß sie, in den Hut eingezwängt, diesen auf dem Kopfe festhalten. (Tafelbild 121 zeigt eine Gruppe von Matafesén.) Sobald dies der Fall ist, können die Matafesén den Platz verlassen und ihre Verwandten und Heimatdörfer besuchen; sie dürfen sich aber den Weibern nie ohne Hut zeigen und müssen abends stets nach dem Platze zurückkehren. Während der ganzen Zeit arbeiten die Matafesén für ihre Marau; sie legen für sie große Pflanzungen an, werden überhaupt recht streng gehalten, und wenn es an Nahrungsmitteln gebricht, so müssen die Verwandten das Nötige herbeischaffen und außerhalb der hohen Umzäunung des Platzes niederlegen. Würden Weiber den Platz betreten, so würde man sie töten; getötet werden sie auch, wenn sie einen Matafesén zufällig ohne Kopfbedeckung sehen und dabei ertappt werden. Den Weibern wird

gesagt, daß auf dem Plage die Matasesén mit Geistern, die ruk genannt werden, verkehren. Es gibt zwei verschiedene Geister, einen männlichen und einen weiblichen. Diese Geister bringen ein Geräusch hervor, das den Ohren der Weiber so schrecklich klingt, daß sie aus Angst ihre Habseligkeiten von sich werfen und eiligst das Weite suchen. Es ist selbstverständlich, daß die Marau und Matasesén das Fortgeworfene an sich nehmen. Das so furchtbar klingende Geräusch ist nun an und für sich harmlos genug, denn das Instrument, das es hervorbringt, ist ein Schwirrholtz. Der tiefe, brummende Ton, den das Instrument hervorbringt, ist im Walde weithin hörbar, namentlich wenn mehrere auf einmal geschwungen werden.

Wenn endlich das Kopfsaar den Hut ganz ausfüllt, wird ein großes Festessen innerhalb des Plazes veranstaltet, wozu auch den Vätern und männlichen Verwandten Zutritt gestattet ist. Die Eltern der Matasesén geben nach beendeter Feste den Marau Geschenke, bestehend aus zwei bis drei Stücken Muschelgeld, Speeren, Bogen und Pfeilen und anderen Habseligkeiten. Die Hüte werden auf dem Festplaze den Jünglingen abgenommen und dort verbrannt; ebendort werden die langen Haare der Matasesén abgeschnitten, dann jedoch mit Blättern umwickelt zu einem Bündel verschnürt und in ihren Wohnhütten aufbewahrt. In der Regel läßt man eine einzelne lange Locke im Nacken stehen, die am Ende mit Perlen oder mit einer Muschel verziert wird. Nach dem Haarschneiden führen die Marau ihre Matasesén in deren Heimatdörfer zurück, und dies ist dann wieder eine Veranlassung für weitere Festlichkeiten. Bei dieser Rückkehr wird ein hoher Pfahl oder Mast auf einem freien Plage des Dorfes errichtet; dieser mit Laub und Bemalung geschmückte Mast wird von einem Marau erklettert, und dieser ruft nun von oben die Matasesén bei denjenigen Namen, mit welchen sie hinfort genannt werden; der alte Name fällt der Vergessenheit anheim. Dieser Mast wird nach der Namengebung ausgehoben, zerschlagen und verbrannt. Die Matasesén erwählen nach überstandener Ruk-Ruk-Festlichkeit in der Regel eine Frau. Sie gelten hinfort als Erwachsene und nehmen an allen Festlichkeiten der Erwachsenen teil.

Mit dem Ingiet der Gazellehalbinsel haben diese Beheimbünde das gemeinsam, daß bei den Zusammenkünften mancherlei Unzucht getrieben wird. Sodomie wird ohne Scheu ausgeübt, und man sieht darin nichts Unrechtes.

Wie im Bismarckarchipel, so finden wir auch auf den Salomoninseln das Totemsystem.

In Bula zerfällt die ganze Bevölkerung in zwei große Klassen, die als Abzeichen das Huhn und den Fregattvogel haben und dem-



entsprechend kéreu und mánu genannt werden, nach den Namen der beiden Vögel. Ein kéreu kann nur eine mánu heiraten. Verbindungen zwischen Personen gleichen Abzeichens gelten als Blutschande. Die Kinder erben stets das Zeichen der Mutter. In Nord-Bougainville hat man dieselben zwei Abzeichen, das Huhn, atóa, und den Fregattvogel, manu. Im südlichen Bougainville bestehen völlig ähnliche Verhältnisse, nur mit dem Unterschiede, daß als Stammeszeichen eine größere Anzahl von Vögeln dient, und daß die Besitzer desselben Stammesabzeichens nicht nach dem betreffenden Vogel genannt werden, sondern einen eigenen Stammesnamen führen. Die Mitglieder des Stammes, die als Zeichen die Taube (baólo) haben, heißen Baumane; die, die den Buceros (popo) haben, heißen Simáa. Mitglieder des einen Clans heiraten nur Mitglieder eines anderen Clans, aber auch hier ist es feste Regel, daß die Kinder der Sippe der Mutter angehören.

\*

Es ist klar, daß die Geheimbünde einen charakteristischen Zug im geistigen Leben der Melanesier ausmachen; sie sind meistens sehr alt und haben möglicherweise einen gemeinsamen Ursprung. Im Laufe der Zeit haben sich die Geheimbünde jedoch in den verschiedenen Gegenden verschieden entwickelt und würden sich, wenn man die Eingeborenen in Ruhe ließe, möglicherweise noch weiter entwickeln und neue Formen bilden.

\*

Wo wir in Neupommern, in Neumecklenburg, in Neuhannover, auf den Admiralitätsinseln und den vormals deutschen Salomoinselfn das Totemwesen vorfinden, da ist der damit verbundene Zweck immer derselbe, nämlich die scharfe Trennung verschiedener Gruppen, die von der Mutter ein bestimmtes Gruppenzeichen erben und deren Mitgliedern es nicht erlaubt ist, unter sich eheliche Verbindungen einzugehen. Diese Gruppen unterscheiden sich in der Regel dadurch, daß sie als Gruppenabzeichen gewisse Tiere übernommen haben, namentlich Vögel, zum Beispiel Kaladu, Taube, Buceros usw., und dies Abzeichen bei der Geburt von der Mutter erwerben. Auf der Gazellehalbinsel und im südlichen Neumecklenburg finden wir eine noch primitivere Form, indem hier die ganze Bevölkerung in zwei Gruppen zerfällt, die einfach als „wir“ (oder die unserigen) und „sie, jene“ (die ihrigen) bezeichnet werden. Ich glaube darin eine primitive Form des ganzen Systemes zu sehen. Gehen wir noch weiter zurück zu einer Zeit, als auch diese

einfache Zweiteilung nicht vorhanden war, so finden wir die älteste Bevölkerung auf einer Stufe, auf der die Ehe noch nicht vorhanden war.

Innerhalb des Stammes war in der Urzeit unzweifelhaft der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern ein völlig freier und ungebundener, und es ist in diesem Zustande begreiflich, daß die Kinder der Mutter folgten, da der Vater in den allermeisten Fällen wohl kaum nachzuweisen war. Im Laufe der Zeit mußte eine solche Inzucht sich als nachteilig und verderblich erweisen; der Stamm verlor an Kraft und Widerstandsfähigkeit und unterlag im Kampfe ums Dasein. Es scheint mir in diesem Falle, als ob recht schnell die Erkenntnis sich verbreiten mußte: Unsere Weiber gebären nicht die zur Erhaltung des Stammes genügende Nachkommenschaft, oder die Geborenen sind minderwertig und nicht imstande, das allgemeine Wohl zu fördern, folglich sind unsere Weiber nicht tauglich, und wir müssen solche aus anderen Stämmen erlangen. Diese Einsicht führte zum Frauenraub, denn wir dürfen wohl annehmen, daß zu jener fernen Zeit jeder Stamm oder jede Verbindung ein abgesondertes Ganze bildete, das mit dem Nachbar in Krieg und Fehde lag. Frauenraub ist daher die erste Grundlage zu dem, was wir heute die Ehe nennen, obgleich die Geraubten ursprünglich wohl Gemeingut des Stammes gewesen sind, ebenso wie die eigenen Stammesweiber. Der Frauenraub mußte notwendig zu einer Absonderung in Klassen führen. Stellen wir uns vor, daß zwei benachbarte Stämme ihre Weiber gegenseitig raubten, so liegt es auf der Hand, daß in Stamm Nr. 1 bald viele Frauen aus Stamm Nr. 2 vorhanden waren und umgekehrt. Wollte nun ein Mitglied aus Nr. 2 ein Weib aus dem Stamm Nr. 1 rauben, so lief es Gefahr, ein Mädchen zu ergreifen, das von einem aus seinem Stamme geraubten Weibe geboren war, also von einer Mutter, die nach seiner Ansicht nicht imstande war, kräftige und gesunde Kinder zu gebären. Zu genealogischen Erörterungen zwischen Räuber und Geraubten war nun wohl wenig Zeit und Gelegenheit, und es liegt nahe, daß man nach gewissen Abzeichen und Besonderheiten forschte, um zu verhindern, daß minderwertige, das heißt verwandte, Weiber dem Stamme zugeführt wurden\*. In Neu-hannover hat man anscheinend die Linien der inneren Handfläche als solches Erkennungszeichen angesehen und ist erst später dazu gelangt,

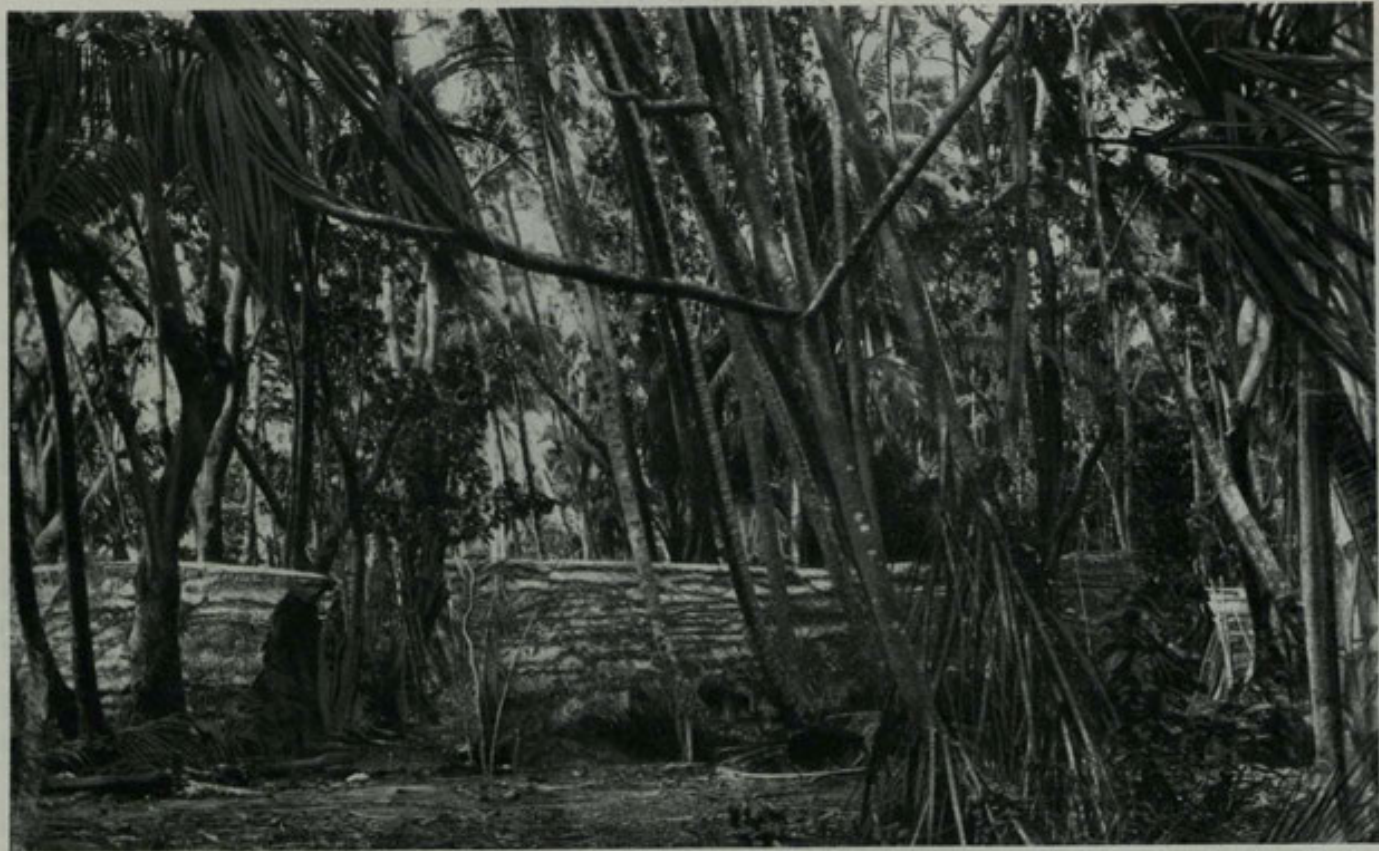
\* Das Wort Totem ist nach J. W. Powell („Man.“ 1902, Nr. 75) ein Wort der Algonkinsprache, die von den Indianerstämmen in einem Teil Kanadas und der Vereinigten Staaten gesprochen wird. Es ist nach ihm aus einer Wurzel entstanden, die „Ton“ oder „Lehm“ bedeutet. Bei den Algonkinindianern wurde Ton oder Lehm verwendet, um das Gesicht oder den Körper mit dem heraldischen Zeichen einer gewissen Gruppe von Personen zu bemalen. Würde ein Algonkinindianer einen



die Linien mit besonderen Bezeichnungen oder Eigenschaften in Verbindung zu bringen. In Neuguinea malt man das Totemzeichen auf den Körper, um dadurch die Zugehörigkeit anzuzeigen. Auf der Gazellehalbinsel ist die ursprüngliche Form geblieben. Was von einer Frau geboren wurde, die ursprünglich zu „uns“ gehörte, das gehörte hinfert auch zu „uns“ in dem Sinne, daß es nicht wünschenswert war, mit einem solchen Weibe geschlechtlichen Umgang zu haben, weil dadurch der Stamm geschwächt wurde. Da jedoch alles, was die Kräftigung oder das Wohlergehen des Stammes beeinträchtigte, vermieden werden mußte, so bildete sich mit der Zeit das Verbot aus, mit den Nachkommen des eigenen Stammes geschlechtlichen Umgang zu haben. Im primitivsten und einfachsten Zustand entstanden demnach zunächst zwei Gruppen. Verwickelter wurde die Sache, wenn mehrere Stämme unter sich den Weiberraub trieben, und hier wird wohl die Bezeichnung jeder einzelnen Gruppe durch ein bestimmtes Zeichen ihren Ursprung haben. Daß man namentlich Vögel als Merkmale wählte, glaube ich dadurch erklären zu können, daß die meisten anderen Tiere als Wohnsitz böser Geister gedacht wurden, mit denen man nichts zu tun haben wollte. Vor einigen Jahren stellte ich auf der Westküste von Neumecklenburg Untersuchungen an über das Totemsystem. Dabei fand ich, daß hier ein Vogel als Totem aufgeführt wurde, den ich sonst nicht erwähnt gefunden hätte, nämlich der Reiher. In der Dorfschaft waren fünf Männer und Jünglinge und zwei Frauen, die zum Reihertotem gehörten, und es fiel mir sofort auf, daß alle in ihrem Äußeren mehr oder weniger sich von den übrigen Dorfbewohnern unterschieden. Teils war die Hautfarbe heller, teils war das Kopfsaar auffallend verschieden, indem einige fast völlig schlichtes Haar hatten. Eine eingehende Befragung förderte nun zutage, daß ein alter Mann mit auffallend schlichtem, grauem Haarwuchs erklärte, seine Mutter sei vor vielen Jahren in einem Kanu angetrieben, sie wäre von dem Dorfhäuptling als Frau genommen worden, und als sie Kinder geboren, hätte man diese mit dem Totem „Reiher“ bezeichnet. Aus der Ehe wären zwei männliche und zwei weibliche Kinder hervorgegangen, und von diesen letzteren stammten die gegenwärtigen Reiher. Einige Jahre später erfuhr ich dann in demselben Dorfe, daß die eine der Frauen kinderlos gestorben sei, daß die andere nach der gegenüberliegenden

---

anderen fragen: „Was ist dein Ton?“, das heißt was ist deine Farbe, oder was ist dein Wappenzeichen oder heraldisches Abzeichen, dann würde er die Bezeichnung Totem gebrauchen. Ich glaube hierin einen Beweis meiner Annahme zu finden, daß Eingeborene ursprünglich gewisse Zeichen verwendeten, wodurch alle solche, die einer und derselben Gruppe angehörten, leicht erkenntlich gemacht wurden.



104. Dorfszene auf Saui.





105. Die noch lebende Bevölkerung der Insel Tauu



106. Satana-Maske  
(Neumecklenburg)

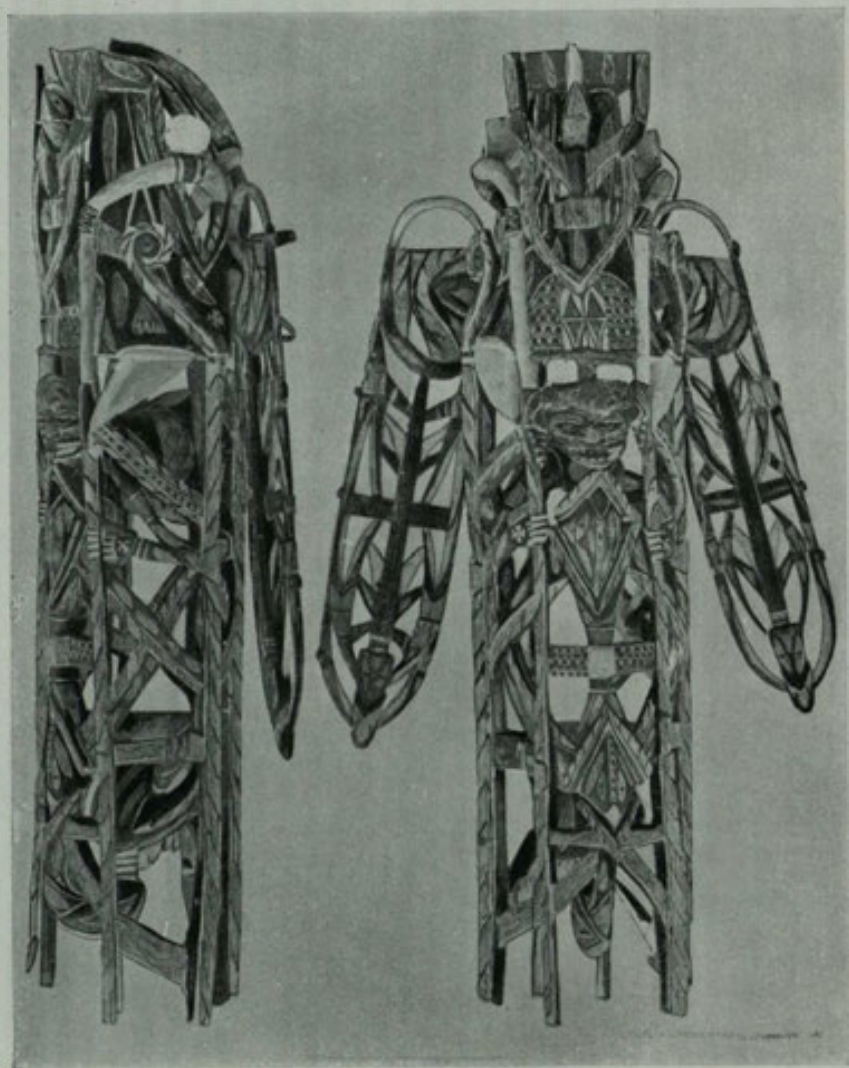


107. Maske mit Ohren (Neumecklenburg)



108. Maske (Neumecklenburg)





109. Mataua-Maske, Vorder- und Seitenansicht  
(Publikationen aus dem Ethnographischen Museum zu Dresden)

Gardnerinsel verheiratet worden wäre und dorthin also möglicherweise das Reihertotem weiter verpflanzt hätte, während es in seinem Ursprungsorte wohl noch vorhanden ist, aber durch die weibliche Linie nicht vererbt werden kann, weil eine solche nicht mehr besteht. Es ist klar, daß das angetriebene Weib von den weit im Osten liegenden Inseln stammte, deren Bewohner schlichtes Haar besitzen, vielleicht von Ongtong Java oder den Gilbertinseln. Derartige unfreiwillige Wanderungen gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Die Rassenmerkmale der Mutter waren zum Teil auf die Nachkommenschaft übergegangen; da sie jedoch aus einer Gegend stammte, wo man das Totemsystem nicht kennt, ihre Nachkommenschaft jedoch notwendig ein Totemzeichen besitzen mußte, so half man sich einfach dadurch, daß man den Nachkommen ein noch nicht vorhandenes Zeichen verlieh. Daß man sich auch anderswo zu helfen weiß, zeigt ein mir bekannter Fall auf der Insel Bula. Dort kenne ich zwei Weiber, die vor etwa zwanzig Jahren in einem Kanu angetrieben wurden, das aus Aoba in den Gilbertinseln stammte. Die beiden Weiber wurden von Bulainfulanern zu Frauen genommen, und da die Männer das Totemzeichen „manu“ (Fregattvogel) besitzen, so hat man der Nachkommenschaft, die das Totemzeichen des Vaters niemals ererben konnte, einfach das auf der Insel vorkommende zweite Totemzeichen, kéreu (Huhn), gegeben, indem man stillschweigend voraussetzte, daß ein manu-Mann nur mit einer kéreu-Frau verheiratet sein könne und die Nachkommenschaft demnach zu den kéreu gehöre.

Es gibt nun allerdings auch Gegenden, wo das Totemsystem nicht so streng durchgeführt wird, das heißt wo das Totemzeichen sich nicht ausschließlich von der Mutter auf die Kinder vererbt, sondern wo diese, je nach der Wahl der Eltern oder Verwandtschaft, entweder das Totemzeichen der Mutter oder dasjenige des Vaters erhalten. In diesen Fällen können wir fast immer mit Sicherheit nachweisen, daß hier eine Mischung mit anderen Stämmen vor sich gegangen ist, die das Totemsystem nicht kannten und es daher wohl übernommen haben, aber die Folgen nicht so scharf zogen wie dort, wo das Totemsystem von jeher heimisch war. So finden wir zum Beispiel auf den Salomoninseln, je weiter wir nach Süden und Südosten gehen, durch den Einfluß der dort eingewanderten Polynesiener das Totemsystem um so mehr verändert; namentlich ist die Erblichkeit des Zeichens der Mutter vielfach gänzlich verschwunden, und die Kinder erben das Zeichen des Vaters. Auf den Admiralitätsinseln können wir beobachten, wie einer der dortigen Stämme das Totemsystem streng durchführt, die beiden anderen Stämme jedoch in den Konsequenzen des Systems sehr lax sind, wohl weil



ihnen der Gebrauch aufgedrängt worden ist und noch als etwas Fremdes angesehen wird, in dessen Beachtung man nicht sehr streng zu sein braucht.

Es muß ferner berücksichtigt werden, daß im Laufe der Zeit allerlei andere Gebräuche mit dem Totemsystem verbunden worden sind, so daß es uns heute recht schwer fällt, den eigentlichen Kern aus einer langen Reihe von verwickelten Gebräuchen und Ceremonien herauszuschälen. Die Zauberei und der Geisterglaube haben das ihrige getan, um das ursprünglich so einfache System mit Auswüchsen und Zusätzen zu schmücken, so daß es fast unkenntlich geworden ist. Dies hat ohne Zweifel sehr lange Zeitspannen erfordert, denn der Eingeborene opfert nicht ohne weiteres eine Sitte oder einen Gebrauch, der, wie das Totemsystem, so einschneidende Wirkungen auf alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens ausübt. So ist es zum Beispiel dem Christentum bisher nicht gelungen, das System zum Wanken zu bringen, obgleich es hier und da möglich wurde, die Vielweiberei zu beschränken und die Ehe nach christlichem System einzuführen.

## X. Sagen und Märchen

Der Sagen- und Märchenschatz der Eingeborenen ist auf den verschiedenen Inseln von sehr ungleicher Reichhaltigkeit. Nicht überall hat sich die Phantasie gleichmäßig entwickelt.

Üppig blüht die Sage und das Märchen in Neumecklenburg und, mit Ausnahme von Baining, in ganz Neupommern.

Die Eingeborenen der nordöstlichen Gazellehalbinsel glauben, daß ursprünglich die Welt und alles in der Welt von To Kabanana (To Kabinana) gut und schön erschaffen ward. Darauf kam jedoch ein böser Geist, der alles das verdarb, was To Kabanana geschaffen, auch die Menschen.

Eines Tages schickte To Kabanana einen Knaben fort, damit er einen Feuerbrand für die Arbeiter hole. Der Knabe wollte nicht, und To Kabanana fragte ihn: „Warum willst du nicht?“ Aber der Knabe gab keine Antwort.

Da sprach die Schlange: „Wohlan, ich werde gehen und den Feuerbrand holen!“ Und die Schlange eilte davon und brachte dem To Kabanana den gewünschten Feuerbrand.

Dieser sprach darauf zur Schlange: „Du Schlange, du wirfst immer leben, ihr Uferleute aber werdet sterben!“ Dann fügte er hinzu: „Du Schlange, ich Baumsfrüchte, Vögel, Känguruhs und Mäuse im Walde, und du wirfst davon leben (ewig), die da hingegen (Uferleute) werden krank werden und sterben.“

Die Frau des To Kabanana gebar einen Sohn. Als er groß geworden, schickte sie ihn auf eine kleine Insel, um mit der Schleuder Tauben zu töten. Er tat es sofort, setzte sich in seinen Kahn und ruderte mit



den Händen, denn Ruder gab es dazumal noch nicht. Abends ruderte er wieder ans Festland zurück. Unterwegs kam ein Haifisch daher, zerschlug den Kahn und fraß den Knaben. So Rabanana und seine Frau weinten und klagten Tag und Nacht über den Tod ihres Sohnes, den sie überall suchten, aber nirgends fanden. Der Hai hatte jedoch nur den Körper des Knaben gefressen, und der unverzehrt Kopf wurde eines Tages von den Wellen ans Ufer getragen. Hier gewahrte ihn So Rabanana, trug ihn ans Land und begrub ihn. Die Mutter blieb beständig am Grabe, weinte und klagte. Eines Tages gewahrte sie, wie etwas aus dem Grabe emporwuchs. Als man den Erdboden sorgfältig beiseite scharrte, sah man deutlich die Augen, die Nase und den Mund des Schädels, welcher letzterer Wurzel geschossen hatte. So Rabanana sagte zu seiner Frau: „Laß es wachsen, wir wollen sehen, was daraus wird!“ Mit der Zeit wurde der Schößling zu einem Baume, und dieser trug Früchte. Eines Tages fiel eine reife Frucht herab, man öffnete dieselbe und aß sie. Nach und nach fielen mehr Früchte herab, die alle verzehrt wurden und die man gut und wohlschmeckend fand. Der Baum, der wunderbarerweise aus dem Schädel des Knaben hervorwuchs, war die Kolospalme.

Eines Tages gingen So Rabanana, So Koruvu und ein kleiner Knabe mit einem Netz aufs Meer, um Schildkröten zu fangen. So Rabanana und So Koruvu hielten das Netz, während der Knabe die Schildkröten in das Netz treiben sollte. Als sie das Netz zusammenzogen, um nach der Beute zu sehen, erblickten sie darin ein Stück Pit (unaufgeblühte Blütenkolbe einer Saccharumart). Sie entfernten es und sagten: „Das ist ein dummes Ding!“ Nachher wurde das Netz wieder versenkt; der Knabe machte Geräusch im Wasser, um die Schildkröten ins Netz zu treiben, aber auch diesmal befand sich das Stück Pit wieder im Netze. Uebermals warfen sie es weit fort. Als sie nun zum drittenmal ihr Netz ausstellten und das Stück Pit wieder den einzigen Fang bildete, wunderten sie sich und sagten zueinander: „Dies ist ein ganz geheimnisvoller Fang!“ Sie warfen es diesmal auch nicht fort, sondern nahmen es nach Hause und pflanzten es. Bald wuchs das Pit empor zu einem großen Busch. Eines Tages ging So Rabanana, So Koruvu und der kleine Knabe spazieren. Plötzlich sahen sie, wie eine Frau dem Pit entstieg und den Hofplatz lehrte, Feuer machte und Speisen bereitete. Die drei waren darüber sehr erstaunt und sprachen zueinander: „Wer ist das doch, der dort lehrt, Feuer anbläst und kocht?“ Als die Frau das Flüstern hörte, verschwand sie sofort wieder im Pit. Die drei gingen

dann in den Hof und aßen das von der Frau zubereitete Essen. Tags darauf beobachteten sie die Frau wieder, und als sie den Hofraum gekehrt und gelocht hatte, stürzten sie sich auf sie und hielten sie fest. To Koruvu sagte: „Das ist meine Frau!“ To Rabanana sagte, sie sei seine Schwester, und der Knabe nannte sie Mutter. Schließlich behielt sie To Koruvu als seine Frau; sie gebar ihm viele Kinder, Knaben und Mädchen, die dann das ganze Land bevölkerten.

\*

Simolo, ein Weib in Nakanai, arbeitete eines Tages in ihrer Pflanzung, und während sie das Unkraut jätete, näherte sich ihr ein Mann aus Ulavun. Er stellte sich hinter einen Busch und rauchte einen suk (Tabak, in ein Blatt gewickelt). Die Nakanaifrau, die das Tabakrauchen nicht kannte, wunderte sich darüber und fragte, was es wäre. Der Fremde rauchte weiter, und erstaunt ging die Frau auf ihn zu, sah, wie der Rauch aus seinem Munde kam, und bat, er möge ihr den suk schenken. Die Bitte wurde gewährt, und die Frau versuchte zu rauchen. Als der Rauch zum Vorschein kam, war sie sehr erfreut und sagte zu dem Manne: „Verheiraten wir uns.“ Beide gingen nun nach dem Ulavun (Vulkan Vater) und saßen droben rauchend und stampfend, daß die Erde erzitterte und der Berg Feuer spie. Die am Fuße des Berges wohnenden Nakanaileute sahen dies und wunderten sich sehr. Nach der verschwundenen Simolo suchten sie vergebens. Eines Abends stiegen Simolo und ihr Mann vom Berge hinunter und gingen ins Dorf. Simolo rauchte, und als die Dorfleute dies sahen, fragten sie: „Wer hat dir dieses Wunderding gegeben?“, und sie zeigte auf den fremden Mann. Die Leute aber sagten zueinander: „Lasset uns ebenso tun!“ und sie aßen (rauchten) den suk und fanden es gut. Der Mann stieg wieder mit Simolo auf den Berg, sandte sie jedoch mit Tabakfamen zurück, damit ihre Landsleute das Kraut anbauten. Der Same ging auf, und seit jener Zeit wird in allen Pflanzungen Tabak gebaut. Der Mann To Ulavun holte nun die Simolo wieder und führte sie als sein Weib nach der Spitze des Berges, wo sie seitdem verweilen und rauchen.

\*

Die Simolo, die ein wirkliches Weib war, zeugte mit To Ulavun, der eine Schlange war, einen Knaben. Als dieser erwachsen war, sagten die Eltern zu ihm: „Gehe fort von hier und suche dir einen anderen Berg als Wohnsitz.“ Und er ging fort und erwählte als Wohnung einen



anderen Berg, dem er seinen Namen gab, Vamus (Südsohn). Er blieb immer droben, rauchte und spie Feuer und Steine aus, so daß die Dörfer im Thal verwüstet und die Menschen getödet wurden. Nur wenige retteten sich nach Wittau und Tivongo.

Toladol fand eines Tages einen Knaben und ein kleines Mädchen im Walde. Sie waren der Mutter davongelaufen, weil diese darüber erboßt war, daß die Kinder ihre Mangofrüchte gegessen hatten. Toladol hatte Mitleid mit den Kleinen und nahm sie mit nach seiner Hütte, doch seine Frau Limlimanavin war damit nicht einverstanden, denn das Mädchen erweckte ihre Eifersucht, und sie drohte, den Knaben zu fressen. Toladol verhinderte jedoch das letztere, aber als er eines Tages fort war, führte die Frau ihr Vorhaben aus und fraß den Knaben. Seinen Kopf versteckte sie im Gebüsch, wo er von Toladol entdeckt wurde. Dieser war sehr erzürnt, lief nach Hause und steckte seine Hütte in Brand, damit sie mitsamt der Frau verbrenne. Des Knaben Kopf hatte Toladol in ein Wasserloch geworfen, und hier besuchte ihn nun der Geist der verbrannten Frau. Toladol fühlte sich nun sehr einsam und verlassen und sehnte sich nach dem Knaben, und der Geist der Limlimanavin erweckte daraufhin den Kopf zu neuem Leben, brachte den Knaben zu Toladol, der hoch erfreut war und auch seiner Frau vergab, weil er ihre Unschuld für bewiesen hielt.

To Kabanana ist der Erfinder der großen Fischreusen. Er unterrichtete auch den To Poruqo in der Anfertigung. Eines Tages mußte To Kabanana nach einem Gehöft gehen und ließ den To Poruqo auf dem Plage, um mittlerweile die angefangene Reuse weiter zu arbeiten. Dies wurde ihm nach kurzer Zeit langweilig, und zum Zeitvertreib fing er an, mit seinem Speer nach verschiedenen Gegenständen zu werfen; endlich warf er auch nach der Fischreuse, und als To Kabanana zurückkam, fand er sie zum Theil zerstört. Er schalt zwar den To Poruqo, aber die Reuse mußte er selber fertigmachen.

Nun zeigte er seinem Genossen, wie man diese gebrauchen solle, und unterrichtete ihn auch, wie man die gefangenen Fische herrichten und backen müsse. Darauf ging er in den Wald. To Poruqo bereitete die gefangenen Fische, wie ihm gesagt worden, ab einen Theil und packte den Rest in einen Korb, um ihn dem To Kabanana in den Wald zu

bringen. Unterwegs gewährte er einen schönen Vogel und versuchte ihn mit Steinwürfen von dem Baum herabzuholen. Als keine Steine mehr vorhanden waren, warf er nach dem Vogel mit den gebakenen Fischen; aber selbstredend vergeblich. So verdarb er durch sein unüberlegtes Handeln das, was sein Genosse mit Sorgfalt und Bedacht geplant hatte.

To Kabanana und To Poruqo bemerkten, daß morgens, wenn sie aus ihrer Hütte traten, jemand schon hergerichteten Essen vor ihr hingeseht hatte. Als dies sich verschiedentlich wiederholte, legte To Kabanana sich auf die Lauer und entdeckte, daß es ein Weib sei, das ihnen dies Geschenk machte. Ein jeder von ihnen wollte sich nun die Spenderin aneignen, und To Poruqo war laut in seinen Forderungen; aber es gelang endlich dem To Kabanana, ihn zu überzeugen, daß nur er allein ein Recht auf das Weib habe, und diese wurde nun seine Frau. Mit der Zeit hatte das Paar viele Kinder, und schließlich heiratete To Poruqo eine der Töchter. Aus diesem Grunde gibt es immer noch nützliche und unnütze Menschen in der Welt, und beide müssen sehen, wie sie sich zusammen zurechtfinden.

Eines Tages gingen die Känguruhs aufs Riff, um zu fischen. Als die Flut eintrat, gingen die meisten ans Ufer zurück, nur eines hüpfte von Stein zu Stein und rief den heranschwimmenden Fischen Spottreden zu. Darüber beachtete es nicht, daß das Wasser immer höher stieg und daß es endlich, überall vom Meer umgeben, auf einem vereinsamten Felsblocke weit vom Strande zurückgeblieben war. Jetzt fing es an zu lamentieren und flehte die Fische an, es an den Strand zu tragen; aber die Fische sagten: „Vorher hast du uns verspottet und beschimpft; jetzt siehe zu, wie du ohne uns an Land kommst.“ Glücklicherweise kam die Schildkröte des Weges daher und ließ sich von den Bitten des Känguruhs rühren. Dieses setzte sich auf den breiten Rücken der Schildkröte und schlang seine Vorderbeine um ihren Hals, um einen besseren Halt zu haben. Die Schildkröte schwamm nun dem Strande zu; aber unterwegs zernagte das Känguruh den Panzer der Retterin, dort wo er zwischen Kopf und Rumpf den Hals bedeckte. Als die Schildkröte dies bemerkte, fing sie an, die Vorderbeine des Känguruhs zu benagen, so daß diese kürzer und kürzer wurden. Am Strande angekommen, sprang das Känguruh von dem Rücken der Schild-



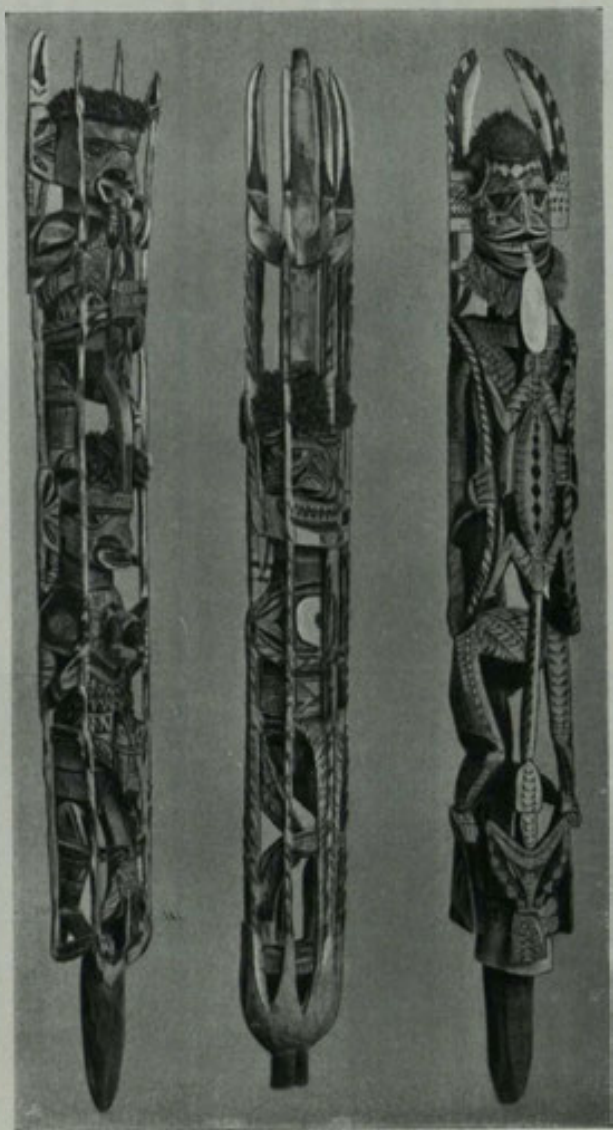
tröte hinunter und rief ihr zu: „Schau doch nur deinen Hals! Wie runzelig und unschön ist er geworden!“ Die Schildkröte antwortete: „Schau doch deine Vorderbeine an, wie kurz sie geworden sind.“ Seit jener Zeit hat die Schildkröte keinen Panzer zwischen Kopf und Rumpf und zieht den Kopf zurück, um dies zu verbergen; die Känguruhs haben seit dieser Zeit kurze Vorderbeine.

In alten Zeiten hatte der Rau (*Philemon cockerelli* Kl.) das bunte Gefieder des Mallip (*Lorius hypoenochrous* H. R. Gr., eine Papageienart) und der letztere das einfache, graue Federkleid des ersteren. Eines Tages ging der Rau baden und legte sein buntes Kleid vorsorglich am Ufer ab. Auch der Mallip kam herbei und legte sein graues Kleid ab, ehe er ins Bad stieg. Da gewahrte er das bunte Gefieder und schlich sich heran, um den prachtvollen Schmuck zu bewundern. Unbemerkt putzte er seinen eigenen Körper mit den schillernden Federn, und als er fertig war, rief er dem Rau zu: „Siehe, wie schön ich bin!“ Der Rau war sehr erbost und rief ihm zu, das Kleid wieder abzulegen, aber der Mallip lachte und flog davon. Darüber entrüstet ergriff der Rau einen Klumpen Erde und warf ihn dem Mallip nach. Der Klumpen traf den Kopf des Mallip, und seit der Zeit hat er auf seinem schönen roten Kopf einen großen schwarzen Fleck. Der Rau mußte nun in das unscheinbare Kleid des Mallip schlüpfen, und es ist ihm noch nicht gelungen, sein geraubtes Eigentum zurückzuerhalten.

In alten Zeiten kannten die Sulka\* das Feuer nicht. Sie aßen ihre sämtlichen Nahrungsmittel roh, wie sie ihnen die Natur lieferte. Auch die Nacht war zu jener Zeit unbekannt, und die Grillen, die während der Nacht zirpen, existierten nicht, ebensowenig der Vogel kau, der das Tagesgrauen mit seinem Pfeifen und Schreien begrüßt.

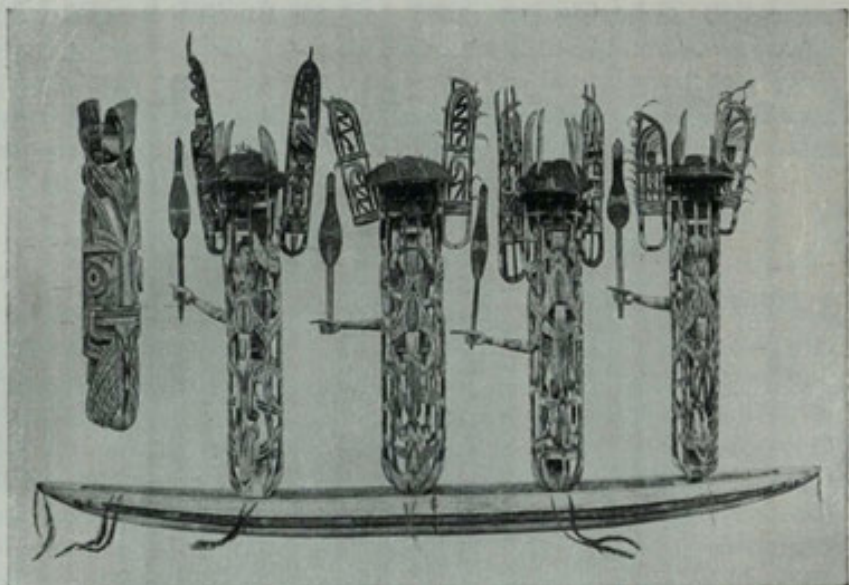
Eines Tages nun entästete ein Mann namens E Matong (Emkong) einen Baum am Ufer des Flusses Matong. Dabei fiel sein kienho (ein Schmuckstück) ins Wasser, und er stieg vom Baume herab, legte sein Steinbeil und seinen Hüftgurt auf den Rasen und sprang ins Wasser, um seinen verlorenen Schmuck wieder herbeizuholen. Als er auf dem Grunde des Flusses ankam, sah er sich zu seinem Erstaunen

\* Nach Erzählungen von Sulka-Jünglingen der Katholischen Mission; aufgenommen von Bruder Hermann.



110. Totol- oder Kulibu-Schnitzereien  
(Publikationen aus dem Ethnographischen Museum zu Dresden)





111. Schnitzereien zum Andenken Verstorbener von Neumecklenburg



112. Kreidefiguren von Süd-Neumecklenburg



113. Der Subuan erweist einem Verstorbenen die letzte Ehre (Gazellehalbinsel)





114. Tänzer, Geister darstellend (Gazellehalbinsel)

in einem Gehöfte, und es liefen viele Leute herbei, um den Fremdling zu sehen. Ein Mann trat an ihn heran und fragte nach seinem Namen. „E Makong ist mein Name“, erwiderte er, und der Fragesteller antwortete darauf: „Oh, dann bist du ja mein Namensvetter, denn auch ich heiße E Makong.“ Darauf führte er ihn in sein Gehöft und bescherte ihm ein neues Hüftentuch. Größer war jedoch das Erstaunen des E Makong, als er hier zum erstenmal Feuer erblickte, und es überkam ihn eine große Furcht. Man setzte ihm gekochte Bananen und Taro vor, aber zuerst wollte er nicht davon essen; als er nach langem Zögern endlich gekostet hatte, gefiel ihm jedoch die gekochte Speise, und er aß nach Herzenslust.

Allmählich wurde es Abend, und es begann zu dunkeln, und die Grillen stimmten ihr Liedchen an. Da fürchtete er sich sehr und meinte, jetzt müsse er sterben. Aber seine Angst stieg aufs höchste, als es überall rings um ihn zu knallen anfing und die Leute sich in Schlangen verwandelten, die sich zusammenringelten und schlafen legten. Doch sein Namensvetter beruhigte ihn und sagte, er solle keine Furcht haben, denn dies sei so der allgemeine Gebrauch bei ihnen; bald würde es wieder Tag werden, und dann würden sie alle wieder in Menschen verwandelt werden. Als er dies gesagt, gab er einen Knall von sich, wurde eine Schlange und legte sich schlafen. E Makong war nun im Dunkeln allein unter vielen Schlangen und fürchtete sich, endlich aber übermannte ihn die Müdigkeit, und er schlief ein.

Als die kau zu flöten und zu schreien anfing, wachte er auf und sah, daß es allmählich wieder Tag wurde. Rings um ihn fing es nun auch wieder an laut zu knallen, und die Schlangen nahmen Menschengestalt an.

Makong, der Gastgeber, wickelte nun die Nacht, das Feuer, einige kau-Vögel und Grillen in ein Päckchen und gab dieses seinem Gast, damit er es nach seiner Heimat mitnehme; dann führte er ihn auf den Weg. Makong befand sich bald an der Oberfläche des Wassers und stieg ans Ufer. Hier legte er das Feuer in ein Grasfeld, und als dieses zu brennen und zu prasseln anfing, und die Flammen hoch empor loderten, liefen alle Leute vor Angst zusammen. Makong, von dem man geglaubt, er sei ertrunken, trat jetzt hervor, erzählte seine Erlebnisse und erklärte seinen Landsleuten den Gebrauch des Feuers. Alles andere packte er nun aus und ließ die Grillen und kau-Vögel fliegen; aber als es nun allmählich Nacht wurde und völlig dunkel, da kannte die Angst der Leute keine Grenzen. Er beruhigte sie jedoch, und mit der Zeit gewöhnte man sich an den neuen Gang der Dinge.



Früher leuchtete und brannte der Mond ganz so wie jetzt die Sonne. Da kam ein kleiner Vogel, nahm Schlamm, flog damit gegen den Mond und warf ihm denselben ins Gesicht. Seit jener Zeit verdunkelte sich der Mond und brannte nicht; die Schlammflecken sind noch heute sichtbar.

Der vong (Rasuar) konnte früher fliegen, ganz wie die anderen Vögel, aber er küßte diese Fähigkeit ein, und zwar auf folgende Weise:

Eines Tages regnete es sehr. Der vong saß auf einem Baum und ließ die Regentropfen von sich abrieseln. Da kam das kleine Vögelchen a vit und redete ihn folgendermaßen an: „Mein Großvater, hebe deinen Flügel doch ein wenig in die Höhe, daß ich darunter schlüpfen und mich vor dem Regen schütze!“ Der gutmütige vong erhörte alsbald die Bitte des Kleinen, und der vit schlüpfte behende unter einen Flügel. Er war aber ein arger Schelm, nahm Nadel und Faden und nähte den Oberflügel fest an den Körper des vong. Hiermit fertig, sprach er nochmals: „Mein Großvater, laß mich unter den anderen Flügel schlüpfen, denn hier tropft es durch.“ Der vong war damit zufrieden, und der vit versteckte sich unter den anderen Flügel, den er nun ganz wie den ersten mit Nadel und Faden befestigte.

Als der Regen aufgehört hatte und die Sonne wieder schien, sagte der vit zum vong: „Laßt uns davonfliegen, denn jetzt ist das Wetter wieder schön!“ und schnell schlüpfte er aus seinem Obdach hervor und flog von dannen. Als nun der vong folgen wollte, bemerkte er zu seinem Schrecken, was der vit angerichtet hatte; wie er sich auch abmühte, es gelang ihm doch nicht, seine Flügel auszubreiten und davonzufliegen; er fiel zur Erde, und seit jener Zeit muß er sich beständig auf dem Boden aufhalten.

Der vong war sehr erbost und rief dem vit zu: „Warte nur, ich werde deinen Rot beheren, und dann wirst du sterben.“

Wenn nun der vit sein Bedürfnis verrichten mußte, setzte er sich so in die Baumkrone, daß sein Rot nicht auf den Boden fallen konnte, um von dem vong behergt zu werden, sondern am Baum hängen blieb. Aber der an den Ästen hängende Rot zog sich allmählich zu einem langen Faden aus und verwandelte sich in eine Schlingpflanze, a gilengüi, mit schönen roten Blüten.

(Diese Fabel ist mit geringen Abweichungen auch auf der Gazellehalbinsel bekannt.)

Die Großmutter Samus erschuf das Meer und deckte einen Stein darüber, um es verborgen zu halten. Ihre zwei Enkel bemerkten bald, daß ihr Essen besser schmeckte, weil sie es mit Seewasser zubereitete. Eines Tages lauerten sie die Alte ab, als sie zum Meere ging, um ihre Speisen mit Meerwasser zu befeuchten. Nachdem sie dies ausgeführt, bemerkte sie zu ihrem Schrecken ihre Enkel und rief ihnen zu: „Das Meer wird uns jetzt alle umbringen!“ Das Meer floß jetzt nach allen Seiten auseinander; es entstanden Inseln und Buchten und Straßen des Meeres, und es blieb da, wo es noch heute ist.

In einem Orte hausten zwei Mokolpelpel, Kannameing und seine Frau Lelmul, die alle Leute auffraßen. Die noch übriggebliebenen Einwohner beschloßen deshalb auszuwandern und bestiegen ihre Rähne, um eine Heimat zu suchen. Nun war in dem Orte eine Frau namens Samus, die hochschwanger war, und diese wollten die Auswanderer nicht mitnehmen. Als sie aber bei der Abfahrt durchaus mit wollte und sich mit den Händen an einen Rahn klammerte, stieß man sie zurück und schrie ihr zu: „Die Zeit deiner Niederkunft ist nahe, und du wirst uns auf der Reise nur eine Last sein.“ Traurig ging nun Samus zum Ufer zurück und bereitete sich eine Wohnung im kejang (eine hohe Grasart). Hier gebar sie einen Sohn, und als er etwas herangewachsen war, ließ sie ihn in der Wohnung, während sie in der Nähe arbeitete. Sie gebot ihm jedoch, niemals zu sprechen oder zu lachen, damit nicht Kannameing und Lelmul ihn hörten und dann kämen, um ihn aufzufressen.

Eines Tages, als sie wieder zur Arbeit ging, gab sie ihrem Sohne eine püpál (eine Drazänenart), um damit in ihrer Abwesenheit zu spielen. Der Knabe betrachtete sie und sprach für sich hin: „Was soll ich jetzt aus dieser Pflanze schaffen? Einen Bruder oder einen Vetter? Nun, ich schaffe einen Vetter!“ Bei diesen Worten hatte er die Pflanze hinter sich gehalten, und nun fühlte er plötzlich, wie jemand ihn an den Händen trugte; er schaute sich verwundert um und sah einen schönen Knaben hinter sich stehen. Erst war dieser verlegen und sagte nichts, bald war jedoch ein zwangloses Gespräch in vollem Gang. Die Mutter hörte es, und in der Meinung, ihr Sohn spräche laut mit sich selbst, rief sie ihm zu: „Sei doch still, sonst kommen die zwei Mokolpelpel und verschlingen uns.“ Der Knabe nannte seinen Vetter Pupal, weil er aus einer püpál hervorgegangen war; der Mutter teilte er jedoch vorläufig das Vorgefallene nicht mit und gedachte den Pupal eine Zeitlang vor ihr zu verstecken. Er ging deshalb zu ihr und sprach: „Mutter,



ich will eine Scheidewand in unserer Hütte errichten, und du kannst dann in dem einen Teil wohnen, während ich mich in dem anderen aufhalte.“ Die Mutter war damit einverstanden, und die Knaben teilten nun die Hütte durch eine Scheidewand. Dann ging der Sohn der Samus wieder zur Mutter und sagte: „Mutter, ich habe Hunger; bringe mir doch Zuckerrohr und Bananen!“ Die Mutter brachte das Gewünschte. Als nun die beiden Knaben das Zuckerrohr aussaugten, hörte die Mutter das viele Schmazen und rief: „Mein Sohn, ist noch jemand bei dir? Ich höre so viel schmazen.“ — „Ich bin allein, Mutter, und ich allein schmaze so viel“, antwortete der Sohn. Auch wenn die beiden Wasser tranken, hörte die Mutter das viele Glucksen; auf ihre Frage beteuerte der Sohn jedoch aufs neue der Mutter, daß er ganz allein sei.

Eine Zeitlang ging es nun so weiter, und die Mutter hatte keine Ahnung von der Anwesenheit des Pupal. Auf Bitten des Sohnes erlaubte Samus ihm, eine eigene Pflanzung anzulegen, und nun konnten die beiden Knaben zusammen arbeiten und nach Herzenslust sprechen, scherzen und lachen, ohne von der Mutter gehört zu werden. Als nun eines Tages die Mutter unerwartet ihrem Sohne das Essen brachte, gewährte sie zu ihrem größten Erstaunen den schönen fremden Knaben, und voll Verwunderung sprach sie: „Wer ist dieser, und wo kommt er her?“ Der Sohn antwortete: „Mutter, erinnerst du dich noch der pupäl, die du mir eines Tages als Spielzeug gabst? Daraus ist dieser schöne Knabe hervorgegangen!“ Die Mutter wußte nun das Geheimnis, und hinfort konnte man alle die lästigen Schranken im Umgang fallen lassen. Sie war jedoch besorgt, daß die beiden Mokpelpel sie leichter entdecken könnten, und warnte daher die beiden Knaben: „Kinder, sprecht doch nicht so laut, sonst werden die Mokpelpel uns entdecken und verschlingen“. Die Kinder antworteten jedoch: „Oh, wir haben keine Furcht! Laß sie nur kommen, wir werden sie umbringen.“ Samus war erstaunt über diese Vermessenheit der beiden Knaben und machte sich deshalb im stillen viel Sorge.

Den zweien war es jedoch Ernst mit der Tötung des Kannameing und der Lelmul, aber sie hielten ihren Entschluß vorderhand noch geheim, trafen aber alle nötigen Vorbereitungen.

Zunächst bauten sie ein Wohnhaus für Samus und ein Männerhaus für den eigenen Gebrauch. Dann machten sie Schilde und Lanzen und übten sich im Lanzenwerfen. Ihre ersten Schilde waren jedoch aus weichem Holz angefertigt, und sie machten daher neue und schöne Schilde aus dem Holze des Baumes guip, die sie im Hause aufhängten. Darauf fällten sie Msabäume und errichteten aus den Stämmen eine Barrikade vor dem Eingang zum Gehöft. Als sie nun soweit waren, zauberten sie

sehr heißes Wetter herbei, so daß die Rinde des Basilabaumes recht dürr wurde, und darauf zauberten sie einen starken Regen herbei, so daß die Rinde des Msabaumes sehr schlüpfrig wurde. Die Mutter, die nicht wußte, wozu dies alles dienen sollte, schaute verwundert zu und fragte endlich, was sie denn eigentlich anzufangen gedächten. „Die zwei Mokpempel wollen wir töten!“ antwortete Pupal, aber Samus warnte: „Meine Kinder, reizt doch die beiden nicht.“ Pupal aber erwiderte: „Laßt sie nur kommen, wir werden mit ihnen schon fertig werden.“

Als nun alle Vorbereitungen getroffen waren, stiegen die beiden Jünglinge in eine Schaukel, die sie in einem Baum an einem Abhange unweit ihres Gehöftes gemacht hatten. Hier schaukelten sie nun und riefen dabei mit lauter Stimme: „Oh, Kannameing und Lelmul, oh! Wo steckt ihr denn? Kommet her, um uns aufzufressen!“ Samus aber bitterte in ihrer Hütte vor Angst. Lelmul, welche sich draußen aufhielt, während ihr Mann in seiner Behausung sich die Zähne wusch, hörte den Ruf der Jünglinge zuerst. Sie trat zu ihrem Mann und sprach: „Hörst du nicht? Wir werden gerufen. Wer mag dies wohl sein, haben wir doch alle Leute hierherum aufgefressen!“ Kannameing nahm nun seine beiden Hauer, setzte sich dieselben ins Maul und ging nach der Richtung hin, aus welcher der Ruf kam; Lelmul folgte ihm. Mit seinen beiden Hauern legte er auf seinen beiden Seiten das Gebüsch nieder und bahnte einen breiten Weg.

Pupal sagte unterdessen zu seinem Gefährten: „Bleibe du in der Schaukel und rufe weiter!“ Er aber stieg herab, nahm mehrere Lanzen und stellte sich auf die Lauer. Als die Angeheuer nahe waren, rief er: „Komme schnell herab! Sie sind da. Nimm du das Weib, ich werde den Mann angreifen.“ Als die Mokpempel nun herankamen und die Barrikade erklettern wollten, rutschten sie herab und fielen auf den Boden; ein großes Stück Holz fiel herab und auf Kannameing. Pupal trat jetzt hervor, und Kannameing sprang auf und versuchte, ihn mit seinen zwei Hauern zu fassen und zu verschlingen. Pupal war jedoch gewandt und schlüpfte zwischen den Beinen des Angeheuers durch. Der Sohn der Samus hatte indessen seine Lanze nach Lelmul geworfen und durchbohrt sie vollständig. Da sie jedoch noch auf dem Boden zappelte, wollte er ihr den Garaus machen, aber Pupal rief ihm zu: „Laß ab von ihr und komme mir zu Hilfe!“ Schnell eilte er nun herbei, und beide warfen nun ihre wohlgezielten Lanzen nach Kannameing, aber erst nachdem er vielfach durchbohrt war, fiel er zu Boden. Die auf dem Boden Liegenden wurden nun unter vielen Verhöhnungen und Schimpfreden vollends getötet; dann rief man Samus herbei, und die Jünglinge sprachen: „Sieh sie dir an; sie sind beide tot.“ Unter großem Jubel



wurde dann ein mächtiges Feuer gemacht und die zerstückelten Leichen der Molkpelpel darin verbrannt.

Die Brüste der Lelmul schnitten sie ab, legten sie in eine Kolosschale und setzten diese aufs Meer, indem sie sagten: „Gehe zu den Leuten, die von hier fortgezogen sind, und wenn sie fragen: ‚Haben die Molkpelpel die Tamus umgebracht, und sind dies wohl ihre Brüste?‘, so bleibe auf dem Wasser schwimmen. Fragen sie aber: ‚Hat Tamus einen Sohn geboren, und hat dieser die Molkpelpel umgebracht, und sind dies die Brüste der Lelmul?‘, so gehe gleich unter.“

Die Kolosschale schwamm fort und kam zu den Leuten, die ausgewandert waren. Diese erblickten bald die Schale mit den Brüsten und fragten: „Ist Tamus wohl von den Molkpelpel umgebracht worden, und sind dies ihre Brüste?“ Die Kolosschale aber machte ein Zeichen der Verneinung und blieb auf dem Wasser schwimmen. Da fragten die Leute abermals: „Hat Tamus einen Sohn geboren, der die Molkpelpel umgebracht hat, und schickt er uns jetzt die Brüste der Lelmul?“ Sofort ging die Schale unter, und die Leute riefen jetzt voller Freude: „Nun sind die zwei Ungeheuer tot! Lasset uns in unsere alte Heimat zurückkehren!“ Als bald bereiteten sie sich zur Abfahrt vor und gingen dann in ihre Rähne. Als sie in der Heimat anlamen, wollten die beiden Jünglinge sie nicht landen lassen. Sie schleuderten Steine auf sie, und der Sohn der Tamus rief: „Ihr wolltet meine Mutter, als sie ihrer Niederkunft entgegensah, nicht mitnehmen; als ihr von hier flohet, habt ihr sie zurückgestoßen. Jetzt nehmen wir euch nicht wieder auf; gehet hin, wo ihr hergekommen seid.“ Sie ließen sich jedoch nicht einschüchtern, sondern landeten und lebten wieder glücklich in ihrer Heimat.

Es war einmal ein Knabe, der eine große Wunde hatte; sein Name war Loel. Seine Mutter war tot; er lebte im Gehöfte seines Vaters, der eine andere Frau geheiratet hatte. Vater und Stiefmutter waren sehr geizig, gaben dem armen Knaben nichts zu essen, und er mußte selbst seine Nahrung suchen gehen. Oft, wenn die beiden aßen, bat er, sie möchten ihm doch etwas abgeben, aber stets bat er vergeblich. Bat er den Vater um etwas, so verwies dieser ihn an die Stiefmutter; bat er diese, dann verwies sie ihn auf den Vater, und so ging es alle Tage, mochte er noch so rührend bitten und flehen.

Eines Tages hatte Loel Vogelleim gelegt und einige Vögel gefangen, die er sich zubereitete. Als sie gelocht waren, fing er an zu essen; vorher hatten seine Eltern beim Essen ihm die gewöhnliche Antwort

gegeben. Als er nun aß und sie sahen, daß es etwas Gutes sei, kamen sie zu ihm. Der Vater sagte: „Mein Sohn, für den ich mich abgeplagt habe, um dich zu ernähren, gib mir doch ein Stückchen von deinen Vögeln.“ Loel antwortete: „Laß dir von deiner Frau etwas geben!“ Nun kam auch die Stiefmutter mit derselben Bitte, erhielt aber als Antwort: „Laß dir von deinem Manne etwas geben!“

Die Eltern wurden jetzt sehr zornig und gingen fort, um böse Geister zu holen, damit diese ihren Sohn auffressen möchten. Loel saß mittlerweile auf seiner Bank, nichts Böses ahnend; da kroch eine Wanze herbei und biß ihn. Zornig drehte er sich, um zu sehen, was ihn gebissen habe. Doch wie erstaunte er, als er eine Wanze sah, die zu reden anfing: „Warum bist du so zornig und warum überhäuffst du mich mit Schimpfworten? Höre, was ich dir zu sagen habe. Dein Vater und deine Stiefmutter sind gegangen, um böse Geister herbeizuholen, damit diese dich auffressen.“ Die Wanze kroch nun von dannen. Loel war jedoch nicht sehr erschrocken, denn er konnte sich in eine Heuschrecke verwandeln (Loel = Heuschrecke). Dies tat er nun schnell, fraß ein Loch in ein Stück Holz und schlüpfte hinein.

Bald hörte er nun die Eltern mit den bösen Geistern kommen, und als sie ihn nicht fanden, riefen sie laut: „Loel, wo bist du?“ — „Hier bin ich!“ rief er aus seinem Versteck. Sie suchten nun das ganze Haus ab, fanden aber nichts; auch das Holzstückchen, worin Loel sich versteckt, hatten sie beim Suchen hinausgeworfen. Immer wieder riefen sie: „Loel, wo bist du?“ und immer wieder kam die Antwort: „Hier bin ich!“ Dies wurde mit der Zeit den bösen Geistern zu langweilig, und sie fraßen nun den Vater und die böse Stiefmutter.

Von den Admiralitätsinseln sind uns eine größere Anzahl Sagen aus dem Munde des Eingeborenen Po Minis bekannt, die ich hier anführe.

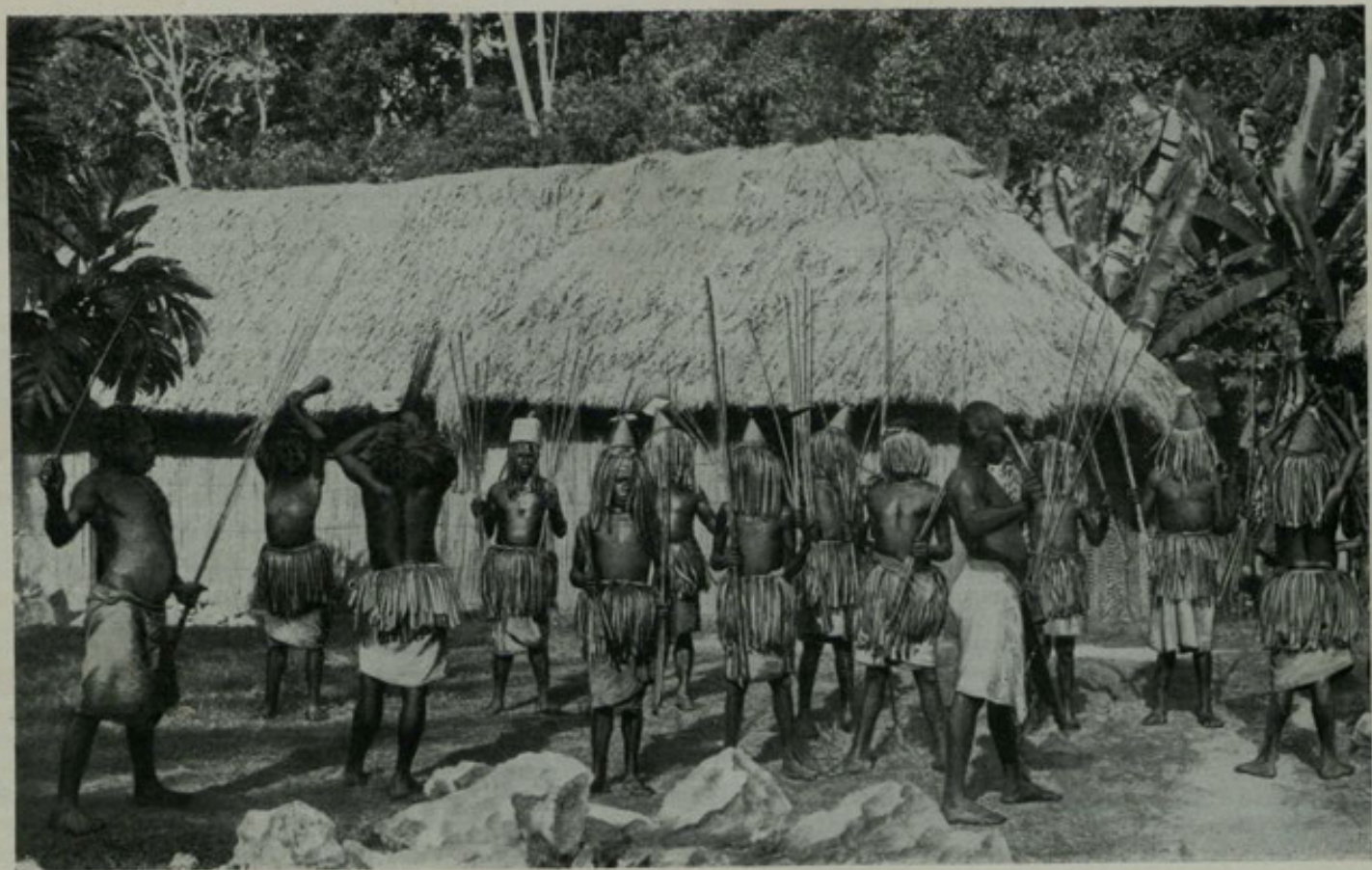
Der Name Tjawómu ist die Bezeichnung für den hohen, überall sichtbaren Gebirgszug, der einen Teil der Hauptinsel nördlich von der Insel Ndruwal einnimmt. Von diesem Tjawómu erzählt man sich, daß er in grauer Vorzeit im Wachsen begriffen war. Größer und größer werdend, würde er schließlich in den Himmel gewachsen sein, wenn nicht eine Schlange, die auf seinem Rücken lag, ihn daran verhindert hätte. Die Schlange hatte dies geheime Wachstum gemerkt und verbot dem Berge dasselbe. Als nun der Berg sein Geheimnis verraten sah, daß bisher unter dem Schutze einer fortwährenden Nacht unbemerkt



geblieben war, wurde es plötzlich Tag, und der Berg wuchs nicht weiter. Darauf sprach er zur Schlange: „Ich wollte dich in den Himmel steigen lassen, aber du verbotest es mir. Deine Sprache wird nun eine andere werden, und die meinige wird eine andere werden, und unsere Nachkommen werden alle eine verschiedene Sprache reden.“

Die Insulaner verdanken ihr Dasein zwei Papageien, Alsa und Allu. Diese saßen nebeneinander auf einem Baum, und es verdroß sie, so ganz allein zu sein. Sie beschloßen nun, einen Menschen zu machen, und Alsa nähte aus Baumblättern eine menschliche Figur zusammen. Als sie fertig war, ließ er sie auf den Boden fallen, und alsobald verwandelte die Figur sich in einen lebendigen Menschen. Alsa hieß ihn ins Land gehen, ein Haus bauen und sich auf ähnliche Weise, wie er es getan, aus Baumblättern ein Weib schaffen. Mit diesem solle er dann viele Kinder erzeugen.

Der große Geist über den Wolken war ursprünglich ganz allein. Da gewahrte er auf der Erde vierzig Männer aus Laues, die sich herum-balgten und gegenseitig beschimpften. Da flocht er aus Rotang eine große Scheibe und ein Seil dazu und ließ nun die Scheibe am Seil zur Erde nieder. In der Nacht kletterte er selber am Seil hinab zur Erde, legte die schlafenden Männer auf die Scheibe und kletterte wieder zurück. Nun zog er mit dem Seile die Scheibe und die schlafenden Männer nach oben. Hier legte er sie auf ihre Lagerstätten und verbarg die Scheibe in einem Baumgipfel. Dann schloß er sein Haus ab und ging in den Wald, um für die Männer Sago zu bereiten. Als er eine genügende Menge zubereitet hatte, versteckte er es im Walde und begab sich nach Hause. Hier angekommen, redete er die vierzig Männer an, aber diese fürchteten sich sehr. Er versuchte sie nun zu beruhigen und ging dann wieder in den Wald. Mittlerweile wurden die Leute hungrig und schickten einen aus ihrer Mitte fort, um Nahrungsmittel zu suchen. Im Walde angekommen, sah er den fertigen Sago an den Bäumen hangen und kehrte eilends heim. Zu seinen Genossen aber sprach er: „Meine Brüder! Dieser böse Geist wird uns verschlingen, im Walde haßt er Zuspeise, die er zusamt mit uns essen wird.“ Darüber erschrafen sie sehr und weinten vor Trauer. Da sprach ein Hund zu ihnen: „Weshalb weint ihr?“, und sie antworteten: „Wir fürchten uns, denn dein Herr bereitet Zuspeise im Walde und wird uns auffressen.“ Da hatte der Hund Mitleid und sagte: „Siehe, dort ist die Scheibe, worauf



115. Der Nabucha-Tanz der Vainings



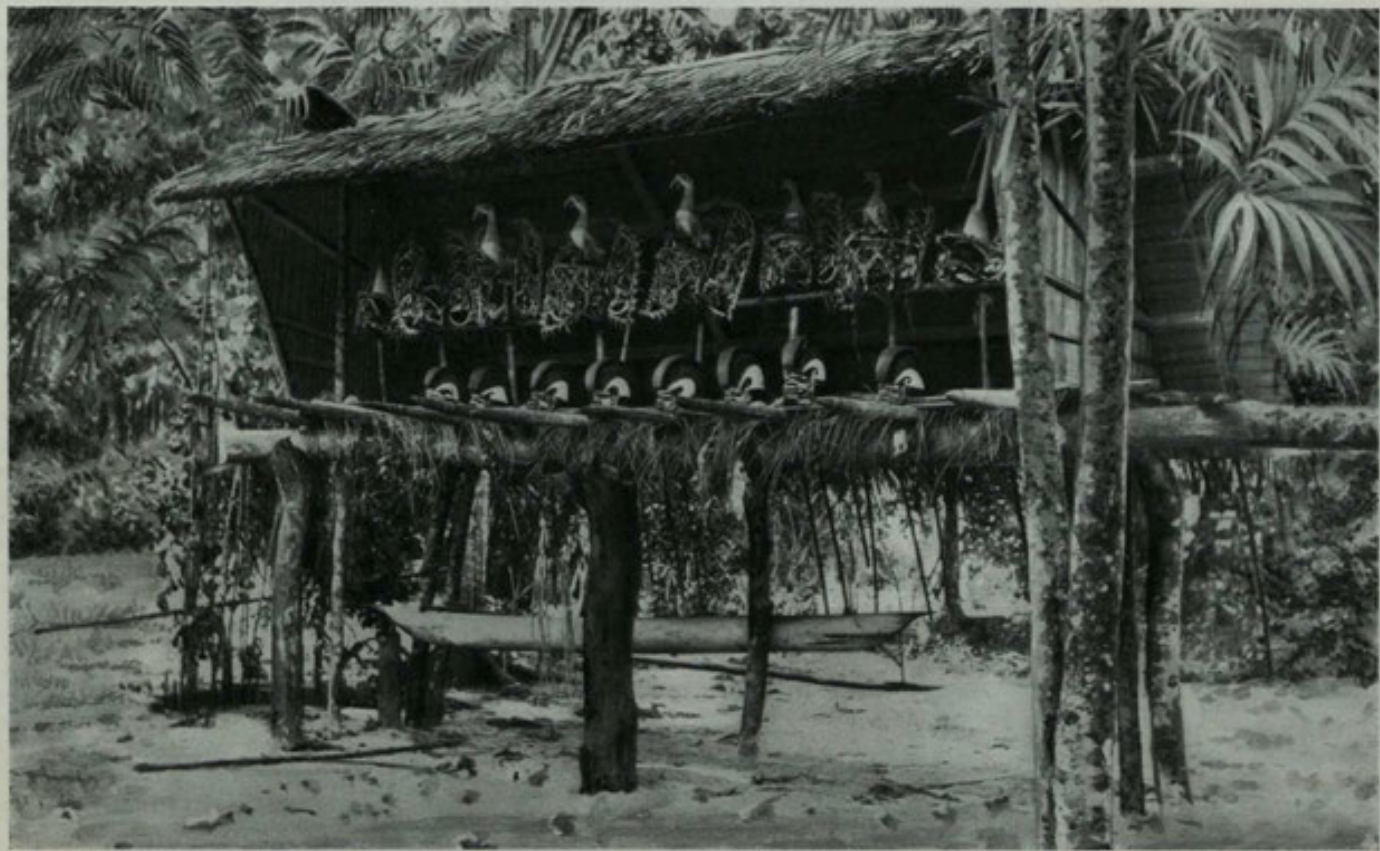


116. Die Maske Sisu des Sulu-Stammes bei Kap Orford (Südöstlich von Neupommern)



117. Tanz bei einer Beschneidungsfestlichkeit (Südküste von Neupommern)





118. Maskenhaus in Labangerarum auf Neumecklenburg

In der unteren Reihe gewöhnliche Tanzmasken (tatanaa); in der oberen Reihe Totenmasken (kepong)

ihr heraufgezogen worden seid, und dort ist die Tür.“ Die Männer holten nun die Scheibe aus dem Baumwipfel, ließen sie am Seil hinab und entschlüpfen nun einer nach dem andern zur Erde. Neununddreißig entwichen, nur der vierzigste blieb zurück und sprach: „Ihr werdet von dem Austritt zwischen uns beiden vernehmen, denn wir werden sicherlich unter uns einen Streit anfangen.“

Als der Geist zurückkehrte und nur noch einen Mann vorfand, den Po Tjutju, fragte er diesen: „Wo sind denn unsere Leute?“, und Po Tjutju erwiderte: „Sie sind in den Wald gegangen.“ Der Geist begriff jedoch, was vorgefallen, und sprach: „Lüge mich nicht an!“ Damit ergriff er einen Stock und begann den Po Tjutju, der auf einer Trommel saß, zu prügeln. Po Tjutju sprang auf eine Lagerstätte aus Bambus, aber auch hier hagelten die Schläge auf seinen Rücken; von hier sprang er ans Feuer, aber vergebens suchte er auch hier Schutz und machte schließlich einen Sprung in die Türöffnung, stets verfolgt von dem zürnenden Geiste, der beständig auf ihn losprügelte. Da machte Po Tjutju einen Sprung ins Freie, und der Wind ergriff ihn und trug ihn wie ein Baumblatt sanft zur Erde. Als seine Genossen ihn kommen sahen, liefen sie auf ihn zu und begrüßten ihn. Er aber sprach: „Brüder! der Hund ist gut, er hat uns errettet. Ihr habt wenig auszustehen gehabt, aber ich habe einen harten Strauß durchgemacht. Ich saß auf der Trommel, und er prügelte mich; die Trommel donnerte. Ich sprang auf die Lagerstelle aus Bambus, und er prügelte mich, daß es prasselte. Er prügelte mich am Feuer, und es bligte; er prügelte mich in der Türöffnung, und dadurch entstand der Lichtschein.“

Der Geist war sehr erbost und flocht eine neue Scheibe, um sie auf die Erde hinunterzulassen. Da stellte sich der Mond vor die Türöffnung, und der Schatten der Scheibe drückte sich ab auf die Lichtscheibe des Mondes.

Eine andere Sage über die Entstehung der Mondflecke lautet wie folgt: Zwei Weiber beschäftigten sich mit der Anlage einer Pflanzung. Als es Abend wurde, ruhten sie von der Arbeit und rösteten Taroknollen auf den Kohlen. Als sie diese nun abschaben wollten, fanden sie, daß sie die Muschelscherbe, die hierzu verwendet wird, vergessen hatten, doch da gerade in diesem Augenblick der Mond aufging, so ergriffen sie ihn und benutzten ihn zum Abschaben ihrer gerösteten Taro. Der Mond aber verfolgte nach getaner Arbeit seine gewöhnliche Bahn. Am folgenden Abend machten die beiden Weiber es genau wie am Abend vorher, aber diesmal spielte ihnen der Mond einen bösen Streich, und die Weiber



waren darob sehr erbost. Als er von dannen ging, schrien sie: „Du bist ein nichtswürdiger Wicht; dein Gesicht ist geschwärzt. Du hast uns als Muschelscherbe gedient, die Schwärze der angelohnten Taro haftet deinem Gesicht an. Niemals wird es dir gelingen, den Schandfleck wegzuwischen.“ Seit jener Zeit hat der Mond die unauslöschlichen schwarzen Flecken auf seiner Scheibe.

\*

Ein Knabe formte einst am Strande eine Frauenfigur aus Sand. Da fuhr ein Geist in das Sandgebilde, und es richtete sich auf. So oft der Knabe nach dem Strande kam, legte es sich hin; wenn er nach Hause ging, richtete es sich auf. Endlich ließ der Knabe sich verleiten, mit dem Gebilde Umgang zu pflegen, und der Geist drehte ihm den Hals um, so daß er starb.

Auf der Insel Patuam, einer der Horneinseln, ist diese Sandfigur noch heute sichtbar.

\*

Einst nahm einer die Klaue eines Schweines, verbarg sie in seinem Tragkorb und ging damit in den Wald, wo niemand wohnt und keine Gehöfte sind. Hier warf er die Klaue auf den Boden, und alsbald stand auf der Stelle ein Schwein. Zu diesem sprach er: „Bervielfältige dich!“, und alsbald erschien ein zweites Schwein; so zauberte er fort und fort, und schließlich besaß er eine große Anzahl von Schweinen.

\*

Früher hatten die Männer auf Håüm Brüste und die Weiber Bärte. Eines Tages veranstalteten sie einen Wettlauf; die Weiber kamen zuerst an, die Männer zuletzt. Da sagte der Geist, der über Håüm gebot: „Das geht nicht, von nun an sollen die Männer Bärte haben und die Weiber Brüste.“ Hätte er diese Änderung nicht getroffen, so ist es augenscheinlich, daß bis auf den heutigen Tag die Weiber Kinder geboren hätten, die Männer diese aber großziehen mußten. So ist aber alles zum Besten gewendet.

\*

Ein Mütterchen war bereits sehr alt und runzelig. Einst gingen ihre beiden Söhne auf Fischfang, das Mütterchen aber ging baden. Sie streifte im Bade ihre Haut ab und erschien nun als junges und glattes Weib. In dieser Gestalt ging sie nun nach Hause, und bald darauf kehrten auch die Söhne zurück. Beide waren sehr erstaunt, und der eine sprach:

„Ist das unsere Mutter?“ Der andere aber sagte: „Gut, es sei deine Mutter, mir sei sie die Gattin.“ Dies hörte das Mütterchen und sprach: „Was habt ihr gesagt?“ und sie antworteten: „Nichts! Wir haben gesagt, du seiest unsere Mutter.“ Sie aber antwortete: „Lüget nicht! einer von euch hat gesagt, ich sei seine Mutter, der andere aber, ich sei seine Gattin. Wäre es nach meinem Willen gegangen, so wären wir gewachsen und alt und greis geworden, dann hätten wir unsere Haut abgestreift und wären wieder Jungfrauen und Jünglinge geworden. Auf eure Rede hin werden wir wachsen, alt und grau werden, aber dann sterben.“ Sie holte ihre Haut wieder, zog sie von neuem an und wurde wieder das alte, runzelige Mütterchen. Seit jener Zeit werden die Menschen alt und sterben; hätten die beiden Söhne anders geredet, so würden die Menschen sich verjüngt haben und ewig leben.

In alter Zeit gab es auf Erden kein Feuer. Ein Weib schickte den Fischadler und den Glanzstar fort und gebot ihnen, aus dem Himmel das Feuer nach der Erde herab zu bringen. Die beiden flogen nun in den Himmel, und der Fischadler trug das Feuer zur Erde herab. Halbwegs jedoch ermüdete er und übergab dem Star das Feuer. Dieser legte es sich auf den Nacken; aber der Wind blies und fachte das Feuer an, so daß der Star versengt und zu einem kleinen schwarzen Vogel wurde. Der Fischadler jedoch blieb groß. Hätte das Feuer nicht den Star versengt, so wäre dieser heute noch so groß wie der Fischadler.

Ein Mann aus Sauch (Platz auf der Hauptinsel) ging auf den Fischfang. Ein böser Geist erspähte ihn, lief ihm nach und wollte ihn töten und auffressen. Der Mann aber flüchtete in den Wald. Auf der Flucht tat sich vor ihm ein Baum auf, und er schlüpfte hinein, worauf sich der Baum wieder um ihn schloß. Der verfolgende Geist sah den Mann nicht mehr und ging von dannen. Als er fort war, öffnete sich der Baum wieder, und der Mann trat ins Freie. Der Baum sprach aber: „Gehe nach Sauch und fange für mich zwei weiße Schweine.“ Der Mann ging von dannen und fing ein weißes Schwein und ein schwarzes, strich aber, um den Baum zu betrügen, das letztere mit Kalk weiß an. So brachte er die beiden Schweine dem Baum. Aber unterwegs war der Kalkbewurf von dem schwarzen Schwein abgefallen, und der Baum gewahrte, daß der Mann ihn täuschen wollte. Ungehalten



sprach er: „Du bist undankbar! Ich habe dich gegen den bösen Geist beschützt, aber du suchst mich zu betrügen. Hinfort wenn dich ein böser Geist verfolgt, werde ich mich nicht aufstun, um dich zu schützen, und du wirst sterben müssen. Hättest du meinen Auftrag ausgeführt, so hätte ich mich jedesmal, wenn du beim Fischfang von einem bösen Geist überfallen wärest, geöffnet und dich beschützt, jetzt aber werde ich mich nie wieder zu deinem Schutze öffnen.“ Daher nimmt der Baum heute nicht mehr den Mann schützend auf, wenn er von einem bösen Geist verfolgt wird.

Auf der Insel Lou (Sankt-George-Insel) hielt sich vorzeiten eine große Schar Tjauka (*Philemon coquerelli*) auf. Als die Louleute eines Tages bei der Arbeit waren, versuchte ein Mann eine Frau zu vergewaltigen, aber ein Tjauka, der dies Vorhaben gewahrte, rief laut: „Ein Lou tut Böses!“ und da der Mann sich entdeckt sah, stand er von seinem Vorhaben ab und ging zornig nach Hause. Um sich zu rächen, teilte er Betelnüsse auf ganz Lou aus als Belohnung für die Ausrottung sämtlicher Tjauka. Die Louleute fingen nun in Netzen alle Tjauka, und nur einem einzigen gelang es, sich zu verstecken. Mit seinem Schnabel saugte er nun alles Wasser auf Lou auf und trug es nach Lomondrol auf der Hauptinsel. Seitdem ist Lou wasserarm, Lomondrol aber reichlich mit Wasser versehen. In Lou sind keine Tjauka mehr vorhanden, aber bei den Moanus sind sie zahlreich.

Eine Anzahl Pitiluleute ging nach Mbutmanda auf Schildkrötenfang. Die Papatálaleute überfielen sie und töteten alle mit Ausnahme des Po Soui, der sich versteckte. Die Kanus wurden von den Siegern fortgeführt. Po Soui entschloß sich nun, durch Schwimmen nach seiner Heimat zu entkommen. Aber auf dem Meere schwanden seine Kräfte, und er war nahe am Versinken. Da rief er den Geist seines Bruders an, und siehe da, ein Haifisch kam heran, nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn nach Pitilu. Der Geist des Bruders war in den Haifisch gefahren und dem Po Soui zu Hilfe geeilt.

Die Moanus glauben, daß ihre Schutzgeister gelegentlich in Haifische fahren, um den auf der See Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Ebenso kann der Geist in einen Fischadler fahren, um ein bedrohtes Dorf rechtzeitig von der Gefahr zu benachrichtigen. Sieht der Moanus zwei Fischadler sich raufen oder unftet einherfliegen, dann setzt er seine Reise nicht fort, sondern kehrt nach Hause zurück.

## XI. Die Sprachen

Die nachfolgenden Aufzeichnungen verdanke ich der Güte der Herren Patres B. Bley und M. Rascher, die mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit meinem Wunsche nachkamen, die Resultate\* ihrer Forschungen in kurzer Zusammenfassung zu bearbeiten. Dem Leser wird dadurch in abgerundeter Form eine Darstellung der Sprachen auf der Gazellehalbinsel geboten, woran sich Studien über die im Süden sich anschließenden Sprachen der Sulka, der Nakanai und der im Norden sich abzweigenden Sprache der Neulauenburg-Gruppe reihen.

### 1. Die Sprache der Küstenbewohner der nördlichen Gazellehalbinsel

Fast an der ganzen Nordseite der Gazellehalbinsel, von Kap Virara bis Massawa und der Insel Massikonápuka einschließlich, herrscht unter den Eingeborenen der Küste eine einheitliche Sprache. Obschon diese Küstenbewohner zweifellos gemeinsamen Ursprungs sind und nach heute allgemein feststehender Ansicht als Räuberstämme von dem Süden Neumecklenburgs zur Nordküste der Gazellehalbinsel herübergekommen sind, um die ursprünglichen Bewohner, die Butam, Saulil und Baining, ins Innere zurückzudrängen oder die von diesen wegen vulkanischer Eruptionen verlassenen Küstenstriche zu besetzen, fühlen sie doch untereinander wenig Zusammengehörigkeit. Vielmehr herrschten von jeher Feindseligkeiten zwischen den meisten Distrikten und Ortschaften dieser Küste, und die Furcht, überfallen und abgefangen, respektive verspeist zu werden, verhinderte eine Annäherung zwischen ihnen und begünstigte die Reinerhaltung und weitere Entwicklung der verschiedenen Dialekte, die wahrscheinlich schon bei der Einwanderung von Neumecklenburg mitgebracht waren, und die alle nur verschiedene Idiome der ihnen mit den Be-

\* Vollständig in der ersten Auflage; in dieser zweiten Auflage bis auf ein Minimum gekürzt.



wohnern des südlichen Neumecklenburg gemeinsamen Sprachfamilie darstellen. Es fehlt denn auch ein gemeinsamer Stammesname dieser durch Ursprung, Sitten und Sprache verwandten Uferbewohner, so daß wir ihre Sprache nicht nach einem solchen benennen können, wie man zum Beispiel von einer Taulisprache, Nakanai-, Baining- oder Sullasprache spricht, sondern sie einfach als die Sprache der Küstenbewohner der nördlichen Gazellehalbinsel bezeichnen müssen.

Die Gesamtzahl der Eingeborenen, die diese Sprache sprechen, nachdem sie durch Kriege und Epidemien stark dezimiert worden sind, beträgt heute nur noch 20000, höchstens 30000.

Die größte Mehrzahl von diesen spricht den wohlklingenden sogenannten Matupi- oder Nordküstendialekt, dessen Gebiet bereits gegen die Mitte der Blanchebucht beginnt und an der Küste entlang bis nach der Insel Matupi einschließlich geht, dann an der ganzen Nordküste entlang vom Dorfe Nonga bis zur Mitte des Weberhafens reicht. Vom Weberhafen aus dringt dieser Dialekt ins Innere der Gazellehalbinsel hinein, erstreckt sich auf das ganze Gebiet südlich vom Varzinberge und umfaßt die Distrikte Napapar, Tombaul und Samaneiriki.

An der Küste der Blanchebucht, von Schulzebul bis Rabakaul und im Hinterlande bis zum Varzinberg wird der sogenannte Blanchebucht-dialekt gesprochen, der sich vom vorigen sowohl durch die reinen und härteren Konsonanten b, d, g, gegenüber den weicher klingenden mb, nd und ng des ersteren, als auch durch einige nicht gerade sehr schön klingende Abweichungen der Wortformen unterscheidet. Abgesehen von der holperigen Aussprache, die sich anhört, als wäre den Leuten die Nase verstopft, während sie dabei den Mund halb geöffnet haben, zeigt schon eine einfache Gegenüberstellung von einigen Wörtern, auf welcher Seite der größere Wohlklang liegt.

	Blanchebucht-dialekt	Nordküstendialekt
Rahn . . . . .	a wagga	a oanga
mein Kind . . . . .	kaugu bul	kaningu mbul
Banane . . . . .	a wuddu	a wundu
Ding . . . . .	a maggit	a mangit
geben . . . . .	tabar	tambar
Weiber . . . . .	a wadän	a warenden

Ein weiterer Dialekt tritt uns in den Ortschaften am Fuße der Mutter und Nordtochter, in Bai, Nodup, Korere und Savui am Kap Stephens entgegen. Dieser hat mit dem Blanchebucht-dialekt die harten b, d und g gemeinsam, weicht aber in manchen Wortformen von diesem

und den anderen Dialekten ab und klingt sehr breit, indem er vielen Wortformen noch ein i hinzufügt, zum Beispiel:

	Nordküstendialekt	Nodupdialekt
Meer . . . . .	a ta	a tai
Weg . . . . .	a ga	a gai
nein . . . . .	pata	patai
von wo? . . . . .	mamāve?	memōvai?

Auch an der Nordseite der Insel Uatom ist dieser Dialekt der vorherrschende; zudem wird hier in fast singendem Tone gesprochen, und das harte End-p verwandelt sich meistens in v, zum Beispiel:

	Nordküste	Nord-Uatom
Seele . . . . .	a liplip	a livilivi
Bam . . . . .	a up	a uvu
Feuer . . . . .	a iap	a iavi

Endlich haben wir von der Mitte des Weberhafens ab in den Distrikten Ramandu, Massawa und auf der Insel Massifonāpula den sogenannten Baininger Uferdialekt oder s-Dialekt, welcher letzteren Namen er daher hat, daß er sich, außer durch abweichende Wortformen, besonders durch den häufig vorkommenden s-Laut von den anderen Dialekten unterscheidet und hierdurch wieder eine große Übereinstimmung mit der Sprache von Süd-Neumecklenburg zeigt.

Hier einige Proben:

	Nordküste	Bainingküste
Stein . . . . .	a vat	a vas
Erde . . . . .	a pia	a pissa
Messer . . . . .	a via	a vissa
sigen . . . . .	kiki	kiskis
herausgehen "	irop	siropo
klein . . . . .	ikilik	sikilik
lügen . . . . .	vaogo	vassere

Auf der Grenze der beiden Dialekte, am Kap Livuan und auf der Insel Urar werden sowohl der Nordküsten- als auch der Baininger Uferdialekt gesprochen.

Zur schriftlichen Darstellung der Sprache genügen siebzehn Buchstaben: a, b, d, e, g, i, k, l, m, n, o, p, q, r, t, u, v (= w), denen wegen des Baininger Dialektes und notwendig einzuführender Fremdwörter der Buchstabe s noch hat hinzugefügt werden müssen.

Die Laute c, h, f, z, x, ch sind dieser Sprache fremd. Das s,



c, z und tz in Fremdwörtern, auch sch wird außer im Baininger Uferdialekt von den Eingeborenen als t gesprochen, also Jesus, Moses, Sakrament werden zu Setut, Motet und Satrament. Im Baininger Uferdialekt ist der s-Laut auch kein reiner, sondern mit dem h-Laut stark vermischt.

F und pf in Fremdwörtern wird im Munde der Eingeborenen zu p, zum Beispiel Totep stat Joseph, und ch zu k, zum Beispiel Achab zu Akap.

Die Laute b, d, g sind in Matupi und an der Nordküste immer mb, nd und ng, und während q im Blanchebuchtdialekt das reine, harte g bezeichnet, ist es im Nordküstendialekt nur ein intensiveres ng, beinahe nk.

Unter den Vokalen ist a bei weitem der vorherrschende und kommt allein beinahe so häufig vor, wie alle anderen zusammen. Trotzdem aber hierdurch eine gewisse Monotonie verursacht wird, sind doch die anderen Vokale so glücklich verteilt, daß man die Sprache im allgemeinen — natürlich vorausgesetzt, daß sie gut ausgesprochen wird — als eine wohlklingende bezeichnen muß und mit Recht darüber erstaunt sein darf, wie ein so niedrigstehendes Volk eine so schöne Sprache besitzen kann.

Noch mehr überrascht wird man, wenn man in die Grammatik eindringt, sowohl durch den Reichtum der Formen, als auch durch die sinnreiche Art und Weise, wie fehlende Formen umschrieben oder ersetzt werden.

Den Artikel a für alle Geschlechter, für das bestimmte „der, die, das“ und auch das unbestimmte „ein, eine, ein“ (während ta irgendein bedeutet), hat diese Sprache wohl mit allen melanesischen Sprachen gemeinsam. Auch der persönliche Artikel to vor Männernamen und ia vor Frauennamen ist in den melanesischen Sprachen in ähnlicher Form eine gewöhnliche Erscheinung.

Überraschend ist die dreifache Genitivform des Substantives, gebildet durch die Partikeln kai, na und i, erstere wirklichen Besitz, die zweite Bestimmung oder Materie, die dritte Zugehörigkeit zum Ganzen oder Familienangehörigkeit ausdrückend.

Beispiel: a pal kai ra tutane, das Haus des Mannes  
a pal na tutan, das Männerhaus  
a pal na kāpa, das Blechhaus  
tama i ra tutan, der Vater des Mannes.

Der Dativ wird durch die Präposition ta, in, an gebildet, und der Akkusativ ist, abgesehen von der meistens euphonisch notwendigen Form ra des Artikels gleich dem Nominativ.

Die dreifache Form der Mehrheit: Dual, Trial und Plural bildet beim Substantiv keine Schwierigkeit, da sie durch einfache Vorsetzung der Numeralien zwei und drei und der Partikeln des Plurals a lavur und a umana (erstereß absoluter Plural: alle ihrer Art; letzteres relativer Plural: die in Rede stehenden mehreren) gebildet werden.

Schwieriger gestaltet sich die Sache beim Pronomen, bei welchem im Dual, Trial und Plural die inklusive und exklusive Form zu unterscheiden sind, je nachdem die angeredeten Personen mitgemeint sind oder nicht.

Interessant ist es und übereinstimmend mit den meisten melanesischen, sowie einigen mitronesischen (Gilbertinseln) und papuanischen Sprachen, daß bei Verwandtschaftsbezeichnungen, Körperteilen und einigen Präpositionen das Pronomen possessivum als Suffix angehängt wird, zum Beispiel

tamaqu, mein Vater	tama i dor, unser zweier Vater
tamam, dein Vater	tamamamir            usw.
tamana, sein Vater	tamamamur

Das Pronomen relativum wird teils durch das persönliche Fürwort, teils durch das hinweisende nam oder ni, teils durch die Partikel ba ersetzt.

Das Adjektiv kann vor oder nach dem Substantiv stehen und ist im ersteren Fall durch na, im letzteren durch a mit demselben verbunden und hat substantivische Form.

Beispiel: a gala na pal } ein großes Haus  
                   a pal a gala }

Das Zählen beruht, wie fast in der ganzen Südsee, auf dem Fünfer-, respektive Zehnersystem. „Fünf“, a ilima, kommt von lima, die Hand. Von 5 ab wiederholen sich die Grundzahlen mit Vorsetzung von lap oder lav, und von 10 ab sind sie zusammengesetzt:

1 tikai	10 a vinun (oder arip)
2 a urua (oder evut)	11 a vinun ma tikai
3 a utul	12 a vinun ma evut
4 a ivat	13 a vinun ma utul
5 a ilima	14 a vinun ma ivat
6 a laptikai	usw.
7 a lavurua	
8 la lavutul	20 a ura vinun
9 a lavuvat	21 a ura vinun ma tikai



22 a ura vinun ma urua ufw.	200 a ura mar
30 a utul a vinun	300 a utul a mar
40 a ivat na vinvinun	400 a ivat na marmar
50 a ilima na vinvinun ufw.	1000 a mar na limana, das heißt hundertmal die Hände, oder a vinun na marmar, das heißt zehnmal hundert
100 a mar	

2000, a tutan ot, das heißt ein ganzer Mann, oder soviel mal 100, als Finger und Zehen am ganzen Mann sind (vorausgesetzt, daß dieser noch seine vollen Gliedmaßen hat, was sehr häufig nicht der Fall ist).

Das Schema zeigt, wie unbeholfen lang diese Zahlen sind (zum Beispiel: 948 = a lavuvat na marmar ma ra ivat na vinvinun ma ra lavutul) und wie wenig sie für einen fixen Gebrauch im Handel und Wandel geeignet sind. Und tatsächlich haben auch die Eingeborenen in ihrem Leben wenig Operationen mit Zahlen notwendig. Schon für die Zahlen bis 5 oder 10 nehmen sie die Finger einer oder beider Hände zu Hilfe, um sich ein Zahlenbild zu machen und zu behalten. Die größeren Zahlen, Zehner, Hunderter und Tausender, werden nur beim Zählen der Faden Muschelgeld gebraucht; dann wird aber ungemein langsam und vorsichtig verfahren, und werden Finger und Zehen als Hilfsmittel dabei gebraucht.

Beim Verbum gibt es außer den transitiven und intransitiven vielfach noch eine dritte Form, in welcher das Objekt, wenn es ein Pronomen personale der dritten Person des Singular ist, bereits mit enthalten ist und also nicht besonders ausgedrückt zu werden braucht, zum Beispiel oro (intransitiv) rufen, ora ihn, es rufen; virit, angeln, virite, ihn, es angeln; qire, sehen, qurë, ihn, es sehen.

Eine andere Eigentümlichkeit der Verben, die ein Charakteristikum der meisten Südseesprachen ist, besteht in der Verdoppelung derselben. Entweder werden sie ganz oder teilweise verdoppelt, sei es um Intensität der Handlung oder häufiges Vorkommen derselben zu bezeichnen, oder um Transitive zu Intransitiven zu machen.

Vergleichen wir den Wortschatz dieser Sprache mit dem europäischen Sprachen, so müssen wir staunen einerseits über großen Reichtum, andererseits über großen Mangel. Ungemein reich ist diese Sprache an Benennungen und Bezeichnungen von Gegenständen und Handlungen, an technischen Ausdrücken aus dem gewöhnlichen Leben der Eingeborenen. Jede Pflanze, jeder Baum im Walde, jede einzelne der über hundert Spielarten von Bananen, der zahlreichen Taroarten, der Schlingpflanzen, jeder Vogel, jede Fischart, jeder geringste Teil ihrer

Hütte, ihres Rahnes, ihres Fischkorbes hat besondere Namen. Jede Handtierung beim Hausbau, beim Fischfang usw. hat einen kurzen, präzisen, technischen Ausdruck, den wir beim Fehlen eines solchen in unseren Sprachen nur durch mehr oder weniger lange Umschreibungen wiedergeben können.

Sehr groß ist dagegen die Armut an Ausdrücken auf dem Gebiete des Abstrakten, des Seelenlebens, der Moral, überhaupt alles dessen, was über den Horizont der Anschauungen im alltäglichen Leben der Eingeborenen hinausgeht. Es fehlen zunächst viele allgemeine Begriffe, wie Pflanze, Tier, Mensch, Person. Andere existieren zwar, decken sich aber nicht allseitig mit den unserigen, wie zum Beispiel Vogel, a beo, das auch alles mit in sich begreift, was fliegt, wie Käfer und Schmetterlinge. Seelenkräfte und Tätigkeiten, wie Verstand, Gedächtnis, Wille, Glaube, werden dem Genius der Sprache entsprechend niemals abstrakt durch das Substantiv, sondern konkret durch Verben ausgedrückt: matoto, verstehen; nuk-vake, behalten; meige, wollen; nurnur, glauben.

### Das Vaterunser

Tamamavet nam u ki arama ra balanabakut. Boina da ru ra iagim. Boina na vut kou varkurai. Boina di torom tam ara ra pia, veder di torom tam arama ra balanabakut.

Qori una tabari avet ma ra amave nian na bugbug par. Una nukue komave magamagana kaina ta nidiat, dia ter vakaine avet. Qaliak u beni avet ta ra varlam. Ma una valauni avet ka ra kaina. Amen.

## 2. Die Neulauenburgsprache

Zweifellos gehört die Neulauenburgsprache zum selbem Idiom wie die verschiedenen Dialekte der nordöstlichen Gazellehalbinsel und der Südwestküste von Neumecklenburg.

Es genügen, wie auf der Gazellehalbinsel, siebzehn Buchstaben zur schriftlichen Darstellung der Sprache, und das s-Zeichen hat wegen eingeführter Fremdwörter hinzugefügt werden müssen.

Der Artikel a für alle Geschlechter und der persönliche Artikel to ist wieder beiden gemeinsam. Auch für weibliche Personennamen ist ein besonderer Artikel vorhanden, heißt aber hier ne statt ia oder ja, zum Beispiel Neling würde auf der Gazellehalbinsel Jaling sein.

Es wird, genau wie auf der Gazellehalbinsel, außer dem Singular eine dreifache Mehrheitsform, der Dual, Trial und Plural unterschieden, und der dreifache Genitiv mit na, i und kai weicht nur insofern ab, als der Possessivgenitiv a nu statt kai hat. Die Präposition tai zur



Bildung des Datives auf der Gazellehalbinsel entspricht hier karom in gleicher Bedeutung. Der Dual wird mit ru und der Trial mit tul gebildet statt ura und utul der Gazellehalbinsel. Auch der Plural hat zwei Formen mit in oder kum, wie a in ruma oder a kum ruma, die Häuser.

Bezüglich des Adjektivs, sowohl was die Bildung desselben anbelangt, als auch die Stellung zum Substantiv und die Bezeichnung der Gradverschiedenheit, herrscht kein Unterschied mit der Behandlung desselben auf der Nord-Gazellehalbinsel.

Die Zahlwörter heißen:

in Natur	auf Miot
1 ra	1 ra
2 ruadi	2 ruo
3 tuldi	3 tul
4 vatdi	4 vat
5 limadi	5 lima
6 nomdi oder limadi ma ra	6 nom*
7 limadi ma ruadi	7 talaqarua
8 limadi ma tuldi	8 lakatul
9 limadi ma vatdi	9 latakai
10 noina	10 noina
20 ru noina	20 ruo noina
50 a lima na noina	50 a lima na noina
60 a nom na noina	60 a nom na noina
100 a mar	100 a mar

Bei den Verben entsprechen die Transitivsuffixe tai und pai wohl tar und pa auf der Gazellehalbinsel. Die Endung tau ist vielleicht die ähnlich lautende Präposition: auf über. Auch das kausative Präfix va existiert hier, und dem Präfix var zur Bildung des Reziproklus entspricht hier ve.

Bezüglich der teilweisen oder ganzen Verdoppelung der Verben gelten dieselben Regeln wie auf der Nord-Gazellehalbinsel.

Bei der Konjugation bleibt das Verbum unverändert.

### 3. Die Bainingssprache

Wie der Baining von seinen Nachbarstämmen in Physiognomie, in Sitten und Gebräuchen verschieden ist, so unterscheidet er sich auch in der Sprache. Sie weicht in vielen Stücken von der großen melanesischen Sprachfamilie ab.

\* Sechs heißt in Vula: monom, in Nord-Bougainville tunom, auf den Shortlandinseln onomo.

Als allgemeines Merkmal der melanesischen Sprachen gilt das Vorhandensein eines Trias; die Bainingssprache ermangelt desselben. Sie hat bloß drei Numeri: Singular, Dual und Plural. Die Ausbildung des Pronomens, die in den meisten melanesischen Sprachen so peinlich exakt ist, ist hier wenig vorgeschritten. Es gibt keine inklusive und exklusive Form, ferner fehlt ein eigenes Possessivpronomen bei Wörtern, die Verwandtschaftsverhältnisse oder Körperteile bezeichnen. Die Bainingssprache kennt keinen Unterschied im Possessivpronomen und hängt es auch dem Substantiv nicht an, sondern setzt es stets vor dasselbe.

Ein weiteres, und zwar das bedeutendste Merkmal des Baining-idiomes besteht nach meiner Ansicht darin, daß es eine flektierende Sprache ist. Die Wortendungen werden verändert, um die verschiedenen Numeri zum Ausdruck zu bringen.

### Sprachproben

A ut mam, lugia va husup, i ti achu gi a  
 Du unser Vater, der du in den Himmeln, daß man fürchte deinen den  
 arenki, i kie n gi a lgichi, i ti nari gelem gi  
 Namen, daß es komme dein das Wort, daß man gehorche bei dir  
 vra évetki, rachoar ti nari gelem gi va husupka. Lei  
 auf der Erde, wie man gehorcht bei dir in dem Himmel. Heute  
 gie vana ut ta ur a smeski, gie regev a  
 du beschenkst uns mit dem unseren dem Essen, du löschst aus die  
 ur a vuget tachoar u regev a ra a vuget,  
 unseren die bösen Dinge, wie wir löschen aus die ihren die bösen Dinge,  
 ti ralak sut; kurimai gie rut naut savra vuget,  
 sie tun Böses über uns; nicht sollst du führen mit uns in die bösen Dinge,  
 dap gie ra ut namena vuget. Amen.  
 aber du nimmst weg uns von den bösen Dingen.

### A sinepki chien ama slageichi Die Spinne und die Fliege

A sinepki chie msem a r a his. Kie tuchun: Slageichi, gie  
 Eine Spinne sie flocht ihre Fäden. Sie sagte: Fliege, du  
 dlu, i kurimai gie tit savet goa his. Ari dig si gi  
 gib acht, daß nicht du gehst in meine Fäden. Etwa verwickeln deine  
 a ichivaret praget. Dav ama slageichi chie tuma di chie tuchun:  
 Flügel darin. Aber die Fliege sie lacht und sie sagt:  
 Naka ama dlok goa, nach lei ik goa ralak  
 Nur (doch) die stark ich bin, und nur heute, jetzt werde ich verderben



saget. Kie tit di dig sa a r a ichivaret praget.  
 sie. Sie ging (hinein) und es verwickeln sich ihre Flügel in denselben.  
 Kie prer malei, i kie chuvik, dai duchup. A sinepki  
 Sie wehrte (sich) heftig, damit sie loskäme, aber vergebens. Die Spinne  
 chie gag sagelemki di chie pligi samra r a his.  
 sie ging zu ihr und sie tötete sie in ihren Fäden.

#### 4. Die Sprache der Sullka

Auf den ersten Blick scheint die Sullkasprache, wenn man ein Wörterverzeichnis derselben flüchtig durchgeht, eine große Ähnlichkeit mit der der Gazellehalbinsel zu haben; denn man findet in ihr eine ganze Menge vollständig gleichklingender Wörter; wenn man aber die Bedeutung dieser Wörter vergleicht, so besteht auch nicht mehr die geringste Ähnlichkeit untereinander, und man muß sich wundern, wie eine so große Menge Wörter mit solchen von der Gazellehalbinsel ganz unabhängig von dieser doch gleiche Lautbildung erhalten hat.

Etwas sehr Charakteristisches der Sullkasprache ist die häufige Liaison, aber nicht wie im Französischen das Herüberziehen des Endkonsonanten zum folgenden Worte, sondern vielmehr das Heranziehen des ersten von zwei Anfangskonsonanten zum vorhergehenden, mit einem Vokal schließenden Worte, zum Beispiel:

ka lpek (sein Kopf)                      spricht kal pek

Wegen ihrer vielen Stoßlaute t, p und des tief in der Kehle gesprochenen k klingt die Sprache etwas zerhackt, ist aber im übrigen nicht weniger wohlklingend als die der Nord-Gazellehalbinsel.

Eine weitere charakteristische Eigentümlichkeit der Sullkasprache sind die in der gewöhnlichen Aussprache stummen Vokale, die nur beim Singen oder langsamen Sprechen herausgehört werden können.

Merkwürdig ist, daß die Sullka nur zwei Zeiten unterscheiden, die Gegenwart und die Zukunft. Für die Vergangenheit wird die Gegenwart gebraucht, erstere muß aber auf irgendeine Weise in der Rede erkennbar gemacht werden.

#### Das Vaterunser in der Sullkasprache

Ngur tit, in do ia vle kua ma volkha. Mur kam teiver ila munik. Ila kambung en kam pis. Mur kam titing eakam in mo ku mie, en'gar nga ma titing eakam in kua ma volkha.

A kolkha tieti klang ur orom ngo lol. Kikiangoi mang'ur ko, ngu ta lgam nong le iar, eng'ur ngo ma kikiangoi man gar, nga ta lgam nong le iar ngang ur. Nge or ia nglum mur ma mamas, va halger mur makor a tongman nong a iar. Amen.

## 5. Die Nakanaisprache

Das Nakanai Volk scheint weder mit den Bewohnern des Nordrandes der Gazellehalbinsel, noch mit denen des Innern, den Vaining, nahe verwandt zu sein, vielmehr weist fast alles, der Körperbau, Sitten und Gewohnheiten, das Zusammenleben in Dörfern und anderes auf eine Zusammengehörigkeit mit den Papua von Neuguinea hin. Auch ein Vergleich zwischen den Sprachen der Nakanai und der Nord-Gazellebewohner zeigt diese Verschiedenheit.

Auffallend ist an der Nakanaisprache zunächst die starke Betonung und Hervorhebung gewisser Silben, die bei der gefälligen Form der meisten Wörter zum Wohlklang beiträgt, wenn sie nicht allzu lang gezogen werden, wie es zuweilen geschieht. Bei Wörtern, wie sodāni (man pflanzt es); tinge usināni (bis dahin); natuna tasamōni (einziger Sohn) und anderen glaubt man beinahe eine von den wohlklingenden romanischen Sprachen zu hören. Andererseits möchte man bei Zusammenstellungen von Vokalen, wie sa'o, Krug; so'eli, begraben; sā'e, klettern; pō o, Anfang, Ursprung und anderen, Verwandtschaft mit der samoanischen Sprache annehmen. Dazu kommt noch die Scheu vor dem r, ja das fast gänzliche Fehlen desselben, wie im Samoanischen. Wo die Nakanaisprache Wörter hat, die in der Sprache der Gazellehalbinsel ein r enthalten, da fehlt entweder das r gänzlich, wie

	Nord-Gazellehalbinsel	Nakanai
Bruder . . . . .	turana	tuana
oder es verwandelt sich in l wie		
Rafuarine . . . . .	a iāra	a iāla
Schwein . . . . .	a borói	a bōlo
rauchen . . . . .	pitmur	pitimūlu
Holztrommel . . . . .	a gāramut	a galāmu
Getöteter . . . . .	a vírua	a vilūlua

Vielleicht läßt sich auf diese Verwandlung in l das so zahlreiche Vorkommen dieses Lautes zurückführen, daß man diese Sprache schon die L-Sprache genannt hat.

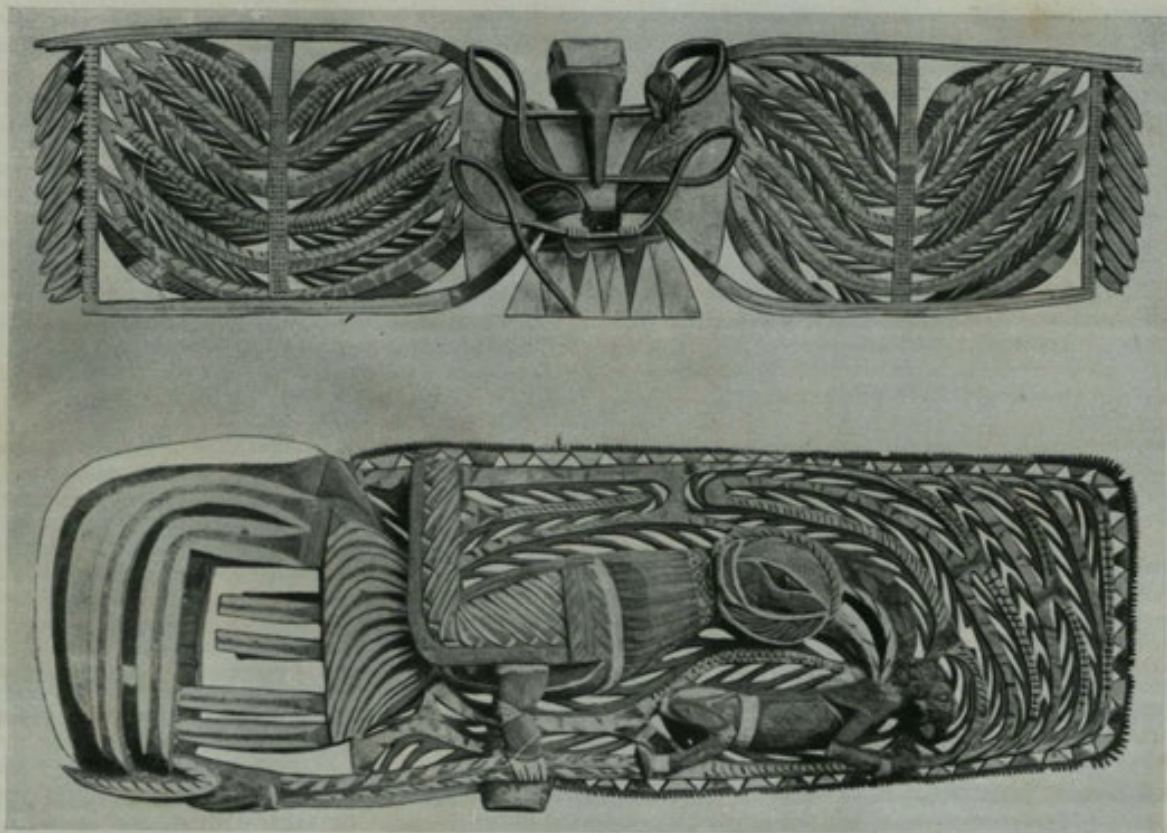
Große Ähnlichkeit mit dem Samoanischen weist auch die Zahlengruppe von 1 bis 10 auf.



Das Zählen beruht auf dem Zehnersystem.

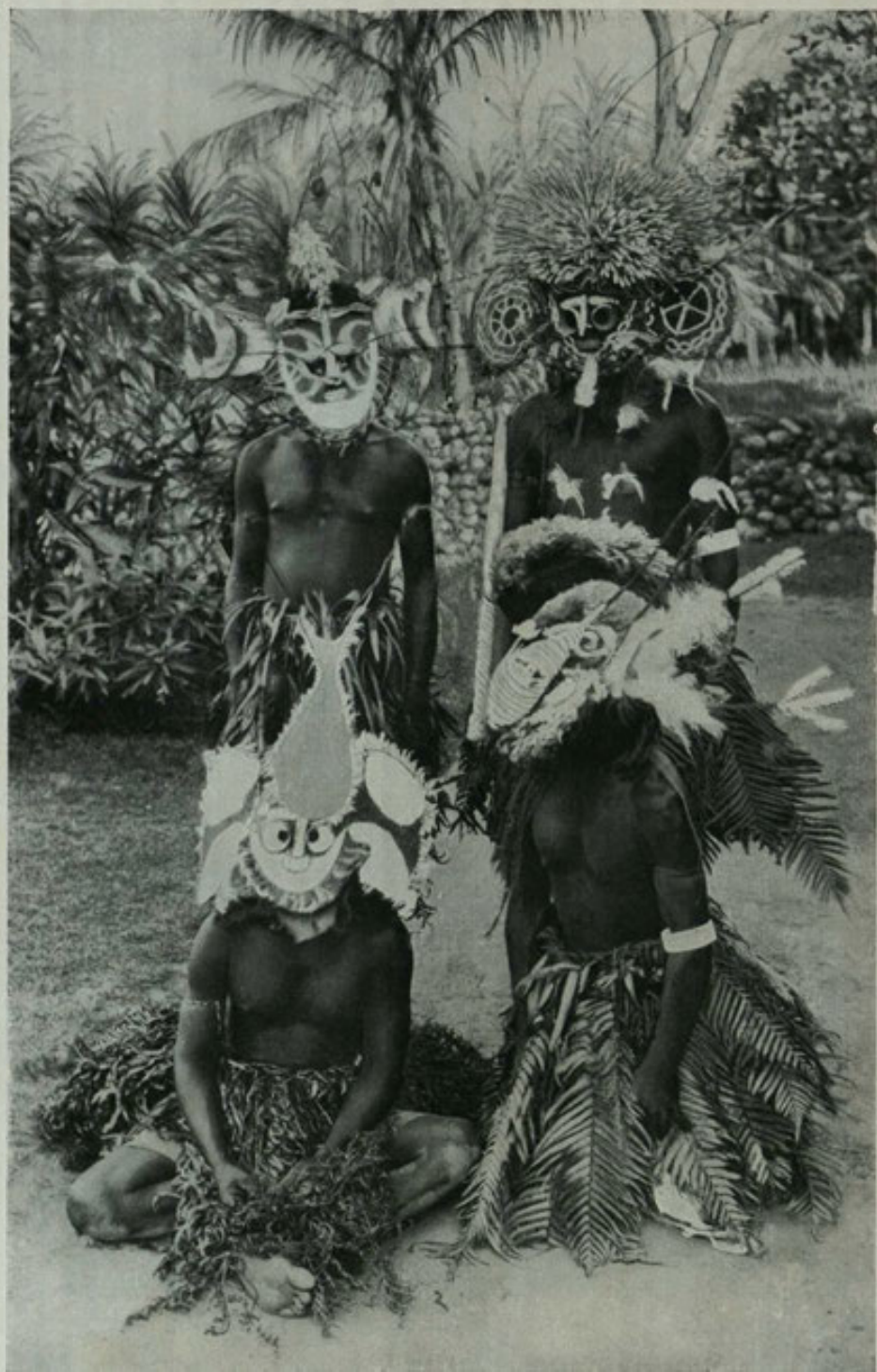
1 tassa	10 savulu
2 lua	11 savulu timana tassa
3 tolu	12 savulu timana lua
4 iva	13 savulu timana tolu usw.
5 lima	20 savulu lua
6 pantassa	21 savulu lua timana tassa usw.
7 badilua	30 savulu tolu
8 baditolu	100 savulu savulu
9 alasue	

Esána savallo? } Wie heißt du?  
 Vatelli? }  
 O polo ili? Warum lachst du?  
 A obu a lili i totöla. Das Brett ist hart.  
 A mangalingi i davut. Mein Leib schmerzt.  
 Goulu mineo kubana. Dein Ding ist schön.  
 Mu pidi a vivili divi. Singt, damit der Wind kommt.  
 Saboa pulu. Es ist noch nicht fertig.  
 Bili Saeka a mävo. Gib dem Saeko eine Taro.  
 O lae säva? Was, hast du Furcht?  
 Soro bainini, mä maivéle. Knaben, kommt her!  
 O ma lei lae lou! Habt keine Angst!  
 O mamu tabosa! Du sollst nicht töten!  
 O mamu malolo osi! Du sollst nicht ehebrechen!  
 O mamu pa'äli! Du sollst nicht stehlen!  
 O mamu manasi! Du sollst nicht lügen!



119. Suro-Schnitzereien von der Fischerinsel (Nordostküste von Neumecklenburg)  
(Nach Publikationen aus dem Ethnographischen Museum zu Dresden)





120. Maskierte Männer aus Libir (östlich von Neumeklenburg)

## XII. Kultur- und Nutzpflanzen, Haus- und Jagdtiere

Die Eingeborenen des Bismarckarchipels und der früher deutschen Salomoinfeln sind zwar nicht ausschließlich Vegetarier, das Pflanzenreich liefert ihnen jedoch den Hauptbestandteil ihrer Nahrungsmittel.

In der Kenntnis der Pflanzen beschämen sie geradezu den Europäer. Sie benennen mit der größten Sicherheit mehrere Hunderte von Pflanzenarten und unterscheiden zahlreiche Arten. So kennen die Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel z. B. über siebenzig verschiedene Abarten von Bananen, obgleich die unterscheidenden Merkmale so fein sind, daß selbst ein geübter Botaniker auf dieselben aufmerksam gemacht werden muß, ehe er sie zu erkennen vermag.

Manche der Produkte des Pflanzenreiches wachsen den Eingeborenen in den Mund, in der Regel muß er jedoch auch, wie überall in der Welt, sein tägliches Brot im Schwelß seines Angesichtes erwerben, obgleich eine gütige Natur dafür sorgt, daß seine Anstrengungen nach dieser Richtung hin sehr erträglich genannt werden müssen. Viele der hauptsächlichsten Nahrungspflanzen erfordern einen regelmäßigen Anbau und eine sorgfältige Pflege, die den Ackerbauer von der Bestellung seines Feldes bis zur Ernte fast ununterbrochen in Tätigkeit hält, während andere von Jahr zu Jahr ohne besondere Mühehaltung einen reichlichen Ertrag liefern.

Als Hauptnahrungsmittel kann man bezeichnen: Taro- und Yamknollen, Bataten oder Süßkartoffeln, Bananen und Brotfrüchte, sowie Kokosnüsse, wo diese vorkommen, und daneben zahlreiche andere Früchte, Wurzeln und Gemüse.

Taro und Yam erfordern eine sorgfältige Bereitung des Bodens. Wo sich weiße Anstiedler niedergelassen haben, verwendet der Eingeborene heute vielfach den eisernen Spaten, früher bediente man sich ausschließlich eines Stockes. Dieser war etwa zwei Meter lang, sechs bis acht Zentimeter breit, an einem Ende etwas zugespitzt und in der Regel aus dem äußeren harten Holz einer Palmenart geschnitten. Beim Gebrauch stößt



man nun mit dem zugespitzten Ende dieses Gerätes eine Anzahl von tiefen Löchern rings um das auszubrechende Stück, stößt dann schließlich den Stock tief hinein, löst mit diesem Hebel vollends die Scholle los und kehrt sie um. Um die Arbeit zu erleichtern, wählt man zur Anlage vielfach die Seite eines Hügels und beginnt das Aufbrechen des Bodens von unten an. Ist das Feld aufgebrochen, so zerschlägt man die einzelnen Schollen, sammelt die Graswurzeln und wirft sie weit hinter sich; sie trocknen dann an der Sonne, werden zusammengelesen und verbrannt.

Höchst selten bebaut der Eingeborene sein Feld zwei oder mehr Jahre nacheinander mit einer und derselben Kulturpflanze. Eine Ernte ist die Regel; das Feld wird dann verlassen oder man pflanzt darauf eine andere Nährpflanze, welche weniger Arbeit erfordert und den Boden in geringem Grade ausnützt, größtenteils die Banane. Die Bananenstauden tragen manchmal jahrelang. Endlich überwuchert das Allang-Allang-Gras auch sie, und das Feld ist nun wieder Grasland.

Ein solches System des Feldbaues erfordert selbstredend ausgedehnte Landstrecken, um eine verhältnismäßig geringe Bevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen, aber vorderhand ist an Grund und Boden kein Mangel, und außerdem macht sich der Eingeborene nichts daraus, wenn sein Feld auch manchmal fünf bis zehn Kilometer von seinem Dorfe entfernt ist. In solchem Falle baut er sich in seiner Pflanzung eine Hütte, die ihm während der Arbeitszeit als Unterschlupf dient.

In der Bestellung ihrer Felder, in der Pflege der angebauten Pflanzen und in der Reinhaltung des Bodens können die Eingeborenen sehr wohl manchen höhergestellten Völkern als Vorbild dienen.

Taro (*Colocasia antiquorum*, var. *esculenta*) kommt in zwei Arten vor, Sumpf- und Bergtaro oder richtiger Taro, der zu seinem Gedeihen sumpfigen oder doch sehr feuchten Boden gebraucht, und Taro, der auf weniger feuchtem Boden, auf Abhängen und Hochebenen wächst. Die Spielarten sind auf den verschiedenen Inseln sehr zahlreich. Auf den niedrigen Koralleninseln läßt sich die Taropflanze nur schlecht anbauen, und es erfordert mühselig hergerichtete Pflanzstätten, tief hineingelassen in den Korallenboden, mit einer künstlich erzeugten Humusschicht, um die begehrte Knolle zu erzeugen (vgl. Seite 259).

Die Pflänzlinge des Taro bestehen aus den dünnen oberen Scheiben des Knollens oder Mittelstockes mit den daran haftenden Blattstielen. Diese werden in Abständen von etwa fünfzig bis fünfundsiebzig Zentimeter in etwa zwanzig Zentimeter tiefe, kleine Gruben gesteckt. Die Herstellung der Pflanzlöcher erfordert Übung und Geschick; man verwendet hierzu einen etwa meterlangen zugespitzten Pflanzstock, den man in die Erde stößt und dann nach allen Seiten im Kreise bewegt, teils um die Grube oben

zu erweitern, theils um den Erdboden der Seitenwände ein wenig zu härten. Die Pflänzlinge werden nun sanft in der Tiefe der konischen Grube festgedrückt, diese jedoch nicht zugescharrt, sondern offen gelassen; in den ersten zwei Monaten des Wachstumes entfernt man von Zeit zu Zeit alle hineingefallene Erde oder sonstige Unreinlichkeit. Nach etwa drei Monaten bricht man alle mittlerweile emporgeschossenen Blätter bis auf eins oder zwei der Herzblätter ab, und von nun an bedarf die Pflanze keiner anderen Pflege als Reinhaltung der Pflanzung und vielleicht einer leichten Auflockerung des Bodens.

Nach sechs bis sieben Monaten ist die Taroknolle ausgewachsen und kann geerntet werden. Bei sorgfältiger Pflege in gutem Boden werden die einzelnen Knollen fünf bis sechs Kilo schwer.

Die Taroknollen haben einen bedeutenden Nährwert und werden überall allen anderen Vegetabilien vorgezogen.

Übrigens haben die Knollen wie die Blätter der Taropflanze giftige Eigenschaften, die erst durch Rösten oder Kochen verschwinden. Man röstet die Knollen über Kohlenfeuer oder backt sie zwischen glühend gemachten Steinen; in Gegenden, wo Kochtöpfe Verwendung finden, kocht man auch die zerschnittene Knolle in Wasser. Geschabte oder zerstampfte Taroknollen, vermischt mit zerbener Kokosnuß, werden zu Kuchen geformt, in Blätter eingehüllt und zwischen heißen Steinen gebacken.

Der Taropflanze verwandt sind einige *Alocasia*-arten, welche überall wildwachsend angetroffen werden. Sie sind immer wiederkehrende Pflanzen, deren Blätter manchmal über einen Meter lang werden und die einen Mittelstock von oft fünf und zwanzig Kilo Gewicht erzeugen.

*Zam* (*Dioscorea*) erfordert wie Taro eine sorgfältige Bearbeitung der Felder, verträgt jedoch keinen sehr feuchten oder sumpfigen Boden. Die *Zam*knollen nehmen nach dem Taro den zweiten Rang als Nährpflanze ein, werden jedoch weder so vielfach kultiviert noch so allgemein genossen, wohl weil ihr Nährwert ein geringerer ist. Die *Zam*pflanze ist eine Schlingpflanze und erfordert zu ihrer Unterstützung einen Stock. Ein Abschnitt der Knolle mit einem oder mehreren Augen wird in den aufgelockerten Boden gesteckt und die Erde ein wenig darüber gehäufelt; bessere Resultate erzielt man, wenn der Boden tief aufgelockert, die Erde darüber hoch aufgehäufelt und der Saatknochen dann in den lockeren Gipfel des Haufens eingesenkt wird. In gutem Boden erzielt man durch letztgenanntes Verfahren Knollen bis zu einem Gewicht von dreißig Kilo. Die Zubereitung als Nahrungsmittel ist dieselbe, wie ich sie bei der Taroknolle beschrieben habe.

Eine Knollenfrucht, stellenweise, z. B. im Norden von Neumeklenburg, in ziemlicher Ausdehnung angebaut wird, ist die *Batate*



oder Süßkartoffel (*Convolvulus Batatas*). Sie wird wie die Yamspflanze angebaut und nimmt mit einem mageren Boden vorlieb.

Vor Jahren ist durch Ansiedler die Kassawa- oder Tapiokapflanze, *Jatropha manihot*, auf der Gazellehalbinsel eingeführt worden und hat sich schnell verbreitet.

Eine Nährpflanze von hoher Bedeutung ist ferner die Banane. Zu jeder Zeit des Jahres trifft man in den Bananepflanzungen die riesigen Fruchtbündel in allen Stadien der Entwicklung. Die Kultur ist einfach; man bricht einen Wurzelschößling von dem Hauptwurzelsack ab, so daß ein Teil der Wurzel daran festbleibt, und verpflanzt den Schößling auf seinen Bestimmungsort; in den ersten vier bis sechs Monaten jätet man eine Bananepflanzung gelegentlich, danach hat die Staude bereits so viele Blätter entwickelt, daß der Boden beschattet wird und das Unkraut weniger stark emporwachsen kann. Etwa fünf bis sechs Jahre hält eine Pflanzung selbst bei geringer Pflege vor und liefert während der Zeit eine große Menge von Früchten. Der empor-schießende Stamm trägt nur einmal; nach Aberntung des Fruchtbündels wird der hinfort unfruchtbare Stamm abgehauen, um die Wurzelschößlinge nicht im Wachstum zu hindern. Um große Fruchtbündel zu erzeugen, zerstört man die meisten Wurzelschößlinge in der Jugend und läßt nur zwei oder drei groß werden. Die Fruchtbündel erreichen bei einigen Spielarten eine erstaunliche Größe, in fruchtbarem Boden sind Bündel von sechzig Kilo keine Seltenheit. Die Banane wird entweder in völlig reifem Zustande gegessen und enthält dann viel Zucker, oder sie wird geröstet oder gekocht und enthält dann mehr Stärkemehl; die Eingeborenen ziehen die Bananen in dem letztgenannten Zustande vor.

Weniger Sorgfalt als die Kultur der vorgenannten Nährpflanzen bedarf die Kokospalme. Der Nutzen dieses hochwichtigen Baumes für die Südseeinsulaner ist fast sprichwörtlich geworden; er gedeiht nur in den Strandregionen und so weit landeinwärts, als die Seebrise mit ihrem Salzgehalt sich merklich macht. Die Inlandbewohner besitzen daher keine Kokospalmen. Auch in der Strandregion findet man ausgedehnte bewohnte Strecken, die trotz einer recht dichten Bevölkerung dennoch nur geringe Kokosbestände aufweisen. So genügsam die Palme auch sein mag, sie bedarf trotzdem als Hauptbedingung ihres Gedeihens Luft und Licht, namentlich in der Jugend. Wo die Eingeborenen zu faul sind, um in den verlassenem Taro- oder Yamspflanzungen Kokosnüsse anzupflanzen, da sind infolgedessen nur geringe Bestände vorhanden.

Die weite Verbreitung der Kokospalme sucht man häufig dadurch zu erklären, daß die von einem leichten Faserstoff umhüllte Nuß auf dem Wasser schwimmt und von den Meeresströmungen von einer Insel

zur anderen getrieben wird, wenn reife Früchte, wie dies wohl vorkommen mag, dann und wann ins Meer fallen. Die Unhaltbarkeit dieser Theorie wird demjenigen sofort klar, der viel zwischen den mit Kokospalmen bestandenen Insel herumgereist ist. Ich entsinne mich während meiner zahlreichen Reisen von einer Südseeinsel zur anderen, Reisen, die viele Tausende von Meilen betragen, auch nicht eines einzigen Falles, in welchem mir eine auf dem Meere treibende Kokosnuß zu Gesicht gekommen wäre, obgleich ich mir denken kann, daß dies nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, und ins Meer gefallene Nüsse, wenn die Entfernung nur gering ist, auch andere Inseln erreichen können. Schiffskapitäne, die lange Jahre diese Gegend nach allen Richtungen durchstreiften, erinnern sich ebenfalls nicht solcher Fälle, obgleich ihr Auge von früh bis spät über die Meeresfläche streift und gewohnt ist, auch den kleinsten Gegenstand wahrzunehmen. Es gibt außerdem viele Hunderte Meilen von flachen Uferstrecken, die völlig ohne Kokospalmen sind, und es ist nicht einleuchtend, warum auf dem Meere treibende Kokosnüsse seit undenkbarer Zeit gerade diese Strecken vermieden haben, um anderswo in großer Anzahl anzutreiben, obgleich die Strömung alles mögliche andere dort anschwemmt. Wiederum sind Inseln vorhanden, die in ihrem hügeligen, ja teilweise gebirgigen Zentrum gute Kokosbestände aufweisen, am Strande aber keine einzige Palme. Stellt man Versuche an über die Schwimmfähigkeit reifer Kokosnüsse, so kommt man zu dem Ergebnis, daß nach wenigen Tagen die Faserumhüllung wie ein Schwamm das Seewasser eingesogen hat, so daß die Nuß immer tiefer einsinkt, allmählich alle Schwimmfähigkeit verliert und auf den Meeresboden sinkt. Wo Kokosbestände vorhanden sind, da sind sie wohl immer von Menschenhänden gepflanzt, und wenn auch heute unbewohnte Inseln mit großen Kokosbeständen angetroffen werden, so ist das nur ein Beweis dafür, daß die Insel früher bewohnt war und aus irgendeinem Grunde von Menschen entblößt wurde. Die Sagen vieler Insulaner weisen direkt darauf hin, daß die Kokosnuß von Menschen eingeführt wurde, die im Laufe der Zeiten von den Nachkommen als Götter und sagenhafte Wesen verehrt wurden.

Die große Bedeutung der Kokospalme für den Eingeborenen liegt darin, daß sie, mehr als irgendeine andere Kulturpflanze der Südseeinseln, die Grundlage für den Exporthandel und damit für die Entwicklung der Eingeborenen bildet, indem sie ihnen die Mittel liefert, auf dem Wege des Tauschhandels Befriedigung solcher Bedürfnisse zu suchen, welche die immer weiter schreitende Kultur sie lehrt und übernehmen läßt.

Die unreife Nuß liefert ein halbes bis ein Liter einer klaren Flüssigkeit,



welche als Kokosmilch bekannt ist; sie bildet ein angenehmes, erfrischendes Getränk. Die Milch der reifen Nüsse ist weniger schmackhaft. Der zarte, gallertartige Kern der unreifen Nüsse ist ein allgemein beliebter Leckerbissen. Der reife, harte Kern dient in frischem Zustande als Nahrungsmittel oder als Zutat zu Gerichten, in welch legerem Falle er in der Regel erst gerieben wird. Zerschnitten und getrocknet bildet der Kokoskern den Exportartikel Kopra. Die keimende Nuß füllt sich im Innern mit einer lockeren, weißen Masse, welche von alt und jung als Leckerbissen angesehen wird. Die Zubereitung des Oles ist allen Eingeborenen bekannt, wenn auch nicht überall gebräuchlich; in den Admiralitätsinseln werden große Mengen des Oles zubereitet und in mächtigen Gefäßen aufbewahrt, um nach Bedarf als Zutat zur Speise zu dienen. Die harten Nußschalen finden Verwendung als Wasser-, Öl- und Kaltbehälter. Abschnitte der Schale geben Trinkgeschirre, Schaber, Löffel und Armringe; auf den Tasmaninseln fertigt man aus der Schale kleine sechs bis sieben Millimeter im Durchmesser haltende Scheibchen, durchbohrt sie in der Mitte und reiht sie abwechselnd mit weißen Muschelscheibchen zu Schnüren auf, die als Geld dienen.

Die faserige Außenhülle der Nuß wird durch Klopfen mit einem Holzschlegel von den holzigen Bestandteilen säubert und die gewonnene Faser zu Stricken und Schnüren verarbeitet. Stücke der Faserhülle dienen als Pinsel, und mit diesem primitiven Instrument bemalt der Eingeborene seine Schnitzereien, Masken, Götzenbilder, Hausgiebel usw. mit den feinsten Ornamenten; auf langen Reisen zu Wasser und zu Land dient die trockene Hülle als Zunder.

Aus den Blättern werden Körbe geflochten sowie Matten für verschiedene Zwecke. Die zusammengeflochtenen Kokosblätter dienen als Dachbedeckung; aus den feinen Blattrippen werden Besen angefertigt, Fischreusen und andere Fangapparate hergestellt. Bei der Nachtfischerei auf dem Korallenriff benützt man die zusammengeschnürten trockenen Blätter als Fackeln, deren Schein die Fische heranlockt.

Das Holz der Kokospalme ist sehr dauerhaft, es findet Verwendung als Pfosten und Latten für Bauzwecke oder als Material zur Herstellung von Keulen und Speeren.

In manchen Gegenden wird die Blütenscheide, ehe die Blüte sich entwickelt hat, fest umwickelt und angeschnitten; aus der Wunde fließt dann ein süßer Saft, der ungemein nahrhaft ist und mit dem Säuglinge großgezogen werden können. Nach kurzer Zeit geht dieser Saft in Gärung über und wird dann ein berauschendes Getränk.

Von nicht geringer Bedeutung für die Bewohner der verschiedenen Inseln ist der Brotfruchtbaum (*Artocarpus*); er liefert zweimal im

Sahre eine große Anzahl von Früchten, deren Fleisch wie Samenkerne auf Kohlenfeuer geröstet eine wohlschmeckende Speise liefern. Der Brotfruchtbaum wächst in halbwildem Zustande und bildet stellenweise große Bestände, deren glänzendes, dunkelgrünes Laub der Vegetation einen eigenen Charakter verleiht.

Das Holz ist weich, leicht und hellbraun und wird dann und wann zum Kanubau verwendet. Einschnitte in die Rinde geben einen reichlichen, milchweißen, klebrigen Saft, der schnell erhärtet und zum Dichten von Gefäßen und Kanus verwendet wird.

Die vorgenannten Kulturpflanzen liefern den Hauptbestand der Nahrungsmittel der Eingeborenen. Daneben bietet der Wald jedoch noch eine große Anzahl von Früchten aller Art, die der Eingeborene zu benutzen weiß und die eine Zutat und Abwechslung in dem täglichen Menü bilden.

Auch die Sagopalme ist an einigen Orten von großer Bedeutung, so zum Beispiel im Norden von Neumedlenburg und im Westen von Neupommern. Auf Bula und Bougainville gewinnt man aus dem Mark des Zylas-Stammes ein dem Sago sehr ähnliches Mehl.

Zuckerrohr in mehreren vorzüglichen Arten trifft man in fast allen Pflanzungen der Eingeborenen als Nebenprodukt.

Die Strandbewohner genießen verschiedene Algenarten sowohl roh als gekocht.

Überhaupt gibt es für einen hungrigen Eingeborenen keine Pflanze und Frucht, die nicht mehr oder weniger genießbar wäre.

Als Reizmittel benutzt man auf allen Inseln mit Ausnahme einiger niedrigen Koralleninseln die Ruß der Arekapalme in verschiedenen Arten und damit in Verbindung die Früchte und Blätter von Piper Betel nebst ungebranntem Korallenkalk. Tabak scheint den Eingeborenen an einigen Stellen, zum Beispiel in Bula, schon sehr lange bekannt zu sein; man kultiviert und bereitet dort das eigene, nicht sehr wohlriechende Kraut.

Zur Befriedigung seiner übrigen Bedürfnisse liefert das Pflanzenreich dem Eingeborenen einen wahren Reichtum an Produkten, den er nur in geringem Maße ausbeutet.

Zahlreiche Bäume liefern Holz zum Kanu- wie zum Häuserbau, und die Erfahrung hat gelehrt, diejenigen Holzarten zu wählen, die sich für den beabsichtigten Zweck am besten eignen. Die zähen, breiten Blätter der Pandanusarten liefern dauerhaftes Dachmaterial, und aus den Blattstreifen slicht man größere und kleinere Matten, Körbe und Taschen. Zerstampfte Nüsse des Parinarium laurinum dienen als Kitt zum Dichten der Boote, als plastische Masse zum Nachbilden von Gesichtern bei manchen Masken, zum Überzug dichter Geflechte, um diese



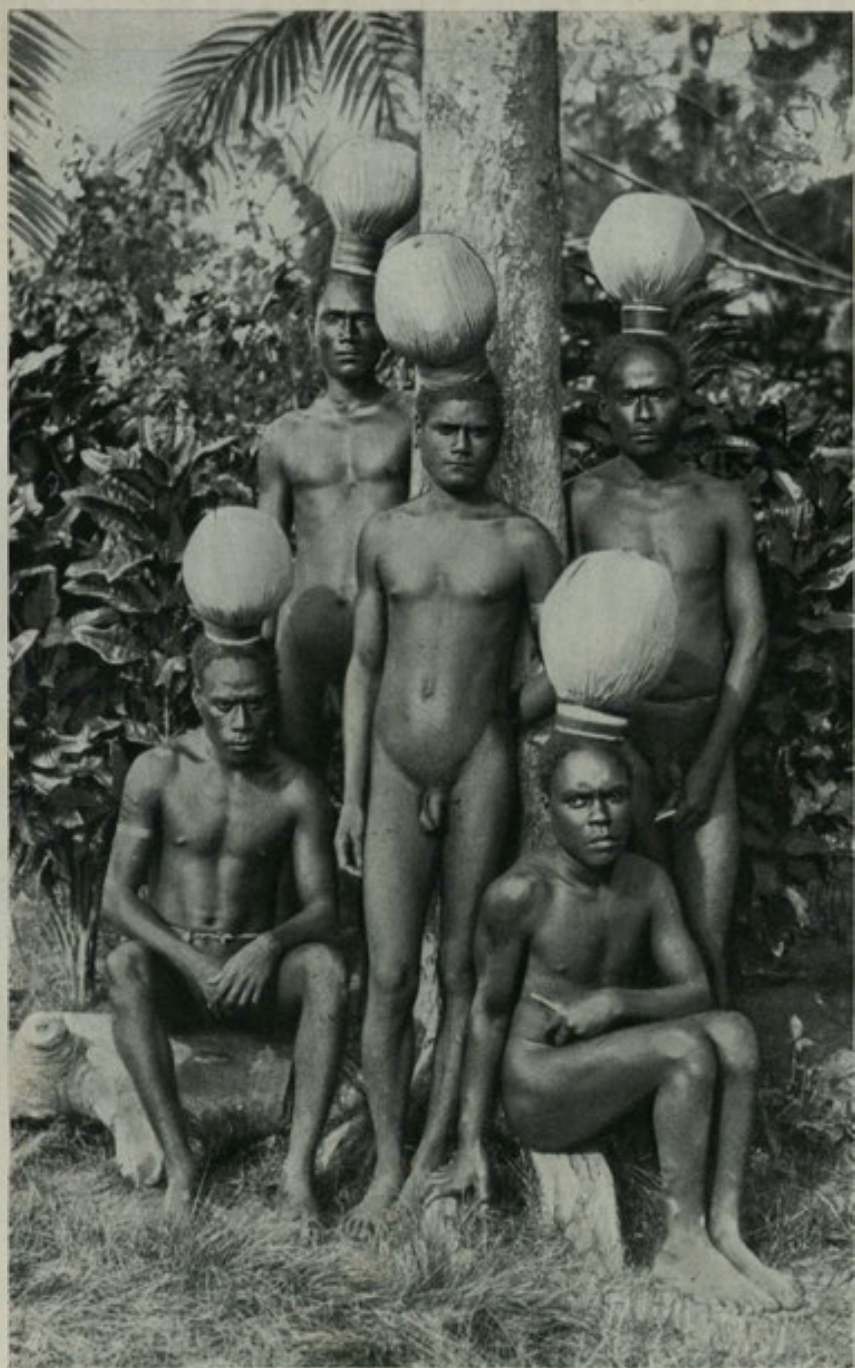
undurchlässig zu machen und sie als Aufbewahrungsgerät für Flüssigkeiten zu benutzen, wie zum Beispiel die Ölkrüge in den Admiralitätsinseln.

Nicht allein die Kokosnuß und die Bananenstaude liefern Faserstoffe, der Eingeborene kennt außerdem noch eine Anzahl von faserliefernden Pflanzen. So stellt man auf der Gazellehalbinsel aus den Fasern der *Pueraria novo-guineensis* den feinen Zwirn her zum Anfertigen der Fischnetze. Diese Faser steht unserem besten Flachs nicht nach. Einige Hibiskusarten liefern ebenfalls eine vorzügliche Faser; Rotangarten werden der Länge nach zu dreien und vieren zusammengedreht, um als Ankertaue zu dienen, manchmal bis zu einer Länge von vierhundert Meter; schmale Streifen der äußeren harten Rinde dienen als Bindematerial.

An bunten Blüten, buntfarbigen Blättern und wohlriechenden Kräutern ist auf allen Inseln Überfluß, und die Bewohner verwenden diese in ausgiebigstem Maßstab als Körperschmuck, wie zur Dekoration ihrer Kanus, Hütten und Festplätze. Sie sorgen dafür, daß ein genügender Vorrat stets vorhanden ist, und pflanzen in der Umgebung ihrer Hütten und Dorfschaften rotblühende Hibiskusarten, wohlriechende Gardenien und buntblättrigen Kroton; ihre Felder und Pflanzungen ähneln nicht selten einem Blumengarten, denn zwischen den Taro und Bampflanzen züchten sie purpurblättrige und mannigfach gestreifte Dracänenarten, leuchtende gelbe und rote Kroleas und zahlreiche wohlriechende Kräuter.

Auch Färbemittel bezieht der Eingeborene aus dem Pflanzenreich. Kurkumawurzeln liefern eine gelbe Farbe; Ruß und Holzkohle mit Öl vermischt gibt ein tiefes Schwarz. Auf Bougainville färbt man verschiedene Faserstoffe leuchtend rot.

Das Verzeichnis der Nutzpflanzen würde unvollständig sein, wenn die verschiedenen Bambusarten unerwähnt blieben. Sie liefern das Material zum Häuser- und Hüttenbau; nebeneinander gelegt und durch Querstücke aneinander befestigt, bilden sie ein vorzügliches Floß, worauf der Eingeborene manchmal meilenweit in See geht; über Flüsse und Schluchten baut man aus diesem Material leichte und sichere Hängebrücken und Stege; kürzere und längere Stücke finden Verwendung als Wasserleitungen; Hütten und Pflanzungen werden zum Schutz mit festen Bambuszäunen umgeben; Speerschäfte, auch Haarkämme, zierlich geschnitz, und Büchsen mit kunstvollen Brandverzierungen zum Aufbewahren des Kalkpulvers werden daraus gearbeitet. Daß man aus ihm Musikinstrumente herzustellen vermag, beweisen die großen und kleinen Panflöten der Bukaleute und die zierliche Flöte der Gazellehalbinsel, aber auch größere



121. Matafesén aus Nord-Bougainville





122. Kokosnußpflanzung in Nalun (Nordküste der Gazellehalbinsel)

und kleinere Stücke des Rohres dienen als primitive Trommel; meterlange Bambuslatten, in der Mitte umgenickt, dienen als Feuerzangen; schmale Streifen der äußeren harten Schicht liefern Messer mit haarscharfer Schneide, die ich zum Beispiel in Bougainville zum Rasieren benutzt sah; aus dünn gespaltenen Streifen des Rohres werden große und kleine Fischreusen hergestellt, kurz, der Eingeborene würde oft recht hilflos sein, wenn er kein Bambusrohr hätte.

Erwähnt muß noch werden, daß die heilenden Eigenschaften mancher Produkte des Pflanzenreiches den Eingeborenen nicht unbekannt sind. Blüten, Früchte, Blätter, Rinde und Wurzeln verschiedener Gewächse werden von den einheimischen Heilkünstlern in Anwendung gebracht, und manche davon erfüllen ihren Zweck. Aber auch die schädlichen Eigenschaften mancher Pflanzen und Pflanzenteile sind bekannt, ebenso wie die Wirkungen der verschiedenen Pflanzengifte. Sehr viele der Heilmittel und Gifte sind jedoch bloße Zaubermittel, welche weder nützlichen noch schädlichen Erfolg haben, deren angebliche Wunderkräfte der Eingeborene jedoch als über allen Zweifel erhaben ansieht.

Bei weitem nicht so vielfache Verwendung finden die Erzeugnisse des Tierreiches. Alles, was auf vier Beinen läuft, liefert einen erwünschten Braten, abgesehen von Ratten und Mäusen. Das überall einheimische Schwein, das sowohl als Haustier wie in wildem Zustande vorhanden ist, fehlt bei keiner Festlichkeit; die Unterkiefer der verzehrten Schweine, manchmal untermischt mit Unterkiefnern von verzehrten Menschen, werden in den Hütten als Erinnerungszeichen an große Feste aufbewahrt.

Als Schmuck dienen die großen, abnorm gebogenen, manchmal ringförmigen Eberhauer, die in großem Ansehen stehen.

Das Fleisch des Hundes wird überall als Lederbissen angesehen, und seine Eckzähne vertreten an vielen Orten unsere Scheidemünze oder werden zu Schmucksachen verarbeitet. Der Hund wird auch zur Jagd auf Schweine und Beuteltiere abgerichtet.

Die verschiedenen Beuteltierarten sowie die fliegenden Hunde werden als Nahrungsmittel ebensowenig verschmäht.

Von den Reptilien ist die Schildkröte das begehrteste. Das wohlschmeckende Fleisch wie die Eier werden überall hoch geschätzt, ebenso das Schildpatt, woraus man Schmucksachen, Fischhaken, Schaber und Löffel anfertigt. Schlangen sollen in einigen Gegenden gegessen werden; dasselbe ist der Fall hinsichtlich der Eidechsenarten; die Haut des Monitor



wird im Archipel als Trommelfell für die sanduhrförmigen Holztrommeln benutzt.

Die Vogelwelt liefert keinen großen Beitrag zur Küche. Das Haushuhn ist wohl überall heimisch, Fleisch wie Eier sind beliebte Nahrungsmittel. Von wilden Vögeln stellt man dem Kasuar nach, dessen Fleisch sehr wohlschmeckend ist. Überhaupt verspeist der Eingeborene jeden Vogel, der in seine Hände fällt. Bunte Vogelfedern werden zur Ausschmückung des Körpers herangezogen, auch fehlen sie nicht als eindrucksvoller Schmuck mancher Waffen, der Boote, der Tanzobjekte und der Festpläze.

Das Meer bietet reiche Schätze; zahlreiche Fische, vom kleinsten bis zum größten, dienen zum Stillen des Hungers, und die Erfahrung hat gelehrt, diejenigen, welche giftige Eigenschaften besitzen, zu vermeiden. Auch Muscheln und Schnecken wie verschiedene Weichtiere werden gegessen. Muscheln und Schnecken liefern das Material für Schmucksachen aller Art, sie werden als Scheidemünze benutzt, und man fertigt daraus scharfe Artklingen. Die Tritonmuschel wird seitlich mit einem runden Loch durchbohrt und dient dann als weithinschallende Trompete.

Die Insektenwelt wird in geringem Maße ausgebeutet. Einige Arten Heuschrecken, Zikaden und Käferlarven werden nicht verschmäht, und als Leckerbissen gilt überall die Kopflaus, die man sich freundschaftlich in den Mußestunden gegenseitig absammelt.

Weniger ergiebig ist das Mineralreich.

Auf den Salomoinfeln und in der Admiralitätsgruppe wird aus Lehm allerhand Töpferware gemacht. Die Baining auf der Gazellehalbinsel verfertigen aus hartem, basaltartigem Gestein durchbohrte Keulenköpfe, und fast auf allen Inseln werden aus einem ähnlichen Material Artklingen hergestellt; auf Buka benutzt man schwere Steinstöbel zum Zermalmen harter Nußkerne; scharfe Obsidiansplitter liefern den Admiraltätsleuten Speer- und Dolchklingen; in Neupommern und Süd-Neumecklenburg gebraucht man eiförmige Schleudersteine, die man in Flußbetten und am Strande aufliest. Harte Quarz- oder Obsidiansplitter verwenden die Neulauenburgleute für ihre Drillbohrer; größere scharfe Splitter ersetzen dem Heilkünstler das Messer seines europäischen Kollegen; solche Stückchen vertreten auch die Stelle unseres Rasiermessers; vor Einführung eiserner Handwerkszeuge bedienten sich die Holzschnitzer der scharfen Obsidiansplitter, mit deren Hilfe sie schönere Sachen herstellten als mit den neuen Eisenwerkzeugen.

Überall, wo das Betelkauen gebräuchlich ist, wird mit der Arecanuß und dem Betelpfeffer zugleich gebranntes Kalkpulver verwendet. Mit Kalk bemalt der Eingeborene sein Boot außen und innen, auf den Nattyinseln tüncht er damit seine Häuser. Kalkbrei dient zum Einreiben der Kopf- und Barthaare, teils um Ungeziefer fernzuhalten, mehr jedoch um die Haare hell zu beizen; bei Tänzen, Festlichkeiten und Kriegszügen bemalt der Eingeborene seinen Körper mit phantastischen Strichen, Punkten und Kreisen, wozu er entweder Kalk oder gebrannte rote Ockererde benutzt; zum Schwarzfärben der Zähne verwendet man manganhaltige Erden, die, weil nicht überall vorkommend, einen Handelsartikel bilden. In Süd-Neumecklenburg werden größere und kleinere Ahnenbilder in menschlicher Gestalt aus einer dort vorkommenden Kreide gefertigt.

Salz wird vereinzelt durch Verdunstung gewonnen, zum Beispiel am Südkap von Neupommern; in der Regel verwendet jedoch der Eingeborene das Seewasser als Würze seiner Speisen.





## Namen- und Sachregister

- Abgarrisinseln 247  
 Abort, künstlicher 121 136 198  
 Ackerbau 92 95 121 188 259 338  
 Admiraltätsinseln 174 ff.  
 — Märchen 319 f.  
 Agomes 209 218  
 Ahnenkultus 252 299  
 Anachoreteninseln 209 218  
 Angelfischerei 67 152 163 178 246 258 f.  
 Anthropophagie 133 f. 194 f. 235  
 Arbeiteranwerbung 24 230  
 Ärztliche Kenntnisse der Eingeborenen  
 der Gazellehalbinsel 69 f.  
 Lua 209  
 Uveleng = Rofinseln
- Baining 91 f.  
 — Sprache 332 f.  
 — Bemalte Rindenstoffe 291 f.  
 — Maskentänze 288 f.  
 Balboa, Vasco Nuñez de 1  
 Balnatoman siehe Nordtochter  
 Bälz, Dr. 271  
 Bamus = Südsohn  
 Barttracht 86 123 148 172  
 Begräbnisplätze 260  
 Belcher, Sir Edward 22  
 Bemalung des Körpers  
 auf der Gazellehalbinsel 83 f.  
 in West-Neupommern 123  
 in Neumecklenburg 148  
 auf den Admiraltätsinseln 181  
 auf den Salomoinseln 240  
 auf den östlichen Inseln 260  
 Beschneidung 105 169 201  
 „Bienenkörbe“ (Felsen) 32
- Blasrohr 124  
 Bley (Pater) 325  
 Blutentziehungen 72  
 Blutrache 118  
 Bootshäuser 128 212 238  
 Bougainville Louis Antoine de 16 226  
 — (Insel) Bevölkerung siehe Salomo-  
 inseln  
 Brown (Missionar) 23 101  
 Bufa siehe Salomoinseln  
 Butam 46 99  
 Byron, Kapitän 14
- Carteret, Philipp 14 130 226 245  
 Couppé (Bischof) 29
- Dampier, William 12 f.  
 Diwarra 62 f.  
 Dolche 176  
 Drachenfischerei 246  
 Drillbohrer 64 242  
 Duf-Duf 274 f.  
 Duke of York-Inseln = Neulauenburg  
 Dumont d'Urville, Admiral 22  
 Duperrey 22
- Eberlein (Pater) 100  
 Echiquierinseln 18 209 (siehe auch Ni-  
 nigo)  
 Eheschließung bei den Stämmen der  
 nordöstlichen Gazellehalbinsel 51 f.  
 — bei den Baining 93 f.  
 — bei den Sulka 101 f.  
 — in Neumecklenburg 136  
 — in Neuhannover 136  
 — bei den Moanus 196 f.

Eheschließung bei den Salomoniern 233 f.  
 — auf den östlichen Inseln 254 f.  
 Eheverbote bei den Stämmen der nord-  
 östlichen Gazellehalbinsel 288  
 — bei den Sukka 101  
 — in Neumecklenburg 136  
 — in Siara, Tanga und Aneri 298  
 — bei den Moanus 196  
 — bei den Salomoniern 233  
 — auf den östlichen Inseln 254.  
 D'Entrecasteaux, Bruny 19  
 Erbrecht 48 197 200 257  
  
 Farbenbezeichnungen auf der Gazelle-  
 halbinsel 84  
 Färbung der Kopfhaare 83  
 — der Zähne 83 105  
 Felltrommeln auf der Gazellehalbinsel 80  
 — auf Wuwulu und Aua 215  
 Feuermachen 122  
 Finsch, Dr. 26  
 Fischfang auf der Gazellehalbinsel 65 f.  
 — in Neumecklenburg 152  
 — auf Sankt Matthias 163  
 — auf den Admiralitätsinseln 178  
 — auf Wuwulu und Aua 213  
 — auf Rانيت, Luf und Ninigo 225  
 — der Salomonier 245 f.  
 — auf den östlichen Inseln 258  
 Fischspeere 67 101 152 178 213 258  
 Flechtereier 177 238  
 Flöten 81 f. 294  
 Flutkatastrophe im westlichen Neupom-  
 mern 37  
 Forsyth, C. E. 24 37  
 Französische Inseln (French Island) 118 f.  
 Frau, Stellung der  
 bei den Stämmen der nordöstlichen  
 Gazellehalbinsel 51 f.  
 bei den Moanus 196  
 bei den Salomoniern 233  
 auf den östlichen Inseln 254  
 Friedensschluß auf der Gazellehalbinsel 50  
 — in West-Neupommern 118  
 — bei den Moanus 203  
  
 Gaktei 101  
 Gallego, Hernandez 3  
 Gardnerinseln 295 f.

Gazellehalbinsel 47 f.  
 — Sprache 325 f.  
 — Masken 276 f.  
 — Geheimbünde 276 f.  
 Geburt, Bräuche bei der  
 bei den Stämmen der nordöstlichen  
 Gazellehalbinsel 56 f.  
 bei den Baining 94 f.  
 bei den Sukka 103 f.  
 in Neumecklenburg 137 f.  
 bei den Moanus 198  
 auf Rانيت 218  
 auf Luf 222  
 auf Ninigo 222  
 bei den Salomoniern 234  
 auf den östlichen Inseln 255  
 Geheimbünde 273 f.  
 Geisterglaube auf der Gazellehalbinsel 74  
 — der Baining 93  
 — der Sukka 106  
 — der Ufaia 195  
 — in Siara, Aneri und Tanga 157  
 — auf den östlichen Inseln 252  
 Geld siehe Kokosgeld, Muschelgeld, Zahn-  
 geld  
 Gefänge der Moanus 206 f.  
 — der Salomonier 236  
 — des Duf-Duf-Bundes 278  
 Godeffroy & Sohn, J. C. 23  
 Golau = Nordsohn  
  
 Haartracht 92 148 181 216  
 Haifischfang 152  
 Häuptlinge auf der Gazellehalbinsel 48  
 — in West-Neupommern 119  
 — in Siara 156  
 — der Moanus 197  
 — der Salomonier 232  
 — auf den östlichen Inseln 254  
 Harnsheim & Co. 23  
 Holmesfluß = Toriu  
 Holzscherter von Wuwulu und Aua  
 213  
 Holztrommeln auf der Gazellehalbinsel  
 78 f.  
 — in Neumecklenburg 144  
 — auf den Admiralitätsinseln 184  
 — auf den Salomoinseln 237  
 Hunter (Kommodore) 19 f.



- Sätten in West-Neupommern 121
- in Neuhannover 150
- in Neumecklenburg 150
- auf Sankt Matthias 162
- der Admiralitätsinsulaner 178 f.
- auf Wuwulu und Aua 211 f.
- auf Raniet, Luf und Ninigo 223
- der Salomonier 238
- auf den östlichen Inseln 259

Ingiet 283 f.

Innere Krankheiten, Behandlung von 72 f.

Jagd 96 121 246

kamara 50

Kämme 123 161

Kannibalismus siehe Anthropophagie

Raniet 217 f.

Kap Balli = Südkap

Kerué 159 f.

Keulen der Gazellehalbinsel 78 f.

— der Baining 98

— der Sulka 124

— in Neumecklenburg und Neuhannover 145

— der Admiralitätsinsulaner 176

— von Wuwulu und Aua 213

— der Salomonier 244

Kindertötung 94 121 234

Kleidung in Neumecklenburg 138

— auf Sankt Matthias 161

— der Admiralitätsinsulaner 181 f.

— auf Wuwulu und Aua 216

— auf Raniet, Luf und Ninigo 224

— der Salomonier 238

— auf den östlichen Inseln 261

Knochenbrüche, Behandlung von 71

Kochröhren der Baining 96

Kotoschaber 122 163

kombiu siehe Mutter

Kopfschmuck auf der Gazellehalbinsel 85 f.

— in West-Neupommern 123 f.

— auf Sankt Matthias 161

— auf Wuwulu und Aua 216

— der Salomonier 239

Kriegführung auf der Gazellehalbinsel 49 f. 75

— in West-Neupommern 119 f.

Kriegführung auf den Admiralitätsinseln 188

Kriegsbemalung 83

Kulturpflanzen 337 f.

Polobau = Duportaininsel

Luf 217 f.

Mali = San Bruno

Maninsel = Iatom

Männerhäuser 166 180 238

Marawot siehe Ingiet

Märchen von der Gazellehalbinsel 307 f.

— der Sulka 312 f.

— der Admiralitätsinsulaner 319 f.

Masken von der Gazellehalbinsel 276 f.

— der Baining 288 f.

— der Sulka 293 f.

— von den Französischen Inseln 294

— von Neumecklenburg 295

— von Tanga 298

— von Aneri 298

— von Lihir 298

— von Bougainville, Bula und Niffan 299 f.

Maffait = San Joseph

Maultrommel 81.

Maur = San Francisco

Mende, Bruno 160

Menschenfresser 188

Menschenopfer bei Begräbnissen 62 118 120

Moanus 175 f.

Mundua = Forestier

Muschelgeld auf der nordöstlichen Gazellehalbinsel 62 f.

— in Neulauenburg 62 f.

— in Neumecklenburg 153 f.

— in Neuhannover 153 f.

— auf den Admiralitätsinseln 197

— auf den Salomoinseln 240

Musikinstrumente auf der Gazellehalbinsel 78 f.

— in Neumecklenburg 144 f.

— der Salomonier 236

Nuffon = Niffan

Namengebung bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 57.

Namengebung bei den Sulka 104.  
 — bei den Moanus 201  
 Namisoko = Duportailinseln  
 Narbentatauierung siehe Ziernarben  
 Nasenschmuck in West-Neupommern 123  
 — in Neumecklenburg und Neuhannover  
 149  
 — auf den Admiralitätsinseln 182  
 — der Salomonier 239  
 — auf den östlichen Inseln 260  
 Negfischerei 66 152 163 178 216 225  
 246 258  
 Neuguinea-Kompanie 26  
 Neuhannover 130 f.  
 Neulauenburg 41  
 Neumecklenburg 130 f.  
 — Geheimbünde 295 f.  
 — Masken 295 f.  
 — Schnitzwerke 295 f.  
 — Totemismus 297  
 — Steinfiguren 298  
 Neupommern 28 f.  
 Ninigo 217 f.  
 Niffan siehe Salomoinseln  
 Nordsohn (Vulkan) 35  
 Nordtochter (Vulkan) 31  
 Nuguria 247 f.  
 Nukumanu 247 f.

Obsidian, Herstellung der Klingen aus  
 185  
 Ohrschmuck in West-Neupommern 123  
 — in Mecklenburg und Neuhannover  
 149  
 — auf den Admiralitätsinseln 181  
 — auf Wuvulu und Aua 216  
 — auf Ranie, Luf und Ninigo 224  
 — der Salomonier 239  
 — auf den östlichen Inseln 260  
 Ornamentik in Neumecklenburg 146  
 — auf Sankt Matthias 166 f.  
 — der Baining 291 f.  
 Östliche Inseln siehe Nuguria, Nukumanu  
 und Tauu

Panflöte 81 145 237  
 Pele (Muschelgeld) 64 f.  
 Penismuschel 161 172 182

Pérouse, Graf de la 19  
 Pfahlbauten 121 180  
 Pfeile der Admiralitätsinsulaner 176  
 — der Salomonier 244  
 Polygamie 54 137 196 233  
 Polynezier, Wanderungen der 267 f.  
 Pubertätszeremonien 105 137 201 219  
 255 294 300 f.

Rascher (Pater Mathäus) 289  
 Ray, Marquis de 24  
 Rechnen mit Muschelgeld 63 f.  
 Rechtsgebräuche 48 f. 196 f. 199  
 Reinigungszeremonien 103 106  
 Religion siehe Ahnenkultus, Geister-  
 glaube, Zauberei  
 Reusen, Herstellung der 65 f.  
 Reusenfischerei 65 f. 153 246  
 Rindenstoff 97 182 224  
 Ringgeld 240

Saiteninstrumente 82  
 Salomoinseln, deutsche 226 f.  
 — — Totemismus 302  
 — — Geheimbünde 299  
 — — Masken 299  
 Salzgewinnung 122, 347  
 Sankt Matthias 159 f.  
 Schädeldeformierung 119  
 Schädelmasken 283  
 Schering, Kapitän 25  
 Schild in West-Neupommern 126 f.  
 — der Sulka 126.  
 — der O Mengen 126  
 — von Rakana 126  
 — von den Französischen Inseln 126  
 — von der Willaumezhalbinsel 126  
 Schildkrötenfang 67 f.  
 v. Schleinitz, Admiral 26  
 Schleudern auf der Gazellehalbinsel 77  
 — der Baining 98  
 — in West-Neupommern 125  
 — in Neumecklenburg 145  
 Schmuck auf der Gazellehalbinsel 82 f.  
 — in West-Neupommern 123 f.  
 — in Neumecklenburg 148 f.  
 — auf Sankt Matthias 161 f.  
 — der Admiralitätsinsulaner 181 f.  
 — auf Wuvulu und Aua 216

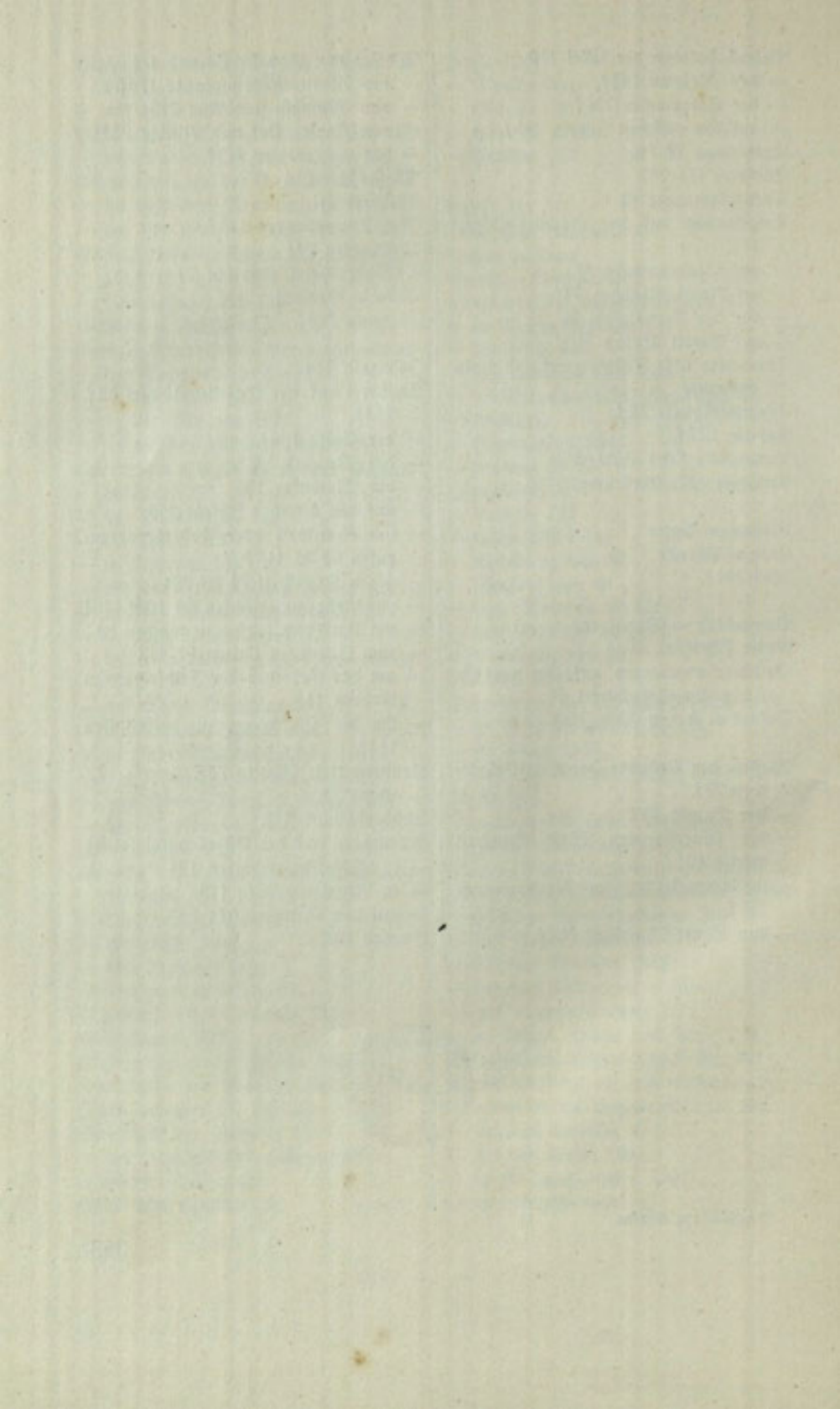


- Schmuck auf Kaniet, Luf und Ninigo 224  
 — der Salomonier 236  
 — auf den östlichen Inseln 256  
 Schurze der Admiralitätsinsulaner 182  
 — von Kaniet, Luf und Ninigo 224  
 Schwirrholz auf der Gazellehalbinsel 82  
 — im westlichen Neupommern 82 294  
 — auf den Salomoinfeln 301  
 Seelen, Aufenthaltsorte der 61 107 157  
 195 f. 254  
 — Austreibung der 106  
 Simberi = Fischerinsel  
 Soziale Organisation der Eingeborenen  
 der Gazellehalbinsel 48 f.  
 — — der Vaining 92  
 — — der Moanus 197  
 — — auf den östlichen Inseln 254  
 Speere der Eingeborenen der Gazelle-  
 halbinsel 77 f.  
 — der Vaining 98  
 — der Sulka 125  
 — in Nakanai 125  
 — auf den Französischen Inseln 125  
 — auf der Willaumezhalbinsel 125  
 — in West-Neupommern 125  
 — in Neumecklenburg und Neuhannover  
 146 f.  
 — auf Sankt Matthias 164  
 — auf Squally Island 172  
 — der Admiralitätsinsulaner 176  
 — von Wuvulu und Nua 213  
 — von Kaniet, Luf und Ninigo 223  
 — der Salomonier 242 f.  
 Speisverbote 102  
 Sprache der Eingeborenen der Gazelle-  
 halbinsel 325 f.  
 — der Vaining 332 f.  
 — der Sulka 334 f.  
 — von Nakanai 335 f.  
 — von Neulauenburg 331 f.  
 Stabwerfen auf Wuvulu 215  
 Steinfiguren 298  
 Steingeräte, prähistorische 266 f.  
 Sternkunde der Moanus 186 f.  
 Sternschnuppen 73 108 252  
 Streitärzte der Vaining 98  
 — der Admiralitätsinsulaner 176  
 Südsohn (Vulkan) 35  
 Südtochter (Vulkan) 31  
 Sulka 101 f.  
 — Maskentänze 293  
 — Märchen 312 f.  
 — Sprache 334 f.  
 — Masken 293  
 Tabak 123 343  
 Tabu siehe Muschelgeld  
 Taguu = Taaui  
 Talele = Scillyinseln  
 Tänze auf der Gazellehalbinsel 89 f.  
 — in Neumecklenburg 141 f.  
 — der Ufai 189  
 — auf Wuvulu und Nua 215  
 — der Salomonier 237 (siehe auch Mas-  
 kentänze)  
 — Zeremonial- 89 f.  
 — profane 89 141  
 — erotische 141  
 — Kriegs- 142  
 — totemistische 143  
 — Erfindung von 89  
 — Verkauf von 89  
 — von Männern 89 141 f.  
 — von Weibern 90 141 f.  
 — Einübung von 90 f.  
 Tasman, Abel 6 f.  
 Tatauierung auf der Gazellehalbinsel 85  
 — in West-Neupommern 124  
 — in Siara 155 f.  
 — auf den östlichen Inseln 256  
 Taulil 99 f.  
 Tavanumbattir siehe Nordtochter  
 Tidir (Musikinstrument) 81  
 Tinbut (Musikinstrument) = Tutupele 80  
 Totemismus bei den Stämmen der nord-  
 östlichen Gazellehalbinsel 288  
 — auf Sankt Matthias 170  
 — bei den Moanus 195 f.  
 — bei den Salomoniern 301 f.  
 — auf Neumecklenburg 297 f.  
 — in Siara, Tanga und Aneri 298  
 Totemsystem, Ursprung desselben 302 f.  
 Totenbestattung bei den Stämmen der  
 nordöstlichen Gazellehalbinsel 59 f.  
 — bei den Vaining 92 f.  
 — bei den Sulka 106 f.  
 — in Neumecklenburg 139 f.  
 — in Neuhannover 140

- Totenbestattung der Ufiai 189  
 — der Moanus 193 f.  
 — der Salomonier 234 f.  
 — auf den östlichen Inseln 255 f.  
 Totenklage 59 140  
 Töpferei 176 262  
 Trauerbemalung 62  
 Trepanation auf der Gazellehalbinsel  
 70 f.  
 — auf Neulauenburg 71  
 — auf Neumecklenburg 71  
 — auf den Caensinseln 71  
 — auf Gerrit Denys 71  
 Trommeln siehe Felltrommel und Holz-  
 trommel  
 Trommelsignale 79 f.  
 Tubuan 277 f.  
 Turanguna siehe Südtochter  
 Tutupele (Musikinstrument) 80  
  
 Uavun = Vater  
 Unea = Mérite  
 Ufiai 191 f.  
  
 Varzinberg = Bunakofor  
 Vater (Vulkan) 35  
 Volksversammlungen auf der nordöst-  
 lichen Gazellehalbinsel 49  
 Vulvut = Henry Reid-Fluß  
  
 Waffen der Stämme der Gazellehalb-  
 insel 77 f.  
 — der Bainig 98 f.  
 — der Eingeborenen West-Neupom-  
 merns 124 f.  
 — in Neumecklenburg und Neuhannover  
 145 f.  
 — von Sanct Matthias 164 f.  
  
 Waffen von Squally Island 171  
 — der Admiralitätsinsulaner 176 f.  
 — von Wuvulu und Uua 213  
 — von Kaniet, Luf und Rinigo 223  
 — der Salomonier 242 f.  
 Wasserflöte 294  
 Weberei 261  
 West-Neupommern 118 f.  
 — Masken 294  
 v. Wietersheim, Kapitän 26  
 Witu = Deslacs  
 Wuvulu 209 f.  
  
 Zahngeld 240  
 Zauberei auf der Gazellehalbinsel 72 f.  
 283 f.  
 — der Sukla 104 f.  
 — der Moanus 203 f.  
 — der Matankor 195  
 — auf den östlichen Inseln 256  
 — um Krankheit oder Tod hervorzu-  
 rufen 88 95 116 f.  
 — gegen Krankheit 74 88 204  
 — um Liebe zu erwecken 88 109 f. 204  
 — um stark und tapfer zu machen 86  
 — zum Schutz im Kriege 87 113  
 — um das Gedeihen der Feldfrüchte zu  
 fördern 115  
 — um die Witterung zu beeinflussen  
 114 f.  
 Zaubermittel: Malira 74 f.  
 — Pepe 75.  
 Zauberschmuck 83 f.  
 Ziernarben auf der Gazellehalbinsel 84  
 — in West-Neupommern 124  
 — in Neumecklenburg 148  
 — auf den Salomoinseln 236  
 Zwerge 109







Augustin Krämer  
Salamafina

Bilder aus altfamoanischer Kultur und Geschichte

Oktav. 245 Seiten. Mit 16 Abbildungen  
Halbleinenband M 3,50

Mit steigender Spannung liest man die Erzählung des Lebens dieser ersten großen samoanischen Königin und erfreut sich an der Darstellung der kulturgeschichtlich wichtigen Momente und Einzelheiten. Nirgendwo leichter geht ein Verständnis für die eigenartige Kultur der Samoaner uns ein, als gerade aus diesem Buch. 16 wohlgelungene Federzeichnungen, mit Liebe und Sorgfalt durchgearbeitet, aus den Händen der Gattin des Verfassers, erhöhen den Reiz des Buches.

Deutsche Übersetzung, Hamburg.

Felix Speiser  
Südsee, Urwald, Kannibalen

Reisen in den Neuen Hebriden und Santa-Cruz-Inseln

Zweite Auflage

Großoktav. 356 Seiten. Mit 132 Abbildungen auf Tafeln und 2 Karten  
Leinenband M 13,—

Auf seinen vielen Streifzügen kam der Verfasser zu Wilden, die noch keinen Weißen gesehen hatten, zu großen, brutal gestalteten Melanesiern und zu zierlichen Zwergvölkern im Innern. Was er von deren Sitten und Gebräuchen, ihrem Ahnenkult, der strengen Regelung ihrer sozialen Verhältnisse, ihrem für den Europäer widerspruchsvollen Charakter, der zwischen hinterlistiger Bosheit und zutraulicher Kindlichkeit rätselhaft hin- und herschwankt, ihrer stolzen Selbständigkeit und blinden Unterwürfigkeit erfahren konnte, hat er in stimmungsgesättigten Skizzen mit verständnisvoller Liebe für die Eingeborenen aufgezeichnet und dabei auch manche Schattenseiten nicht verdeckt, ebensowenig wie die der Zivilisation und Mission.

Ostsee-Zeitung, Stettin.

Karl Sapper  
Die Tropen

Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen

Oktav. 152 Seiten. Mit 70 Abbildungen auf Tafeln  
Leinenband M 5,50

Das sind wirklich erlebte Tropen, jeder Satz eine Beobachtung, jeder Gedanke einer Erinnerung entsprungen, jede Nebensächlichkeit ausgeschaltet oder zur Höhe einer bedeutsamen Tatsache erhoben. Alles ist überlegene Behandlung eines wirklichen Kenners nicht nur, nein auch eines Gestalters, der den Gedankengängen der neuen Geographie ganz nahegetreten ist.

Die Neue Geographie, Braunschweig.



## Klassiker der Erd- und Völkerkunde

Herausgegeben von Dr. Walter Krieberg

In der vorliegenden Sammlung sollen die wertvollsten, noch heute als klassisch geltenden geographischen und ethnographischen Quellenwerke eine Auferstehung feiern. Viele von diesen Berichten sind heute schwer zugänglich, schwer beschaffbar, ja zum Teil noch unveröffentlicht, oder nur in fremden Sprachen erschienen. Diese zum Teil vergessenen alten Bücher bieten reiche Belehrung und edle Unterhaltung. Von höchstem geschichtlichen und psychologischen Interesse sind besonders diejenigen Bände, aus denen der Geist jener großen Epoche der Welteroberung — das Conquistadorentum mit seiner merkwürdigen Mischung von Edelmut, Opfer Sinn und Rohheit — ungeschminkt zu uns spricht. Wieder andere dieser Fahrten ins Unbekannte lassen uns in Szenen stiller Forschertätigkeit unter den „Wilden“ tiefe Einblicke in ein unverfälschtes Menschentum tun. Bilder und Karten sind möglichst den Originalwerken selbst oder zeitgenössischen Werken entlehnt worden. Auf eine gebiegene und vornehme einheitliche Ausstattung wird größter Wert gelegt.

Bates, Henry Walter, Elf Jahre am Amazonas. Abenteuer und Naturschilderungen, Sitten und Gebräuche der Bewohner unter dem Äquator. Bearbeitet und eingeleitet von Dr. B. Brandt. Oktav. XII und 292 Seiten. Mit 19 Abbildungen auf Tafeln und 14 Kartenskizzen. Leinenband M 7,50.

Die fesselnde Macht des Werkes bewirkt, daß wir ihm gespannt und oft atemlos folgen. Das überwältigende Bild des Menschen-, Tier- und Pflanzenlebens im brasilianischen Urwald hat niemand vorher oder nachher so plastisch zu schildern vermocht. Leipzigiger Tageblatt.

Mendana, Alvaro de, Die Entdeckung der Inseln des Salomo. Eingeleitet und bearbeitet von Dr. Georg Friederici. Oktav. 220 Seiten. Mit 24 Abbildungen und 2 Karten. Leinenband M 7,50.

Ebenbürtig reiht sich Mendanas Fahrt den Fahrten eines Kolumbus, Magalhaes und Abel Tasman an. Die Fahrt des Alvaro de Mendana de Neiras mit zwei kleinen, ursprünglich nur für peruanische Küstenschiffe gebauten Schiffen, quer über den Pazifischen Ozean, von Callao nach den Salomonen (1567 bis 1569), verdient als Großtat der Entdeckungsgeschichte unsere stärkste Teilnahme.

Mendana ist großartig gelungen. Und der Völkerkunde ist ein ganz besonders wertvolles Geschenk damit gemacht worden. Allerdings vermochte auch nur ein so hervorragender Mann und Gelehrter wie Friederici die Ausgabe zu schaffen, die ja alle ähnlichen in den Schatten stellt. Prof. Dr. Paul Hambruch.

Cabeça de Vaca, Alvar Nuñez, Schiffbrüche. Die Unglücksfahrt der Narvaez-Expedition nach der Südküste von Nordamerika in den Jahren 1528 bis 1536. Übersetzt und bearbeitet von Dr. Franz Sermer. Oktav. VIII und 143 Seiten. Mit 21 Abbildungen und 2 Karten. Leinenband M 6,—.

Der zum erstenmal ins Deutsche übersetzte spannende Bericht ist der Älteste, den es über die Erforschung jener Gebiete gibt.











4444